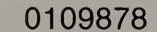
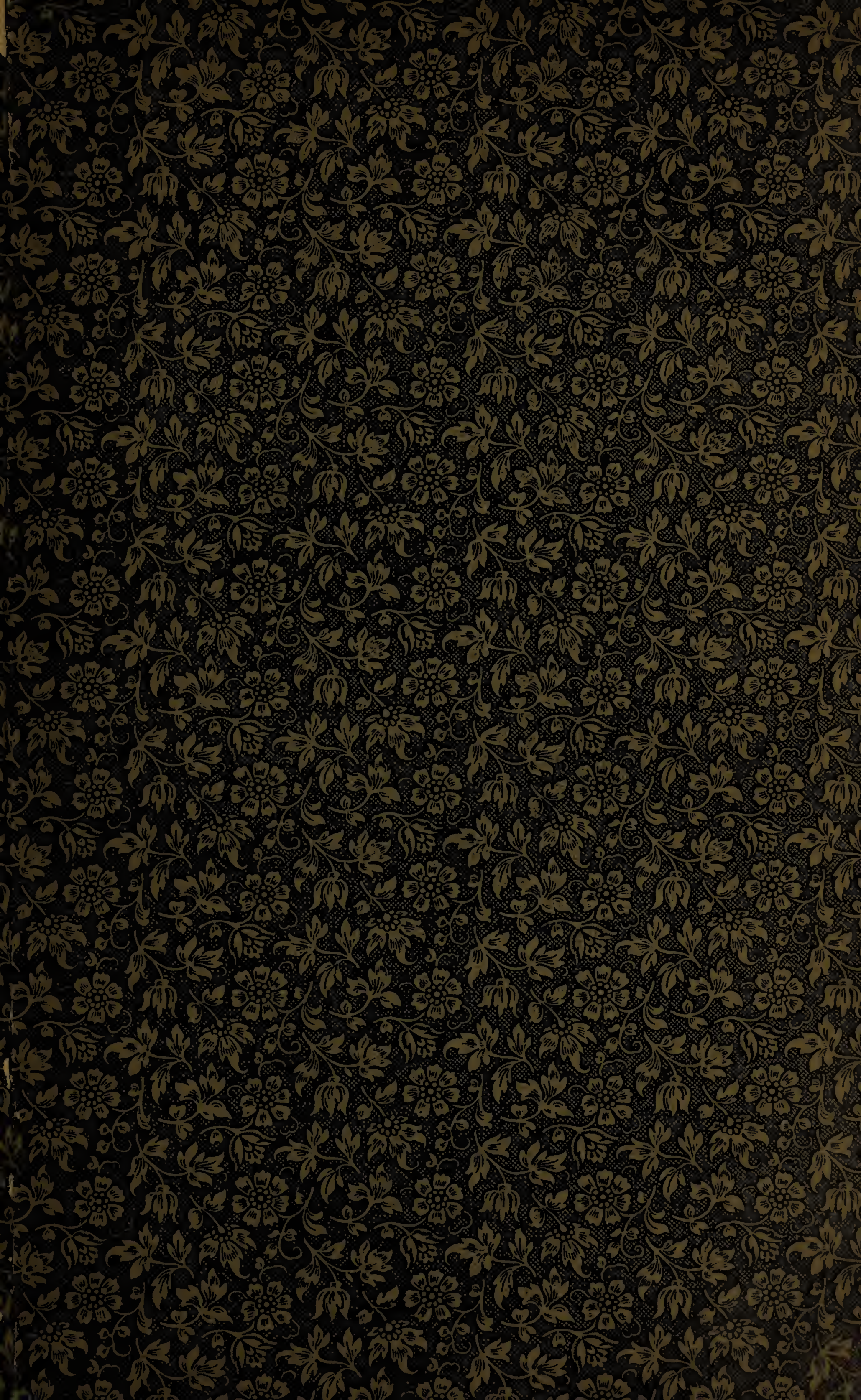

Bilder aus der Geschichte
der Hamburgischen Kirche
von
J. H. HÖCK.









Bilder
aus der Geschichte der Hamburgischen Kirche seit der Reformation.

Von

Johann Heinrich Höck,
Pastor an der Stiftskirche zu St. Georg.

Motto:
„Zu dem kirchlichen Sinn, der gepflegt werden muß, gehört die Freude an der Vergangenheit der Kirche und einige Kenntnis von ihrer geschichtlichen Entwickelung." (Senior D. Behrmann im Artikel „Sekte" im „Evang. Volkslexikon" von D. Schaefer, S. 675.)

Herausgegeben von der
Niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften.

Hamburg 1900.
Verlag der Evangelischen Buchhandlung.
(Fr. Trümpler).

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist zunächst einem persönlichen Bedürfnis entsprungen. Eine geschichtlich veranlagte Natur, habe ich mich im Dienste der Hamburgischen Kirche erst dann wohl fühlen können, als mir ihre Vergangenheit einigermaßen vertraut war. Da eine zusammenhängende Geschichte unserer Hamburgischen Kirche seit der Reformation noch nicht geschrieben ist, hatte ich die vorhandenen Quellen: Monographien, Biographien, Zeitschriften, Broschüren, Predigten u. s. w. zu durchforschen, um mir ein bis in die Gegenwart reichendes Bild von der geschichtlichen Entwickelung unserer Kirche zu machen. Was ich auf diesem Wege gefunden, habe ich alsdann zu Bildern zu gestalten gesucht, die ich seit dem Jahre 1897 in dem von mir herausgegebenen „Stiftskirchenboten" zu Nutz und Frommen meiner Gemeinde veröffentlichte. Die „Bilder aus der Geschichte der Hamburgischen Kirche seit der Reformation" haben bereits in ihrer ersten Gestalt den Beifall weiterer Kreise gefunden. Es ist mir mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, diese Bilder in Buchform zu besitzen. Durch das freundliche Entgegenkommen der „Niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften" ist die Erfüllung dieses Wunsches ermöglicht worden. Sollte dadurch die Kenntnis der Geschichte unserer Kirche, die man einst als „das lutherische Zion des Nordens" gepriesen hat, und damit auch das Verständnis für ihre Gegenwart unserm christlichen Volk zugänglicher werden, so würde damit ein Herzenswunsch des Verfassers erfüllt. Ich bin der Überzeugung, daß jeder Versuch, unser auch in kirchlicher Beziehung subjektivistisches Geschlecht im Zusammenhang seiner Geschichte zu erhalten, willkommen sein muß. Und so darf ich vielleicht auch auf das liebevolle Interesse weiterer Kreise für diese Arbeit rechnen. Die Verlagshandlung hat es sich angelegen sein lassen, das Buch mit reichem Bilderschmuck auszustatten.

Hamburg, im Oktober 1900.

Der Verfasser.

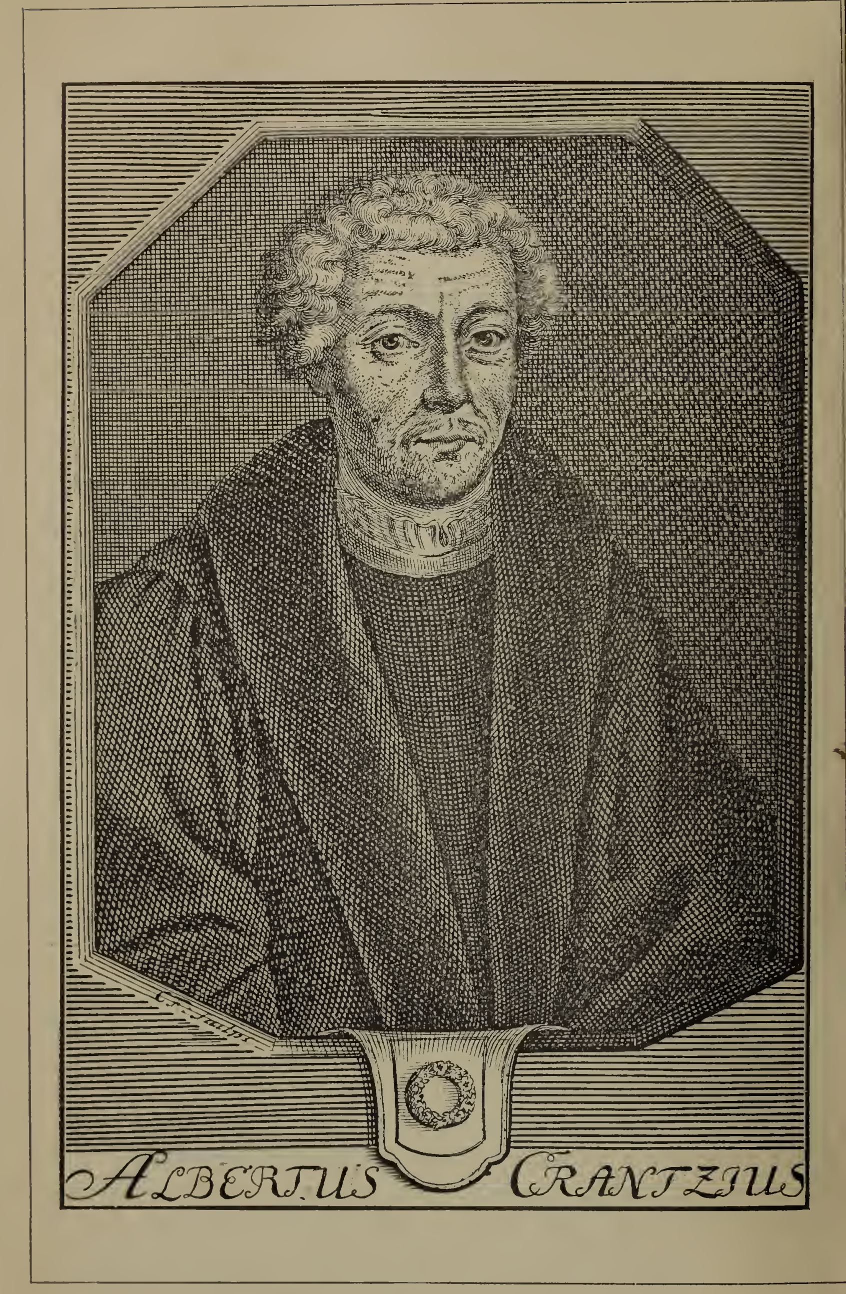


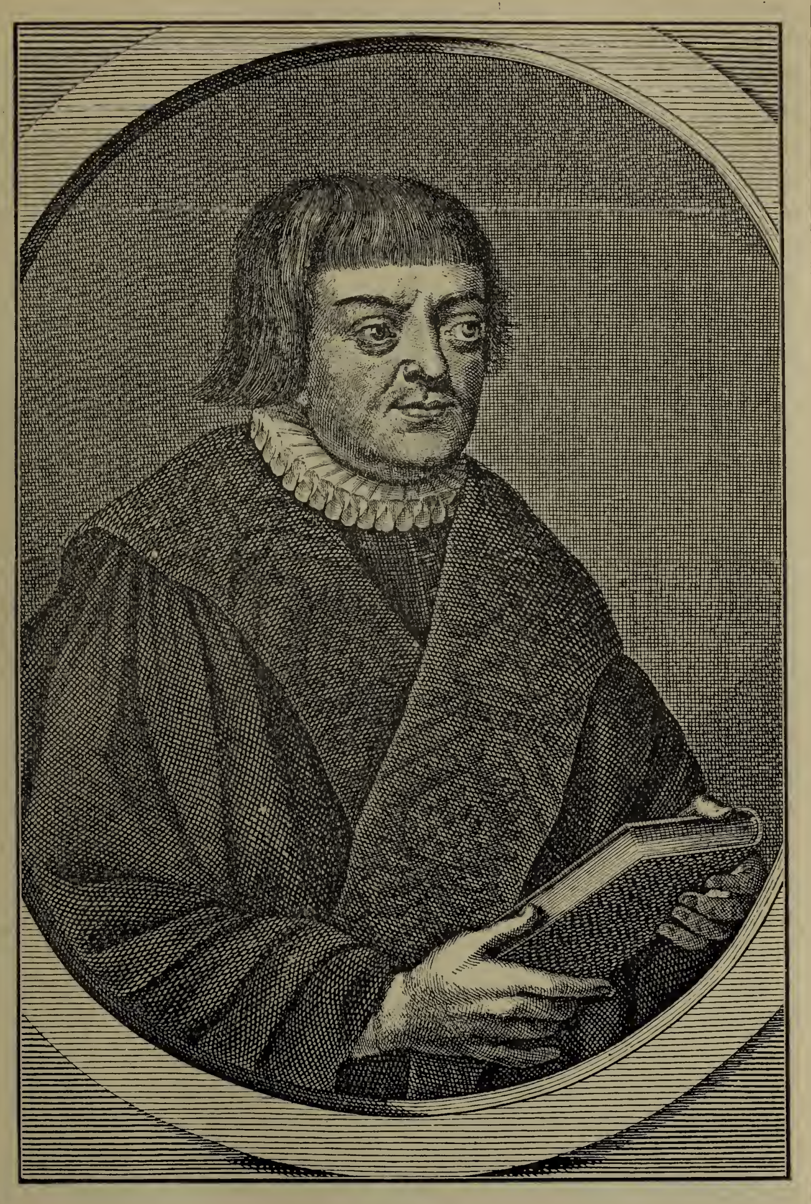
I. Aus der Reformationszeit.

1. Stephan Kempe.

Am 31. Oktober 1517, am Abend vor Allerheiligen, schlug Luther seine fünfundneunzig Thesen an die Schloßkirchenthür zu Wittenberg, „um die Wahrheit ans Licht zu bringen.“ Damit schlug die Geburtsstunde der Reformation. Die Thesen erregten gewaltiges Aufsehen. In vierzehn Tagen liefen sie durch ganz Deutschland. Auch in Hamburg waren sie bald bekannt und erregten die Gemüter. In seiner Wohnung, einer der Kurien am Dom, lag der alte gelehrte Dekan des Domkapitels, D. Albert Krantz, auf seinem Krankenlager und las mit Verwunderung die Streitsätze des kühnen Mönches. „Bruder, Bruder,“ sprach er seufzend, „gehe in deine Zelle und sprich: Gott, erbarme dich meiner!“ D. Krantz, ein treuer Mann, der über den tiefen Verfall der Kirche trauerte und bei Geistlichen und Mönchen auf Zucht und Ordnung hielt, erlebte nicht mehr die Einführung der Reformation in seine geliebte Vaterstadt. Er schloß seine Augen schon am 7. Dezember 1517.

Schon 1521 erhob Ordo Stemmel, Kirchherr zu St. Katharinen, seine Stimme gegen den sittenlosen Wandel der Geistlichen und predigte sowohl auf der Kanzel als im Lektorium, wo er Vorlesungen hielt, das Evangelium nach reinem Verstande. In den bürgerlichen Kreisen verbreitete sich das Evangelium in aller Stille, sodaß schon am 2. September 1522 die Kirchgeschworenen aller vier Kirchspiele mit den erbgesessenen Bürgern unter Genehmigung des Rates den Beschluß fassen konnten, das Domkapitel solle nur gelehrte, fromme, tugendhafte Pfarrer, die dazu passend und geschickt wären, das Wort Gottes zu predigen und den Gottesdienst zu halten,

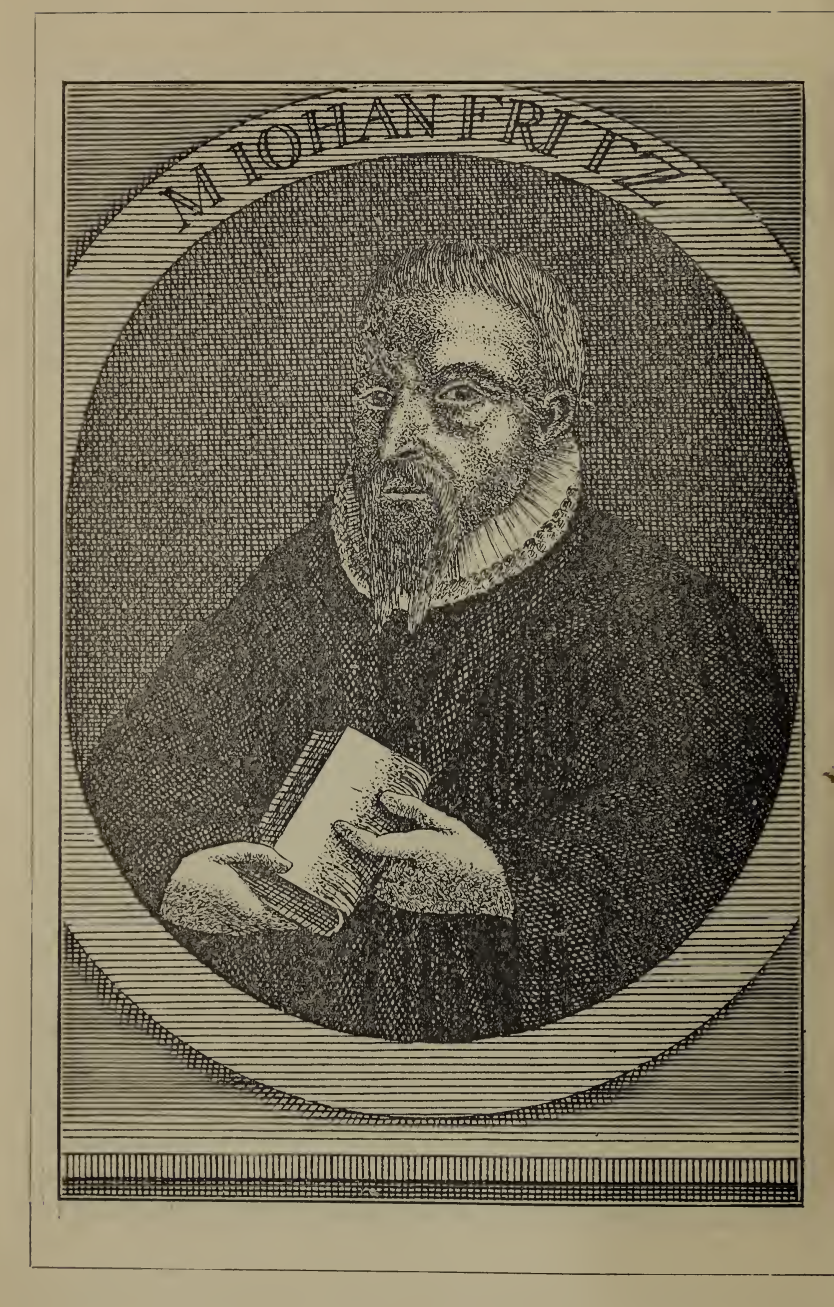

ALBERTUS CRANTZIUS



Stephan Kempe.

einsetzen. „Die Hamburger begehren Gottes Wort,“ schrieb Luther im Dezember 1522 an seinen Freund Wenzeslaus Link. Da kam von Rostock her um Ostern 1523 ein Franziskanermönch, namens Stephan Kempe, in Ordensangelegenheiten nach Hamburg. Er war in Rostock durch M. Joachim Slüter, den Reformator Mecklenburgs, zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen. Ein geborener Hamburger, begann er nun unter großem Zulauf in der Kirche des Marien-Magdalenenklosters das Evangelium zu predigen. Und die neue Lehre fand solchen Eingang, daß, als er bald darauf wieder nach Rostock zurückkehren wollte, sechzig Bürger den Guardian (Vorsteher) des Klosters, Joachim Ellerhof, baten, ihnen den Mann noch länger zu lassen. Nach längeren Verhandlungen blieb dann Stephan Kempe hier und predigte nach wie vor unter großem Beifall das Evangelium. Arme und Reiche gingen in die Marien-Magdalenenkirche zu seinen Predigten trotz des Unwillens der Päpstlichen, die Kempe einen Aufrührer und Ketzer schalten. Als 1526 D. Barthold Moller aus Rostock als Lector primarius nach Hamburg kam, lud er Kempe, seinen früheren Schüler, zu sich ein und besprach sich mit ihm über die neue Lehre. Kempe antwortete, er predige Gottes Wort; wenn D. Moller etwas höre, woran er Anstoß nehme, sei er bereit, sich zu verteidigen. Um Michaelis 1527 kamen zwei Ratsherren und sechs Bürger ins Marien-Magdalenenkloster und trugen Kempe das Pastorat an St. Katharinen an. Kempe entschloß sich dazu, legte die Mönchskutte ab und ward der erste lutherische Pastor zu St. Katharinen. Im Jahre vorher war schon Johann Ziegenhagen aus Magdeburg lutherischer Pastor an St. Nikolai, und Johann Fritz aus Lübeck Pastor an St. Jakobi geworden. So standen nun schon drei lutherische Pastoren an drei von den vier Hauptkirchen der Stadt. Trotz allen Widerstandes, namentlich seitens des Domkapitels und vieler vornehmen Bürger drang doch das Evangelium siegreich vor. 1528 mußten die fünf heftigsten Gegner der Reformation unter den Geistlichen die Stadt verlassen. Kempe schützte sie vor der Wut des Volkes. 1529 am Donnerstag nach Quasimodogeniti war er mit Bugenhagen und andern lutherischen Theologen in Flensburg bei dem Kolloquium mit dem Schwärmer Melchior Hoffmann zugegen. Als König Christian III. von Dänemark am 1. Mai 1538 zur Huldigung nach Hamburg kam, ging er am folgenden Tage in die Katharinenkirche, um eine Predigt von Stephan Kempe zu hören; dabei wurde ein feierliches Tedeum gesungen. Zwei Jahre später, am 23. Oktober 1540,


IOHAN ZIEGENHAGEN.


M IOHAN FRI TZ

ging der treue und tüchtige Mann ein zu seines Herrn Freude. Zu seiner Zeit sang man in Hamburg:

Hamborch, so grote wunderdadt
Hefft Godt bi di bewyset;
Em sy loff sunder underladt,
Billick, dat men em pryset.
Nim an syn wordt,
He werd sofort
Grötter gnade di ertegen.
Sy up de Schrifft!
Wo dat nablifft,
He werd di plage tofögen.

---

2. Bugenhagen in Hamburg.

Es war im Jahre 1520. Im Kloster Belbuck in Pommern saß der fünfunddreißigjährige Lektor Johannes Bugenhagen grübelnd über einem Buche, betitelt: Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche. Ein Klosterbruder hatte es ihm beim Mittagsmahl überreicht. Er hatte darin geblättert und dabei ausgerufen: „Schon viele Ketzer haben die Kirche angegriffen und ihr hart zugesetzt, aber noch keiner ist erstanden, der ihr verderblicher wäre als dieser!" Als er nun aber das Büchlein auf seiner Stube abermals durchlas, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, und er rief aus: „Was soll ich meine Meinung noch verbergen? Die ganze Welt ist blind, sie wandelt in einer cimbrischen (dicken) Finsternis. Luther allein sieht die Wahrheit." Nun zog's den gelehrten und aufrichtigen Mann mächtig zu Luther hin. Er gab sein Amt am Kloster auf und siedelte im April 1521 nach Wittenberg über, um Luther zu hören. Er ward ein Herz und eine Seele mit dem teuern Gottesmann. Nun fing er an, unter großem Zulauf Vorlesungen zu halten. Auch Melanchthon war ihm zugethan und besuchte seine Vorlesungen. Da Bugenhagen oder D. Pommer, wie ihn seine Freunde nannten, vorzügliche Gaben zum Predigen hatte, wurde er um Michaelis 1523 zum ersten lutherischen Pfarrer an der Stadtkirche zu Wittenberg berufen. Er erwies sich als ein besonders tüchtiger Pastor in Predigt, Seelsorge, Aufrichtung von

Schulen, Durchführung guter und heilsamer Ordnung für das Gemeindeleben, Fürsorge für die Armen u. s. w. Weithin drang der Ruf seiner pastoralen Weisheit und Tüchtigkeit.

Als nun im Sommer 1524 in Hamburg der gelehrte, aber durch und durch papistisch gesinnte Kirchherr zu St. Nikolai, Henning Kissenbrugge, aus Ärger über den Beifall, den die Predigten Stephan Kempes fanden, seine Entlassung genommen hatte, richteten die Kirchgeschworenen ihr Augenmerk auf Bugenhagen, diesen bedeutenden und gesegneten Prediger der reinen Lehre. In Übereinstimmung mit der Mehrzahl der erbgesessenen Bürger wählten sie ihn zum Pastor an St. Nikolai und sandten ihm ein Berufungsschreiben. Die Wittenberger, Luther und Melanchthon voran, wollten den bewährten Seelsorger nicht ziehen lassen. Aber Bugenhagen, der den Ruf der Hamburger als von Gott an ihn gekommen ansah, setzte es durch, daß ihm auf ein halbes Jahr Urlaub erteilt wurde, um in Hamburg zu predigen. Ehe er noch die Reise antrat, überbrachte ein Bote des Hamburger Rates ein Schreiben, in welchem er gebeten wurde, nicht nach Hamburg zu kommen. Seine Wahl habe nicht die allgemeine Zustimmung gefunden, und auch seien noch andere Gründe da, weshalb er nicht kommen möge. Einer dieser Gründe war die Verheiratung Bugenhagens. Bugenhagen antwortete dem Rat: Da man ihm mit Brief und Siegel das Thor Hamburgs verschlossen, so werde er nicht kommen, aber diejenigen, welche den durstigen Herzen und Seelen, welche das Wort Gottes zu hören begehrten, das Evangelium zu hören und zu lesen verwehrten, würden sich vor dem Richter Christus zu verantworten haben. Auch an die Vorsteher und Eingepfarrten des St. Nikolaikirchspiels richtete er ein vom 16. November 1524 datiertes Schreiben, in welchem er sie bat, einen andern Prediger zu wählen, der ihnen das Wort Gottes rein und lauter verkündigen könne. Er wolle ihnen gern in dieser Sache raten und helfen.

Die Nachrichten, die er darauf aus Hamburg erhielt, veranlaßten ihn, in den ersten Monaten des Jahres 1526 ein ausführliches Sendschreiben über den christlichen Glauben und die rechten guten Werke „an de ehrentrike stadt Hamborch“ zu richten. Dasselbe erschien im Druck unter dem Titel: „Van dem Christen louen vnde rechten guden wercken, wedder den falschen louen vnde erdichtede gude wercke. Dar tho, wo me schal anrichten myt guden Predickeren, dat sulck loue vnd wercke gepredicket werden.“ Da er nicht nach Hamburg kommen könne und doch ein dort erwählter Pastor und Prediger sei, so sei



Johannes Bugenhagen.

es nicht unbillig, daß er mit Gottes Wort nach dem ihm gegebenen Verständnisse desselben schriftlich zu ihnen komme. Die Schrift blieb nicht ohne Wirkung. Auf ihre Anregung ist die im August 1527 für das Kirchspiel St. Nikolai eingeführte Gotteskastenordnung, die bald darauf auch von den übrigen drei Kirchspielen angenommen wurde, zurückzuführen. In Veranlassung einer Schmähschrift des Dominikaners Augustin von Getelen aus Lüneburg, der sich zeitweilig in Hamburg aufhielt und im Dom predigte, richtete Bugenhagen eine zweite Zuschrift an die Hamburger. In dieser vom 23. April 1528 datierten Schrift sprach er seine Freude aus über den Fortgang des Evangeliums in Hamburg, über die stattgehabten Predigerwahlen und die Aufrichtung eines gemeinen Kastens für die Armen.

Wenige Tage später, am 28. April 1528, fand auf dem Rathaus die große Disputation zwischen den Päpstlichen und den Evangelischen statt, welche den Sieg der Reformation in Hamburg entschied. Bei der weiteren Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse stellte sich heraus, daß man dazu eines Mannes bedürfe, der mit der nötigen Kenntnis und Erfahrung ein solches Ansehen verbinde, daß es ihm gelinge, die Forderungen und Wünsche der vorwärts Drängenden zu heilsamen Entschlüssen zu leiten und die noch Widerstrebenden zu überwinden. Es lag nahe genug, an Bugenhagen zu denken. Luther schrieb am 8. Juli 1528 an den Kurfürsten Johann von Sachsen, die Hamburger hätten abermals ihre Botschaft zu Wittenberg, man möge ihnen neben Johann Pommern den Pfarrer Johann Boldewan zu Belzig, der früher Abt des Klosters zu Belbuck gewesen und mit Bugenhagen befreundet war, eine Zeitlang leihen. Der Kurfürst willfahrte der Bitte Luthers. Während Boldewan wahrscheinlich gleich nach Hamburg reiste und daselbst zum Pastor an St. Petri erwählt wurde, befand sich Bugenhagen damals in Braunschweig zur Ordnung des dortigen Kirchenwesens. Erst im Herbst war es ihm möglich, dort abzukommen. Anfang Oktober trat er mit einem Ehrengefolge, das ihm der Herzog von Lüneburg gegeben, die Reise nach Hamburg an und langte hieselbst am 9. Oktober 1528 an, von einer Abordnung der Stadt, bestehend aus den Ratsherren Otto Bremer und Johann Wetken und drei Bürgern, ehrenvoll begrüßt. Man hatte in der „Doktorei" am Kattrepel für ihn und seine Gattin, die ihn begleitete, eine geziemende Wohnung bereitet. Am nächsten Morgen erschienen die Bürgermeister Hohusen, Gerdt von Holte und Johann Hulpe, und übergaben ihm die Ehrengeschenke der Stadt, bestehend aus einem Ohm

Wein, zwei Tonnen Bier und einem fetten Ochsen. Bugenhagen rühmte selbst, er sei in jeder Hinsicht glänzend empfangen.

Mit Geschick und Eifer ging Bugenhagen nun an die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse, die ihm anfangs „fast zu schwer" erschien, sodaß er an dem Erfolg zweifelte, aber bei dem Vertrauen, das ihm der Rat und die Bürgerschaft entgegenbrachte, je länger je lieber wurde. Gleich am ersten Sonntag nach seiner Ankunft predigte er im Dom unter großem Zulauf. Auch an den Werktagen predigte er fast täglich morgens. Außerdem hielt er täglich Beratungen mit dem Rat, den Bürgern und der Geistlichkeit und arbeitete an der Abfassung einer neuen Kirchenordnung.

Mittlerweile war von zwei vertriebenen Domherren, dem Propsten Joachim von Klitzing und dem Dechanten Clemens Grothe, eine Klageschrift gegen die Hamburger durch das Reichskammergericht bei dem Kaiser eingereicht worden. Kaiser Karl V. übersandte dem Rat den Ausspruch des Gerichtshofes zu Speier, nach welchem der Stadt bei Strafe von 500 Mark lötigen Goldes befohlen wurde, die Kirchen samt den Kirchengütern den Päpstlichen wieder auszuliefern. Das Schreiben des Kaisers wurde dem Rat am 16. Januar 1529 zugestellt. Es kam nunmehr zu einem schnellen Einvernehmen zwischen Rat und Bürgerschaft, dessen Frucht der sogenannte „lange Rezeß" war, der am 19. Februar 1529 unterzeichnet wurde. In den 132 Artikeln dieses Rezesses wurde eine neue Ordnung der bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse aufgestellt. Der 59. Artikel bestimmte, daß „Zeremonien, Kirchendienst, Singen und Predigen nach Vorschrift derjenigen Artikel zu halten seien, die der achtbare und hochgelehrte Herr Johann Bugenhagen verfaßt habe." Am Montag nach Lätare, den 8. März, wurde diese Kirchenordnung vom Senat gebilligt, den Bürgern zur Prüfung übergeben und am Pfingstabend, den 19. Mai, von Rat und Bürgerschaft einträchtiglich angenommen. Am Sonntag Trinitatis, den 23. Mai, fand ein allgemeines Dankfest statt, bei welchem die Annahme der Ordnung den Gemeinden von den Kanzeln verkündigt ward. Diese „Der erbarn Stadt Hamborch Christlike Ordeninge, to denste dem hilgen Euangelio, Christliker leue, tucht, frede vnde einicheit" enthält die Ordnung des gesamten Schul-, Kirchen- und Armenwesens und reiht sich würdig den andern von Bugenhagen verfaßten Kirchenordnungen (Braunschweig 1528, Lübeck 1531, Dänemark 1537, Schleswig-Holstein 1542 u. s. w.) an.

Viel Arbeit und Mühe verursachte Bugenhagen die Errichtung

einer gelehrten Schule. Im Johanniskloster, dessen letzte Mönche in das Marien-Magdalenenkloster übersiedeln mußten, fand sich ein geeignetes Schulgebäude. Am 20. Mai wurde das Kloster geräumt, und am 24. Mai wurde die neue lateinische Schule, das Johanneum, für die Bugenhagen tüchtige Lehrer gewonnen hatte, feierlich geweiht und eröffnet. Damit war im wesentlichen die Aufgabe, die Bugenhagen gestellt war, gelöst. „Es ist Schweiß vergossen," schrieb Bugenhagen an Luther, „aber Gott sei Dank, nicht vergebens. Das Volk kehrt zur Eintracht zurück. Es ist der Herr Christus, der sein Werk vollführt hat."

Inzwischen hatte Bugenhagen noch Zeit gefunden, in der Woche nach Quasimodogeniti nach Flensburg zu reisen, um dem Kolloquium mit dem Schwärmer Melchior Hoffmann über das heilige Abendmahl beizuwohnen. Prinz Christian von Dänemark hatte ihn dazu eingeladen. Das Kolloquium, an dem auch Stephan Kempe und Johannes Aepinus teilnahmen, fand am 8. April 1529 statt. Die Rede, mit welcher Bugenhagen die Disputation geschlossen, gab er bald darauf in Hamburg heraus.

Schon ward man in Wittenberg ungeduldig über Bugenhagens Abwesenheit. Doch nötigte ihn die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse am Dom, noch bis Anfang Juni zu bleiben. Ein Versuch, das Domkapitel zur Abstellung derjenigen Mißbräuche zu bewegen, die am meisten Anstoß gaben, mißlang. Bugenhagen selbst veranlaßte durch Luther, daß der Kurfürst ihn zurückrief. Am Mittwoch den 9. Juni trat er die Heimreise an, nachdem ihm ein Ehrengeschenk von 100 rheinischen Gulden für ihn selbst und 15 Gulden für seine Frau ausgehändigt worden. Drei Bürger gaben ihm im Auftrage der Stadt das Geleit. Am 25. Juni traf er über Braunschweig in Wittenberg ein. Auf dem Hofe des neuen Johanneums, an der Stätte des früheren Domes, hat man bei der Feier seines 400jährigen Geburtstages im Jahre 1885 dem treuen Mann ein wohlverdientes Denkmal gesetzt.

---

3. Johannes Aepinus.

„Vor allen Dingen bedürfen wir eines guten Superintendenten, das ist eines Aufsehers, wenn wir einen bekommen können. Solche Leute sind selten; man muß Gott darum bitten, wie uns Christus lehrt," — so hatte Bugenhagen in dem Abschnitt unserer Kirchenordnung geschrieben, der vom Superintendenten und seinem Helfer handelt. Nachdem er Hamburg verlassen, war man ernstlich darauf bedacht, einen geeigneten Mann zur Leitung des gesamten Kirchen- und Schulwesens zu finden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen wählte man am 18. Mai 1532 Johannes Aepinus, den Pastor an St. Petri, zum ersten lutherischen Superintendenten Hamburgs.

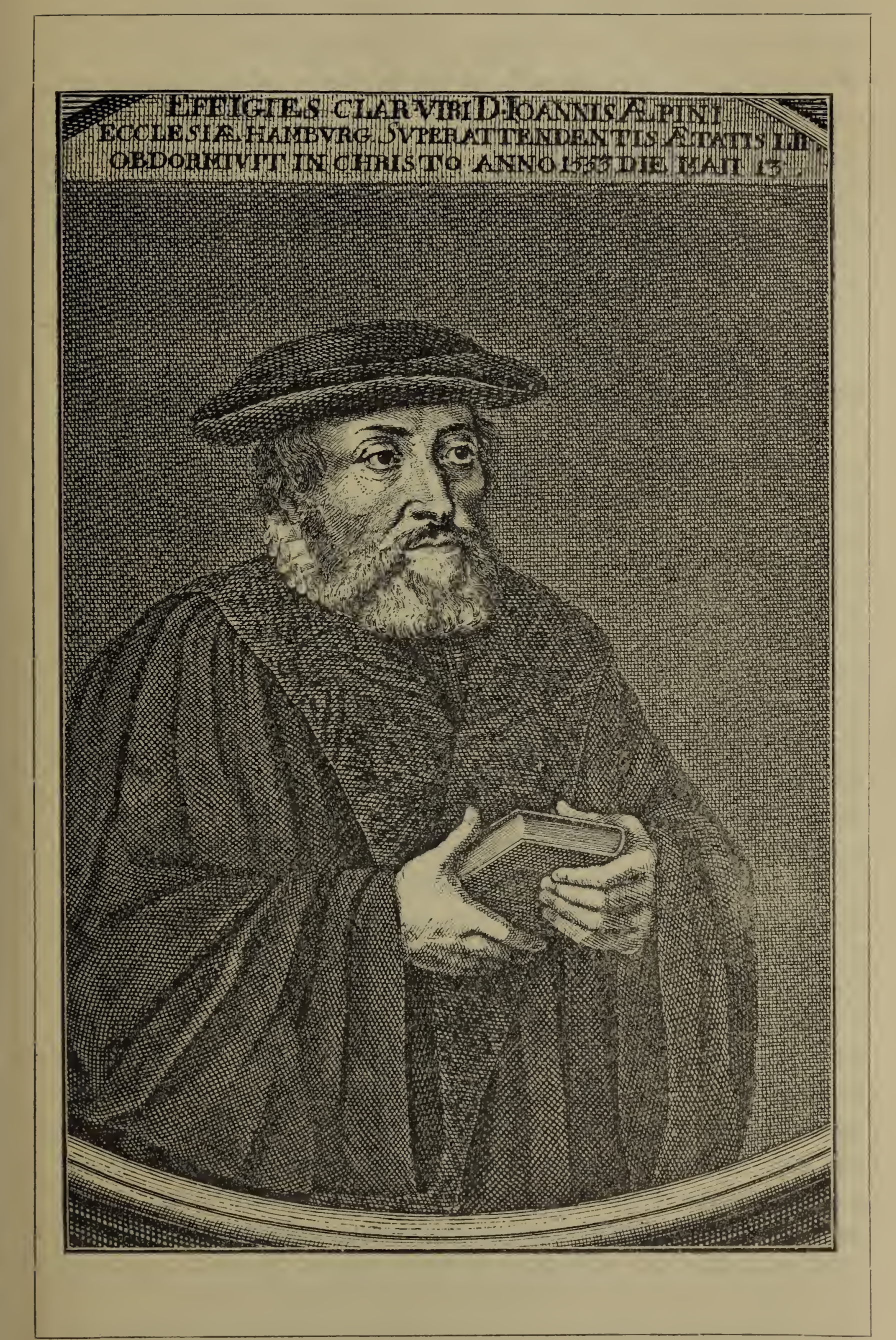
Johannes Aepinus war 1499 zu Ziegesar in der Mark Brandenburg geboren, wo sein Vater Ratsherr war. Er hieß eigentlich Johannes Hoeck, wie er sich auch auf dem Titel einer 1530 in Hamburg erschienenen Schrift: „Korte Onderwysinge van dem Sacramente des Lives vnde Blodes Christi," nennt. Er war zuerst Mönch gewesen und zwar im Kloster zu Belbuck in Pommern, an dem Bugenhagen Lektor war. Schon vor Bugenhagen ging er nach Wittenberg, wo er am 1. Oktober 1518 in das Verzeichnis der Studenten eingetragen ist und mit Luther und Melanchthon befreundet ward. Als er nach seiner Heimat Brandenburg zurückkehrte, ließ Kurfürst Joachim I ihn als Lutheraner ins Gefängnis werfen und nachher des Landes verweisen. In dieser Zeit vertauschte Hoeck, um den Verfolgungen der Päpstlichen sich besser entziehen zu können, seinen Geschlechtsnamen Hoeck mit dem gräzisierten „Aepinus." Im Jahre 1524 ward er Rektor einer Schule auf dem Johanniskirchhof in Stralsund. Hier ward ihm die Aufgabe, die erste lutherische Kirchenordnung zu entwerfen. Zu Anfang des Jahres 1529 wurde er aber von den Päpstlichen verdrängt. Im April d. J. nahm er mit Bugenhagen und Kempe teil an dem Flensburger Kolloquium mit Melchior Hoffmann. Die Hamburger wählten ihn darauf, wahrscheinlich auf Bugenhagens Empfehlung, zum Pastor an St. Petri als Nachfolger des wegen körperlicher Schwäche resignierenden Johann Boldewan. Am Sonntag vor Feliciani, den 17. Oktober, wurde er in sein neues Amt eingeführt.

Als allerlei bürgerliche und kirchliche Unruhen den Rat nötigten, mit der Einsetzung eines Superintendenten nicht länger zu zögern, wählte derselbe einstimmig am 18. Mai, dem Vorabend des Pfingst-

festes 1532, Johannes Aepinus zum Superintendenten und zugleich zum Pastor und lector primarius am Dom. Nach einigem Zögern nahm Aepinus die Wahl an. Auf Wunsch des Rates reiste er im folgenden Jahre (1533) nach Wittenberg, um dort die Würde eines Doktors der Theologie zu erlangen, welches für seine Stellung in Hamburg erforderlich erachtet wurde. Auf Befehl des Kurfüsten Johann des Beständigen wurden nun Aepinus und zugleich mit ihm Bugenhagen und Cruciger am 17. Juni von der Universität zu Doktoren der Theologie ernannt, nachdem sie am Tage zuvor über Thesen, die Melanchthon aufgestellt hatte, unter dem Vorsitz Luthers disputiert und die Würde eines Lizentiaten der Theologie erlangt hatten. Der Kurfürst wohnte persönlich dem feierlichen Akte bei und ehrte die drei ersten lutherischen Doktoren der Theologie mit einem solennen Gastmahl auf dem Schlosse. Als Aepinus sich von Luther verabschiedete und sich und die Hamburgische Kirche seiner Fürbitte empfahl, sprach dieser: „Die Sache ist unsers Herrn und Gottes, lasset uns alle mit unserm Gebet und Vater Unser zusammenhalten, so wird der Sache wohl Rat.“

Aepinus fand bei seiner Rückkehr der Aufgaben genug vor. Zunächst mußte er mit einer zum Zwecke der Anknüpfung diplomatischer Verbindungen nach England entsandten Deputation an den Hof Heinrich VIII. reisen. Der König hatte nämlich vom Hamburger Rat einen lutherischen Theologen erbeten, der ihm in seiner Ehescheidungssache mit seiner Gemahlin Katharina raten und bei der Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse seines Landes helfen könne. Der Rat sandte daraufhin seinen Superintendenten. Im Juni 1534 langte Aepinus in London an, wo unter seiner Mitwirkung die Reformation durchgeführt wurde. Er gefiel dem Könige, obwohl er dessen Ehescheidung nicht billigte, so sehr, daß derselbe ihn nur ungern und unter Beweisung seiner königlichen Huld entließ, als der Rat ihn im Dezember 1534 zurückrief, weil wiedertäuferische Unruhen seine Anwesenheit erforderlich machten.

Als am 27. Februar 1534 die Wiedertäufer in Münster unter Jan von Leydens Führung ihre Schreckensherrschaft aufrichteten, sah man sich in den evangelischen Städten Niedersachsens ernstlich genötigt, der Ausbreitung dieser gefährlichen Schwärmerei vorzubeugen. Im Januar 1535 war Aepinus aus London zurückgekehrt, und schon am 15. April versammelte sich unter seinem Vorsitz die erste evangelische Synode Niedersachsens, auf welcher die Städte Hamburg, Lübeck,


EFFIGIES CLAR. VIRI D. IOANNIS ÆPINI
ECCLESIÆ HAMBVRG. SVPERATTENDENTIS ÆTATIS LIII.
OBDORMIVIT IN CHRISTO ANNO 1553 DIE MAII 13.

Bremen, Lüneburg, Rostock und Stralsund durch geistliche Abgeordnete vertreten waren. Man beschloß zur Aufrechterhaltung der Reinheit und Einheit der Lehre den Obrigkeiten zu raten, keinen Prediger auf die Kanzel zu lassen, der nicht nach der augsburgischen Konfession und deren Apologie geprüft sei und durch mündliche Zusage und Unterschrift versprochen habe, nichts, als was der Form der gesunden Lehre gemäß sei, öffentlich oder privatim lehren zu wollen. Wer in einer Stadt nicht angenommen sei, solle auch in einer der andern Städte nicht geduldet werden. Auch über andere Punkte, wie Privatbeichte, Kindertaufe u. s. w. einigte man sich. Die Vorschläge wurden von den Obrigkeiten der betreffenden Städte angenommen und am Sonntag Trinitatis 1535 gleichlautend von den Kanzeln verkündigt.

Schon 1531 hatten die protestantischen Fürsten und Städte zu gegenseitigem Schutz, falls einer von ihnen um des göttlichen Wortes willen angegriffen würde, zu Schmalkalden den sogenannten schmalkaldischen Bund geschlossen. Zu Bundeshauptleuten waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ernannt worden. An sie wandte sich der Rat in Hamburg, als der Kaiser sowie der Erzbischof von Bremen in Angelegenheiten des Domkapitels mit Gewaltmaßregeln drohten, mit der Bitte um Aufnahme in den Bund. Am 10. Januar 1537 legte der Bürgermeister Paul Grote der Bürgerschaft die Frage vor, ob man die Pfaffen wieder in ihre Herrschaft einsetzen, oder ob man bei Gottes Wort bleiben und dem evangelischen Bunde beitreten wolle. Da der Kaiser mit der Reichsacht drohe, müsse man sich entscheiden. Der Oberalte Peter Hesterberg antwortete, daß alle Bürger in allen Kirchspielen bei dem Worte Gottes lebendig oder tot bleiben, daß sie Leib, Blut, Weib und alles, was sie in der Welt hätten, wagen und dransetzen wollten und E. E. Rat bäten, daß er seine erste Sorge sein ließe, daß diese Stadt in den evangelischen Bund käme. Am 29. Januar kam der Bundesvertrag zu stande, und schon am 5. Februar begab sich Aepinus mit zwei Ratssekretären nach Schmalkalden, um mit den andern evangelischen Abgeordneten über die Frage zu beraten, ob man das vom Papste Paul III. zum 23. Mai nach Mantua berufene Konzil beschicken wolle oder nicht. Man machte sich über den Erfolg eines solchen Konzils keine großen Hoffnungen, beschloß aber doch, sich bereit zu halten, für den evangelischen Glauben Zeugnis abzulegen. Die vorher von Luther auf Wunsch des Kurfürsten für das Konzil aufgesetzten Artikel wurden auf Bugenhagens Antrag von den an-

wesenden Theologen unterschrieben. Während Luther krank daniederlag, verfaßte Melanchthon seinen Traktat über die Gewalt und den Primat des Papstes, der, nachdem er von den Ständen gebilligt war, ebenfalls von den anwesenden Theologen unterschrieben wurde. Auch Aepinus unterschrieb. Das Konzil zu Mantua kam nicht zustande.

Der Kaiser ließ es an Bemühungen nicht fehlen, um eine Vereinigung der Evangelischen und der Römischen herbeizuführen. Diesem Zwecke diente eine Reihe von Religionsgesprächen, die freilich resultatlos verliefen. Für ein im Jahre 1539 zu Nürnberg zu haltendes Kolloquium, bei dem nach des Kaisers Wunsch eine Anzahl „fromme, verständige, freundliche, ehrbare, nicht eigensinnige, hartnäckige, zänkische" Männer von katholischer und protestantischer Seite zusammenkommen sollten, um sich über die strittigen Religionsfragen zu besprechen, war auch Aepinus in Aussicht genommen. Aber das Kolloquium kam nicht zustande. Einen letzten Versuch machte der Kaiser mit dem zu Regensburg im Januar 1546 stattfindenden Kolloquium. Als auch hier eine Einigung nicht erzielt wurde, gab der Kaiser die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der Streitigkeiten auf, und so griff er denn zu den Waffen, um die Protestanten mit Gewalt zur Kirche zurückzuführen. Im Sommer 1546 begann der Krieg gegen den schmalkaldischen Bund. Auch Hamburg wurde in Mitleidenschaft gezogen. Als nach der für den Bund unglücklichen Schlacht bei Mühlberg am Sonntag, den 24. April 1547, an der auch hamburgische Truppen teilgenommen hatten, die Weiterführung des Krieges in Frage stand, ließ sich der Rat zu Hamburg auch von seinem klugen und treuen Superintendenten beraten. Aepinus riet zum Frieden, doch dürfe man seine Verbündeten nicht im Stiche lassen und müsse zur guten christlichen Reformation der Kirche freie Macht behalten. „Darum ist nötig, daß wir alles, was unser ist, lieber verlieren und in richtigem Bekenntnis der Wahrheit bleiben, als daß wir um dieses zeitlichen Gewinnes willen etwas beginnen, was gegen unser Gewissen und unserer Seelen Seligkeit sein könnte." Die Lage der Dinge zwang den Rat, unter demütigenden Bedingungen mit dem Kaiser Frieden zu schließen.

Nach der Schlacht bei Mühlberg stand Kaiser Karl V. auf der Höhe seiner Macht den protestantischen Fürsten und Ständen gegenüber. Entschlossen, auch ohne Papst und Konzil eine Beilegung der kirchlichen Wirren herbeizuführen, hatte er auf dem Reichstag zu

Augsburg (1548) durch die Bischöfe Pflug von Naumburg und Helding von Mainz, sowie durch den brandenburgischen Hofprediger Agricola eine vorläufige Kirchenordnung, das sogenannte Augsburger Interim, verfassen lassen und dasselbe als Reichsgesetz veröffentlicht. Den Protestanten wurde in diesem Interim im Grunde nur die Priesterehe und der Kelch zugestanden, dagegen von ihnen Anerkennung der Messe, der Siebenzahl der Sakramente, sowie vor allem Beugung unter den Papst und die Bischöfe gefordert. Der Kaiser verlangte von den evangelischen Ständen strikte Befolgung dieses Interims und ließ auch im Juni 1548 an den Rat zu Hamburg die Aufforderung ergehen, innerhalb fünfzig Tagen die neue Ordnung einzuführen.

Diese Forderung erregte in Hamburg Unwillen und Unruhe. Der Rat teilte das kaiserliche Schreiben dem Superintendenten Aepinus mit, der sofort in Aktion trat, um die Einführung des Interims zu verhindern. Vergeblich versuchte er, einen Hansatag der wendischen Städte auf den 1. August zustande zu bringen. Stralsund, Rostock und Wismar verhielten sich ablehnend. Jedoch gelang es ihm, mit lutherischen Theologen aus Hamburg, Lübeck und Lüneburg eine Besprechung in Mölln abzuhalten, deren Folge war, daß ihm die Abfassung einer Schrift übertragen wurde, in welcher die Bestimmungen des Interims Punkt für Punkt widerlegt wurden. Diese Schrift erschien unter dem Titel: „Bekenntnisse vnd vorklaringe vp dat Interim, dorch der dre Stede Lübeck, Hamborch vnd Lüneborch öre Superintendenten, Pastorn vnd Predigere, tho Christliker vnd nödiger Onderrichtinge gestellet“ noch im August im Druck bei Joachim Louw in Hamburg. Diese Schrift unsers Aepinus fand sowohl den Beifall Melanchthons als vieler andern lutherischen Theologen. Matthias Flacius, der bekannte Wittenberger Theologe, äußerte sich dahin: „das Interim sei von andern und sonderlich von der Städte Buche also wohl konfutiert, daß die Papisten nicht etwas mit Recht dawider können antworten.“ Die Schrift wurde allgemein als das bedeutendste Zeugnis wider das Interim angesehen.

Im Januar des folgenden Jahres (1549) erklärte der Rat unter Zustimmung der Bürgerschaft, daß man bei aller Ehrerbietung vor kaiserlicher Majestät in weltlichen Sachen doch für sich selber bei der reinen Lehre des Evangeliums und den Zeremonien unserer wahren christlichen Religion, wie man sie jetzt in dieser Stadt friedlich halte, mit Gottes Gnade beständig zu verharren gedenke und dagegen an dem Interim keinen Teil nehmen wolle. Der Kaiser

zürnte aufs heftigste und verbot in wiederholten Schreiben aus Speier und Brüssel, etwas gegen das Interim drucken zu lassen. Inzwischen hatte der Kurfürst Moritz von Sachsen, der mit dem Augsburger Interim des Kaisers nicht einverstanden war, auf eigene Hand unter Zustimmung und Mitwirkung der Wittenberger Theologen, besonders auch Philipp Melanchthons, ein anderes Interim entwerfen lassen, das am 21. Dezember 1548 von den Ständen zu Leipzig angenommen und daher das „Leipziger Interim" genannt wurde. In diesem Interim wurde hinsichtlich des Glaubens Unevangelisches abgelehnt, aber der größte Teil der katholischen Zeremonien und Gebräuche als gleichgültig (adiaphoron) zugestanden. Dem Papst als dem obersten Bischof sollten alle Kirchendiener unterworfen und gehorsam sein, auch der Bischöfe Gewalt anerkannt werden. An dies Leipziger Interim knüpfte sich der sogenannte „adiaphoristische" Streit (1549—1555). Prof. Matthias Flacius betonte, wie unwürdig es sei, die Feinde durch falschen Schein der Nachgiebigkeit täuschen zu wollen, und daß in solcher Zeit gerade auch an sich gleichgültige Äußerlichkeiten (Adiaphora) nicht ohne Sünde zugestanden werden könnten. Flacius mußte vor dem Unwillen des Kurfürsten nach Magdeburg flüchten, wo allmählich alle Gegner des Interims zusammenkamen. Auf Flacius Seite traten auch die Hamburger Theologen, besonders Aepin und Joachim Westphal, Pastor an St. Katharinen. Aepin schrieb einen Brief an Philipp Melanchthon und die Wittenberger Theologen über die wahren und falschen Adiaphora. Melanchthon verteidigte sich und bat die alten Freunde, in ihrem Urteil über ihn nicht zu hart zu sein. Eine Flut von Streitschriften ergoß sich für und gegen das Interim, bis der sogenannte Passauer Vertrag, den Kurfürst Moritz von Sachsen im August 1552 mit dem Kaiser schloß, und vollends der Augsburger Religionsfriede im Jahre 1555 dem Streit ein Ende machte.

Inzwischen war Aepinus selbst, ohne es zu wollen, Urheber eines kirchlichen Lehrstreits über die Höllenfahrt Christi geworden, der mehrere Jahre hindurch die Gemüter in und außerhalb Hamburgs erregte. Es ist namentlich dieser Streit, der den Namen unsers Aepinus in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. In einer von ihm im Jahre 1542 als Lektor am Dom gehaltenen Vorlesung über Psalm 16 hatte Aepinus zu Vers 10 sich dahin geäußert, die Höllenfahrt Christi bestehe darin, daß seine Seele nach dem Tode in die Unterwelt hinabgestiegen sei und dort die Qualen der Verdammten

für uns erlitten habe, wodurch erst das Werk der Erlösung vollkommen zustande gebracht sei. Aepinus konnte sich für diese Ansicht auf die Auslegung Luthers zu Psalm 16 aus dem Jahre 1520 berufen. Ihm trat sein Nachfolger an St. Petri, Johann Gartze, entgegen, indem er sich auf eine Predigt Luthers vom Jahre 1533 berief, in welcher Luther die Höllenfahrt Christi als einen Sieg und Triumph Christi über die Hölle und den Teufel darstellte. Aepin gab zu, diese Predigt nicht zu kennen, meinte aber, daß in solchen Fällen, wo die Lehrer uneinig seien, die Freiheit gelten müsse. Gartze schien sich damit zu beruhigen. Im folgenden Jahre wurde er als Prediger nach Spandau berufen. Als aber im Jahre 1544 Aepins Kollege am Dom, der lector secundarius Johann Freder, den Kommentar Aepins zum 16. Psalm herausgab und dadurch die Ansicht Aepins allgemein bekannt wurde, brach der Streit aufs neue aus. Zunächst war es der von Salzwedel als Prediger an St. Petri berufene Tileman Eppingk, der Thesen gegen Aepins Lehre von der Höllenfahrt Christi aufstellte und dieselbe für verführerisch und teuflisch erklärte. Luther, an den Aepin sich wandte, bat, man möge den Zwiespalt nicht laut werden lassen. Gartze, der 1546 wieder von Spandau als Pastor an St. Jakobi nach Hamburg zurückberufen wurde, hatte von dem wieder erwachten Streit gehört und war nach Wittenberg gereist, um Melanchthons Ansicht zu hören. Dieser gab ihm einen Brief an Aepinus mit, in welchem er erklärte, ein Streit über diese Frage sei weder notwendig noch nützlich. Ein Gegner Aepins, Pastor Högelke an St. Petri, brachte die Sache auf die Kanzel und griff Aepinus an unter Hinweis auf das Kreuzeswort: „consummatum est“ (es ist vollbracht). Ihm sekundierte der Diakonus Hackrott an St. Jakobi. Auch Gartze predigte an mehreren Sonntagen gegen Aepinus trotz ausdrücklichen Verbotes des Rates, der in dieser Sache 1550 ein Gutachten der Universität Wittenberg eingeholt, welches Melanchthon erstattet hatte. In diesem Gutachten riet Melanchthon dem Rat, die Autorität des Superintendenten aufrecht zu erhalten und den streitenden Parteien zu verbieten, die Streitfrage auf den Kanzeln und in Versammlungen zu erörtern. Als sich Gartze, Eppingk und Hackrott nicht fügen wollten, wurden dieselben am 26. April 1551 ihrer Ämter enthoben und mußten die Stadt meiden. Högelke hatte beizeiten eingelenkt. Die Konkordienformel entschied später die streitige Lehre gegen Aepinus Auffassung dahin, Christus sei nach seiner ganzen Person zur Hölle niedergefahren als

Überwinder des Teufels und habe ihm alle Macht genommen und der Hölle Gewalt zerstört.

Auch in dem sogenannten Osiandrischen Streit über das Verhältnis von Rechtfertigung und Heiligung (1549—1563) war Aepinus beteiligt. In einer von ihm 1551 verfaßten Antwort der Geistlichkeit der drei Städte Hamburg, Lübeck und Lüneburg auf die von dem Hofprediger Osiander zu Königsberg aufgebrachte Lehre, daß die Rechtfertigung nicht eine Gerechterklärung, sondern eine Gerechtmachung des Sünders sei, indem Gott ihm die Gerechtigkeit Christi einflöße, trat Aepinus mit Milde, Ruhe und Klarheit für die Schriftlehre ein, daß die Rechtfertigung ein göttlicher Urteilsspruch über den Sünder sei, durch welchen derselbe in die Kindschaft Gottes versetzt werde. — In dem majoristischen Streit über die Notwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit (1551—1562) wurde Aepinus ebenfalls zu einer Erklärung aufgefordert. Er betonte, daß die guten Werke als Früchte des Glaubens von diesem unzertrennlich, aber nicht die notwendige Ursache der Rechtfertigung wären.

Alle diese zur Klarstellung der reinen Lehre des Evangeliums notwendigen kirchlichen Kämpfe, an denen Aepinus hervorragend beteiligt war, und die viel Zeit und Kraft beanspruchten, hinderten den treuen und fleißigen Mann nicht an der Erfüllung seiner besonderen Obliegenheiten als Superintendent oder Bischof der Hamburger Kirche. Er war ein einsichtiger Berater und väterlicher Freund der ihm unterstellten Pastoren; besonders sorgte er für die Gehaltsverbesserungen der Diakonen, die damals Kapläne hießen. Auch den Armen der Stadt bewies er liebevolle Fürsorge. Da sich die Bugenhagensche Kirchenordnung von 1529 in manchen Teilen als abänderungsbedürftig erwies, so erteilte der Rat bereits im Jahre 1539 dem Superintendenten den Auftrag, eine neue Kirchenordnung zu entwerfen. Aepinus gab dem Auftrag Folge, konnte aber der Einführung seiner eigenen Arbeit nicht zustimmen, weil in einem vom Rate 1548 hinzugefügten Schlußartikel derselbe sich eine Macht über die Kirche zuerkannte, die ihm der Superintendent nicht zugestehen wollte. So gelangte diese Kirchenordnung erst 1556, nach Aepins' Tode, zur Einführung. Auch für Bergedorf hatte Aepinus im Jahre 1540 eine Kirchenordnung ausgearbeitet. Noch im Jahre 1552, ein Jahr vor seinem Tode, arbeitete er eine Kirchen- und Schulordnung für Buxtehude aus. Aepinus erfreute sich überall des größten Ansehens. Bei vielen kirchlichen Fragen war sein Wort von entscheidender Bedeutung.

Am 13. Mai 1553 starb der treuverdiente Mann, dem seine Zeitgenossen das Zeugnis geben, er sei ein hervorragend treuer Bischof, ein gottesfürchtiger, gelehrter und beredter Mann, ein gottseliger und berühmter Theologe gewesen. Sein Bildnis schmückte Philipp Melanchthon, der ihn noch um sieben Jahre überlebte, mit einem lateinischen Epigramm, in dem er ihn als einen frommen Lehrer und Wächter der lauteren Lehre des Evangeliums rühmte.

---

4. Paul von Eitzen.

Als nach dem Heimgang Aepins die Wiederbesetzung der Superintendentur in Frage stand, hatte man zuerst den gelehrten Leipziger Theologen, Erasmus Sarcerius, der sich damals in Hamburg aufhielt, ins Auge gefaßt. Aber Sarcerius war der niederdeutschen Sprache nicht mächtig. Es hätte nahe gelegen, den Pastor an St. Katharinen, M. Joachim Westphal, einen Mann von hervorragender Tüchtigkeit, zum Superintendenten zu wählen, aber man fürchtete sich etwas vor dem streitbaren Manne. Nach mehr als zweijähriger Vakanz wurde endlich am 17. August 1555 der Pastor und lector secundarius am Dom, M. Paul von Eitzen, von E. E. Rat und sämtlichen Pastoren „ordentlich und einhellig" zum Superintendenten erwählt und am 1. September durch den Pastor Högelke an St. Petri, der selbst gern Superintendent geworden wäre, in sein neues Amt eingeführt.

Paul von Eitzen, einem alten und vornehmen hamburgischen Geschlecht entstammend, wurde am 25. Januar 1522 zu Hamburg geboren. Im Jahre 1539 wurde er zu Wittenberg immatrikuliert. Zu Luther und Melanchthon trat er in persönliche Beziehungen und namentlich zu Melanchthon, mit welchem er immer aufs engste verbunden blieb, sodaß er auch in den späteren Streitigkeiten nicht an ihm irre ward. Einer weit verbreiteten, aber nicht zu beweisenden Ansicht nach soll er im Jahre 1544 das Rektorat der lateinischen Schule zu Cölln an der Spree (Berlin) übernommen haben. In Rostock wurde er 1546 in die philosophische Fakultät aufgenommen. Er bewarb sich dort auch um eine Professur, ob er aber dieselbe erhalten, ist ungewiß. Als der lector secundarius und Pastor am Dom zu Hamburg, Johann



Paul von Eitzen.

Freder zum Pastor und Superintendenten in Stralsund berufen ward, wählte man um Johannis 1548 Eitzen zu seinem Nachfolger. Am 13. Mai 1549, Montag nach Jubilate, wurde er vom Superintendenten Aepinus im Chor zu St. Marien-Magdalenen ordiniert und eingeführt. Im Jahre 1555 wurde er alsdann Aepins Nachfolger in der Superintendentur, einem Amte, das er bis zu seinem freiwilligen Abgang im Jahre 1562 sieben Jahre lang unter schwierigen Verhältnissen ehrenvoll bekleidet hat. Am 27. Mai 1556 erwarb er zu Wittenberg unter Bugenhagens Dekanat die Würde eines Doktors der heiligen Schrift.

Es waren unruhige Zeiten, in denen von Eitzen seines Amtes zu walten hatte. Die kirchlichen Lehrstreitigkeiten verbitterten und trennten die Gemüter. Obwohl von Eitzen von ganzem Herzen zum lutherischen Bekenntnis hielt, war er doch wegen seines allem Streit abholden Wesens bei mehreren seiner streitbaren Amtsbrüder nicht sonderlich gelitten. Schon bei der bald nach seiner Wahl zum Superintendenten erfolgten Einführung der Aepin'schen Kirchenordnung (28. April 1556) kam es zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und den Pastoren Westphal an St. Katharinen und Bodeker an St. Jakobi. Daß er ein entschiedener Gegner der Sakramentierer war, zeigte er im Jahre 1557 bei dem wahrscheinlich von ihm verfaßten „Der Prediger tho Hamborch slichte vnd rechte Bekentnisse van dem hochwerdigen Sacramente des Lyves vnd Blodes vnses leuen HEren JEsu Christi." Der Schluß dieses Bekenntnisses lautet: „De Allmechtige, gnedige vnd barmhertige Godt vnd Vader vnses leuen HEren JEsu Christi wille dörch den Hilligen Geist syne hillige christlike Gemene, vnde vns alle in der reinen Warheit synes Wordes gnediglich erholden, vnd vor allen vörförischen Erdomen vnd Vnheilen, so vth densüluen erwassen, gnedichlick behöden!"

Seine besonnene Mäßigung, seine Friedensliebe und seine Tüchtigkeit machten ihn zu einem vielbegehrten Vermittler auf den zahlreichen kirchlichen Versammlungen jener Tage. So finden wir ihn in Bremen, Naumburg, Mölln, Braunschweig und Lüneburg, stets bemüht, die streitenden Brüder zum Frieden zu bewegen. Für seinen Lehrer Melanchthon trat er bei jeder Gelegenheit ein. Auf dem Synodus zu Lüneburg im Jahre 1561 unterschrieb von Eitzen zugleich mit Westphal die verabredeten Artikel gegen die Majoristen und Adiaphoristen, wollte aber die Artikel nicht zum Druck befördert wissen, bevor die darin Angegriffenen verhört und ermahnt wären. Er wurde deswegen heftig angegriffen. In seiner Verteidigungsschrift:

„Rechte und wahre Meinung und Verstand göttlicher Schrift und Augsburgischen Bekenntnisses" erklärte er, daß er in keinem Stücke der Lehre anders halte und glaube, als der heiligen Schrift und der Augsburger Konfession eigentliche Meinung und dieser, auch benachbarter Kirchen Lehre und Bekenntnis allezeit von Anfang der Reformation an gewesen.

Da er fortwährenden Angriffen wegen seiner Rechtgläubigkeit ausgesetzt war, folgte er im Jahre 1562 einem Rufe des Herzogs Adolf von Holstein-Gottorf, der ihn zu seinem Oberhofprediger und Generalsuperintendenten ernannte. Bereits im Jahre 1557 hatte er im Auftrage des Herzogs an einer Kirchenvisitation in dessen Landen teilgenommen und besaß auch sonst das höchste Vertrauen dieses Fürsten. In seinem Entlassungsgesuche schrieb er: Da die von E. E. Rat zur Erhaltung des Friedens und der Einigkeit vorgestellten Artikel fast in allen Predigten nach eigenem Gefallen ohne Einsehen und Strafe übertreten würden, so wäre ein Superintendent hier nichts nütze; es sei deswegen besser, an einem andern Orte custos, als zu Hamburg Superintendent zu sein. Er wolle lieber weichen und dahin gehen, wo er mehr Nutzen schaffen könne.

Der Rat ließ ungern den treuen und tüchtigen Mann ziehen und ließ die Superintendentur neun Jahre lang unbesetzt in der Hoffnung, von Eitzen werde nach Hamburg zurückkehren. Dieser aber blieb in Schleswig, wo er bis zu seinem erst am 25. Februar 1598 erfolgten Tode in großem Segen wirkte und in hohem Ansehen stand.

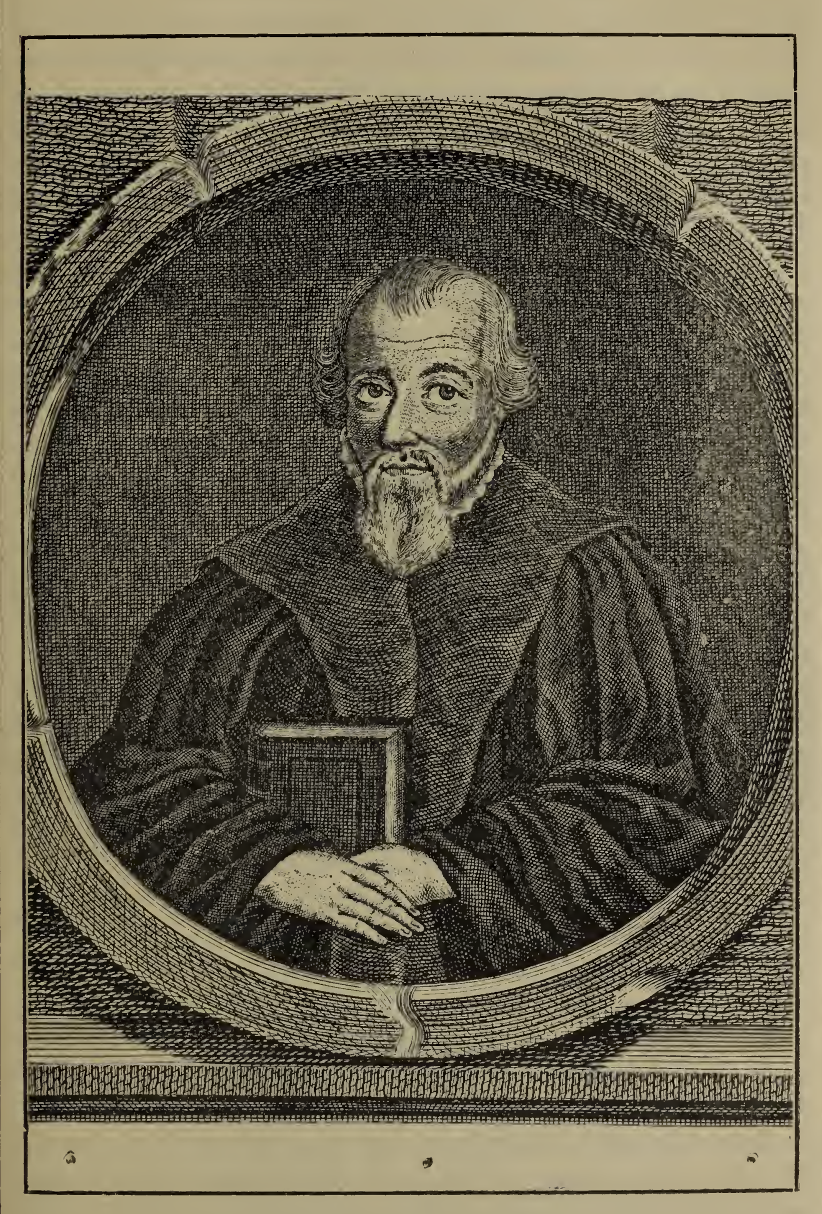
---

5. Joachim Westphal.

„Wat mit Godt is, dat weigere ick mi nicht anthonehmen, und wat nicht mit Godt is, sondern jegen dat geringste Wort Gades und mine Conscientie (Gewissen), dat nehme ick nich an, und wenn dar ok jegen mi stunden alle Engel im Himmel und 10 Keyser und Könige." Dies tapfere Wort sprach im Jahre 1562 der Pastor zu St. Katharinen, Mag. Joachim Westphal, zu den Hamburger Ratsherren, als er sich weigerte, das Lüneburgische Kreismandat anzunehmen. Und man wußte, daß er der Mann war, der, wenn nötig, dem großen Wort die große That folgen lassen würde.

Joachim Westphal war 1510 als Sohn eines armen Tischlers zu Hamburg geboren. Mit Hilfe wohlhabender Nachbarn hatte der hochbegabte Knabe zuerst die hiesige Nikolaischule und später die Klosterschule zu Lüneburg besuchen können. Dann hatte er in Wittenberg studiert und war nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt auf Melanchthons Empfehlung hin Lehrer am Johanneum geworden. Nach zweijähriger Lehrerthätigkeit in Hamburg ging er wieder nach Wittenberg, um weiter zu studieren. Nach Ausbruch der Pest verließ er Wittenberg, wo er Luthers Tischgenosse gewesen war, um zunächst die Universitäten Jena, Marburg und Erfurt zu besuchen. Dann machte er eine längere Studienreise, auf welcher er fast alle Universitäten Deutschlands besuchte. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Rechtgläubigkeit verschaffte ihm im Jahre 1541 eine Berufung als Professor nach Rostock. Fast gleichzeitig wurde er in seiner Vaterstadt als Stephan Kempes Nachfolger zum Pastor an St. Katharinen gewählt, und er nahm die Wahl an. Am 3. Ostertage 1541 führte der Superintendent Aepinus den Dreißigjährigen in sein Amt ein, das er 30 Jahre lang in großer Treue verwaltete. Als im Jahre 1571 der Superintendent Paul von Eitzen, Aepins Nachfolger, der mit Genehmigung des Rates einem Rufe des Herzogs Adolf von Holstein-Gottorf zur Leitung des dortigen Kirchenwesens gefolgt war, definitiv aus dem Dienst der Hamburger Kirche geschieden war, wurde Joachim Westphal vom Rat zum Superintendenten und Lektor primarius am Dom ernannt. Mit großem Eifer widmete er sich diesem neuen Amte, aber schon gegen Ende des Jahres 1573 fiel er in eine schwere Krankheit und am 16. Januar 1574 entschlief er im Alter von 64 Jahren. In seinem Testament hatte er bestimmt: „Ick begehre eyne erlicke Begreffnisse in St. Katharinen Kerke, darinne ick lenger denn dörtigk jare Gades wort geprediget hebbe.“ Diese Bestimmung wurde nach seinem Hinscheiden treulich erfüllt. Er wurde auf dem Chor der Katharinen-Kirche dicht vor dem Altar bestattet.

Joachim Westphal war ein streitbarer Lutheraner. Er gehört zu den bedeutendsten Theologen des Reformationsjahrhunderts und kämpfte in vorderster Reihe um die Reinhaltung der ursprünglichen lutherischen Lehre. Er war ein unerbittlicher Feind aller philippistischen oder kryptocalvinistischen Abschwächungen der reinen Lehre und trat jedem Versuche der auch unter der Hamburger Geistlichkeit vertretenen Philippisten (Anhänger der zuerst von Melanchthon zu gunsten der Reformierten gemachten Konzessionen in der Lehre vom heiligen



Joachim Westphal.

Abendmahl) in Wort und That entgegen. 1552 erschien zu Magdeburg sein „Farrago" (Mengfutter) gegen die Sakramentierer, womit der Kampf eröffnet wurde. Westphal wies den Gegnern nach, daß sie nicht weniger als 28 verschiedene Auslegungen der Einsetzungsworte aufzuweisen hätten. Melanchthon war über Westphals Auftreten sehr erregt. Calvin schrieb erbittert: „Auch das Sachsenland wütet gegen uns ohne Maß und Scham." Aber Westphal war unerschütterlich. Mit seinem Freunde Timann in Bremen gab er eine Sammlung von 27 Gutachten von Ministerien und Theologen in Niedersachsen heraus, die alle in der reinen Lehre vom Abendmahl übereinstimmten. Auch in Hamburg mußten die Gegner schweigen. Am 19. Juli 1560 erfolgte ein Dekret des Rates, nach welchem in Hamburg niemand zum geistlichen Amte zugelassen werden sollte, der nicht sämtliche symbolische Bücher, sowie die Bekenntnisse der Stadt Hamburg gegen das Interim, gegen Osiander, Major und die Sakramentarier eigenhändig unterschrieben habe. Diese Unterschrift leisteten an einem Tage sämtliche Hamburger Pastoren.

Westphal war aber nicht nur ein streitbarer Held, sondern ein frommer Christ. Kurz vor seinem gottseligen Ende betete er: „Ich werde wohl schwach für dieses Leben; aber für das andere, das ewige Leben, erlange ich Kräfte, weil dahin mein Lauf gerichtet ist. Lebe wohl, o Welt, lebe wohl, Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn! Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein." Dann betete er den Glauben und das heilige Vater Unser. Bei der fünften Bitte fügte er hinzu: „Vergieb mir meine Schulden, und ich vergebe allen meinen Feinden und wünsche ihnen, daß sie sich bekehren und selig werden." Wer so stirbt, der stirbt wohl.

---

6. Der Abschluß.

Die Eintrachtsformel (Formula Concordiae) vom Jahre 1577 ist das abschließende Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche. Es hatte jahrzehntelanger Arbeit und Mühe bedurft, um die durch mancherlei Lehrstreitigkeiten getrennten Lutheraner in Lehre und Bekenntnis zu einigen. Das Hauptverdienst um diese Einigung erwarb sich der unermüdlich thätige Tübinger Kanzler und Propst D. Jacob

Andreä (geb. 1528, gest. 1590 nach 44jährigem Kirchendienst). In Verbindung mit dem Braunschweiger Superintendenten D. Martin Chemnitz hatte er auch den anfangs gegen das Einigungswerk vorhandenen Widerspruch der Hamburger Theologen zu überwinden gewußt. Unter den mehr als 8000 Unterschriften von Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Freiherren, Reichsständen und Theologen, die in den Jahren 1577 und 1578 der Eintrachtsformel beigefügt wurden, befindet sich auch die Hamburgs, womit dieses Symbol die Lehrgrundlage auch unserer Kirche geworden ist. Am 25. Juni 1580, dem fünfzigjährigen Gedenktage der Übergabe der Augsburgischen Konfession, erschien das Konkordienbuch, die Sammlung sämtlicher symbolischen Bekenntnis-, Glaubens- und Lehrschriften der lutherischen Kirche. Dieses „auf einhelliger Vergleichung und Befehl der Kurfürsten, Fürsten und Stände derselben Landen“ Kirchen und Schulen und Nachkommen zum Unterricht und Warnung im Druck verfertigte, christlich wiederholte einmütige Bekenntnis hat ebenfalls der Rat der Stadt Hamburg (Consul et Senatus Hamburgensis) unterschrieben. Damit hat unsere Kirche in bündigster und feierlichster Form ihre Zugehörigkeit zur rechtgläubigen lutherischen Kirche bekannt, eine Zugehörigkeit, die rechtlich noch heutigen Tages besteht.

Groß war die Freude aller echten Lutheraner über das gelungene Einigungswerk. Mit brennendem Eifer wachten nun Kirchenregiment und Geistlichkeit über der Erhaltung der reinen Lehre. Superintendent der Hamburgischen Kirche war zu dieser Zeit David Penshorn, (1562 Pastor am Hospital zum heiligen Geist, 1565 Pastor an St. Nikolai und am 27. August 1580 zum Superintendenten erwählt.) Mit Nachdruck trat er den Gegnern der Konkordia, bei deren Abfassung er als Delegierter der Hamburger Geistlichkeit auf dem Konvent zu Uelzen (1576) beteiligt gewesen, entgegen. Im Ministerium saßen wohl noch einige Kryptocalvinisten, aber sie wagten nicht, hervorzutreten. An einem der Ihrigen wurde ein Exempel statuiert: Am 17. Juli 1589 traf ein Blitzstrahl den Turm von St. Nikolai. In fünf Stunden brannte der Turm nieder. Da aber, obwohl gerade ein heftiger Sturm wehte, Gott weiteren Schaden verhütet hatte, ordnete der Rat einen Dankgottesdienst in allen Kirchen der Stadt an. In dem dazu vorgeschriebenen Dankgebet kamen die Worte vor: „Du wollest uns vor falscher Lehre und Gotteslästerung der Papisten, Wiedertäufer und Calvinisten und anderer Teufelslügner gnädiglich bewahren.“ Der Pastor an

St. Petri, M. Joachim Wermer, gebrauchte im Gebet nicht das Wort „Calvinisten", sondern setzte dafür „Sakramentschwärmer". Er wurde verklagt, und das Ministerium stellte ihn zur Rede. Es kam dabei zutage, daß Wermer im Grunde calvinisch sei. Seine Kollegen bemühten sich, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er wollte nicht. So wurde er seines Dienstes entsetzt. Nach einiger Zeit ging er nach Bremen. Das Ministerium in Bremen schrieb darüber einen Brief voll heftiger Vorwürfe gegen den Superintendenten und die Pastoren zu Hamburg. „Für Gott und allen Engeln ist es uns eine große Ehre, daß unsere seligen Vorfahren über die Reinigkeit der Lehre so tapfer sich erwiesen haben," schrieb später M. Pasmann an St. Michaelis über diesen Fall. Wermer trat später ganz zu den Reformierten über und wurde Pastor zu Gröningen in Friesland, wo er 1599 gestorben ist.

Superintendent Penshorn konnte aber nicht verhindern, daß sich in Hamburg niederländische Kaufleute niederließen, und daß sich hier eine reformierte Gemeinde bildete, die bald schon tausend Seelen zählte. Er schrieb ein Büchlein: „Christlike Vermahninge und Warninge vor dem calvinischen Schwarme." Aber die Reformierten hatten einen Fürsprecher an dem Herzog von Oranien. Am 23. September 1593 starb Superintendent Penshorn. Seine Leiche ward von acht Pastoren honoris causa zu Grabe getragen. Der Rat beschloß, das Amt des Superintendenten nicht wieder zu besetzen.



II. Aus dem siebzehnten Jahrhundert.

1. Philipp Nicolai.

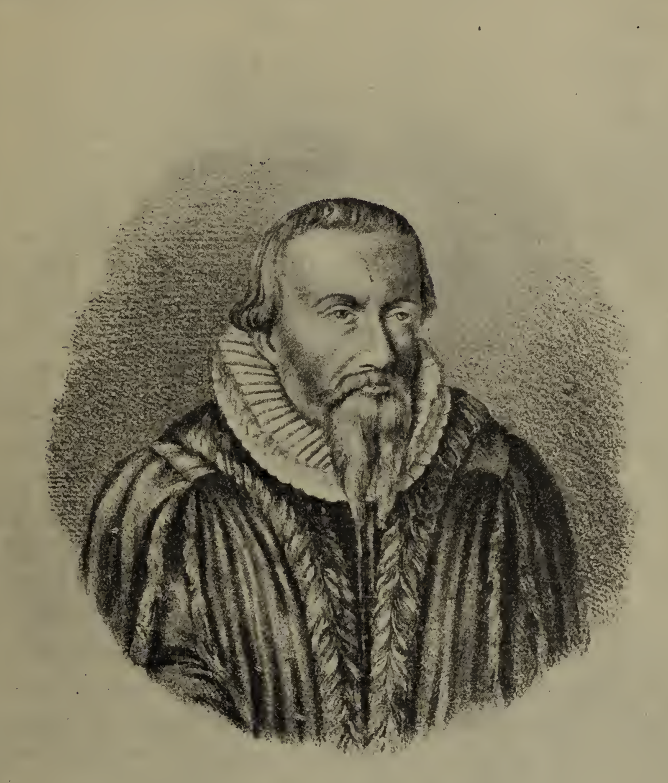
Am 21. Februar 1600 starb der Pastor Georg Stamke oder Stammichius an St. Katharinen, der erste Senior ministerii Hamburgensis, dem der Rat im Jahre 1593 nach dem Tode Penshorns die Geschäfte des Superintendenten übertragen hatte. An seine Stelle wurde am 14. April 1601 D. Philipp Nicolai, (geboren am 10. August 1556 zu Mengeringhausen im Waldeckschen), bis dahin Pastor zu Unna in Westfalen, zum Pastor an St. Katharinen gewählt und am 6. August durch den neuen Senior, M. Bernhard Vagetius, feierlichst in sein Amt eingeführt. Die Hamburger begrüßten diese Wahl mit der größten Freude. War er doch als Verfasser des zu Frankfurt a. M. im Jahre 1599 erschienenen Buches: „Freudenspiegel des ewigen Lebens" und als Sänger der in diesem Buche befindlichen herrlichen Lieder: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" und: „Wachet auf, ruft uns die Stimme" den Hamburgern rühmlichst bekannt. Sein tapferes Ausharren während der in Unna herrschenden Pest, unter deren Schrecken das genannte Buch entstanden war, hatte ihm den Ruf eines vorzüglich treuen Seelsorgers verschafft. Vor allem aber stand er in der vordersten Reihe der Kämpfer für das Palladium der reinen lutherischen Lehre. Seine Schriften: „Kurzer Bericht von der Calvinisten Gotte und ihrer Religion, in Frag und Antwort verfasset," und „Spiegel des bösen Geistes, der sich in der Calvinisten Büchern reget", zeigen ihn als einen unerschrockenen Gegner der Calvinisten. So fand er eine begeisterte Aufnahme bei den treuen Lutheranern Hamburgs. Er predigte jeden Sonntag und in der Woche jeden Donnerstag bei einer bis in die äußersten Winkel mit

Menschen angefüllten Kirche. Den Eindruck seiner Predigten erhöhte David Scheidemann, der als Organist an der Katharinenkirche stand, durch sein herrliches Orgelspiel. Die Hamburger, denen er als „ein anderer Chrysostomus" galt, wünschten sich Glück, einen solchen Mann zum Prediger zu haben, der weit und breit als „eine Säule der lutherischen Kirche" angesehen wurde und durch das Wort, das er verkündete, auf die ganze Stadt einen gesegneten Einfluß ausübte.

Hier in Hamburg brach im Jahre 1604 die Pest aus; Tag für Tag starben über hundert Menschen. Wie einst seiner Gemeinde Unna, so war Nicolai jetzt seinen Hamburgern ein stets bereiter, unermüdlicher Tröster. Um sie zu trösten und zu stärken, schrieb er seine „theoria vitae aeterni oder historische Beschreibung des ganzen Geheimnisses vom ewigen Leben." Die Schrift schließt mit folgendem Gebet: „Komm, du Ewiger, du Hochgebenedeiter und du Allmächtiger, mit deinem Sohn und heiligen Geist, und löse uns auf von dieser Welt, daß wir zu dir kommen in das selige Vaterland des ewigen Lebens. Komm, HErr JEsu, du Wurzel des Geschlechts Davids, du Fürst des Lebens und du heller Morgenstern. Komm bald, HErr, unser A und O, der Anfang und Ende unseres ewigen Heils und ewiger Seligkeit. Komm, HErr JEsu, und verzieh nicht lange. Kein Tag vergeht, wir warten dein und wollten gern bald bei dir sein. Amen." Der so betete, war kein „toter Orthodoxer". Er lebte und webte im rechtfertigenden Glauben und war ein Kind des Friedens.

Aber für sein Glaubenskleinod stritt er als ein tapferer Held. Auch hier in Hamburg machten ihm die Calvinisten viel zu schaffen, und manche geharnischte Streitschrift gegen die Andersgläubigen entsprang der Feder des wackeren Pastoren zu St. Katharinen. „Ich schreibe mit scharfer Feder," schrieb Nicolai im Juni 1605 an einen Freund, „gegen die Pseudochristen und zeige ihnen deutlich die Fundamente unserer Lehre, um den Versuch zu machen, ob der Streit zu schlichten und der goldene Frieden wieder herzustellen ist; aber in den Augen unserer Gegner sind wir streitsüchtige, unruhige Theologen, die die Sache Israels verwirren. Wenn unser Schicksal in den Händen gewisser Gegner läge, würden sie uns lebendig verbrennen. Doch er lebt noch, der zur Rechten des Vaters sitzt!" Also auch im Streit war es diesem Manne Gottes um den „goldenen Frieden" zu thun.

Seine Kollegen gaben ihm ein ehrendes Zeugnis: „Er ist ein gerechter, frommer, ohne Heuchelei sehr demütiger, freundlicher und



Johan: 17

Hæc est vita æterna, ut cognoscant te solum Deum verum, et quem misisti Jesum Christum.

Philippus Nicolai D. Ecclesiæ Hamburgensis ad S. Catharinam pastor. 3. Maij 1603.

friedsamer Mann, ja allerdings eine Wohnung und Tempel des heiligen Geistes gewesen, den man auch nicht einer Untugend mit Wahrheit beschuldigen können und mag wohl von ihm gesagt werden der Lobspruch St. Bernhards: Friedsam war ich, zum Frieden riet ich, geduldig dabei, von aller Hoffart frei."

Im Jahre 1603 erhielt die St. Katharinenkirche einen neuen Turm. Am 16. Juli ward der Turmknopf feierlichst aufgesetzt und demselben eine von D. Nicolai verfaßte Denkschrift einverleibt, welche der Nachwelt den damaligen Zustand der Stadt verkündigen sollte. In dieser Denkschrift heißt es: „Fürnehmlich ist zu wissen, daß Gottlob! zu unsern Zeiten die ganze christliche Gemeine dieser volkreichen Stadt Hamburg zu der lutherischen und unverfälschten Lehre göttlichen Wortes, in prophetischer und apostolischer Schrift verfaßt und vor allen Korruptelen und Irrtümern der Papisten, Calvinisten, Wiedertäufer, Schwenkfelder, Adiaphoristen, Majoristen, Interimisten, Tritheiten, Flaccianer u. s. w. rein und unbefleckt sich thut bekennen. Und obwohl der arglistige Satan mit geschwinden Praktiken etliche Male ungesunde und verfälschte Lehren und sonderlich den Calvinismus durch falsche Brüder einzuführen und den gemeinen Mann mit verschlagenen Worten zu hinterschleichen, sich nicht wenig bemühet, so hat es doch unser lieber Gott bis dahin in Gnaden verhütet und die Herzen eines Ehrbaren Hochweisen Rates als auch der Christlichen und Löblichen Bürgerschaft erwecket und dahin gelenket, daß sie einhellig gewilligt und rezessieret, keine andere Religion in dieser guten Stadt nun und in zukünftigen Zeiten zu gestatten und zu dulden, als die reine Evangelische Lehre, in Heiliger, Göttlicher Schrift gegründet, und in dem Buch der Christlichen Konkordia, so anno 1580 von vielen des heiligen römischen Reiches Evangelischen Kurfürsten, Ständen und Städten approbieret, unterschrieben und durch offenen Druck an den Tag gegeben, wie desgleichen in der Apologie derselben Konkordia wider allerlei schnöde Sachen und Irrtümer bezeuget und wiederholet."

Dieselbe Freude an der Reinheit und Einheit der Lehre und derselbe Eifer um deren Erhaltung tritt uns aus dem Rezeß vom 6. Oktober 1603 entgegen. In dem Artikel I dieses Rezesses, der von der Beförderung der wahren christlichen Religion handelt, heißt es: „Weil die Einigkeit in der Religion auch das rechte Band des Friedens und Vertrauens ist in politischen Händeln, so soll in dieser Stadt und zubehörigen Kirchen und Gemeinden die wahre, reine

Religion, wie dieselbe in den prophetischen und apostolischen Schriften u. s. w. (folgen die symbolischen Schriften der lutherischen Kirche) verfasset und bisher in dieser Stadt Kirchen gelehrt und gepredigt ist und noch gelehrt und gepredigt wird, festiglich behalten und durch des allmächtigen Gottes Gnade auf die liebe Nachkommenschaft gebracht; und im Falle, daß, was Gott gnädiglich abwende, bei diesen besorglichen Zeitläufen Streit und Mißverständnis vorfallen würden, sollen oben gedachte Schriften die rechte Richtschnur und norma veritatis in solchem Streit und Mißverständnis sein und bleiben und nach denselben die streitigen Sachen gänzlich entschieden und erörtert werden, damit so friedlich Wesen in dem geliebten Vaterlande konserviert und die reine Religion auf die Nachkommen heilsam fortgepflanzt werden möge." Gleichzeitig ließ der Rat die sämtlichen Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche in ein Buch binden und darauf drucken: „Corpus doctrinae ecclesiae Hamburgensis" mit der Bestimmung, daß „alle und jede jetziger und künftiger Zeit Prediger dieser guten Stadt, der Superintendent, die Pastoren und ihre Kollegen, der lector secundarius, auch der Rektor der Schule und seine Kollegen, sowie die Prediger auf dem Lande dasselbe mit Herz und Mund aufs neue unterschreiben sollten."

So sah es zu Philipp Nicolai's Zeiten mit dem Bekenntnisstande unserer Kirche aus. Darum wehrte man sich auch gegen die Anderslehrenden. Ein Jahr vor seinem Tode, 1607, geriet Nicolai noch in einen heftigen Streit mit dem Jesuiten Henricus Neverus, der katholischer Priester in Altona war. Dieser hatte eine Predigt von Nicolai gehört, in welcher er gezeigt, daß alle Zeichen des Antichristen bei dem römischen Papste zuträfen. Neverus, ein gelehrter und kluger Mann, wandte sich in einem ausführlichen Brief an Nicolai und versuchte dessen Behauptungen zu widerlegen. „Dieser Brief," schrieb Nicolai, „zeigt zur Genüge, welchen Kitzel der Lojolite fühlt, um mit mir wegen des römischen Papstes anzubinden." Nicolai nahm den Kampf auf und schrieb gegen Neverus: „Über den römischen Antichrist." Die Frage sei von großer Wichtigkeit, und wenn er auch daran verzweifle, durch sein Wort Jesuiten zu bekehren, so wolle er doch für Kinder Gottes und für alle Christen, die die Wahrheit aufrichtig lieb hätten, schreiben, damit ihnen der Sohn des Verderbens hinlänglich bekannt werde. An der Vollendung dieser Schrift hinderte ihn der Tod. Ein halbes Jahr vorher hatte er an seinen Bruder geschrieben: „Ich vergehe schier vor Menge der Arbeit, denn auf

meinen Herrn und süßesten HEiland Christus, der im Glauben in meinem Herzen wohnt, traue ich allein, und dessen Hand ist noch nicht verkürzt, und um dessen Majestät, Ruhm und Ehre handelt es sich." Der Eifer um des Herrn Haus verzehrte ihn. Am 22. Oktober 1608 nahm er noch die Ordination des an die Katharinenkirche berufenen Diakonus Joachim Penshorn vor. Dann verfiel er in ein hitziges Fieber. Am Morgen des 26. Oktober beschied er seine Frau, seine Kinder und sein Gesinde an sein Sterbelager, ließ sie Gebete und Psalmen sprechen und ermahnte sie zu fleißigem Gebrauch des göttlichen Wortes. Sein Amtsgenosse, der Diakonus Dedeken, fragte ihn, ob er gewillt sei, auf das Bekenntnis, für das er gestritten, sein Leben zu beschließen und seine Seele seinem Erlöser und Seligmacher Jesu Christo zu befehlen. Er bejahte diese Frage mit einem lauten Ja, und entschlief dann abends sechs Uhr sanft und selig in dem Herrn. Am 30. Oktober wurden seine Gebeine im Chor der Katharinenkirche neben denen Joachim Westphals eingesenkt. Dedeken hielt bei dem Begräbnis die Trauer- und Klagepredigt. „Ach, Hamburg, Hamburg," klagte er, „was hast du verloren! Ein hoher, großer Schatz ist dir entgangen, ein Auge ist dir weggerissen, und hast einen großen Mann Gottes verloren. Du streitende Kirche Gottes auf Erden, was hast du insgemein verloren? Einen getreuen Kämpfer und eine feine Säule. Das mögen wir mit blutigen Thränen billig beweinen. Was aber hat die triumphierende Kirche in ihm im Himmelreich aufgenommen? Einen wahrhaftigen Heiligen in Christo Jesu, einen sieghaften Kämpfer, der seine Palmzweige vor Gottes Angesicht bringt!" —

---

2. Das Hamburger Melodienwerk.

Im Jahre 1524 gab der kurfürstlich sächsische Kantor Johann Walter, der treue Freund und musikalische Mitarbeiter Luthers, das erste evangelische Choralbuch heraus, „das Geystliche gesangk Buchleyn," die Tonsätze zu 32 deutschen Liedern und 5 lateinischen Texten enthaltend. Luther hatte die Vorrede dazu geschrieben. Das Werk eröffnet den Reigen der zahlreichen Choralbücher, die in der lutherischen Kirche Deutschlands zu Nutz und Frommen der singenden Gemeinde entstanden sind und an die geistgesalbte Kantoren und Organisten ihr

bestes Können wendeten. Auch Hamburg ist darin nicht zurückgeblieben. Schon 1588 gab Franz Eler, Lehrer am Johanneum und Musikdirektor am Dom, seine „Cantica sacra“ heraus, ein Gesang- und Melodienbuch, das in seinem ersten Teil eine Ordnung des Gottesdienstes (ordinarium missae) und die gebräuchlichen lateinischen Kirchengesänge mit ihren Melodien, in seinem zweiten Teil 103 Gesänge in niederdeutscher Sprache enthielt. Im Jahre 1604 aber erschien hieselbst ein Melodienwerk, welches dem Kirchengesange in unserm Hamburg zur wesentlichsten Förderung hat dienen dürfen und seinerzeit weit über Hamburgs Grenzen Ansehen und Gebrauch gefunden hat. Es trägt den Titel: „Melodeyen-Gesangbuch, darinn D. Luthers und ander Christen gebräuchlichste Gesänge ihren gewöhnlichen Melodien nach durch Hieronymum Prätorium, Joachimum Deckerum, Jacobum Prätorium, Davidem Scheidemannum, Musicos und verordnete Organisten an den vier Caspelkirchen zu Hamburg, in vier Stimmen übergesetzt, begriffen sind.“ Von den vier Verfassern dieses Choralbuches, das zu den Quellenwerken des lutherischen Kirchengesanges gehört, war der erste Hieronymus Prätorius, Organist an St. Jakobi, der zweite Joachim Decker, Organist an St. Nikolai, der dritte Jakob Prätorius, Organist an St. Petri und der vierte David Scheidemann, Organist an St. Katharinen. Von den 88 Tonsätzen dieses Werkes sind 13 (darunter die Melodie zu: „Wachet auf, ruft uns die Stimme“) von Hieronymus Prätorius, († 1629, nachdem er 47 Jahre lang als Nachfolger seines Vaters Jakob Prätorius, das Organistenamt an St. Jakobi bekleidet hatte), 19 von Jakob Prätorius, einem Sohne des Hieronymus Prätorius, († 1651, nachdem er fast 50 Jahre das Organistenamt an St. Petri bekleidet hatte), 13 (darunter die Melodie zu: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern“) von David Scheidemann, († 1625) und 30 von Joachim Decker (einer Hamburger Organistenfamilie entstammend, † 1611) komponiert. Die Vorrede zu diesem Choralwerk enthält folgende bedeutsame Stelle: „Es thut einem christlichen Herzen sanft, wenn solche christliche Gesänge entweder die liebe Jugend auf'm Chor quinkelieret, oder auch der Organist auf der Orgel lieblich spielet, oder sie beide ein Chor machen, und die Knaben in die Orgel singen und die Orgel hinwiederum in den Gesang spielet, als nunmehr in dieser Stadt gebräuchlich. Aber alsdann mag auch ein jeder Christ seine schlichte Laienstimme nur getrost und laut genug erheben und also nun mehr nicht als das fünfte, sondern als das vierte und gar fügliche Rad

den Musikwagen des Lobes und Preises göttlichen Namens gewaltiglich mit fortziehen und bis an den Allerhöchsten treiben und bringen helfen."

---

3. Ein Blick in das gottesdienstliche Leben.

Das gottesdienstliche Leben in unserer Hamburgischen Kirche um das Jahr 1600 ruht im wesentlichen auf den Bestimmungen der Aepinschen Kirchenordnung vom Jahre 1556. Als solche Tage, die von alters her zu Feiertagen bestimmt sind, damit an denselben über die vornehmsten Punkte unsers christlichen Glaubens gepredigt und Gottes Gnade mit allgemeiner Danksagung gepriesen werde, und darum auch in Zukunft in unserer Kirche gefeiert werden sollen, nennt die Aepinsche Kirchenordnung folgende: „De Sonndage alle, Wynachten dre Dage, Circumcisionis (Neujahr, Beschneidung Christi), Epiphaniä, Purifikationis (Reinigung Marien), Annuncitationis (Verkündigung Marien), Paschen (Ostern) dre Dage, Ascensionis (Himmelfahrt), Pfingsten dre Dage, Trinitatis, Johannis Baptistä, Visitationis (Heimsuchung Marien), Michaelis." Der „gute" (grüne) Donnerstag soll nicht feierlich sein, aber um der Kommunikanten willen soll dieser Tag mit Predigt und Zeremonien wie ein Feiertag gehalten werden. Die gleiche Stellung eines nicht öffentlichen, aber doch kirchlichen Feiertages hatte der „gute" (stille) Freitag. Die Kapläne sollen in den Pfarrkirchen morgens um fünf Uhr die Geschichte des Leidens Christi verlesen, und die Pastoren um acht Uhr über dieselbe predigen. Zur vollen Würde eines kirchlichen und bürgerlichen Festtages gelangte hier in Hamburg der Karfreitag erst durch das Mandat vom 15. März 1751. Die Anzahl der zu feiernden Apostel- und Heiligentage wird auf vierzehn festgesetzt. Doch sollen dieselben nicht ganz feierlich gehalten werden „umb des velen unrades willen, de van dem Lediggange und der averflodigen Vyre (Feier) herflutt," aber doch sollen sie um der Predigt willeu am vorhergehenden Sonntag vom Pastor von der Kanzel verkündigt und angezogen werden, damit auch den lieben Heiligen ihre gebührliche Ehre geschehe. Bei dieser Ordnung der Sonn- und Festtage ist es in unserm Hamburg geblieben, bis der Rat- und Bürgerbeschluß vom 7. Dezember 1837 die dritten Feier-

tage der hohen Feste eingehen ließ und die Feier der Marientage wie des Johannis- und Michaelistages auf den folgenden Sonntag verlegte.

Was nun die sonn- und festtäglichen Gottesdienste betrifft, so fand in jeder Kirchspielskirche morgens um fünf Uhr der Frühgottesdienst statt, bei welchem die Kapläne über das gewöhnliche Evangelium zu predigen hatten. Um acht Uhr fand der Hauptgottesdienst statt, in welchem der Pastor ebenfalls über das Evangelium des Tages zu predigen hatte. An den drei großen Festen hatten die Pastoren nachmittags über die Epistel zu predigen. An den Vigilien (Vorabenden) der Feste und an jedem Sonnabend fand nachmittags zwei Uhr eine Vesper statt, in welcher die Schule die bestimmten liturgischen Psalmen, Antiphonen und Responsorien sang, wie dies auch im Frühgottesdienst (Messe) an den Sonn- und Festtagen geschah. Außer diesen sonn- und festtäglichen Gottesdiensten fanden tägliche Wochengottesdienste statt, und zwar in St. Petri Dienstags um acht und Donnerstags um sechs Uhr; in St. Nikolai Mittwochs und Freitags um sieben Uhr; in St. Katharinen Donnerstags um acht und Dienstags um sechs Uhr; in St. Jakobi Freitags um acht und Mittwochs um sechs Uhr. In diesen Morgengottesdiensten predigten die Pastoren fortlaufend über ein kanonisches Buch der heiligen Schrift. Zweimal im Jahre, im Winter und im Sommer, wurde in diesen Wochengottesdiensten in je drei Wochen der ganze Katechismus nach einem bestimmten Turnus dem Volke ausgelegt. Am Sonnabendmorgen um sechs Uhr hatten die Kapläne zu predigen und zwar in der Fastenzeit und im Herbste auch über ein Hauptstück des Katechismus. Außerdem hatten die Kapläne zu St. Petri und Katharinen Montags um sechs Uhr und die Kapläne zu St. Nikolai und St. Jakobi an jedem Sonn- und Festtag mittags um zwölf Uhr zu predigen.

Außer diesen in den Kirchspielskirchen gefeierten Gottesdiensten fanden auch am Sonntag wie unter der Woche regelmäßige Gottesdienste im Dom und in den Nebenkirchen statt. Im Dom predigte der Superintendent oder Lektor prim. an jedem Sonn- und Festtagnachmittag nach der Vesper und der Lektor sec. Montags um acht Uhr. In St. Magdalenen fand Sonn- und Festtags der Gottesdienst um sieben und Montags um acht Uhr morgens statt. In St. Johannis wurde Sonn- und Festtags am Vormittag und Sonnabends um acht Uhr gepredigt. In St. Jürgen (Georg) wurde Sonn- und Festtags, sowie Montags sieben Uhr im Pockenhause ge-

predigt und im heiligen Geist Sonn- und Festtags sowie Freitags sieben Uhr über den Katechismus gepredigt. Dazu kamen noch vom Jahre 1620 an die Betstunden, die in Veranlassung eines gefürchteten Überfalles der Dänen angeordnet und später beibehalten wurden. Dieselben fanden statt um zwei Uhr nachmittags und zwar Montags im Dom, zu St. Johannes, zu Marien-Magdalenen, im Waisenhause und zu St. Jürgen und Mittwochs in den vier Kirchspielkirchen. Später wurde die Betstunde für alle Kirchen auf den Donnerstag verlegt. Welch ein Reichtum gottesdienstlichen Lebens!

---

4. Das erste Reformationsjubiläum.

Im Jahre 1617 beschlossen die evangelischen Reichsstände „zur Hochachtung und Bekenntnis aller Wohlthaten, welche die hohe Güte des Dreieinigen Gottes vor hundert Jahren durch die heilsame Reformation des Mannes Gottes D. Martini Lutheri ihnen erwiesen, ein solennes Jubel- und Dankfest in ihren Ländern und Städten anzuordnen.“ Da konnte und wollte unser Hamburg nicht zurückbleiben. So ordnete denn E. E. Rat unserer Stadt durch ein am Sonntag vor dem auf einen Freitag fallenden 31. Oktober von allen Kanzeln zu verlesendes Mandat einen allgemeinen Danksagungs- und Bettag für alle Kirchen an. In diesem Mandat heißt es nach einem Rückblick auf die durch Martin Luther vollbrachte Gottesthat: „Für welche hohe und unaussprechliche Wohlthat, weil wir dem lieben Gott von Herzen Dank zu sagen schuldig, und denselben ferner mit andächtigem, innigem Gebet emsig und unaufhörlich anzurufen und zu bitten haben, daß seine göttliche Allmacht um unserer großen Sünden und Undankbarkeit willen allsolch helles Licht des heiligen Evangelii uns und unsern Nachkommen nicht entwenden oder verlöschen lasse, sondern vielmehr die rechte Erkenntnis seines heiligen Wortes und rechten Weges zur Seligkeit durch seinen heiligen Geist bei uns vermehren und fortpflanzen, auch uns also dabei in beständigem Glauben und kindlich festem Vertrauen hinfüro väterlich erhalten und seine christliche Kirche wider des leidigen Teufels listige Praktiken, wie auch das Wüten und Toben des Papstes und Antichristen, in gutem beharrlichen Frieden und Einigkeit zu seines Namens Preis, Lob und

Ehren bis an den lieben jüngsten Tag durch seine allmächtige Hand gnädiglich beschützen und beschirmen wolle.“ Am Schlusse dieses Mandats werden denn „alle dieser Stadt Bürger und Eingesessene erinnert und wohlmeinend ermahnt, daß ein jeder samt seinen Kindern und Gesinde an gemeldtem nächstkünftigen Freitag sich zu solchem Gottesdienst in den Kirchen fleißig einfinden lasse und denselbigen Tag dem lieben Gott zu Lob und Ehren und Beförderung seiner und der Seelen Heil und Seligkeit mit andächtigem Loben, Danksagen und Beten feiere und dagegen männiglich sich der Handlung und Gewerbes am selbigen Tage enthalten, auch die Kaufleute und Krämer ihre Läden und Buden ungeöffnet lassen sollen.“

Schon am Vorabend des Festes, Donnerstag, den 30. Oktober, wurde in den Kirchen ein Vespergottesdienst gehalten und in St. Petri eine herrliche Kirchenmusik veranstaltet. Am Festtage selbst wurde in allen Kirchen gepredigt und musizieret. Vor der Predigt wurde der Ambrosianische Lobgesang: „HErr Gott, dich loben wir“ von den Kirchenchören kunstvoll gesungen und nach der Predigt dasselbe Lied von der Gemeinde angestimmt. Die heilige Kommunion wurde in allen Kirchen unter großer Teilnahme des Volks gefeiert „und sind in der Kirche zu St. Petri bei die hundert Kommunikanten gezählet worden.“ Nachmittags um zwölf Uhr wurde wieder zur Vesper gepredigt. Nach allen Predigten wurde ein vom Rat für diesen Tag verordnetes, vom Senior Schellhammer verfaßtes, feierliches Gebet unter dem Geläute der Glocken abgelesen. Auch die am Altare teils in deutscher, teils in lateinischer Sprache abzusingenden Versikeln und Kollekten waren den Predigern vorgeschrieben. Als für den Tag „neben der Figural- und Instrumentalmusik sich schickende Gesänge“ waren folgende verordnet: Herr Gott, dich loben wir; Wie schön leucht’t uns der Morgenstern; Nun lob, mein Seel, den Herren; Allein Gott in der Höh sei Ehr; Ein feste Burg ist unser Gott; Wo Gott der Herr nicht bei uns hält; O Herre Gott, dein göttlich Wort; Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort; Wär Gott nicht mit uns diese Zeit; Mag ich Unglück nicht widerstahn. — Senior min. und Pastor zu St. Petri war damals M. Joh. Schellhammer. Das Hochehrwürdige Ministerium umfaßte damals 23 Geistliche: vier an St. Petri, vier an St. Katharinen, vier an St. Nikolai, vier an St. Jakobi, einen am Dom, einen an St. Johannis, einen an Heiligen Geist, einen an St. Georg, einen an Marien-Magdalenen, einen an der alten (kleinen) Michaeliskirche, einen am Waisenhaus. — Außer der gottes-

dienstlichen Feier wurden noch am Hamburgischen Gymnasium Festreden in lateinischer Sprache für die studierende Jugend gehalten. So feierte Hamburg in einmütiger Freude am lauteren Brunnen des göttlichen Wortes das erste Jubelfest der Reformation.

---

5. Der Senior M. Nicolaus Hardkopf.

„Und nun erhebet eure Herzen, Sinne und Gemüter und alles, was in euch ist, zu beherzigen unsere Glückseligkeit und die große Wohlthat der Gemeinschaft des lieben Evangelii, dazu unsere Väter und wir nun wieder gekommen sein. Ich sage es allhie vor Gott und euch allen mit lauter Stimme und gutem Bedacht: Selig seyn die Augen, die das Licht des Evangelii sehen, wie wir es sehen, und selig seyn die Ohren, die die tröstliche, lebendigmachende Stimme des Evangelii hören, wie wir sie hören. Ich sage euch, viel unser Vorväter haben wollen sehen, was wir sehen und haben's nicht gesehen, und hören, was wir hören und haben's nicht gehöret. Wir haben nun wieder das ewige Evangelium, davon unser Text redet, und wird euch allen gesagt: Fürchtet Gott und gebet ihm (nicht dem Papst und seinen Heiligen) die Ehre! — Vor hundert Jahren bedeckte diese unsere Stadt noch päbstische Finsternis, nun aber ist über sie aufgegangen die Herrlichkeit des HErrn.“ —

So predigte am 31. Oktober 1617 auf der Kanzel zu St. Nikolai bei Gelegenheit des hundertjährigen Jubelfestes der Reformation Magister Nikolaus Hardkopf. Geboren am 13. November 1582 zu Oste im Lande Kehdingen, war er am 29. Januar 1615 zum Pastor an St. Nikolai gewählt worden. Seine berühmte Jubelpredigt, der er eine Erzählung davon, wie es bei Einführung der Reformation in Hamburg hergegangen, einfügte, schloß er mit folgenden bemerkenswerten Worten: „Aber zum Beschluß und Valet auf dies Mal, was meinet ihr, welche unter unsern Nachkommen werden über hundert Jahren (so die Welt so lange stehen wird) allhie dies Jubelfest halten? Wer wird alsdann an dieser Stätte stehen? Welche werden dann sitzen, da ihr jetzt sitzet? das weiß allein der liebe Gott. Doch ihr Lehrer alsdann, welche ihr auch sein werdet, euch ist die Bahn gemachet, das Ziel gestecket, ein Exempel haben wir euch gelassen, gedenket an uns

und thut, wie ihr uns zum Fürbilde habet. Lehret eure Zuhörer Gottes Wort, wie es uns von ihm, durch Lutherum von allem menschlichen Zusatz gereiniget, wieder in die Hand gegeben ist, so werdet ihr selig machen euch selbst und die euch hören. Ihr Regenten und Herren zu der Zeit, gedenket zurück an unsere christliche Obrigkeit, tretet in ihre löblichen Fußstapfen, lasset verkündigen das Jubelfest, und haltet darüber. Ja, ihr alle, die ihr über hundert Jahren werdet christliche Einwohner dieser Stadt sein, habt in Acht die edle, köstliche Beilage des lieben Evangelii, die wir durch Gottes Gnade, so viel an uns ist, rein und unverfälscht auf euch bringen wollen!"

Als am Feste der Heimsuchung Marien des Jahres 1616 im Hamburger Hafen ein nach Spanien bestimmtes großes Schiff, auf dem zum Abschied ein Gelage stattfand, in die Luft flog, wobei 37 Personen ums Leben kamen, hielt Hardkopf eine Bußpredigt über das Evangelium vom verlorenen Schaf, die nachher unter dem Titel: „Gedenk daran, Hamburg!" im Druck erschien. Sie gab vierzig Jahre später Balthasar Schupp Veranlassung, seiner berühmten Bußpredigt wider die Entheiligung des Sabbats den Titel zu geben: „Gedenk daran, Hamburg!" Hardkopf war ein fleißiger Schriftsteller. Unter seinen erbaulichen Schriften ragen hervor: „Dic cur hic; das ist: O Mensch bedenke, wozu du geboren und in die Welt gekommen seist, nämlich Gott zu preisen, nach dem ewigen Leben zu trachten und in deinem Berufe Gott treulich zu dienen. Hamburg 1628." Und: „Geistliche Kampf- und Siegesschule, in welcher alle Angefochtenen in einer Predigt über Lukas 2, 46 unterrichtet und getröstet werden. Hamburg 1640." Nach seinem Tode gab sein Sohn Georg, Pastor an St. Nikolai, zwölf Predigten seines Vaters unter dem Titel: „Geistlicher Brotkorb, mit zwölf heilsamen Brocken angefüllet," heraus.

Im Jahre 1633 wurde Hardkopf nach des Seniors Willich Heimgang zum Senior Ministerii erwählt. Im Jahre 1646 nötigte ihn ein schweres körperliches Leiden, seine Ämter niederzulegen. Nach vierjährigem Siechtum, das er geduldig ertrug, ging er am 13. Juni 1650 ein zu seines Herrn Freude. Als schon der Tod sich ihm nahte, lag er eine Zeitlang schweigend und nachdenklich auf seinem Schmerzenslager. Einem Amtsbruder, der ihn besuchte, antwortete er auf die Frage, woran er denn dächte: „Ich sterbe voll freudigen Glaubens, daß auch mir die Verheißung gilt, die in Abraham allen Gläubigen geschenkt ist: Und ich will aufrichten meinen Bund zwischen uns und dir und deinem Samen nach dir, bei ihren Nachkommen, daß

es ein ewiger Bund sei, also, daß ich dein Gott sei und deines Samens nach dir!" (1. Mos. 17, 7). Wer so stirbt, der stirbt wohl. Wir aber hören noch einmal den lieben Mann seinem Hamburg die Herrlichkeit des Evangeliums preisen:

„Wir seyn mit dem hellen Glanze des Evangelii erleuchtet und haben an demselben einen werten, köstlichen, großen und heiligen Schatz, den rechten Seelenschatz, der unermeßlich gehet über alle Kaisertum, Königreiche und Fürstentum, über alle Schätze, so über und unter dem reichen Erdboden in seinen Abgründen sein mögen. Denn was ist ein Land und Stadt ohne Gottes Wort und Wahrheit? Was ist sie ohne Christum? Was sollen uns die feisten, fruchtbare Länder, damit wir umgeben? Die herrlichen, fischreichen Wasser? Die berühmte Schiffahrt? Die große Gewerb- und Kaufmannschaft? Und daß unsere Stadt ist wie ein Teich voll Wassers, wann uns Christus, das Evangelium und Erkenntnis des rechten Weges zur Seligkeit mangelte? Und wenn wir die ganze Welt und allen Reichtum hätten, was hülfen sie uns, wenn wir sollten Schaden an der Seelen nehmen und des rechten Weges zur Seligkeit fehlen? Welches ohne Christi Erkenntnis geschehen müßte?" —

---

6. Valentin Wudrian.

„Hochwichtige und nachdenkliche Ursachen, warum das Gymnasium oder Studentenschulen in der weitberühmten Stadt Hamburg nicht abzuschaffen, sondern vielmehr zu erhalten und zu verbessern sei" — so lautet der Titel einer im Jahre 1623 von dem Pastor Valentin Wudrian an St. Petri gehaltenen und „hernach (1624) zu mehrer consideration publicierten" Predigt. Im Jahre 1612 war in Hamburg durch Beschluß des Rates und der Bürgerschaft das akademische Gymnasium, ein Mittelglied zwischen dem Johanneum und der Universität, gegründet worden. Aber schon im Jahre 1623 machte die Bürgerschaft dem Rate den Vorschlag, die Anstalt wieder eingehen zu lassen, „da den Söhnen hiesiger Bürger mit dem Gymnasium nur wenig oder nichts gedient scheine." Da war es der Pastor Wudrian an St. Petri, der in der genannten Predigt den

Hamburgern bewies, wie 1. aus theologischen, 2. aus politischen, 3. aus ökonomischen Gründen eine derartige Anstalt unbedingt erhalten werden müsse. Er schloß seine Predigt mit den Worten: „Wer Gott im Himmel fürchtet, Kirchen und Schulen Freund ist und sonsten Ehr und guten Namen lieb hat, der wird dazu raten und helfen, daß wir von dem reichen Segen Gottes und bei Spendierung so überaus großer Unkosten zu andern weltlichen Dingen nur etliche Brosämlein, die sonst wohl mit Füßen getreten und unnütze verworfen werden, dem Herrn Christo gönnen und an die studierende Jugend wenden, oder ja zum wenigsten, daß wir Christo lassen, was ihm gehört und nichts entziehen." Der Senat verweigerte seinen Konsens zu dem Vorschlag der Bürgerschaft unter Zustimmung des Ministerii, und das akademische Gymnasium blieb Hamburg bis auf weiteres erhalten.

Valentin Wudrian war am 23. Februar 1584 zu Santschau bei Demmin in Pommern als Sohn des dortigen Pastoren geboren. 1603 bezog der Neunzehnjährige die Universität Greifswald, um schon im Jahre darauf zum Rektor und Kantor in Neukalden in Mecklenburg berufen zu werden. Aber schon 1605 ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Leipzig als Hofmeister eines jungen Freiherrn von Maltzahn. 1606 erhielt er zu Wittenberg die Würde eines Magisters der Philosophie. Bald darauf berief ihn die verwitwete Herzogin Sophia Hedwig zu ihrem Hofprediger auf ihr Schloß in Loitz. 1611 ernannte ihn der Herzog Philipp Julius zum Professor der Hebräischen Sprache in Greifswald, aber schon 1612 wurde er zum Pastor und Propst in Demmin berufen. Von hier wählten ihn die Hamburger im Jahre 1621 zum Pastor an St. Petri. Seine Antrittspredigt, „Salve Hamburgicum", hielt er über Jonä 1, in welcher die „nachfolgende Frage richtig und gründlich erörtert wurde, ob ein Prediger mit gutem, unverletztem Gewissen seine anbefohlene Kirche und Gemeine verlassen und auf ordentlichen Beruf bei einer andern sich bestellen lassen könne." Der ebenso fromme als gelehrte und begabte Mann starb bereits 1625, erst 41 Jahre alt. Er hinterließ eine Witwe und vier Kinder, von denen ein Sohn Lehrer an der Ritterakademie zu Soroe in Dänemark wurde, während eine Tochter mit dem Pastor Johannes Stemann an der deutschen St. Petrikirche in Kopenhagen und eine zweite Tochter mit dem Pastor Johannes Neukrantz in Kirchwärder verheiratet wurde.

Wudrians Name hat in der lutherischen Christenheit noch immer einen guten Klang. Wo man noch die alten „Tröster", die kernhaften

Erbauungsbücher unserer evangelischen Kirche in Ehren hält, da wird auf dem Bücherbrett Wudrians Kreuzschule nicht fehlen. Das köstliche Trostbuch „Schola crucis, das ist ein ausführlicher christlicher Unterricht von dem lieben Kreuz, welches ist aller wahren Christen Hoffarbe, wie nützlich und heilsam und nötig es sei, und wie ein jeglicher sich darin schicken und verhalten soll," ist in zahlreichen Auflagen erschienen und wird noch heute in Neudrucken (Hermannsburg, Kropp u. a. a. O.) gekauft und gebraucht. Wie schön bezeichnet Wudrian das Kreuz des Christen als den Acker, die Thränen als den Samen, die ewige Freude als die Frucht. Der erste Entwurf zu diesem Trostbuch soll übrigens von einem durch viel Kreuz und Leiden bewährten Edelmann, den Wudrian am Hofe zu Loitz kennen und lieben lernte, herrühren. Wudrian übernahm die Bearbeitung dieses Entwurfs, vermehrte denselben durch eigene Betrachtungen und gab schließlich das Buch heraus. Die späteren Ausgaben besorgte sein Schwiegersohn, der Pastor Neukrantz in Kirchwärder. Wer spricht noch in Hamburg von dem ehemaligen Pastor Wudrian an St. Petri? Aber wo man in Stadt und Land bei Kreuz und Leiden noch zu Wudrians Unterricht vom lieben Kreuze greift, da wird man Wudrian als der besten Tröster einen nennen.

---

7. Balthasar Schupp.

Unter den Fremden, die im Sommer des Jahres 1648 Hamburg besuchten, befand sich auch der landgräflich hessische Hofprediger und Konsistorialrat zu Braubach, Balthasar Schupp. Über die Eindrücke, die er bei einem Rundgang durch die Stadt empfing, schrieb er später: „Als ich mit einem vornehmen königlichen Legaten durch diese vornehme Stadt zog, da leuchteten mir derselben Pracht und Herrlichkeit so unter die Augen, daß ich mich sonderlich darin verliebte. Ich sah an die schönen, herrlichen Lustgärten, wie die Leute auf ihren Karossen darin spazieren fuhren und allerhand Ergötzlichkeiten suchten. Ich kam in manches Bürgers Haus und sah so schöne ausgeputzte Säle, darin alles glänzte, darin so manche künstliche Schilderei hing, daß meine Augen sich nicht genugsam daran konnten ersättigen. Ich sah, daß Privatleute Bankette und Gastereien hielten und solche köst-

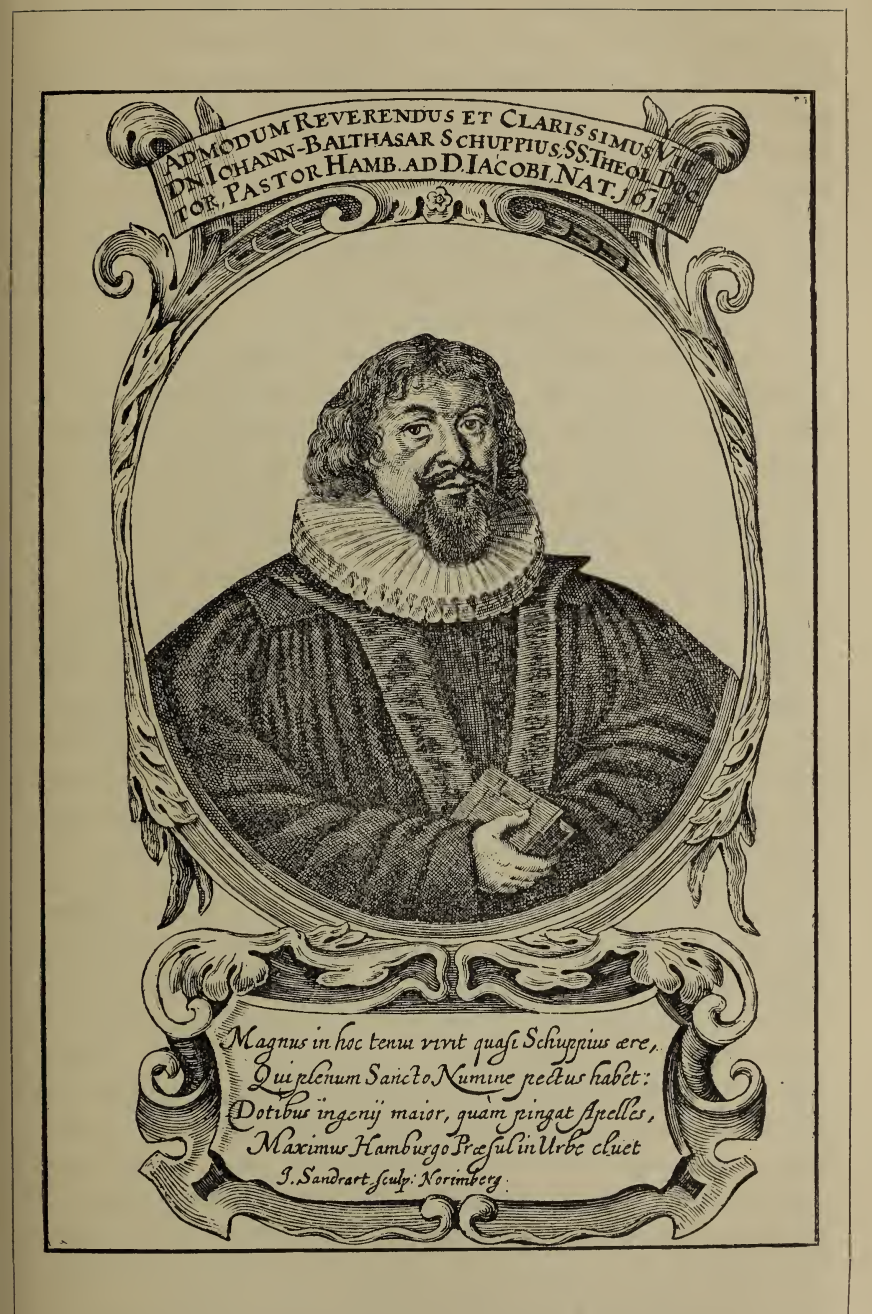
liche Traktamenten, so vielerlei Konfekt auftragen ließen, daß ich dergleichen an fürstlichen Höfen nicht gesehen, wenn fürstliche Kindtaufen und dergleichen Festlichkeiten sind gehalten worden. Ich sah, daß man bald dies, bald jenes kostbare Ding zu verkaufen anbot."

Ein Jahr später wurde der Mann, auf den die Herrlichkeiten Hamburgs solchen Eindruck gemacht hatten, zum Pastor an St. Jakobi gewählt. „Als ich hörte," gesteht er, „daß ich in der vornehmen Stadt sollte ein Prediger werden, da wurde ich ein klein wenig stolz, und das Ding gefiel mir heimlich wohl. O, dachte ich, Hamburg ist für mich, Hamburg ist ein irdisches Paradies. Da kann ich meine Schäflein aufs Trockene bringen. Wenn ich dahin komme, wird der Himmel ganz voll Lauten und Geigen hangen. Da werde ich von nichts hören, als von lauter Freude und lauter Lust." Dem aufrichtigen Mann ist Hamburg kein irdisches Paradies geworden. In seiner zwölfjährigen Amtsthätigkeit hat er zwar manche Freuden, aber noch mehr bitteres Herzeleid erfahren.

Johann Balthasar Schupp ist im März 1610 zu Gießen als Sohn des angesehenen Ratsherrn Johann Eberhard Schupp geboren. Sein Geburtstag steht nicht fest. Die heilige Taufe empfing er am 29. März. Er genoß eine sorgfältige und fromme Erziehung. Im Jahre 1625 bezog der Fünfzehnjährige die Universität Gießen. Nach Absolvierung des Trienniums machte er nach damaliger Sitte eine umfangreiche Studienreise. Er durchwanderte zu Fuß trotz der Schrecken des dreißigjährigen Krieges den Süden und den Norden Deutschlands, Livland, Litthauen, Polen, reiste dann nach Dänemark und hielt sich schließlich längere Zeit in Rostock auf, wo er im Jahre 1631, 21 Jahr alt, die Magisterwürde erlangte. Da Schupp mit hellem Kopfe, offenen Augen und warmem Herzen reiste, so war der geistige Ertrag seiner Studienreise bedeutend. In Rostock lernte er Theologen kennen und schätzen, die den Gefahren der herrschenden Streittheologie durch Belebung persönlicher Frömmigkeit entgegenzuwirken suchten. Über Lübeck, Hamburg und Bremen reiste Schupp zurück nach Gießen. In Hamburg fand er am Hause eines alten, erfahrenen Ratsherrn zwei Inschriften, die ihm gefielen und die er in seiner Schreibtafel aufzeichnete: Die eine lautete „Noli omnia dicere quae scis" (Sage nicht alles, was du weißt), die andere: „Noli omnia credere quae audis" (Glaube nicht alles, was du hörst.) Im Jahre 1632 begann er in Marburg mit Genehmigung des Landgrafen öffentliche Vorlesungen zu halten.

Als im Jahre 1634 die Pest ausbrach, verließ Schupp Marburg, um abermals eine größere Reise zu machen. Diesmal war Holland sein Ziel, wo er zu dortigen Gelehrten in freundschaftliche Beziehungen trat. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1635 wurde er Professor der Geschichte und der Beredsamkeit in Marburg und verheiratete sich am 9. Mai 1636 mit Anna Elisabeth Helwig, der einzigen Tochter des bereits 1617 verstorbenen Professors der Geschichte und Beredsamkeit in Gießen, Christoph Helwig, mit welcher er in einer überaus glücklichen Ehe lebte. Als Professor machte er sich bald einen Namen. Durch seine geistvollen, von Witz und beißender Satyre sprudelnden Vorlesungen gewann er zahlreiche Zuhörer, unter denen sich viele Edelleute, ja Fürsten und Grafen befanden. Seinen Studenten bewies er viele Liebe und Uneigennützigkeit. Sein Haus zeigte über der Eingangsthür das Bild einer Schnecke mit der Inschrift: „Klein, aber mein!" Im Sommer besuchte er die Bäder, reiste auch gern zur Frankfurter Messe. Er suchte überall Bekanntschaften zu machen und führte eine umfangreiche Korrespondenz. Menschen zu studieren war ihm das liebste Studium. Mit offenen Augen sah er die Schäden seiner Zeit an. Den Dünkel hohler Gelehrsamkeit bekämpfte er. Die größte Weisheit eines Theologen sei, daß er die Betrübten und Angefochtenen zurechtbringe und die Sterbenden recht trösten könne. Das lerne man allerdings am allerwenigsten in den akademischen Vorlesungen. Im Jahre 1641 wurde er Lizentiat der Theologie und 1643 Prediger an der Elisabethkirche. Im Jahre 1645 wurde er Doktor der Theologie und ging nun von der philosophischen zur theologischen Fakultät über. Trotz aller Anerkennung, die er fand, fühlte er sich in seinem akademischen Amt nicht zufrieden. Er dachte es sich weit schöner, als Dorfpfarrer in stiller Einsamkeit Gott zu dienen, die Eitelkeit der Welt zu verachten und nur dem göttlichen Wohlgefallen nachzuleben. Bei der Eroberung Marburgs durch die Schweden am 2. November 1645 und die darauf folgende Plünderung der Stadt verlor Schupp seine ganze Habe; auch seine Bücher und Manuskripte und sein Gartenhaus verbrannten.

Unter diesen Umständen leistete er gern einem Rufe des Landgrafen Johann von Hessen-Braubach Folge, der ihn im Jahre 1646 als Hofprediger und Konsistorialrat nach Braubach berief. Balthasar Schupp war ein unerschrockener Hofprediger, der sich nicht scheute, dem Fürsten und sonstigen großen Herren die Wahrheit zu sagen. Als nach einer ernsten Bußpredigt sein Fürst ihm sagte: „Ihr habt


ADMODUM REVERENDUS ET CLARISSIMUS VIR
DN. IOHANN-BALTHASAR SCHUPPIUS, SS. THEOL. DOC
TOR, PASTOR HAMB. AD D. IACOBI, NAT.
Magnus in hoc tenui vivit quasi Schuppius ære,
Qui plenum Sancto Numine pectus habet:
Dotibus ingenij maior, quàm pingat Apelles,
Maximus Hamburgo Præsul in Urbe cluet
J. Sandrart sculp: Norimberg.

mir heute etwas Braves in den Pelz gegeben!“ antwortete Schupp: „Ja, gnädiger Fürst und Herr, ich wollte gern mein Amt thun, allein es ist mir leid, daß es heute morgen so übel abgelaufen ist. Denn ich habe auf Ew. Fürstlichen Gnaden Herz gezielt, und es ist nur in den Pelz gegangen!“ Sein Fürst sagte von ihm: „Er hat einen hitzigen Kopf und ein deutsches Maul, aber er hat ein ehrlich Herz; ich habe ihn mehr als bei einer Gelegenheit erprobt.“ Der Landgraf ernannte auch seinen Hofprediger zu seinem Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück und Münster. Schupp verstand es, bei den hohen Diplomaten und namentlich bei dem schwedischen Gesandten, dem Grafen Oxenstierna, sich in Gunst zu setzen, ohne seinem Stande etwas zu vergeben. Am 15. Oktober 1648 hielt er auf Geheiß Oxenstiernas, der ihn sogar zum schwedischen Gesandtschaftsprediger ernannt hatte, die Dankespredigt für den endlich hergestellten Frieden. Die Predigt fand großen Beifall. Am 4. Februar hielt er zu Münster die Predigt bei der Feier der Ratifikation der Friedensurkunde.

Zwei Tage vorher, am 2. Februar 1649, war Schupp einstimmig zum Pastor an St. Jakobi in Hamburg gewählt worden, als Nachfolger des am 16. Juli 1648 verstorbenen Pastors Severin Schlüter. Bald nach dessen Tode, im Sommer 1648, war Schupp, wie eingangs erwähnt, in Hamburg gewesen, wohin er von Wismar in Angelegenheiten seines Landgrafen und Oxenstiernas gereist war. Der Kirchenvorstand zu St. Jakobi wünschte schon damals, Schupp für das erledigte Pastorat zu bekommen und hatte es bewirkt, daß derselbe, dem Herkommen entgegen, am 5. September 1648 auf der Kanzel des Seniors D. Müller an St. Petri eine Probepredigt hielt. Obgleich er gleichzeitig mehrere ehrenvolle Berufungen in hohe Ämter erhielt, folgte er dennoch dem Rufe der Hamburger und wurde am 20. Juli 1649 vom Senior Müller in sein neues Amt eingeführt.

Hamburg war damals schon eine Stadt, die 100 000 Einwohner zählte. Vor den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges war die Stadt verschont geblieben. Der Handel Hamburgs stand in voller Blüte, und großer Reichtum hatte sich hier angehäuft. Damit war auch der Luxus und die Genußsucht gestiegen. Wohl wurden noch die Kirchen zahlreich besucht, regelmäßige Morgen- und Abendandachten und andere Übungen der Frömmigkeit gehalten, aber es war vielfach nur ein gewohnheitsmäßiges Christentum. Die Sonntage wurden daneben durch weltliche Arbeit und maßlose Vergnügungssucht ent-

heiligt. Die Unzuchtssünden griffen in furchtbarer Weise um sich. Aus der dienenden Klasse begann sich ein der Kirche gänzlich entfremdetes Proletariat zu bilden. Daneben fehlte es ja, gottlob, nicht an ernsten, lauteren Christen, die ein wahrhaft gottseliges Leben führten. Auf dieses Arbeitsfeld trat nun Schupp mit der ganzen Kraft seiner originalen Persönlichkeit, und alle seine reichen Gaben entfalteten sich hier aufs beste. Er hatte wöchentlich dreimal zu predigen, am Sonntag, am Montag und am Freitag; zeitweilig hielt er auch am Donnerstag eine Betstunde. Wenn er predigte, entstand eine förmliche Völkerwanderung nach St. Jakobi. Die Kirchgeschworenen mußten für Vermehrung der Kirchenstühle sorgen. Der Klingelbeutel trug dem Gotteskasten der Kirche reiche Einnahmen zu. Schupp wurde auf Händen getragen. Er bekennt später, daß der erstaunliche Zulauf bei seinen Predigten ihn hochmütig gemacht. Er erzählt: „Ich war in meiner und anderer Leute Einbildung ein kleiner Joseph in Ägypten, der seinen Herrn reich machte. Ich ging einstmal über einen vornehmen Platz. Da standen etliche Leute, welche ihre Hüte abzogen und eine sehr tiefe Reverenz gegen mich machten. Einer unter ihnen sagte: Da geht ein Mann, der ist so viel Rosenobel wert, als er Haare auf seinem Kopfe hat. Das ist ein Mann, der einem die Thränen aus den Augen predigen kann. Ich bekenne, daß mich damals eine theologische und subtile Hoffart überfallen habe. Ich gedachte oft bei mir selbst: Bist du ein solcher Kerl, wie die Leute sagen und hast es bisher nicht gewußt?"

Was seine Predigten für alle Schichten der Bevölkerung so überaus anziehend machte, war schon seine volkstümliche, kräftige Sprache. Sprüchwörter und Sentenzen folgten in seinen Predigten oft Schlag auf Schlag. Außerdem war seine Sprache bilderreich und voller Gleichnisse. Durch frappante Wendungen wußte er die Spannung seiner Zuhörer zu steigern. Er predigte gut lutherisch ohne Streittheologe zu sein. Dabei drang er unablässig auf wahre Bekehrung und Bethätigung des Glaubens im Leben und Wandel. Er konnte nicht oft genug wiederholen, daß der bloße Gebrauch der Gnadenmittel noch niemanden in den Himmel bringe; es komme darauf an, daß der r e c h t e Gebrauch von ihnen gemacht werde, daß der Mensch sein Herz dadurch gründlich umwandeln lasse. Er klagt oft darüber, daß die Hamburger sich so schwer bekehrten. So heißt es in einem Nachwort zur Erklärung der Litanei: „Ich habe nun über tausendmal in Hamburg gepredigt und oft in sehr volkreicher Versammlung. Sollte

ich wohl durch tausend Predigten zehn reiche Männer oder Frauen zu wahrer Buße bewogen und dem Teufel aus dem Rachen gerissen haben? Ich sehe nicht, daß die Leute anders geworden sind, als sie waren zu der Zeit, da ich anhero kam.“ Dabei hat er stets die besonderen Verhältnisse seiner Gemeinde im Auge, von welchen er sich eine sehr genaue Kenntnis verschafft hatte, und unnachsichtlich deckt er die Sünden auf, die er hier sieht, und treibt die Sünder aus dem Versteck heraus, in welchem sie sich verbergen möchten. Dabei kennt er kein Ansehen der Person; oft geht er die verschiedenen Stände der Reihe nach durch und geißelt scharf ihre besonderen Sünden, aber stets so, daß seine Zuhörer merken, es komme ihm darauf an, ihre Seelen für das Himmelreich zu gewinnen und zu erhalten.

Schupps berühmteste Predigt — nebenbei bemerkt, die einzige vollständig gedruckte Predigt, die wir von ihm besitzen — ist die am Freitag nach Mariä Heimsuchung 1656 in der St. Jakobikirche gehaltene Katechismuspredigt über das dritte Gebot: „Gedenk daran, Hamburg!“ In der Einleitung teilt er seiner Gemeinde mit, daß ihm einer seiner Kollegen erzählt habe, es seien am Tage der Heimsuchung gerade vierzig Jahre her, seitdem im Hamburger Hafen ein wohlbeladenes, großes Schiff, das nach Spanien segeln wollte, in die Luft geflogen, wobei 37 Personen, darunter fünf Frauen, zwei Jungfrauen, ein kleines Mädchen und eine Magd, welche an einer Gasterei auf dem Schiffe teilgenommen, ums Leben gekommen seien. Der damalige Senior Hardkopf, Pastor zu St. Nikolai, habe am Sonntag darauf über diesen traurigen Fall eine Predigt gehalten und in den Druck gegeben unter dem Titel: „Gedenke daran, Hamburg.“ Wenn er (Schupp) nun betrachte, wie der Sonntag und andere Feiertage in Hamburg so vielfältig mißbraucht und entheiligt würden, so ständen ihm fast die Haare zu Berge, und er besorge, Gott werde einmal eine sonderbare Strafe ergehen lassen, daß unsere Nachkommen sagen werden: Gedenke daran, Hamburg! Da nun mancher meine, die Feste und Feiertage seien Anlaß und Gelegenheit zu fressen und zu saufen, zu huren und zu buben und allerhand Üppigkeit zu treiben, und sonderlich das gemeine Volk meine, den Sabbat heiligen, heiße so viel als nicht arbeiten, ein neues Kleid anziehen, des Morgens ein wenig in die Kirche gucken und hernach in den dazu verordneten Krügen und Wirtshäusern unter Spielleuten und Blasiasten fressen, saufen, tanzen und andere Üppigkeit treiben bis in die späte Nacht, — so habe er sich vorgenommen, damit solche Leute nicht in ihrer

Unwissenheit stürben und verderben und von ihrem Blut seine Hände bespritzt würden, das dritte Gebot ein wenig zu betrachten und ihnen zu zeigen, wie man den Sonntag mit heiligen Werken, Worten und Gedanken zubringen müsse.

Und nun zeigt der Prediger an der Hand des Katechismus, was es heißt, den Sabbat heiligen, und zwar zuerst nach den zehn Geboten, dann nach dem Glauben, und so weiter durch alle fünf Hauptstücke des Katechismus samt den Nebenstücken von der Beichte, vom Morgen- und Abendsegen, von den Tischgebeten und von der Haustafel, wobei er mit kräftigen, zum Teil derben Worten die im Schwange gehenden Sünden wider das dritte Gebot straft. Aber wie ernst und eindringlich auch der Prediger zur rechten Heiligung des Sabbats treibt, — er hat wenig Hoffnung, daß man seiner Predigt nachleben werde. Schon hat er vielen viel zu lange gepredigt; sie werden denken, die Glocke habe schon lange geschlagen, es sei Zeit zur Börse, oder man hat diesen oder jenen nach der Predigt zu sich beschieden, der werde mit Ungeduld warten. Gott wolle an die harten Herzen schlagen, daß, wenn sie hinführo zur Kirche läuten hören, sie gedenken, daß der Glockenklang nichts anderes bedeute als: „Gedenk, gedenk, gedenk des Sabbats, daß du ihn heiligest." Aber er fürchtet, Hamburg wird bei seinem Schlendrian und Bocksbeutel bleiben. Doch „ich nehme heute zu Zeugen an Himmel und Erden, Sonne, Mond und Sterne, die heilige, hochgelobte Dreieinigkeit, Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, Engel und Menschen und sonderlich auch meine Zuhörer, daß ich kein stummer Hund gewesen, sondern meine Stimme erhoben habe wie eine Posaune und habe euch zugerufen: „Gedenke des Sabbats, daß du ihn heiligest," und habe also in diesem Stücke meine arme Seele errettet." Die Predigt machte einen gewaltigen Eindruck, und bis in die Gegenwart ist wenigstens das Thema dieser Predigt: Gedenke daran, Hamburg! im Hamburgischen Volk haften geblieben.

Neben seinen amtlichen Obliegenheiten, die er mit großer Treue verrichtete, fand Schupp Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten. Seine Schriften, die er mehrfach unter einem angenommenen Namen ausgehen ließ, legen Zeugnis ab von seinem warmen, mit der Not des Volkes tiefempfindenden Herzen und von feiner Beobachtung des Lebens. „Ich habe nicht allezeit hinter dem Kachelofen gesessen, sondern bin unter Leuten gewesen," bezeugt er einmal von sich. Mit feiner Satire geißelt er die Gebrechen seiner Zeit. Er bedient sich der bilder-

reichen Sprache des Volks, und scheut auch einen derben Ausdruck nicht. Erzählungen, Anekdoten und Witze stehen ihm reichlich zu Gebote. Aus seiner pfarramtlichen Thätigkeit erwuchs die Schrift: „Einfältige Erklärung der Litanei, den Kindern, Knechten und Mägden und andern einfältigen Leuten im Kirchspiel St. Jakob in Hamburg zum neuen Jahre mitgeteilt, Lübeck 1661.“ Durch Erklärung der einzelnen Bitten der Litanei wollte er dem andachtslosen Beten und Singen dieses herrlichen Gesanges wehren. Die umfangreichste und bedeutendste seiner Schriften ist „der Ninivitische Bußspiegel,“ eine Auslegung des Propheten Jona. In eingehender Weise legt er in dieser Schrift die Schäden der Kirche seiner Zeit dar und giebt die Mittel zur Abhilfe an. Mit ernsten Worten straft er besonders die Standessünden der Pastoren. Für den Unfug, der damals mit „Leichenpredigten“ getrieben wurde, hat er nicht genug der zürnenden Worte. Von andern erbaulichen Traktaten Schupps sind zu nennen: „Die Krankenwärterin,“ eine Auslegung des heiligen Vaterunsers, „Golgatha,“ eine Anleitung für Kranke, sich die sieben Kreuzesworte Jesus zunutze zu machen, „Der geplagte Hiob,“ eine eingehende, drastische Schilderung der Leiden Hiobs, um Ungeduldigen, die von ihren geringen Leiden viel Aufhebens machen, zur Beschämung als Spiegel zu dienen. Auch als Dichter versuchte sich Schupp. Er gab „Morgen- und Abendlieder,“ „Passions-, Buß-, Trost-, Bitt- und Danklieder“ heraus. Schupps Schriften fanden reißenden Absatz bei hohen und niedrigen, gelehrten und ungelehrten Leuten. Ein Freund Schupps sagt, daß sie bald hundertmal aufgelegt und dennoch nicht zu bekommen seien.

Die Muße zu seiner umfangreichen Schriftstellerei fand er dadurch, daß er ein einfaches und zurückgezogenes Leben führte. Er liebte es nicht, an Gastereien teilzunehmen, obwohl sich ihm die Gelegenheit dazu sehr oft darbot. Er meinte, daß nicht über zehn Bürger oder Kaufleute sein würden, welche sagen könnten, daß er innerhalb acht Jahren bei ihnen zu Gast gewesen sei. Durchreisende große Herren und fürstliche Gesandte luden ihn öfters ein; er pflegte dann aber erst nach der Tafel zu ihnen zu gehen. Schupp hatte einen zahlreichen Hausstand. Seine erste Frau, welche 1650, ein Jahr nach seiner Übersiedelung nach Hamburg, starb, hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen vier am Leben blieben. Am 10. November 1651 heiratete er Sophie Elnore Reincking, die Tochter des königlich dänischen Kanzlers Theodor Reincking in Glückstadt, die ihm zwei Kinder gebar.

Er lebte in ziemlichem Wohlstande, hatte aber allezeit ein offenes Herz für die Armen und Dürftigen, für die er trotz mancher übeln Erfahrungen beträchtliche Summen verwendete. Oft schickte er in Gast- und Wirtshäuser, um für dürftige Studenten heimlich das Verzehrte zu bezahlen. In seinem Hause hielt er auf strenge Kinder- und Gesindezucht. Wollte ein Dienstbote der sonntäglichen Katechismusübung in seinem Hause nicht beiwohnen, so entließ er denselben, und wenn es der brauchbarste gewesen wäre.

Da Schupp alles ungöttliche und widerchristliche Wesen, das er in seiner Gemeinde und in Hamburg überhaupt vorfand, schonungslos geißelte, so ist es nicht zu verwundern, daß er zahlreiche Gegner hatte, die ihm das Leben verbitterten. In einer Lebensbeschreibung Schupps heißt es: „Die Stadt ist ihm gewesen ein Schauplatz alles Elendes, eine Fechtschule der Verfolgungen, ein Probierstein der Beständigkeit, eine Schule der Geduld und eine lebendige Erklärung des güldenen Büchleins Senecae: Warum es frommen Leuten übel gehe, da doch ein Gott sei?" Er selbst bekennt, er habe streiten und kämpfen müssen wider den stolzen Lucifer und seinen Anhang, und wenn ihn Gott nicht sonderlich erhalten und mit sonderbarem Trost beigestanden hätte, so hätte er verschmachten müssen in seinem vielfältigen Elend.

Die widersinnigsten Gerüchte waren wider ihn im Umlauf. Man schalt ihn einen Weintrinker, Tabaksäufer und Pasteteness er; man warf ihm vor, er habe seiner jüngsten Tochter einen Rock von Silberstuck machen lassen und lebe überhaupt verschwenderisch. Es war Schupp ein Leichtes, diese Gerüchte zu widerlegen. Die ärgsten Anfeindungen bereiteten ihm seine Kollegen im Ministerium, die, mit Ausnahme des Magisters Johannes Jäger und des Johannes Corfinus, sich in Schupps von dem Hergebrachten so sehr abweichende Art nicht zu finden vermochten. Nachdem Schupp etwa acht Jahre in Hamburg gewesen war, kam der Sturm zum Ausbruch.

Um Michaelis 1657 wurde er vor eine Kommission des Ministeriums geladen, die ihn ersuchte, keine theologischen Schriften unter falschem Namen drucken zu lassen, seine Schriften dem Senior zur Zensur vorzulegen und keine Fabeln, Scherze und lächerliche Geschichten unter Aussprüchen der heiligen Schrift anzuführen. Schupp wahrte sich seine Freiheit, so daß man ihn schließlich bat, nur innerhalb der nötigen Schranken zu bleiben. Bald darauf gab Schupp zwei Schriften heraus: „Salomo oder der Regentenspiegel" und: „Der

Freund in der Not", die schon während seiner Verhandlung mit dem Ministerium sich im Druck befanden. Das Ministerium sah das Erscheinen dieser Schriften als offene Kriegserklärung an, und es begann nun ein erbitterter Kampf gegen Schupp, in dem das Ministerium zwar sachlich erlag, aber doch Schupp manche bittere Stunde verursachte und ihm Kraft und Freudigkeit zu weiterem Wirken raubte.

Das Ministerium holte zunächst zwei Gutachten von den theologischen Fakultäten in Straßburg und Wittenberg ein, in denen es sich hauptsächlich um die Frage handelte, ob es einem Doktor der Theologie und Pastor einer großen, volkreichen Stadt anstehe, daß er Witze, Fabeln, Satiren und lächerliche Geschichten predige und in den Druck gebe. Die Gutachten, die im Januar 1658 einliefen, verneinten die gestellte Frage und rieten dem Ministerium, falls das betreffende Mitglied sich seinem Urteil nicht unterwerfen wolle, die Hilfe der staatlichen Obrigkeit in Anspruch zu nehmen. Schupp wurde vor eine Ministerialdeputation geladen. Er verlangte, man möge ihm die Antworten der beiden Fakultäten zur Einsicht überlassen. Man schlug es ihm ab. Nun wandten sich beide Teile klagend an E. H. Rat. Es kam zu Vergleichsverhandlungen, bei denen Schupp schließlich erklärte, er lasse sich sein System nicht korrigieren, er wolle nichts ändern, ob er gleich mit dem Bettelstabe davongehen sollte. Der Rat legte beiden Teilen Stillschweigen auf. In dieser Zeit ließ Schupp zwei Schriften erscheinen, an denen das Ministerium wieder heftigen Anstoß nahm. Es waren: „Die Krankenwärterin, oder Auslegung des heiligen Vater Unsers" und: „Sieben böse Geister, welche heutigen Tages Knechte und Mägde regieren und verführen." Eine dritte Schrift: „Der Bücherdieb genannt und ermahnt", in welcher Schupp die Buchhändler angriff, die seine Schriften nachdruckten und ohne sein Wissen neue Auflagen veranstalteten, wurde die Veranlassung zu einer höchst widerlichen litterarischen Befehdung Schupps.

Es erschien nämlich eine Gegenschrift: „Der Bücherdieb Antenors, empfangen und wieder abgefertigt durch Nectarium Bytyrolambium". In diesem Pasquill wurde Schupp in geradezu unerhörter Weise angegriffen. Ihr wesentlicher Inhalt läuft auf rohes und im Grunde sinnloses Gerede aus. Man hat vielfach den Senior Müller als den Verfasser dieser Schmähschrift in Verdacht gehabt. Aber äußere und innere Gründe sprechen dagegen. Schupp soll die Schrift mit auf die Kanzel genommen und sich bei der Ge-

meinde über die ihm zuteil gewordene Behandlung beklagt haben. Auch schrieb er zwei Gegenschriften, von denen die eine an seinen in Gießen studierenden Sohn Anton Meno gerichtet war. Eine Predigt, welche Schupp am Neujahrstage 1659 hielt, war dem Ministerium besonders anstößig. Man ersuchte E. H. Rat, solchem „ärgerlichen Wesen und großen Zerrüttung unserer Kirchen nicht länger zuzusehen". Aber Schupp ließ sich nicht einschüchtern. Gegen eine zweite Schmähschrift, die ein M. Bernhard Schmid gegen ihn richtete, schrieb er eine „Abgenötigte Ehrenrettung". Wohl litt er sehr unter diesen ungerechtfertigten Angriffen, tröstete sich aber vor Gott seines guten Gewissens und stellte die Rache dem anheim, der da recht richtet. Von allen Seiten, von fürstlichen Personen, angesehenen Theologen, Superintendenten, Professoren u. s. w. erhielt er tröstliche und ermunternde Zuschriften. Er selbst sehnte sich nach Erlösung aus dem Jammer dieses Lebens. Er betete: „Komm, du lieber jüngster Tag, da alle meine Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Komm, du schöne Freudenkrone, bleibe nicht lange, deiner warte ich mit Verlangen!" Im Herbst 1661 fing er an zu kränkeln. Am 26. Oktober entschlief er „mit großer und unglaublicher Freudigkeit des Gemüts." Seine letzten Worte waren: „Ich habe geglaubt eine Vergebung der Sünden, eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben. Amen." Nicolaus von Beseler und dessen Gemahlin ließen ihm in der St. Jakobikirche einen Grabstein setzen, der diese Worte als Inschrift erhielt. Sein Symbolum war: „Da mihi, Deus, nosse te, nosse me, nosse mundum." (Gieb mir, o Gott, dich zu erkennen, mich zu erkennen und die Welt zu erkennen.)

---

8. Die Gründung des St. Michaeliskirchspiels.

Im Jahre 1600 ließen die Kirchenvorsteher zu St. Nikolai auf dem 1583 vor dem damaligen Millernthor auf dem Teilfelde angelegten Kirchhof eine Kapelle zur Abhaltung von Leichenfeiern erbauen. Die von Jahr zu Jahr zunehmende Bevölkerung der vor dem Thore liegenden Neustadt, welche zu St. Nikolai eingepfarrt war, ließ es als wünschenswert erscheinen, in der schon 1604 vergrößerten Kapelle durch einen der Kapläne an St. Nikolai regelmäßige Gottes-

dienste abzuhalten, zumal da man mit Schrecken wahrnehmen mußte, daß unter der dortigen Bevölkerung „freche Lasterhaftigkeit und sträfliche Gottesvergessenheit im stärksten Zuwachs begriffen wären." So wurde denn am 12. September 1604 Magister Klingenberg zum Prediger an dieser Kapelle, jedoch ohne parochiale Gerechtsame, erwählt. Obwohl man die Kapelle durch Anbringung eines sogenannten Chors erweitert hatte, erwies sich dieselbe bald als zu klein, und es wurde in den Jahren 1605 und 1606 eine größere Kapelle mit einem Kostenaufwand von 24701 Mark Court. erbaut. Im Jahre 1626, mitten in der Pestzeit, mußte ein zweiter Prediger angestellt werden. Es war M. Jodocus Edzardi, der von seinem Großvater mütterlicherseits den Zunamen Glanaeus angenommen hatte. Ihm trat im Jahre 1629 M. Johann Biester als Amtsgenosse zur Seite, mit dem er ein Herz und eine Seele war. Während ganz Deutschland von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges erfüllt war, blühte Hamburg immer mächtiger auf und besonders in der Neustadt siedelten sich so viele Menschen an, daß die Seelenzahl am Schlusse des Krieges schon mehr als 20000 betrug. Das Verlangen nach einer größeren Kirche für diese Gegend wurde immer dringender. Besonders eifrig betrieb M. Edzardi diese Angelegenheit. Bereits am Sonntag Quasimodogeniti, 5. April 1646, hielt er die „Tempelpredigt Haggai erkläret und wiederholet, die christliche Gemeinde in der Neuen Vorstadt und andere christliebende Herzen anzumahnen, dem Herrn Salvatori (d. i. Erlöser, Michael) daselbsten sein Haus zu bauen." Es war ein kräftiger Weckruf an die Gemeinde und an die ganze Stadt Hamburg, dem vorhandenen Notstande nun endlich durch den Bau eines ausreichenden Gotteshauses abzuhelfen. „Gott wird auch so viel Vermögens vorsehen, als zu einer Kirchen wird vonnöten sein, darinnen wir mit unsern Kindern ihn um Ruhe und Frieden werden anrufen können."

Da sich aber das Werk des Kirchenbaues verzog, so wiederholte Edzardi die in der Predigt ausgesprochene Ermahnung im folgenden Jahre noch einmal in einer kleinen Flugschrift: „Demütige kurze Erinnerung der Einwohner der Neuen Stadt an die ganze Christliche Gemeine der löblichen Stadt Hamburg um Hülfe und milde Handbietung dem Salvatori der Welt zu Ehren ein Haus und Kirche daselbst zu bauen," Hamburg 1647. Darauf ward im Juni von Rat und Bürgerschaft der Beschluß gefaßt, daß auf dem Platz des ummauerten Kirchhofs eine neue Kirche sollte aufgeführt werden.

Dieser Beschluß wurde von allen Kanzeln der Stadt verlesen und die Zuhörer zu einer milden Beisteuer aufgefordert. Edzardi selbst nahm mit den Bürgerkapitainen der Neustadt eine Sammlung in der ganzen Stadt vor. Der Bauplatz wurde abgesteckt und die Baugrube ausgegraben. Im Juli 1648 grub täglich eine Kompagnie Bürger daran. Vorher schon, 1647, hatte man einen Vergleich mit dem Kirchenkollegium zu St. Nikolai getroffen, nach welchem dasselbe alle seine Ansprüche an die Kirche der Neustadt abtrat und diese dem neu zu bildenden Kirchspiel übergab. Eine Verwaltungsdeputation bestehend aus vier Mitgliedern des Rates, vier Oberalten und vier Bürgern der Neustadt wurde gebildet. Diese verpflichtete sich, der Nikolaikirche eine Entschädigungssumme von 25000 Mark Court. zu zahlen. Die Zahlung erfolgte freilich erst im Jahre 1677.

Am 26. April 1649 wurde unter großen Feierlichkeiten der Grundstein zur neuen Kirche gelegt. Zunächst fand in der alten Kirche eine schöne, liebliche Musik statt, eine Kollekte wurde gesungen, das erste Kapitel Haggai verlesen und also „nicht ohne sonderbahre Herzensbewegung der Aktus angefangen.“ Nach der Predigt des M. Edzardi über Jes. 58, 12 und dem Gesange: Es wolle Gott uns gnädig sein, begaben sich die Baudeputierten, das ganze Ministerium, mehrere Ratsherren, die Oberalten u. s. w. in feierlichem Zuge nach dem Bauplatz, wo in Anwesenheit „einer ungläublich großen Menge Volks, welche, wann der große Platz zu enge gewesen, hat sie von Dächern umher und aus den Fenstern dem Aktui zusehen wollen,“ die Grundsteinlegung stattfand. In den Grundstein wurde eine Platte vermauert, welche besagte, daß „dies neue Gotteshaus dem unsterblichen Ruhm des großen Fürsten Michaelis, des Sohnes Gottes“ geweiht sein sollte. Nach feierlichst vollzogenem Akte, bei welchem der Baumeister und die andern Maurermeister nach Überreichung güldener und silberner Pfennige zum Geschenk ermahnt wurden, „das Werk mit wahrer Gottesfurcht anzufangen und den Bau mit gebührlichem Fleiße und höchster Sorgfalt und Vorsichtigkeit aufzuführen,“ begab man sich wieder zurück in die alte Kirche, wo ein Tedeum mit größter Freude gesungen und gespielt wurde und alsdann „der Aktus mit vieler Menschen Applausu, Glückwünschung und Verehrung der Armen“ beschlossen wurde.

Es wurde nun der Bau der Kirche rüstig in Angriff genommen. Aber schon nach zwei Jahren waren die gesammelten Mittel erschöpft, und der Bau mußte eingestellt werden. Der Rat unterließ indessen

nicht, durch jährlich bewilligte freie Sammlungen und durch Bewilligung sogenannter Grabengelder den Bau nach Möglichkeit zu fördern. So wurde es denn möglich, nach zwölf Jahren endlich die Kirche fertig zu stellen. Am 24. März 1661 fand die Einweihung statt. Der Senior D. Johann Müller hielt am Altar die Einweihungsrede. Die Einweihungspredigt hielt auf der neuen Kanzel M. Edzardi über Psalm 84 mit tiefer Herzensbewegung. Die Kirche war noch ohne Turm. Derselbe wurde erst in den Jahren 1665—1669 erbaut, 430 Fuß hoch. Die Kosten des ganzen Baues sollen 560,000 Mark Court. betragen haben. Am 31. Januar 1678 wurde auf wiederholtes Ansuchen der Bürger der Neustadt und der Kirchenvorsteher die neue Kirche für die fünfte Hamburgische Hauptkirche, und am 11. Mai 1685 die zu ihr gehörende Gemeinde für das fünfte Kirchspiel Hamburgs erklärt. Am 10. März 1750 schlug der Blitz in den Turm dieser Kirche, die bis auf den Grund abbrannte. Am 29. Juni 1751 wurde der Grundstein zu der jetzigen großen St. Michaeliskirche gelegt.

---

9. Lic. Georg Haccius.

„Hamburg kann wohl für eine Realfestung unter den Städten der Welt passieren; aber daß in ihr der Heiland Jesus und sein erworbenes Heil lauter und rein gepredigt wird, das ist allererst ihre rechte Mauer und Wehr, dadurch sie an allen Seiten feste ist.“ So sprach am 27. März 1682 bei der Feier der Grundsteinlegung der Kirche St. Pauli auf dem Hamburgerberg Lic. Georg Haccius, Hauptpastor an St. Michaelis. Am 24. August desselben Jahres weihte er die neuerbaute Kirche „im Namen des Herrn und auf obrigkeitliche Vollmacht“ ein, daß sie sei 1. ein ehrwürdiger Gottesberg; 2. ein benamter Paulusberg; 3. ein heiliger Seelenberg; 4. ein lieblicher Dankberg; 5. ein wohlriechender Liebesberg; 6. ein geweihter Kirchberg.

Georg Haccius war am 30. August 1626 zu Uthleben in Thüringen als Sohn des dortigen Pastoren Wilhelm Haccius geboren. 1648 wurde er Konrektor an der Schule zu Minden und 1661 Pastor an der Marienkirche daselbst. 1666 erlangte er zu Rinteln die Würde eines Lizentiaten der Theologie. Während seiner Wirksamkeit zu

Minden mußte er einmal, wiewohl unschuldig, 22 Wochen im Gefängnis schmachten. Als er eben aus dem Gefängnis entlassen war, legte ein Soldat auf der Straße auf ihn an; doch auch dieser Gefahr entging er glücklich, indem das Gewehr des Soldaten versagte. Am 15. November 1669 wurde er zum Pastor an der St. Marien-Magdalenenkirche in Hamburg gewählt. Seine Wahl fand nicht den Beifall des Ministeriums. Zunächst nahm man Anstoß an seiner Promotion in Rinteln, da die dortige theologische Fakultät im Verdacht des Synkretismus stand. Sodann fand man einige Ausdrücke in einer Sammlung von Predigten über das Magnifikat (Lobgesang der Maria), die Haccius im Jahre 1665 unter dem Titel „Deliciae Marianae oder Himmlische Seelenlust der Mutter Gottes Maria" herausgegeben hatte, anstößig. Erst nach einem Kolloquium und Unterschreibung eines Reverses, daß er die „sothanen, anstößigen Redensarten" nicht anders als nach der Analogie des Glaubens und nach dem Sinne der symbolischen Schriften der lutherischen Kirche verstanden wissen wolle, wurde Haccius in das Ministerium aufgenommen und am 20. Dezember selbigen Jahres in sein Amt an St. Marien-Magdalenen eingeführt. Im Jahre 1670 wurde er zugleich zum Pastor am Spinnhause und am Zuchthause ernannt. Die neue Kirche des Spinnhauses weihte er am 27. Januar 1670 und die Kirche des Zuchthauses am 4. April selbigen Jahres ein. Die Wahl eines ersten Hauptpastoren an der im Jahre 1678 zur fünften Hamburgischen Hauptkirche erhobenen großen Michaeliskirche war mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Den zuerst, am 21. Juli 1678 erwählten D. Johannes Lassenius, Pastor an der deutschen St. Petrikirche in Kopenhagen, wollte der König von Dänemark nicht ziehen lassen. Am 31. Juli 1679 wählte man sodann den D. Augustin Balthasar in Stralsund, der aber wegen seiner Ernennung zum Generalsuperintendenten für Pommern die Wahl nicht annahm. So wählte man denn am 7. März 1680 Haccius zum Hauptpastor an St. Michaelis. Der berühmte lutherische Theologe D. Abraham Calov in Wittenberg hatte ihn als „einen in Christo rechtschaffenen Lehrer" warm empfohlen. Am 23. März selbigen Jahres, Dienstag nach Lätare, wurde er vom Senior David Klug in sein neues Amt eingeführt.

Haccius hatte eine bedeutende Predigtgabe. Er erinnerte in seiner Predigtweise an Balthasar Schupp. Wenn er predigte, war die große Kirche stets gefüllt. Mit seinen Kollegen im Ministerium konnte er von Anfang sich nicht recht stellen. Schon bald nach seinem

Eintritt in das Ministerium hatte er durch eine neue Ausgabe seines Magnifikat den Unwillen der Ministerialen erregt. Haccius bezeichnete die Rügen des Ministeriums als „durch lauter Ungründe erhaltene und daher ganz nichtige Belehrungen.“ Des weiteren geriet er in Streitigkeiten mit seinen Kollegen durch Einführung einer Freitagspredigt und einer Kinderlehre. Gegen die Vorwürfe der Schwärmerei, die man ihm machte, erwirkte er im Jahre 1672 zwei christliche Bedenken der theologischen Fakultät in Kiel, „daß der Lizentiat Haccius sich sattsam purgieret und von irriger Lehre ledig und rein zu sprechen sei.“ Über seine vielfachen Kontroversen mit seinen Kollegen hat er ein noch jetzt vorhandenes Tagebuch, das vom Antritt seines Amtes an St. Michaelis bis zu seinem Tode geht, handschriftlich hinterlassen.

Am 15. Februar 1684 ernannte ihn der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, zum Konsistorialrat im Fürstentum Minden, wie es im Ernennungsdekret heißt: „In Ansehung seiner Wissenschaft und von Gott verliehenen guten Gaben und Qualitäten, davon er nicht allein hiebevor in Unserer Stadt Minden bei seinem daselbst eine Zeitlang verwalteten Predigtamt, sondern auch vor Uns selbst bei Unser jüngsten Anwesenheit zu Hamburg zu Unserm gnädigsten Vergnügen genugsame preuven gegeben!“ Dabei sollte er sein Hamburgisches Amt behalten und nur „so viel sein zu Hamburg habendes Predigt-Amt, und andere seine Beruffs-Geschäffte erleiden wollen“ auf die kirchlichen Verhältnisse im Fürstentum Minden acht haben, dies aber doch „seinem besten Verstande nach dergestalt respiciren und beobachten, wie es einem getreuen und fleißigen Kirchen- und Konsistorialrat wohl anstehet und gebühret.“ Er konnte dieser Vokation freilich keine Folge geben, denn eine heftige Krankheit raffte ihn schon am 12. April desselben Jahres dahin. Seine große und schöne Bibliothek kaufte der Herzog Rudolph August von Braunschweig. In seiner Ehe mit Katharina Elisabeth geb. Heyse, die ihn überlebte, erzeugte er sechzehn Kinder. Er schrieb u. a.: „Geistlicher Blumengarten, bestehend in sechzehn wohlriechenden Gebet-Blümlein vor alle betende Christen, sammt einem jungferlichen Würz-Gärtlein,“ Minden 1665. Auch gab er eine „Hiobische Postille, darin auf alle sonn- und festtägliche Evangelien ein ähnlicher und merklicher Spruch aus dem Hiob erkläret ist,“ Hamburg 1674, heraus. In der Vorrede zu dieser Postille verfährt er nicht gerade fein säuberlich mit seinen Gegnern. Er nennt sie krächzende Höllen-Raben, die mit ihrem lästernden Schnabel auf ihn loshacken, und Nachteulen, die ihn



Georg Haccius.

schrecken wollen, und hofft, daß seine wohledlen und hochvornehmen Gönner diese bösen Vögel mit mächtiger Hand abscheuchen und verjagen werden.

---

10. Mag. Jodocus Edzardi Glanaeus.

Es war zu Wittenberg im Jahre 1619 um Ostern, als der vierundzwanzigjährige Studiosus Jodocus Edzardi Glanaeus zu Professor Franzius, dem Propsten an der Schloßkirche, mit der Bitte trat, ihm Gelegenheit zum Predigen zu geben. Franzius sah den jungen Mann mit ernster Miene an und sagte: Wollt Ihr predigen? Was wollt Ihr predigen? Ehrerbietig und bescheiden antwortete Edzardi, er wolle in der Predigt das Wort Gottes nach dem Maße der ihm von Gott verliehenen Kraft auslegen. Da reichte ihm Franzius eine Bibel und hieß ihn eine schwierige Stelle aus dem Grundtext sofort zu erklären und festzustellen, was daraus zur Erbauung der Hörer zu entnehmen sei. Als Edzardi das schnell und geschickt ausführte, rief Franzius befriedigt aus: „Nun sollt Ihr predigen!"

Jodocus Edzardi war im Jahre 1595 zu Tetten im Oldenburgischen als Sohn des dortigen Pastoren Edzardus Ludolfi geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er von seinem Großvater mütterlicherseits, dem Superintendenten Jodocus Glanaeus zu Jever, erzogen, von dem er später den Zunamen Glanaeus annahm. Nachdem er bis 1615 die lateinische Schule in Celle besucht hatte, bezog er das akademische Gymnasium in Hamburg, wo der begabte und eifrige Jüngling an dem Pastor Hardkopf zu St. Nikolai und dem Bürgermeister Sebastian von Bergen freundwillige Gönner fand. Er kam dadurch mit vielen bedeutenden Männern in Berührung. 1617 ging er auf die Universität Wittenberg, wohin ihn namentlich der berühmte lutherische Theologe Leonhard Hutter und das bevorstehende erste Reformationsjubiläum zogen. In Wittenberg herrschte damals eine Seuche, die viele dahinraffte. Auch Edzardi ward von derselben befallen und schwebte längere Zeit zwischen Leben und Tod. Nach erlangter Genesung warf er sich mit großem Eifer auf theologische und philosophische Studien. Nach erlangter Magisterwürde verließ er 1620 Wittenberg und kehrte nach einem Aufenthalt in Magdeburg und in

seiner oldenburgischen Heimat nach Hamburg zurück, wo er 1624 zum Pastor in Billwärder ernannt wurde. Von hier ward er 1626 von den Vorstehern der Hauptkirche zu St. Nikolai zum Pastoren der (kleinen) Michaeliskirche erwählt, nachdem die vor ihm erwählten Pastoren Camerarius und Dreier kurz nach einander gestorben waren. Die Billwärder sahen ihren tüchtigen Pastor nur ungern scheiden. Hier fand er gleich große und schwierige Arbeit vor. Es grassierte in Hamburg die Pest. Täglich besuchte er Kranke und Sterbende. In der Neustadt allein starben im Jahre 1628 an 4200 Menschen. Aber durch den starken Zuzug aus dem Reich nach Hamburg, den der große Krieg veranlaßte, bevölkerte sich die Neustadt bald wieder derartig, daß der durch die Pest verursachte Verlust mehr als aufgewogen wurde. Der sonntägliche Kirchenbesuch mehrte sich derartig, daß nicht allein die Kirche von Menschen in beängstigender Weise vollgepfropft war, sondern man die Kirchenfenster öffnen mußte, damit die auf dem Kirchhof lagernde Menge etwas von der Predigt hören konnte. Da nun etliche Lutheraner, weil sie in den lutherischen Kirchen der Stadt kein Unterkommen finden konnten, zu den Calvinisten, Römischen und Mennoniten gingen, auch die Jugend, während die Eltern in der Kirche waren, auf den Straßen und Plätzen der Neustadt Unfug verübten, so konnte Edzardi nicht länger ruhig zusehen, sondern drang auf die Erbauung einer größeren Kirche. 1649 wurde der Grundstein zur neuen großen Michaeliskirche gelegt und am 14. März 1661 wurde dieselbe eingeweiht.

Die Einweihungspredigt hielt Edzardi über Psalm 84. Er wurde an der neuen Kirche, die erst im Jahre 1678 zur fünften Hauptkirche Hamburgs erhoben wurde, erster Diakonus. Als zweiter und dritter Diakonus standen ihm Mag. Johann Biester und Mag. Johann Surland zur Seite.

Im Jahre 1664 brach die Pest aufs neue in Hamburg aus und wütete wiederum besonders in der Neustadt. Edzardi, dessen langjähriger Amtsgenosse, Johann Biester, am 5. Juli selbigen Jahres starb, nahm sich mit unermüdlichem Fleiß seiner Gemeindeglieder an. Täglich war er unterwegs und schritt nicht selten zwischen Kranken und Sterbenden hindurch. Als er einmal von solchem seelsorgerischen Gange nach Hause ging, trat ein junger Mann, den die Krankheit eben ergriffen hatte, auf ihn zu und redete ihn unvermutet mit den Worten an: „Herr, ich leide an der Pest!“ Edzardi tröstete ihn mit Gottes Wort und versprach, er wolle zu ihm kommen und ihm das

heilige Abendmahl reichen. Kaum hatte der junge Mann ihn verlassen, da wurde er selbst von der Krankheit befallen. Nach drei Tagen genas er jedoch mit Gottes Hilfe und konnte wieder sein Amt in vollem Umfange verwalten. Doch machten sich wenige Jahre später die Folgen der Überanstrengungen, denen der unermüdliche Mann sich ausgesetzt hatte, in seinem körperlichen Befinden bemerkbar. Im Jahre 1667 wurde er bettlägerig. Er blieb jedoch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte und ließ sich nun täglich auf einem Sessel in das Zimmer tragen, in welchem seine Gattin Barbara, geb. Gravelei, mit welcher er seit dem Jahre 1624 in liebreichster Ehe verbunden war, krank darniederlag. Mit heiligen Gesprächen und Gebeten stand er seinem sterbendem Weibe zur Seite. Sich selbst erquickte er mit den süßesten Meditationen über Römer 8, über welches Kapitel er sich auch mit seinem Kollegen, M. Johann Surland, der ihm die heilige Wegzehrung reichte, unterhielt. Er starb an demselben Tage, an welchem er 1595 geboren war, am Sonntag Judica, zweiundsiebzig Jahre alt. Vierzig Jahre lang hatte er in gesegneter Thätigkeit an der St. Michaeliskirche gestanden. Das ihm zu Ehren in der Kirche errichtete, im Jahre 1750 mit der Kirche verbrannte Epitaph rühmte von ihm, daß er durch die Gnade des heiligen Geistes einen Türken, einen Aethioper und viele Juden sowie andere Gegner des Christentums für seinen Heiland Jesum Christum gewonnen habe. Von seinen Schriften sind folgende nennenswert: 1. Notwehr für die Kindertaufe (gegen die Wiedertäufer). 1636. 2. Lutherischer Widerhall, das ist, wahrhafter und gründlicher Bericht vom Ursprung der Streitigkeiten in Religionssachen zwischen den Lutheranern und den Calvinisten. 1643. 3. Die Tempel-Predigt Haggai, erkläret und wiederholet, die Christliche Gemeine in der Neuen- oder Vorstadt, und andere christliebende Herzen anzumahnen, dem Herrn Salvatori daselbst sein Haus zu bauen. 1646. 4. Grundlegungs-Predigt, da der erste Stein zur Neuen Kirche in der Neuen Stadt Hamburg gelegt worden, welche dem großen Nahmen des heiligen Michaelis, des Großen Fürsten und lebendigen Sohnes Gottes zu Ehren soll gebauet und consecriret werden. 1649. 5. Geistliches Bad-Tuch (gegen die Wiedertäufer). 1651. — Von seinen drei Kindern überlebte ihn nur ein Sohn, Esdras, der berühmteste Träger des Names Edzardi.

---

11. Esdras Edzardi.

Dem Pastor an St. Michaelis, Magister Jodocus Edzardi Glanaeus, wurde von seiner Ehefrau Barbara, geb. Gravelei, in den Morgenstunden des vierten Sonntags nach Trinitatis (28. Juni) des Jahres 1629 ein Sohn geboren, der in der heiligen Taufe den Namen Esdras empfing. Ein gesegnetes Sonntagskind und ein rechter Schriftgelehrter zum Himmelreich, ist Esdras Edzardi der berühmteste Träger des Namens Edzardi und eine hervorragende Zierde unserer Hamburgischen Kirche geworden.

Schon während seiner Kinderjahre zeigte er hervorragende Geistesgaben. Im Alter von dreizehn Jahren trat er in die Prima des Johanneums ein, und zwei Jahre später ging er aufs akademische Gymnasium über, wo er sich unter der Leitung ausgezeichneter Männer, wie Joachim Jungius, Heinrich Vagetius und anderer auf das Universitätsstudium vorbereitete. Im Jahre 1647 bezog der sechzehnjährige Jüngling die Universität Leipzig. Fast zehn Jahre lang lag er nun an den bedeutendsten Universitäten, Leipzig, Wittenberg, Tübingen, Basel, Rostock, Gießen u. a., mit bewundernswertem Fleiß dem Studium der Theologie ob und genoß des Unterrichts wie der Freundschaft der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit. In Basel widmete er sich unter Leitung des berühmten Johann Buxtorf des Älteren besonders rabbinischen und talmudischen Studien. Denn wie er im lebendigen Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, der Welt Heiland, stand, so lag es ihm daran, die Ursprachen der Schrift aufs gründlichste zu erlernen und mit allen Waffen der Erkenntnis sich auszurüsten, um die göttliche Wahrheit gegen alle Angriffe und Verfälschungen siegreich verteidigen zu können. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Hamburg im Jahre 1655 ging er nach Rostock, wo er nach Verteidigung von fünfzig Thesen über die wichtigsten Hauptstücke der christlichen Lehre wider die Juden und Photinianer in ehrenvollster Weise die Würde eines Lizentiaten der Theologie erlangte. Er ließ sich darauf dauernd in Hamburg nieder. Eine ihm angebotene Professur für die orientalischen Sprachen am Gymnasium schlug er aus. Ebenso lehnte der junge Gelehrte, dessen Ruf schon weit verbreitet war, mehrfache Berufungen an berühmte Universitäten ab. Aus vielen Gründen glaubte er für seinen Lebenszweck keinen passenderen Ort als Hamburg finden zu können. Sein väterliches Erbteil, eine ihm zu teil gewordene Vikarie am Dom, und

seine im Jahre 1657 erfolgte Verheiratung mit Angelica Leß, einer Tochter des hiesigen angesehenen Kaufmanns Georg Leß, setzten ihn in den Stand, als „freiwilliger Streiter Jesu Christi“ seiner Kirche zu dienen. Sein Haus auf dem Ellernthorsteinweg (dem jetzigen Alten Steinweg) wurde bald ein Sammelpunkt lern- und heilsbegieriger Schüler, die von ihm die Grundsprachen der heiligen Schrift und die zu deren Erkenntnis dienenden Hilfsmittel, besonders die orientalischen Sprachen und die rabbinische Gelehrsamkeit zu lernen begehrten.

Jeden Mittwoch und Sonnabend hielt er Katechismuslehre, besonders für die bekehrten Juden. Freitag vormittags von neun bis elf Uhr kamen Studenten, um sich in rabbinischer Gelehrsamkeit zu üben. Nachmittags von eins bis vier Uhr oder fünf Uhr las er mit Schülern, Studenten und Zuhörern allerlei Art die heilige Schrift in den Grundsprachen und unterhielt sich mit ihnen über das Gelesene. Viele junge Leute aus allen Teilen Deutschlands, ja, aus Skandinavien, Livland, Polen und Ungarn kamen nach Hamburg, um des gelehrten Edzardi Unterricht zu genießen. Unter ihnen befand sich auch August Hermann Franke, der berühmte Stifter des Halleschen Waisenhauses, der sich von Edzardi im Hebräischen unterrichten ließ. Er rühmt „des lieben Mannes Treue und Fleiß von Grund des Herzens, als der sich auch die Mühe nicht verdrießen ließ, ohne leiblich Entgelt viel Zeit auf mich zu nehmen.“ Edzardi verlangte überhaupt für seinen Unterricht kein Honorar, sondern erteilte denselben völlig umsonst aus Liebe zum Herrn und zu den Wissenschaften. Außer seinen Lehrstunden war Edzardi stets bereit, in Privatunterredungen Zeugnis für die evangelische Heilswahrheit abzulegen. Diese Unterredungen mit dem gelehrten, im Glauben fest gegründeten und für die reine Lehre des Evangeliums eifrigen Mann haben großen Segen gestiftet, sowohl durch Befestigung gläubiger Seelen in der erkannten Wahrheit, als auch durch Bekehrung Andersgläubiger zum lutherischen Bekenntnis. So hat er nicht nur viele Calvinisten, Katholiken und Anabaptisten von den Irrtümern ihrer Bekenntnisse überzeugt, sondern auch eine Anzahl Türken und Mohren zum Christentum bekehrt. Besonders aber schenkte der Herr ihm die Gnade, mehrere hundert Juden zum christlichen Glauben zu führen. Edzardi ist der Vater der deutschen Judenmission.

Die Juden wurden damals überall schwer bedrückt, namentlich auch in Spanien und Portugal, wo man sie aufs grausamste ver-

folgte und verjagte. Hamburg öffnete „um die Handelschaft blühend zu machen" den Verfolgten seine Pforten, und so wurde Hamburg nächst Amsterdam das Eldorado der Juden. Sie nannten es wohl ihr „Klein Jerusalem." Die portugiesischen Juden wohnten meistens auf dem Dreckwall (jetzigem Altenwall), wo sie auch ihre Synagoge hatten, während die deutschen Juden in Hamburg keine Synagoge haben durften, sondern ihre Religionsübungen in dem benachbarten Altona halten mußten. Auch wurde den Juden bei ihrer Aufnahme in Hamburg zur Pflicht gemacht, ihre Kinder im Christentum unterrichten zu lassen, um bei reiferen Jahren sich selbst für das Christentum oder für das Judentum entscheiden zu können. Die große Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Güte unsers Edzardi zog nun viele Juden vornehmen und geringen Standes in seine Unterrichts- und Erbauungsstunden, darunter nicht wenige hochangesehene Rabbiner, denen er durch unumstößliche Gründe aus der heiligen Schrift und aus den Schriften ihrer eigenen alten Lehrer bewies, daß Jesus Christus der verheißene Messias sei. Die Anzahl der von Edzardi unterrichteten und darnach von Hamburgischen Pastoren getauften Juden war sehr groß. Weitaus die meisten sind im christlichen Glauben standhaft und treu verblieben. Dazu trug nicht wenig bei, daß Edzardi sich der Getauften mit väterlicher Liebe annahm, sie regelmäßig um sich versammelte, um sie über ihren Glauben und ihren Wandel zu befragen und ihnen in ihren geistlichen und irdischen Angelegenheiten mit Rat und That zur Seite stand.

Weil die Zahl der durch Edzardi zur Taufe vorbereiteten Juden so groß wurde, daß es oft schwer hielt, hier in Hamburg Taufpaten für die Bekehrten zu finden, pflegte Edzardi die von ihm Unterrichteten, wenn es sich thun ließ, „in die benachbarten Königreiche und Herzogtümer zur heiligen Taufe zu verschicken." Von diesen wurden etliche „an vornehmen Örtern zu öffentlichen geistlichen und andern Ämtern befördert." Da die armen Proselyten aus dem Judentum durch den wütenden Haß ihrer Volksgenossen und durch die damals geltenden Gesetze oft in eine äußerst bedrängte Lage gerieten, gründete Edzardi am 9. Oktober 1667 durch ein Legat von zweihundert Hamburger Thalern eine Kasse zur Unterstützung armer Proselyten, die durch Vermächtnisse, Kollekten und Beiträge eine ansehnliche Höhe erreichte. Die Jahreseinnahme stieg bald auf dreitausend Mark Kourant. Diese Proselytenkasse besteht noch.

Daß Edzardi unter Umständen auch die Juden in ihre Schranken

zurückzuweisen verstand, beweist folgender Vorfall. Ein portugiesischer Jude hatte 1685 auf den Namen eines Christen (denn kein Jude durfte ein Haus besitzen) auf dem Dreckwall ein Haus gekauft, über dessen Thür stand: Christus Nostra Salus, d. i. Christus unser Heil. Der Jude ließ diese Inschrift entfernen. Als Edzardi das hörte, verklagte er den Juden, und dieser mußte die Inschrift mit schönen goldenen Buchstaben wiederherstellen lassen. Zu seinen Zuhörern sagte er bei dieser Gelegenheit: Was? sollen die Juden so frech werden, daß sie uns in Hamburg Christus Nostra Salus von den Thüren wollen auslöschen, so werden sie es gewißlich auch aus unsern Herzen zu reißen trachten, dahin es Gott selbst gepflanzt hat.

Edzardi hatte überhaupt einen geraden und offenen Charakter. Er sagte ohne Menschenfurcht jedem seine Meinung gerade heraus, oft recht derbe, besonders wo es die Wahrheit des christlichen Glaubens betraf. Er duldete keine Abweichung von der reinen Lehre oder von der gesunden Übung der Frömmigkeit. Sein Ruhm wuchs von Jahr zu Jahr. Doch war er nicht ehrgeizig. Als ihn jemand fragte, warum er von seiner ungemeinen Wissenschaft nichts in Druck gebe, antwortete er: Dadurch werden die Leute nur faul gemacht; andere sollten sich nur fleißig hinter die Bücher machen, so würden sie eben das finden, was er gefunden. Mit seinem Weibe Angelica, geb. Leß lebte er in glücklichster Ehe. Sie gebar ihm zehn Kinder, von denen mehrere in ihrer Kindheit starben. Von seinen acht Söhnen wurde Georg Elieser Lektor am Hamburger Gymnasium, und Johann Esdras Pastor an der deutschen Dreifaltigkeitskirche in London, während Sebastian, ein Mann von größter Gelehrsamkeit, aber ein unruhiger Kopf, der in viele Händel verwickelt wurde, Professor am Gymnasium wurde. Er setzte des Vaters Werk der Judenbekehrung fort. Esdras Edzardi erreichte ein Alter von achtundsiebenzig Jahren und erfreute sich bis etwa zwei Jahre vor seinem Tode der besten Gesundheit, wozu nicht wenig seine einfache und regelmäßige Lebensweise beitrug. Am 21. Dezember 1707 mußte er sich zu Bette legen. Tag und Nacht rüstete er sich nun mit Gottes Wort und Gebet auf sein seliges Ende. Am 30. Dezember reichte ihm der Archidiakonus Pasmann von St. Michaelis die himmlische Wegzehrung. Vor seinem Ende ermahnte er seine Söhne, sie sollten bei der reinen Lehre unserer lutherischen Bekenntnisse bleiben und sich durch kein Unglück oder Verfolgung davon abschrecken lassen. An demselben Tage ließ er die von ihm unterrichteten Proselyten an sein Bett kommen und ermahnte

sie eindringlich, im wahren Glauben ihr Lebenlang zu bleiben, wobei er ihnen mehrere Kernsprüche aus der hebräischen Bibel vorlas. In der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1708 entschlief er ganz sanft im festen Glauben an seinen Erlöser unter den Gebeten der Umstehenden.

---

12. Peter Hessel, der Pesthofprediger.

Im Jahre 1606 ward vor dem Millernthore ein Kranken- und Siechenhaus teils aus Kirchen-, teils aus Staatsmitteln erbaut, welches zur Aufnahme sowohl einheimischer als auch fremder erkrankter Armen, Gebrechlichen und Elenden beiderlei Geschlechts bestimmt war. Man nannte es das Pesthaus, später, nach Erweiterung desselben, den Pesthof. Jedoch nicht nur für die leibliche Heilung und Verpflegung der Insassen sorgten die frommen Stifter dieser Anstalt, sondern sie ließen auch gleich dabei ein besonderes Kirchlein bauen und stellten einen eigenen Pesthofprediger zur geistlichen Versorgung der armen Kranken und Siechen an. Der erste Pastor am Pesthof war Conrad Conau aus Perleberg, der 1638 erwählt wurde, nachdem er schon einige Jahre vorher alle Pastoratgeschäfte an diesem Institut besorgt hatte. Nach seinem am 30. Oktober 1670 erfolgten Abscheiden wurde der Magister Peter Hessel aus Hamburg von den Herren Leichnamsgeschworenen und Vorstehern am Pesthof zum Pesthofprediger erwählt und am 28. Februar 1671 durch den Senior D. Joh. Müller in St. Petri ordiniert. Am folgenden Tage wurde er in der Pesthofkirche seiner neuen Gemeinde in Gegenwart vieler vornehmen Leute vorgestellt. Seine Gesinnung kennzeichnet der Gebetsseufzer, mit dem er sein Amt antrat: „Dafür sei dir nun, o mein Jesu, ewig gedankt, und bitte, du wollest mir verleihen, daß ich dein getreuer Haushalter mag sein, voll Weisheit, Geist und Gnaden bis an mein Ende. Amen."

Peter Hessel wurde am 15. Dezember 1639 in Hamburg von christgläubigen Eltern geboren und in wahrer Gottesfurcht erzogen. Schon als Knabe hatte er eine ausgesprochene Neigung zum Predigtamt. Nach absolviertem Studium und Erlangung der Magisterwürde in Gießen kehrte er nach Hamburg zurück, wo er bald durch seine innige Frömmigkeit und seine bedeutenden Kanzelgaben bekannt wurde. Seine Wahl zum Pesthofprediger entsprach seiner Liebe zu seinen

armen und kranken Brüdern. Seine glaubenswarmen und liebesinnigen Predigten gewannen ihm zahlreiche Zuhörer aus allen Ständen. „Als wenn der Pesthof eine Wiese mit wohlriechenden Blumen angefüllet oder das schönste Lusthaus in der ganzen Gegend wäre, so sind die Menschen wie Bienenschwärme hinausgestürzt, denselben zu hören. Wie hat er oft die steinernen Herzen zu fließenden Strömen gemacht, die gebundenen und kärglichen Hände gegen seine Armen und Kranken weit und mildiglich sich aufthun gelehrt und einen Vorrat nach dem andern seinem dürftigen Pesthofe zum Besten herausgelockt und verschafft!" Die Pesthofkirche wurde auch fleißig von den Bewohnern des Hamburgerberges (des späteren St. Pauli) besucht. Hier hatten sich zahlreiche Schiffer, Schiffsbauer, Branntwein- und Thranbrenner, kleine Handelsleute u. s. w. niedergelassen, deren Zahl sich fortwährend vermehrte. Anfangs hatten sie sich zur St. Michaeliskirche gehalten. Nach Erbauung der Pesthofkirche, die ihnen bequemer lag als die Michaeliskirche, zu der damals noch kein gepflasterter Weg führte, hielten sie sich zu dieser und betrachteten den Pesthofprediger als ihren Seelsorger und Beichtvater. Dieser konnte, obwohl er nach den ihm erteilten Vorschriften seine Amtsgeschäfte lediglich auf den Pesthof zu beschränken hatte, sich der an ihn herantretenden neuen Arbeit je länger je weniger erwehren, obwohl er dadurch den Unwillen seiner Kollegen im Ministerium — zu welchem der Pesthofprediger nicht gehörte — zuzog, wodurch die heillosesten Streitigkeiten entstanden, die erst ihr Ende fanden, als die Hamburgerberger im Jahre 1682 ihre eigene Kirche erhielten.

Durch Hessels gesegnete Thätigkeit nahm der Pesthof einen großen Aufschwung. Neue Gebäude mußten für die stets wachsende Zahl der Kranken und Siechen errichtet werden. Milde Gaben und ansehnliche Vermächtnisse flossen demselben zu. Außerdem wurde dem Pesthof eine zweimalige Sammlung durch die ganze Stadt in jedem Jahre und jährliche Kollekten in allen Kirchen bewilligt. Hessel selbst ging mit gutem Beispiel voran. Trotz seines geringen Einkommens war er überaus wohlthätig gegen seine armen, notleidenden Brüder und Schwestern. Den Ertrag des Beichtpfennigs schenkte er den Armen. Er trug äußerst einfache Kleidung, „also daß ich glaube, viele sich werden verstehen lassen, er sei kein Prediger gewesen, weil er unsern Priestern in Hamburg an Kleidung, Priesterröcken und Wolkenkragen sich nicht gleich getragen, noch ein Bruder oder Mitglied des Wohl-Ehrwürdigen Hamburgischen Ministerii gewesen." Mit

größter Liebe und Fürsorge widmete er sich seiner Gemeinde. Fünf Pfarrstellen, bei denen er zu Reichtum und hohem Ansehen hätte kommen können, schlug er aus, weil er „JEsu Dornenkrone und den Mantel in Weinbeeren Blut gewaschen, womit sein Pesthof prangete und gekleidet ginge, nicht könne mit Ehrentiteln, Silber und Gold und weichen Kleidern vertauschen, oder auch, weil er bei seinem Pesthofe wohl so selig werden könnte." Er predigte allwöchentlich fünfmal und schrieb sorgfältig alle seine Predigten auf. Seinen Kranken sowie Witwen und Waisen war er ein treuer Seelsorger und Berater. In seiner freien Zeit beschäftigte er sich mit Schriftstellerei. Von den etwa sechzig von seinem Biographen aufgezählten Predigten und Schriften sind jedoch nur wenige im Druck erschienen. Von letzteren ist wohl am bekanntesten sein: „Herzfließende Betrachtungen von dem Elbe-Strom, zur Danckbarkeit gegen Gott geschöpffet, darneben allen Schiff-Leuten zu einer geistlichen Zeitvertreibung vermacht, auch einem jeden Christen in diesem Angst-Meere zu gute auffgesetzet." Von diesem auf sechs Teile mit 135 Kupferstichen berechneten Werk ist nur der erste Teil erschienen, gedruckt zu Altona, 1675. Ein anderes Werk, an welchem Hessel „mit unsäglich großem Fleiß" gearbeitet, eine Hamburgische Chronik unter dem Titel „Hamburgischer Palmbaum," ist nicht im Druck erschienen. Es scheint, daß Neid und Mißgunst ihn an der Veröffentlichung dieses Werkes verhindert haben. Einige Titel von ihm verfaßter, aber nicht veröffentlichter Schriften lassen vermuten, daß Hessel vielen Übelständen seiner Zeit gegenüber eine freimütige Sprache geführt hat. So trägt eine im Jahre 1674 abgefaßte Schrift den Titel: „Lügen über Lügen derer, die in der Welt glänzen von außen, vorgehalten und beschrieben nach der wahrhaftigen Richtschnur göttlichen Wortes." Ein anderes Büchlein ist betitelt: „Das Contrafait aller falschen Propheten, Ketzer und irriger Lehrer, mit lebendigen Farben abgebildet zur Warnung und Wachsamkeit in dem Irrgarten dieser Welt allen Einfältigen zugute aufgehangen."

Den Anstrengungen und Entbehrungen, sowie den Schmähungen und Verfolgungen gegenüber, denen dieser treue Diener Gottes ausgesetzt war, konnte sein schwächlicher Körper nicht standhalten. Am 16. Dezember 1677 erkrankte er an einem hitzigen Fieber, dem er am 26. Dezember erlag. Im Glauben an seinen Heiland starb er fröhlich und getrost. Seine Bestattung fand am 3. Januar 1678 statt in der St. Michaeliskirche. Trotz des überaus bösen Wetters

hat „die liebe Bürgerschaft bei Tausenden den werten Mann begleiten helfen und die Straßen, die Häuser, die Kirche waren angefüllt mit weinenden und wehklagenden Leuten," die in ihm ihren geistlichen Vater, Wohlthäter und Fürsprecher verloren hatten.

---

13. Die Pasmannsche Armenschule.

Im Jahre 1612 entstand hier in Hamburg in der Schule des Knakerüggeschen Witwenstifts in der Rosenstraße die erste Armenschule, „darin arme Knaben und Mägdlein in der Gottesfurcht, Lesen und Schreiben unterrichtet und zu aller Tugend angehalten" wurden. Wie sehr diese Schule einem vorhandenen Bedürfnis entgegenkam, zeigt die Thatsache, daß dieselbe bald von über dreihundert Kindern besucht wurde. Als nun bei stetem Anwachsen der Neustadt, wo namentlich im Gängeviertel Massen von kleinen Leuten sich ansiedelten, die Zahl der ohne Unterricht aufwachsenden Kinder immer größer wurde, vermochte der 1678 zum Diakonus an der St. Michaeliskirche erwählte M. Hieronymus Pasmann dies Elend nicht länger mitanzusehen, sondern entschloß sich im Jahre 1683, mit Gottes und frommer Wohlthäter Beistand eine Schule „für die lieben Armenkinder der Neustadt" zu errichten. Die Schule wurde im ersten Jahre ihres Bestehens in einem gemieteten Hause „auf dem neuen Millern Steinweg" gehalten. Das Interesse für diese Schule war aber so groß und die Mittel flossen so reichlich, daß schon am 5. April 1684 der Grundstein zu einem eigenen schönen Schulhause gelegt werden konnte. Das löbliche Amt der Tischler arbeitete eine geraume Zeit umsonst an diesem Bau, und das löbliche Amt der Schmiede hat „an allerhand Eisenwerk ein nicht geringes dazu verehret." In seinem 1690 erschienenen „Verzeichnis allerhand denkwürdiger Dinge, so in Hamburg und sonderlich mit der Neustadt vorgegangen," konnte Pasmann berichten, daß seine Armenschule schon von fünfhundert armen Kindern, sowohl Knaben als Mägdlein, besucht wurde. Anfangs waren zwei Lehrmeister angestellt. Bald mußte ein dritter Lehrer angestellt werden. 1686 unterrichteten zwei Männer und zwei Frauen an der Schule, zu denen 1687 noch ein Schreib- und Rechenmeister angenommen wurde, der die Kinder von 9—11 vormittags und von

3—5 nachmittags im Schreiben und Rechnen informieren mußte. Im Jahre 1690 hat „man noch einen Schulmeister erwehlet, der mit den kleinen Lese-Kindern seine heilige Arbeit hette.“ Der Stifter wünschte, der höchste Gott wolle seiner Schule bis an den jüngsten Tag solche Vorsteher verleihen, „die nimmer aus der Acht lassen, daß es eine Armen-Schule sei, und also desto treulicher mit dieser lieben Schule umgehen, daß sie ja nimmer von ihrem Zwecke im geringsten verrücket werde.“ — Zweimal im Jahre, zu Ostern und Michaelis, wurde ein öffentliches Examen in dieser Schule abgehalten, an welchem die Vorsteher und die Herren Prediger zu St. Michaelis teilnahmen. Im Jahre 1688 wurde der Schule ein eigenes „Sommergrün“ bewilligt. „Man hat den lieben Armen-Kindern auch eine Ergetzlichkeit gönnen wollen, nachdem sie darum angehalten, daß sie ins Grüne gehen möchten.“ Ein Hochweiser Rat bewilligte dies Kindervergnügen und genehmigte außerdem, daß „man bei solcher Procession in die umbgehenden Büchsen eine Collect sammlet, gleichwie die Kinder im Waisenhause, wenn sie ihr Grünfest celebrieren.“ Noch heute besteht die Pasmannsche Schule, wenn auch in wesentlich anderer Gestalt.

---

14. Der Priesterstreit.

Das letzte Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts brachte unserer Hamburgischen Kirche den sogenannten „Priesterstreit“, eine heftige Fehde zwischen den Anhängern der lutherischen Orthodoxie und den Freunden des Spenerschen Pietismus. — Die Reinheit und Einheit der Lehre zu erhalten, war in dem auf die Reformation folgenden Jahrhundert das vornehmste und fast ausschließliche Interesse der lutherischen Geistlichkeit gewesen. Man wird sie darum nicht tadeln dürfen, denn das Kleinod der reinen Lehre, das die Väter unter so vielen schweren Kämpfen errungen hatten, zu bewahren, war in der That die providentielle Aufgabe der lutherischen Kirche. Indem man aber für den Buchstaben des lutherischen Bekenntnisses stritt, wurde die Gefahr, den Geist desselben zu verlieren, nicht stets und überall vermieden. Es fehlte auch der Zeit der sogenannten „starren Orthodoxie“ nicht an

Männern, die ein lebendiges Christentum besaßen und dasselbe durch ihre Predigten und Schriften förderten, und über den Verfall des geistlichen Lebens in der lutherischen Kirche schmerzlich Klage führten. Der Rostocker Heinrich Müller klagt in seinen „Erquickstunden": „Es hat die heutige Christenheit vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgehet: Den Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl und Altar!" Und der Württemberger Valentin Andreä betete um dieselbe Zeit in seiner „Christenburg": „Ach Herr, von uns das Böse, nimm und gieb neu Sinn, neu Art und Werk, neu Glauben, Lieb, Hoffnung und Stärk, neu Zucht, Ordnung und Disciplin, den Geist vermehr, das Fleisch bezähm!" Auch im Volk war noch an vielen Orten wahrhaftiges Glaubensleben zu finden. Aber eben jene Klagen und Bitten lassen das Übel eines toten Buchstaben- und Formenchristentums als in erschreckendem Maße vorhanden erkennen. Die Reaktion hiergegen ist der sogenannte Pietismus, als dessen Vater der 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß geborene, 1686 als Oberhofprediger nach Dresden und 1691 als Propst nach St. Nikolai nach Berlin berufene Philipp Jakob Spener anzusehen ist. Er war ein frommer lutherischer Christ und sah mit tiefem Schmerze das hereinbrechende Verderben seiner Kirche. 1675 erschienen seine „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der evangelischen Kirche." Er verlangte in dieser Schrift, man solle die Leute zum fleißigen Lesen der heiligen Schrift anhalten, ihnen einschärfen, daß es mit dem Wissen im Christentum durchaus nicht genug sei, sondern daß es in einem in der Liebe thätigen Glauben bestehe, man solle auf erbauliche Einrichtung der Predigten zur Bekehrung der Herzen sehen u. s. w. Speners Anregungen wurden vielfach befolgt; es bildeten sich Hausversammlungen (Conventicula), in denen durch Gebet, Betrachtung und Gespräch in brüderlicher Weise herzliche Frömmigkeit gefördert werden sollte. Von seiten der Orthodoxie erhob sich die heftigste Opposition gegen diese Lebensregung. Man nannte die Anhänger Speners „Pietisten" (Frömmler) und legte ihnen eine Menge Ketzereien zur Last. Im Laufe der Zeit bildeten sich in der That eine Menge tadelnswerter Auswüchse am Pietismus, die es erklärlich machen, daß auch manche fromme lutherische Pastoren denselben zu bekämpfen Veranlassung zu haben glaubten. In Leipzig, Erfurt, Lüneburg, Magdeburg und andern lutherischen Städten entbrannte der Streit. Auch Hamburg sollte einen traurigen Pietistenstreit erleben. Mit dem Jahre 1690 loderte das Streitfeuer in hellen Flammen auf.

Es wirkten damals im Sinne Speners hier in Hamburg dessen Schwager Johann Heinrich Horb, gewöhnlich Horbius genannt, Pastor an St. Nikolai, Johann Winckler, Pastor an St. Michaelis, und Abraham Hinckelmann, Pastor an St. Katharinen.

Am 31. August 1684 wurde Johann Winckler als Nachfolger des Pastor Lic. Georg Haccius zum Pastor an St. Michaelis erwählt. Winckler (geb. 1642 zu Gölzern bei Grimma) hatte schon als Hofprediger in Darmstadt (1676—1678) und als Superintendent in Wertheim sogenannte collegia pietatis, private Erbauungsstunden im Sinne Speners gehalten und setzte nun diese Thätigkeit in Hamburg fort. Obwohl selbst erst seit einigen Wochen in Hamburg, gelang es seinem Einfluß, im Dezember 1684 die Wahl seines Gesinnungsgenossen Horbius zum Pastor an St. Nikolai durchzusetzen. Horbius kam von Windsheim in Franken, wo er seit 1679 Superintendent und Pastor war. Im Jahre 1645 zu Kolmar i. E. geboren, hatte er in Straßburg studiert, wo Spener sein Lehrer war. Seit 1671 war er mit Speners Schwester Sophia Cäcilia verheiratet. Das Ministerium in Hamburg hatte gegen seine Wahl Bedenken gehabt, aber dieselben auf Grund eines Gutachtens der theologischen Fakultät in Straßburg fallen lassen. Ebenso gelang es Winckler, bei dem Tode des Seniors D. Klug im Jahre 1688 die Wahl Abraham Hinckelmanns als Pastor an St. Katharinen durchzusetzen. Hinckelmann, D. theol. (geb. 1652 zu Döbeln bei Meißen), war schon 1685 als Rektor in Lübeck zum Diakonus an St. Nikolai gewählt worden. 1687 nahm er aber eine Berufung als Superintendent nach Darmstadt und zugleich als Professor der Theologie in Gießen an, nachdem er in Kiel sich die theologische Doktorwürde erworben. Von hier wurde er schon im folgenden Jahre nach Hamburg als Pastor an St. Katharinen zurückgerufen. Alle diese Männer drangen in ihren Predigten, in der Privatseelsorge und sonstigen Praxis auf lebendiges, thätiges Christentum und erfreuten sich großer Beliebtheit in ihren Gemeinden. Um so weniger gefielen sie der Mehrzahl ihrer Amtsbrüder, unter denen ihnen in dem Pastor Johann Friedrich Mayer, D. theol., an St. Jakobi ein erbitterter Gegner erstand. Mayer (geb. 1650 zu Leipzig) war von Wittenberg, wo er Professor der Theologie und Schloßprediger gewesen, nach dem Tode des Pastors Anton Reiser 1686 zum Pastor an St. Jakobi gewählt worden. Er war ein Mann von hervorragender Begabung und großer Gelehrsamkeit und besaß eine seltene Rednergabe. Er hatte anfangs große Zuneigung

für Spener gehabt. Als dieser sich aber weigerte, auf Mayers ehrgeizige Pläne, der als Pastor in Hamburg am liebsten seine Professur in Wittenberg beibehalten hätte, einzugehen, weil ihm Mayer aus seinem Ehescheidungsprozesse gegen seine Frau als nicht ganz lauter bekannt geworden war, wurde Mayer ein erbitterter Feind Speners und seiner Anhänger, womit er in Hamburg um so weniger zurückhielt, als er es dem Pastor Winckler nicht verzeihen konnte, daß dieser ihm bei der Wahl in St. Michaelis vorgezogen worden war. Mayer schloß sich hingegen um so enger an den Senior Samuel Schultz, D. theol., an St. Petri an, der ebenfalls ein Gegner der Pietisten war. Schultz (geb. 1635 zu Eddelack in Holstein) war 1683 von der Dithmarscher Propstei zu Heide als Pastor an St. Petri gewählt worden und wurde 1688 nach dem Tode des Seniors D. Klug Senior ministerii.

Zu einem ersten Streit zwischen den Gegnern kam es bei Gelegenheit der Erörterung über die Oper in Hamburg. Ums Jahr 1674 hatte sich in Hamburg der Wunsch geregt, eine Bühne zu besitzen. Zwei jüngere Juristen, die auf ihren Reisen die Oper kennen gelernt hatten, verbanden sich mit dem Organisten Reincken an St. Katharinen, um ein Theater zu errichten. Der Plan fand Beifall in der gebildeten Welt, und bald stand auf dem Gänsemarkt das erste Theater Hamburgs. Es wurden zahlreiche Operntexte gedichtet. Unter den Dichtern befand sich auch der Prediger Elmenhorst an St. Katharinen. Der Inhalt der Opern war meistens der biblischen Geschichte entnommen. Die erste am 2. Januar 1678 aufgeführte Oper hatte den Titel: „Der erschaffene, gefallene und wieder aufgerichtete Mensch.“ Die Oper sollte ja moralischen Zwecken dienen, und so erhoben auch die Prediger im allgemeinen keine Einwendung. Da erschien im Jahre 1681 eine Schrift des Pastors Anton Reiser an St. Jakobi, betitelt: „Theatromanie, oder die Werke der Finsternis in den öffentlichen Schauspielen.“ Die Schrift erregte großes Aufsehen. Auch andere Geistliche sprachen sich dagegen aus. Im Jahre 1686 wurde durch Beschluß der Bürgerschaft die Oper aufgehoben. Als nun im folgenden Sommer der Rat die Aufführungen wieder gestattete, hielt Pastor Winckler an St. Michaelis eine scharfe Predigt, welche zur Folge hatte, daß die Bürgerschaft die Opernaufführungen abermals inhibierte.

Inzwischen war D. Mayer zum Pastor an St. Jakobi gewählt worden (1686). Die Freunde der Oper veranlaßten Mayer, bei der theologischen und juristischen Fakultät in Wittenberg Gutachten über



Johann Friedrich Mayer.

die Zulässigkeit der Oper einzuholen. Die Gutachten fielen zustimmend aus. Der Rat brachte nun die Sache an das Ministerium. Nach heftigen Debatten und trotz des Widerspruchs Wincklers erklärte das Ministerium die Oper für zuläſſig, und so nahm dieselbe 1688 wieder ihren Anfang. Wie sehr aber die Pietisten im Rechte waren mit ihrem Kampf gegen die Oper zeigte die spätere Entwickelung derselben. Schon im Jahre 1694 sah D. Mayer selbst sich veranlaßt, gegen die Opernaufführungen in der heiligen Adventszeit aufzutreten, die der Gemeinde zum Ärgernis dienten.

Im Jahre 1688 war D. Schultz, wie schon erwähnt, Senior ministerii geworden. Seine Wahl war mit Schwierigkeiten verknüpft gewesen. Es hatte sich eine Partei gebildet, die seine Wahl zu hintertreiben suchte. Man warf Schultz vor, er habe in einer Predigt den Richterstand beleidigt; auch habe er bei dem Aufgebot einer Bürgerstochter das derselben zustehende Prädikat „Hochedel" ausgelassen. Dennoch siegte die Gerechtigkeit und Schultz wurde Senior. Schultz war ein entschiedener Gegner der Pietisten, im übrigen aber „ein ehrenwerter, fester Charakter, der stets den Frieden der Kirche und des einzelnen im Auge hatte." Als in den pietistischen Kreisen die privaten Erbauungsstunden sich immer mehr verbreiteten, auch allerlei schwärmerische und fanatische Persönlichkeiten nach Hamburg kamen, wie z. B. der Württemberger Eberhard Zeller, ein Anhänger Jakob Böhmes, der Lüneburger Petersen, der chiliastischen Ansichten huldigte, u. a., hielt es der Senior für an der Zeit, gegen die Pietisten einzuschreiten, damit nicht das wegen seiner Rechtgläubigkeit berühmte Hamburg ein Sitz der Fanatiker und Schwärmer werde. In einem Konvent des Ministeriums am 14. März 1690 forderte er von seinen sämtlichen Kollegen im Ministerium die Unterschrift eines Reverses, durch den sie sich verpflichten sollten, alle Pseudophilosophen, die Irrlehrer unter den Theologen, die Fanatiker, namentlich Jakob Böhme, auch den Chiliasmus, und zwar sowohl den groben als auch den feinen zu verwerfen, ihre Anhänger nicht als Brüder anzuerkennen, sie nicht zu entschuldigen, auch alle Neuerung, sie habe Namen, wie sie wolle, mit Ernst zu verhüten und also den Kirchenfrieden zu befördern und zu erhalten, und das alles, so wahr ihnen Gott helfen solle in der letzten Todesstunde. Horbius erklärte diese Verbindungsformel selbst für eine Neuerung und verweigerte seine Unterschrift. Hinckelmann war nicht im Konvent zugegen gewesen, weil er verreist war, und verfaßte nach seiner Rückkehr einen energischen Protest gegen die Vereinbarung. Winckler hatte zwar im ersten



Johannes Henricus Horbius.

Augenblick unterschrieben unter der Bedingung, daß seine Privatkonvente nicht gestört würden, sah aber bald ein, daß er sich übereilt hatte und nahm seine Unterschrift zurück. Auch äußerte er Bedenken, ob das Ministerium das Recht habe, ohne Vorwissen des Rates die Unterschrift zu fordern. Der Rat trat der Ansicht Wincklers bei und annullierte am 9. April die getroffene Vereinbarung. Beide Parteien holten nun Gutachten der Fakultäten und angesehener Theologen ein. Kiel, Wittenberg und Greifswald entschieden sich für das Ministerium; Spener und andere namhafte Theologen traten für die Gegenpartei ein. D. Mayer ließ die responsa der Fakultäten drucken und brachte es dahin, daß eine Deputation des Rates auf dem Kirchensaal zu St. Petri den Revers anerkannte, wenn nur die, welche ihre Unterschrift verweigerten, nicht dazu gezwungen werden sollten. Gegen Spener wandte Mayer seine scharfe Feder in der Schrift: „Abgenötigte Schutzschrift wider die Beschuldigungen Herrn D. Speners wegen des Religionseides."

Ein Hausgenosse Mayers, der Magister Starke, der Mayer bei seinen litterarischen Arbeiten half, mischte sich auch in den Streit. Es erschien von ihm eine Schrift unter dem Titel: „Ausführlicher Bericht von denen sich anjetzo ereignenden verdammlichen und unrechtmäßigen Quäkerzusammenkünften, so in Hamburg in der Neustadt observieret werden, in einer frei gethanen Geständnis und Aussage entdecket." Die hierin enthaltenen Schmähungen gegen Horbius sollten auf Aussagen einer Magd beruhen, die aber in einer am 15. Februar 1693 angestellten Untersuchung alles leugnete, was ihr in den Mund gelegt war, auch den Pastor Horbius nicht einmal kannte. Starke wurde wegen seiner Schmähschrift zu einigen Monaten Gefängnis verurteilt. Auf Mayers Seite stellte sich auch der Pastor Johann Lange an St. Petri. Lange war früher Feldprediger gewesen und hatte sich eine böse Zunge angewöhnt. In seinen Predigten nahm er rücksichtlos Männer und Frauen seiner Gemeinde vor und hatte auch sonst ein ungewöhnlich derbes Benehmen. Auf Pastor Wincklers Klage wurde er 1693 vom Amte suspendiert, aber seine Freunde setzten die Aufhebung der Suspension durch. Da schrieb er ein Pasquill gegen D. Hinckelmann unter dem Titel: „Daß der Prahler Hinckelmann in seiner Lehre nicht um einen Dreiling besser, ja weit ärger und irriger, als eben der weltbekannte Schwärmer Horbius." Es bezog sich dies auf ein schon 1686 erschienenes Buch Hinckelmanns: „Christliche Betrachtungen von der Reinigung des Blutes Christi," woran das Ministerium Anstoß genommen hatte. Hinckelmann erwirkte nun ein

Gutachten der Rostocker Fakultät, welches die Reinheit seiner Lehre bestätigte. Lange wurde abermals suspendiert und erst nach geraumer Zeit wieder in sein Amt eingesetzt.

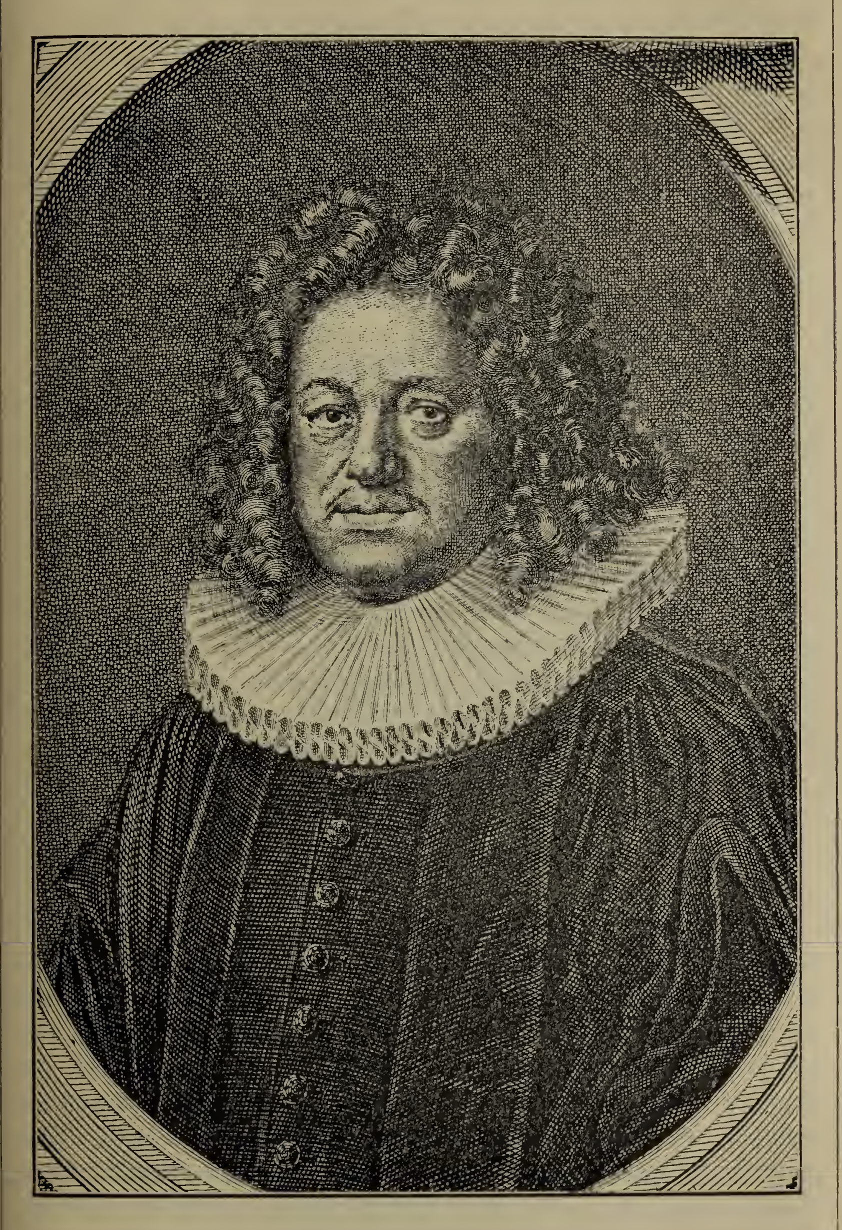
Eine sehr bedauerliche Wendung nahm der Streit zu Anfang des Jahres 1693. Die Veranlassung dazu war ein an und für sich unbedeutendes Vorkommnis. Es war bei einigen Pastoren Sitte geworden, den Dienstboten, welche am Sylvesterabend von ihren Herrschaften die üblichen Neujahrsgeschenke überbrachten, anstatt eines Trinkgeldes ein erbauliches Büchlein mitzugeben. Pastor Horbius hatte zu diesem Zweck eine von dem Lic. Backhof zu Stade aus dem Französischen übersetzte Schrift, betitelt: „Klugheit der Gerechten, die Kinder nach den wahren Gründen des Christentums von der Welt zu dem HErrn zu erziehen" drucken lassen. Der Verfasser des Büchleins war der Mystiker Pierre Poiret, der Herausgeber der Schriften der bekannten Mystikerin Antoinette Bourignon, mit welcher er im Jahre 1676 in Hamburg gewesen war. Dies Büchlein nun verteilte Horbius am Sylvesterabend 1692 an die Kinder, Diener und Mägde, welche ihm Neujahrsgeschenke überbrachten, nicht aus Geiz, wie man ihm vorwerfen wollte (denn die Druckkosten beliefen sich höher als die Summe, die etwaige Trinkgelder betragen hätten), sondern um die Empfänger damit in ihrem Glaubensleben zu fördern. Seinen Gegnern aber gab er damit eine gefährliche Angriffswaffe in die Hand, denn das Büchlein war bei aller sonstigen Trefflichkeit hinsichtlich der Lehre nicht einwandsfrei. Pastor D. Mayer, der schon 1687 von dem Herzog Christian Adolf von Holstein zum Professor der Theologie in Kiel ernannt worden war und von seinem Kirchenkollegium die Erlaubnis erhalten, viermal im Jahre nach Kiel zu reisen, um dort Vorlesungen zu halten, war zu Anfang des Jahres 1693 wieder nach Kiel gereist. Gleich nach seiner Rückkehr, am 22. Januar, griff er Horbius auf der Kanzel an und warnte vor dem von ihm verbreiteten Buch, das voller Ketzereien stecke. Noch in derselben Woche ließ er eine „Warnung an die Stadt Hamburg" wider die Pietisten drucken. Dies war das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff auf Horbius. Auf den Kanzeln schmähten ihn seine Gegner aufs ärgste. Auch im Publikum ergriff man Partei gegen Horbius. Die ganze Stadt hallte wider vom Streit der Orthodoxen und Pietisten. Die Gegner sahen in Horbius einen scheinheiligen Quäker und Ketzer, der die Stadt um die Krone der wahren lutherischen Religion bringen wollte. Die „Horbianer" blieben die Antwort nicht schuldig.

Am 29. Januar entsandte das Ministerium eine Deputation, bestehend aus D. Hinckelmann und dem M. Hieronymus Müller, Archidiakonus an St. Nikolai, an Horbius, um von ihm die Gründe zur Herausgabe des Poiret'schen Buches und sein Urteil über die in demselben enthaltenen Irrlehren zu erfahren. Horbius, der krank zu Bette lag, erklärte, er fände das Buch wunderschön und bedauere nur, es nicht früher schon gekannt zu haben. Als Hinckelmann ihm die vielen darin enthaltenen Irrtümer vorhielt, erwiderte er, das thäte ihm leid, und er verwerfe auch diese Irrtümer. Als man ihm nahelegte, er möge in eine Sitzung des Ministeriums kommen und sich entschuldigen, lehnte er dies Ansinnen entschieden ab. Da beschloß das Ministerium in seinem Konvent am 6. Februar, ihn, bis er sich entschuldigt habe, von seinen Sitzungen auszuschließen und erklärte ihn des Titels „Bruder" für verlustig.

Die Folge dieses Beschlusses war, daß die Ministerialen, die damals noch in corpore bei Leichenbegängnissen folgten, nicht mitgingen, wenn Horbius erschien. Seine Gegner fuhren fort, auf der Kanzel ihn zu verunglimpfen. Es verging kein Sonntag, an dem nicht D. Mayer die heftigsten Ausfälle gegen Horbius sich erlaubte. Die Unruhe in der Stadt wurde immer größer.

Namentlich bei Leichenbegängnissen kam es wiederholt zu den skandalösesten Auftritten. Bei einer solchen Feier auf dem Katharinenkirchhof wurde Horbius von einem Brauerknecht angerannt, vom Pöbel umzingelt und Ketzer und Quäker angeschrieen. Als er in einer Kutsche zu entkommen suchte, griffen ihn die Krahnträger bei der Börse wieder an und wollten ihn ins Wasser werfen, was aber durch einige Kaufleute verhindert wurde. In den Schenken und auf den Straßen kam es vielfach zu Schlägereien zwischen den Anhängern der einen und der andern Partei. „Mayerianer" oder „Horbianer", das war die Losung, die gefordert wurde, und auf die man entweder Stockschläge oder Püffe zu erwarten hatte. Die Mayerianer sangen ein Spottlied auf Horbius mit dem Refrain: „Quäker", und die Horbianer antworteten mit einer Parodie mit dem Refrain „Hahnrei", wobei man auf die traurigen ehelichen Verhältnisse des D. Mayer anspielte.

Inzwischen bemühte sich der Rat, den Frieden wiederherzustellen. In einer Kommission auf dem Klostersaal zu Marien-Magdalenen, am Sonnabend, den 4. März, berichteten die Deputierten des Rates, derselbe habe Vorkehrung getroffen, daß Horbius am nächsten Tage



Johann Winckler.

nicht predige, erwarte nun aber auch, daß die Prediger auf der Kanzel schweigen und nichts drucken lassen würden. Das Ministerium war darüber empört, da es darin einen Versuch erblickte, dasselbe von der Verhandlung der Sache auszuschließen und alles der richterlichen Entschließung des Rates anheimzustellen. In einem noch an demselben Tage abgehaltenen Konvent beschloß das Ministerium nun gerade gegen Horbius zu predigen. Von den Anwesenden protestierte nun Winckler gegen den Beschluß, da Horbius nicht der Ketzerei überwiesen sei.

So wurde denn am 5. März von allen Kanzeln mit besonderem Nachdruck gegen Horbius gepredigt. Nur Winckler, Hinckelmann und der Diakonus Dornemann an St. Nikolai thaten es nicht. Nun beschlossen Rat und Oberalten, daß Horbius sich vor der Hand des Predigens enthalten sollte und veranlaßten denselben, einen demütigen Revers zu unterschreiben, in welchem er das gegebene Ärgernis bedauerte und versprach, keine fremden Schriften mehr herauszugeben. Der geängstigte und von körperlicher Schwäche geplagte Mann hatte sich um des Friedens willen zu dieser Demütigung verstanden. Nun gestattete ihm der Rat, wieder seine Kanzel zu betreten. Aber das Ministerium verwarf den Revers und verlangte in einer Schrift, betitelt: „Presbyterii Hamburgensis wohlbegründende Ursachen Herrn J. H. Horbii höchstnötig erachtete Remotion betreffend," die Amtsentsetzung von Horbius. Ein lebhafter Schriftwechsel zwischen den Gegnern schloß sich an diese Schrift, wie denn überhaupt in diesem Streit an zweihundert größere und kleinere Flugschriften erschienen sind, die nach damaliger Art an Schärfe des Ausdrucks nichts zu wünschen übrig lassen. —

Dem Ansinnen, in den Konvent zu kommen und sich zu entschuldigen, widersetzte sich Horbius. So wurde denn Horbius am 2. April auf allen Kanzeln als ein offenbarer, verhärteter Ketzer, als ein gefährlicher Wolf, vor dem sich jedermann hüten müsse, ausgerufen. Im folgenden Konvent, am 6. April, beschloß man, im Predigen gegen Horbius fortzufahren und ihn weder zu absolvieren noch zum Abendmahl zuzulassen, wenn er kommunizieren wolle. Nun wurde die Sache Winckler, der bisher zum Frieden geredet hatte, zu arg, und in der Zeit vom 25. April bis zum 16. Mai stellte er Horbius in vier Predigten über Lukas 22—26 als „den unrechtmäßig verquäkerten guten Lutheraner der christlichen Gemeinde zu St. Michaelis" dar. Auf überzeugende Weise bewies er die Thorheit

derer, die diejenigen Quäker heißen, deren einziges Versehen sei, daß sie mit der Übung des Christentums einen wahren Ernst machten. D. Mayer blieb die Antwort nicht schuldig. Als er nämlich am 5. Mai den Diakonus Auerbach zu St. Jakobi einführte, benutzte er diese Gelegenheit, um Horbius als einen meineidigen Prediger hinzustellen! Er ließ diese Ansprache auch im Druck erscheinen unter dem Titel: „Der durch die Hamburgische Kirchenordnung seines Meineides überführte Prediger."

Wincklers Predigten hatten viele in die Michaeliskirche geführt, die des Gezänkes in St. Jakobi und den andern Kirchen müde waren. Als nun Mayer und seine Anhänger Miene machten, auch gegen Winckler zu predigen, erklärten einige besonnene Männer, man solle es nicht wagen, sich an ihm zu vergreifen. Dennoch konnte es Pastor Lange an St. Petri nicht lassen, Winckler auf der Kanzel zu verhöhnen. Und das Ministerium beschloß auf Antrieb von Senior Schultz und D. Mayer, gegen Winckler zu predigen, doch ohne ihn zu nennen. Der Rat setzte seine Bemühungen, den Frieden herzustellen, fort. Als das Ministerium den von Horbius unterschriebenen Revers verwarf, schlug der Rat vor, man möge Thesen aufsetzen, über welche dann mit Horbius ein mündliches Kolloquium in Gegenwart von Ratsdeputierten abgehalten werden sollte. Am 15. Mai erklärte der Senior dem Rat, sie hätten sich alle durch Unterschrift verbunden, auf das Begehren des Rates nicht einzugehen, auch das Predigen gegen den Wolf nicht zu unterlassen.

Nun riß dem Rat die Geduld, und er erließ am 22. Mai im Einverständnis mit den Oberalten ein sehr erustes Conclusum, in welchem die Prediger nachdrücklich auf ihre Pflicht gegen die Obrigkeit hingewiesen wurden und ihnen ihr ganzes respektwidriges Verfahren bei ernster Strafe verwiesen wurde. Auch sollten sie ihre Mitbrüder und Mitarbeiter vom Predigtstuhl nicht schelten, verketzern und verlästern. Schultz und Mayer waren über dies Conclusum des Rates empört. Der Senior erklärte, wenn der Rat nicht gegen die Schwärmer Hilfe leisten wollte, so müsse er sein Amt niederlegen. Mayer versammelte sein Kirchenkollegium und trug ihm vor, er könne einem solchen Edikt unmöglich Folge leisten. Als nun die Kirchenkollegien von Petri und Jakobi dringende Eingaben bei dem Senat machten, und auch die Ältermänner der Ämter, die man auf die Beine brachte, Lärm schlugen, ließ sich der Rat einschüchtern und hob am 31. Mai sein Conclusum wieder auf. Durch diese Aufhebung dreist

gemacht, glaubte man nun, sich alles erlauben zu können. Gegen Horbius wurden die schmählichsten Lügen verbreitet. Er war seines Lebens nicht mehr sicher, sodaß die Obrigkeit zwölf Nachtwächter in die Nähe seines Hauses legen mußte. Es war vergeblich, daß zahlreiche Mitglieder des Nikolaikirchspiels sich für ihren treuen Pastor verwendeten. Die Obrigkeit wurde beschuldigt, daß sie die Schwärmer in Schutz nehme. Auch auf Winckler, der die Amtssuspension des Pastor Lange durchgesetzt hatte, weil dieser bei einer Trauung den Verlobten den Geist Gottes, aber nicht den Geist Horbius und Wincklers gewünscht hatte, wurde wacker geschmäht.

Vom Rat wurde nun Horbius veranlaßt, sich gegen die Anklagen des Ministeriums in einer Schrift zu verantworten. Er that dies am 27. Juni in einer ausführlichen Schrift: „Apologie oder gründliche und schriftgemäße Verantwortung" betitelt. Das Ministerium antwortete mit einer „Kurzen Anzeige was von Horbii Responso zu halten." Horbius erwiderte mit einer „Kurzen Fürstellung, daß die Anzeige der Herren Ministerialen wider christliche Liebe und Wahrheit sei." Inzwischen hatte der Rat es für notwendig erachtet, auch seinerseits an die öffentliche Meinung zu appellieren. Es erschien am 6. Juli: „Protokollmäßiger Bericht dessen, das zwischen E. E. Rat und dem Ehrw. Ministerio occasione der Horbischen Sache bisher fürgefallen." Schultz und Mayer waren durch diese einfache Darstellung des Sachverhalts aufs äußerste erbittert. Schon am folgenden Tage las Schultz im Konvent seinen „Vortrab einer künftigen Verantwortung Rev. Min. gegen den sogenannten Protokollmäßigen Bericht," worin dieser Bericht als unwahr und ehrenrührig hingestellt wurde, vor. Mayer erschien auf dem Kampfplatz mit einem „Wahrhaftigen Gegenbericht", worin er unter Schmähungen des Rates behauptete, das Ministerium müsse in dieser geistlichen Sache entscheiden und der Rat müsse thun, was sie haben wollten. Aber auch Horbius' Freunde blieben nicht müßig. Es erschien von Wincklers Hand, wenn auch anonym: „Der geschlagene Vortrab." Die Juraten von St. Nikolai zogen Gutachten der theologischen Fakultäten von Altdorf und Gießen ein, die durchaus günstig für Horbius ausfielen. Gegen diese Gutachten richtete Mayer seine scharfe Feder, wodurch er in einen theologischen Kontrovers geriet, aus dem er nicht gerade ehrenvoll hervorging. Um Horbius in den Augen des Publikums noch mehr herabzusetzen, hatten seine Gegner sich mit einem heruntergekommenen Menschen, einem Herrn von Münchhausen, in Verbindung gesetzt, dessen Hofmeister


ABRAHAMUS HINCKELMANNUS
DOCTOR, THEOLOGUS.

Horbius in jüngeren Jahren gewesen war. Dieser beschuldigte Horbius, ihn verführt und betrogen zu haben, und seine Gegner ergriffen die Gelegenheit, ihn als einen gemeinen Betrüger hinzustellen. Das Ganze war ein Lügengewebe gemeinster Art, wie sich später herausstellte. Aber Horbius litt unsäglich unter dieser Verdächtigung.

Da Horbius' Gegner seine Absetzung nicht ohne weiteres erlangen konnten, verlangten sie, daß er sich einem Kolloquium (Unterredung) unterwerfen solle. Der Rat willigte ein. Das Ministerium wählte D. Mayer zu seinem Vertreter bei diesem Kolloquium. Horbius bat, daß man ihm einen Assistenten vergönne. Seine Bitte wurde abgeschlagen. Nunmehr erklärte Horbius, nicht mit D. Mayer, der sein Todfeind sei, wohl aber mit dem Senior oder einem andern Mitglied des Ministeriums kolloquieren zu wollen. Das Ministerium blieb bei seinem Beschluß. Zwischen Mayer und Horbius entspann sich ein Schriftenwechsel. Mayer schrieb: „Wichtige Ursachen, warum Herr Joh. Hinr. Horbius im Kolloquio mit ihm erscheinen solle und müsse." Horbius schrieb: „Nichtige Ursachen des so eifrig gesuchten Kolloquii Joh. Fried. Mayer." Mayer verhöhnte Horbius aufs bitterste. Auf der Kanzel nannte er ihn einen armen Hasen, der nicht stehen und sich verantworten wolle. Horbius' Kränklichkeit sei eine verstellte, das Podagra stelle sich allemal zur rechten Zeit ein, wenn er einen Vorwand brauche, wie bei Kindern die Schulkrankheit. — Was die Freunde des Horbius betrifft, so unterließ es Winckler nicht, mit edelm Freimut der Wahrheit Zeugnis zu geben und die Gewaltthaten der Gegner ernstlich zu strafen. Hinckelmann, der erst Mitte Juli von Karlsbad, wo er eine Kur gebrauchte, sehr angegriffen zurückgekehrt war, billigte nicht das vom Ministerium eingeschlagene Verfahren, und ermahnte auf der Kanzel zur Sanftmut und zum Frieden. Nun begann Mayer, wie gegen Horbius und Winckler, auch gegen Hinckelmann zu predigen. Er redete von den drei arianischen Bischöfen und nannte Hinckelmann, Offenb. 3, 15 auf ihn deutend, den Bischof von Laodicäa, der weder kalt noch warm sei. Hinckelmann beschwerte sich bei dem Rat. Dieser konnte aber weder Hinckelmann noch sich selbst helfen. Am 14. September hatte eine tumultuarische Sitzung der Bürgerschaft stattgefunden. Von allen Propositionen des Rates wollte man nichts wissen, bevor nicht der Pastor Lange wieder eingesetzt und Pastor Horbius abgesetzt sei. Der Rat willigte ein, daß Lange am 15. September wieder in sein Amt gesetzt wurde, bis er freilich bald darauf wegen einer Schmähschrift gegen Hinckelmann abermals

suspendiert wurde. Die Erbitterung der aufgewiegelten Volksmassen gegen Horbius kannte keine Grenzen. Bei der Rückkehr von einer Trauung am 3. Oktober wurde er mit Kot und Steinen beworfen. Am 1. November wurde er in seiner Predigt durch einen Schneidergesellen unterbrochen, der ihm mit lauter Stimme zurief: „Halt ein, herunter mit deiner falschen Lehre, das Ministerium hat beschlossen, du und dein Anhang sollen zum Thor hinaus." Endlich setzten Mayer und sein Anhang es durch, daß die Sache in der Bürgerschaft verhandelt wurde. Hier kam es am 23. und 24. November — die Sitzung dauerte die ganze Nacht hindurch — zu den skandalösesten Auftritten. Eine Chronik sagt, die Handwerker hätten sich für diese Bürgerschaftssitzung auf zwei Tage mit Brot, Wurst und Branntwein versehen, die Bierkrüge und Kannen seien zerschlagen und die Horbianer mit Stuhlbeinen und zerbrochenen Bänken zum Rathaus hinausgejagt worden. Als man endlich in die Kirchspiele trat, willigten alle fünf in die Absetzung des Horbius und seine Verweisung aus der Stadt und deren Gebiet!

Wohl begehrten die Hundertundachtziger am 25. November die Aufhebung dieses Beschlusses, wohl erklärten sich in diesem Kollegium am 27. November drei Kirchspiele für Horbius, wohl ließen es Winckler und Hinckelmann nicht an ernsten Zeugnissen gegen diesen Akt der Willkür fehlen, wohl erklärten die Kirchenvorsteher von St. Nikolai, daß sie nicht dulden würden, daß ein anderer als Horbius ihre Kanzel besteige, — das alles konnte Horbius nicht mehr retten. Er mußte am 27. November die Stadt verlassen und fuhr nach Schlems im holsteinischen Kirchspiel Steinbeck, wo ein Dr. Bloch ihm eine Zufluchtsstätte öffnete. So hatten denn die Gegner des Pietismus ihren Willen; aber nicht theologische Gründe oder rechtliche Erkenntnisse, sondern die Fäuste einer erregten Volksmasse hatten den Streit entschieden. Man kann nur darüber trauern, daß der Ehrgeiz und die Leidenschaftlichkeit eines Mannes wie D. Mayer die gute Sache des Eifers um die reine lutherische Lehre so schlecht geführt haben.

Horbius war ausgestoßen. Seine Gegner triumphierten. Der Senior D. Schultz schrieb am 1. Januar 1694 in sein Tagebuch: „Siehe, o frommer Gott, an deine Hamburgische Kirche, und laß doch deinen Weinberg nicht durch die betrieglichen Füchse ferner verwüstet werden; laß zu schanden werden, die sich verstellen in Engel des Lichts und andere mit sich führen zur Verdammnis!" Er mochte wirklich glauben, um Gott geeifert zu haben.

Mit Horbius' Entfernung kehrte aber die Ruhe nicht zurück. Eine tumultuarische Bürgerschaftssitzung folgte der andern. Die Stadt war voller Gewaltthätigkeiten und Schlägereien zwischen den Anhängern der einen und der andern Partei. Um fernerem Unfug vorzubeugen, hatte der Rat am 14. Dezember 1693 ein Mandat erlassen, wodurch die unbefugte Anmaßung der Ämter eingeschränkt werden sollte. Nach einer am 15. Dezember gehaltenen aufrühreriſchen Predigt D. Mayers besetzten die Ämter am 16. Dezember die Ratsstube, und der Rat mußte sein Mandat wieder zurücknehmen. Der Pöbel trat das Mandat mit Füßen. Mayer und seine Anhänger trachteten nun danach, auch die Familie des Horbius aus Hamburg zu vertreiben, weil sie sich sagten, so lange Horbius' Frau und Kinder noch im Pastorat zu St. Nikolai wohnten und die Kirchenvorsteher zu St. Nikolai nicht zur Neuwahl eines Pastoren gezwungen werden konnten, könnte es den zahlreichen Anhängern des vertriebenen Mannes doch noch gelingen, ihn wieder nach Hamburg zurückzuführen. Der Rat widersetzte sich zwar diesem Beginnen, aber die Bürgerschaft faßte in einer äußerst stürmischen Sitzung, die am 22. Januar 1694 von früh acht Uhr bis zum 23. Januar nachmittags zwei Uhr, also volle dreißig Stunden dauerte, den Beschluß, Horbius' Frau und Kinder sollten das Haus räumen und die andern Prediger an St. Nikolai sollten wechselweise Horbius' Predigt halten. Am Tage zuvor hatten Schultz und Mayer wieder gegen Horbius gepredigt. Vor dem Rathaus und in den angrenzenden Straßen wurde eine förmliche Schlacht geschlagen. Im Rathause selbst ging es nicht weniger stürmisch her. Viele Anhänger von Horbius und Winckler hatten sich eingestellt. Aber die Ämter, die für D Mayer Partei ergriffen hatten, ließen ihre Gesellen und Jungen gegen das Rathaus anrücken. Sechsunddreißig Menschen wurden schwer, zehn lebensgefährlich verwundet; einen Brauer warf man in die Alster. Endlich nach dreißigstündigem Kampfe wurde der obige Beschluß erpreßt.

Der arme Horbius hat Hamburg nicht wiedergesehen. Schon früher kränklich, war durch das unerhörte Verfahren, das er hatte erdulden müssen, seine Kraft gebrochen. Ein Lichtpunkt in seiner Verbannung war noch der 13. Mai 1694, an welchem Tage er im Schlosse zu Reinbeck vor dem Herzog von Holstein-Gottorf predigen durfte. Viele Hamburger waren nach Reinbeck hinausgeströmt, um den geliebten Seelsorger predigen zu hören. Auch in der Kirche zu Steinbeck predigte er wiederholt unter großem Zulauf. Auch erkannte

ihn das Kirchenkollegium zu St. Nikolai noch als seinen Pastoren an und sandte ihm sein Gehalt nach Schlems. Viele Theologen und Juristen bezeugten ihm ihre Teilnahme, und mehrere Fürsten boten ihm ihre Hilfe an. Auch der Hamburger Rat ließ ihm durch sechs Deputierte sein Mißfallen über das Benehmen der Gegner bezeugen. Aber als der folgende Winter eine ungewöhnliche Kälte brachte, war es mit seiner Kraft vorbei. Er ging am 26. Januar 1695 aus der streitenden in die triumphierende Kirche. Um seine Leiche entbrannte noch einmal der Kampf. Die Kirchenvorsteher hatten bei dem Rat eine rührende Bittschrift eingereicht, in welcher sie um ein ehrliches Begräbnis des ihnen so teuren Mannes baten. Der Rat war geneigt, dieser Bitte zu willfahren, und teilte dem Ministerium die Bittschrift mit. Das Ministerium erwiderte, einem Schwärmer, der sich nicht mündlich habe verantworten wollen, der per contumaciam proskribiert sei, könnten sie nicht Danksagung und Leichenfolge leisten! Über diese Verhandlungen vergingen achtzehn Tage. Endlich am 13. Februar wurde Horbius in Steinbeck beerdigt. Seine Hamburger Freunde und Anhänger ließen es sich nicht nehmen, in Scharen dem geliebten Lehrer die letzte Ehre zu erweisen. Der Pastor zu Steinbeck hielt die Leichenrede über Psalm 116, 7—9. Auf seinem in der Kirche zu Steinbeck befindlichen Epitaph liest man die Worte:

„Hier liegt ein Mann begraben, von dem man erst wird erfahren nach der Zeit, was man nicht glauben wollen in der Zeit."

Seine Witwe, Sophia Cäcilia, geb. Spener, durfte nach Hamburg zurückkehren und erhielt das Witwenhaus bei der Stavenpforte, wo sie erst am 13. November 1727, sechsundachtzig Jahre alt, starb, nachdem sie ihren Mann zweiunddreißig Jahre überlebt hatte.

Als einige Jahre nach Horbius' Tode D. Mayer einmal mit dem Senior Volckmar nach Steinbeck fuhr und sie am Grabe des Vielgeprüften standen, sagte Mayer: „Da liegt Herr Horbius, dessen Seele nun vor Gott pranget." Volckmar rief verwundert aus: „Ei, Herr Doktor, wie sprechen Sie! Dergleichen haben Sie vor diesem nicht gesprochen." Worauf dem D. Mayer die Thränen über die Wangen liefen und er mit einem Seufzer sagte: „Verzeihe es Gott demjenigen, der mich dazu verführt hat." So berichtet wenigstens im Jahre 1736 Steltzner in seinem „Versuch einer zuverlässigen Nachricht von dem kirchlichen und politischen Zustande der Stadt Hamburg."

Das Jahr 1694, bei dessen Beginn D. Mayer mit der Aus-

treibung der Familie Horbius einen völligen Sieg über seine Gegner gewonnen zu haben schien, sollte dem unversöhnlichen und ehrgeizigen Manne eine Demütigung nach der andern bringen. Zunächst konnten weder Mayer noch sein Bundesgenosse, der Senior Schultz, es verhindern, daß ein Freund und Gesinnungsgenosse Wincklers, der Professor der Mathematik am Gymnasium, Caspar Büsing, der zugleich ein tüchtiger Theologe war, bei einer Vakanz zum Prediger an St. Michaelis gewählt wurde. Sodann unterlag D. Mayer einem Angriff gegenüber, den ein Pastor Stenger in Wittstock mit einer Schrift: „Aufforderung zum rechtmäßigen Kampf an D. Mayer" Anfang Januar gegen ihn gerichtet hatte. Stenger fuhr in dieser Schrift nicht säuberlich mit D. Mayer und nannte ihn einen Aufrührer und Tumultuanten. Mayer wandte sich, dreist genug, an den Rat mit einer Beschwerde und verlangte ein attestatum. Der Rat würdigte ihn keiner Antwort und ebensowenig erlangten die Kirchgeschworenen zu St. Jakobi, die Mayer veranlaßt hatte, sich für ihn bei dem Rate zu verwenden, eine Antwort. Eine dritte Demütigung war für Mayer eine Schmähschrift, die sein persönliches und eheliches Leben vor die Öffentlichkeit zerrte. Was half es ihm, daß er die Schrift vom Büttel verbrennen ließ? Es blieb ja genug hängen, um sein Ansehen bei dem Volk merklich herabzusetzen.

Den schlimmsten Stoß erhielt der hochmütige Mann durch eine litterarische Fehde, in die er nun mit den Pastoren Hinckelmann und Winckler geriet. Eine Schrift, die D. Hinckelmann im September 1693 infolge der Schmähungen, die D. Mayer auf der Kanzel sich gegen ihn erlaubte, bei dem Rate eingereicht hatte, erschien am 10. Februar 1694 ohne Hinckelmanns Wissen und Willen im Druck unter dem Titel: „Aufrichtige Fürstellung des wahren Ursprungs der in Hamburg entstandenen und annoch währenden gefährlichen Unruhe." Hinckelmann wies hierin unwiderleglich nach, daß D. Mayer die vornehmste und fast einzige Ursache der ganzen Unruhe sei; der Grund zu seiner Feindschaft gegen die Pastoren, die er als Spenerianer verfolge, sei lediglich sein persönlicher Haß gegen D. Spener. Mayer war, als die Schrift erschienen, völlig außer sich. Er lief zum Senior und war willens, „Hinckelmann auf den Staupbesen anzuklagen." Gegen Hinckelmann schleuderte er zunächst „eine freimütige Antwort, daß D. Hinckelmanns Schrift eine injuriöse Lügenschrift sei." Nun folgten Tag um Tag Schriften und Gegenschriften von beiden Seiten. In sieben Tagen wurden acht Schriften gewechselt. Mayer verklagte nun Hinckelmann

beim Gericht. Das Gericht fällte aber am 18. April das Urteil, Mayer sei nicht im geringsten befugt gewesen, Hinckelmann criminaliter zu belangen. Außerdem mußte Mayer die Kosten tragen.

Inzwischen entschlossen sich Winckler und Hinckelmann, in einer ausführlichen Schrift die ganze Angelegenheit gründlich zu erörtern und dieselbe bei dem Rat einzureichen. Dies geschah am 28. Februar. Bald darauf erschien die Schrift im Druck unter dem Titel: „Johann Wincklers und D. Abraham Hinckelmanns gründlicher Beweis, daß sowohl in der ganzen Zeit ihres allhier zu Hamburg geführten Predigtamtes, als auch noch letztens in der Streitsache mit Herrn Pastor Horbio keine Gefahr der Verlierung reiner und wahrer Lehre unter denen Lehrern gewesen und also die neulichst entstandene Unruhe ohne Grund sei." Die Verfasser hatten mit dieser Schrift in ein Wespennest gestochen. Von drei Seiten fiel man über sie her. Zunächst Mayer, der aufs höchste entrüstet war, daß die Verfasser gewagt, ihm aus seinen gedruckten Predigten allerlei Ketzereien vorzuwerfen. Sodann der Senior Schultz im Namen des Ministeriums und endlich M. Vake an St. Petri. Es erschien nun wieder eine Flut von Schriften und Gegenschriften, die von seiten Wincklers und Hinckelmanns in stets würdigem, von seiten ihrer Gegner im gehässigsten und persönlichsten Ton gehalten wurden. Mit seiner Schrift: „Gründlicher Beweis, daß er die Hamburgische Kirche nicht irre gemacht," behauptete Winckler in diesem Streit das Feld. Das öffentliche Leben Hamburgs ging ganz in diese Sache auf. Täglich erschienen Flugblätter in Poesie und Prosa, die gedruckt und geschrieben von Hand zu Hand gingen.

Auch außerhalb Hamburgs verfolgte man den Streit mit lebhaftestem Interesse. Endlich griff der Kaiser Leopold, der ebenfalls von den greulichen Zuständen in Hamburg Kunde erhalten hatte, ein und richtete im April 1694 ein Schreiben an den Rat, worin derselbe bei Strafe kaiserlicher Ungnade demselben befahl, „hinfüro seine Schuldigkeit besser zu beobachten." Dem Schreiben waren kaiserliche Dekrete für die Pastoren Hinckelmann und Mayer beigefügt. Mayer, „als dem ersten Anfänger aller Streitigkeiten," wurde sein ganzes Verhalten ernstlich verwiesen. Dennoch hörten die Unruhen nicht auf, bis endlich am 8. Juni in einer Versammlung, die sechsunddreißig Stunden dauerte, durch Rat- und Bürgerbeschluß „im Namen der Hochheiligen Göttlichen Dreieinigkeit" eine Generalamnestie für alle an dem traurigen Streit Beteiligten (Horbius ausgenommen) verfügt wurde. Das gesamte Ministerium mußte durch Unterschrift sich zum

Frieden und zur Eintracht, „imgleichen zur Wiederbauung des leider sehr verfallenen Christentums, zur Pflanzung sowohl reiner Lehre als frommen, gottseligen Wandels, zur Aufhelfung und fernerer Besserung des gemeinen Volks“ verpflichten.

Mit einem „Christlichen Entschuldigungsschreiben an die ihm anvertraute teure Gemeinde Christi zu St. Katharinen, entgegengesetzt den unsittlichen Auflagen D. J. F. Mayers“ hatte D. Hinckelmann seinerseits den Streit schon fallen lassen. Hiergegen erschien noch eine anonyme Schrift, betitelt: „Die Stimme des Herrn an D. Abraham Hinckelmann, als er sich mit Feigenblättern im Entschuldigungsschreiben bedeckte.“ Durch diesen Angriff, der ihm um so schmerzlicher war, als derselbe von einem Anhänger des P. Horbius ausging, sowie durch alle vorangegangenen Schmähungen und Kränkungen wurde die Gesundheit des bis dahin kräftigen Mannes erschüttert. Im November 1694 kam noch zwischen ihm und D. Mayer, die einst Jugendfreunde gewesen waren, durch Vermittelung des Seniors Schultz eine Versöhnung zustande. Nach Schluß eines Konventes gab einer dem andern die Hand. Kurz vorher hatte Hinckelmann, der hervorragende Kenntnisse in den morgenländischen Sprachen besaß und eine kostbare Bibliothek, in der sich viele seltene Handschriften befanden, gesammelt hatte, den Koran in arabischer Sprache herausgegeben. Nun aber war seine Kraft gebrochen. Am 2. Februar 1695 (Mariä Reinigung) hatte er über das Bild Jesu gepredigt „wie schön er ist in den Augen der gläubig sterbenden Seele, und das Bild der gläubig sterbenden Seele, wie schön sie ist in den Augen Gottes.“ In dem „Gebet eines sterbenden Christen,“ das er nicht lange zuvor aufgesetzt hatte, flehte er: „Nun seligster Jesu, so reiß denn dein sterbendes Kind aus allem Jammer und mache mich um deinetwillen selig.“ In der Nacht vom 11. auf den 12. Februar wurde er plötzlich von einem Blutsturz befallen. Als das Blut auf die Erde floß, sagte er zu den Umstehenden: Da liegt das vierundneunzigste Jahr! Noch vor Mitternacht entschlief er „zwar plötzlich, doch fromm und friedevoll,“ erst dreiundvierzig Jahre alt. So folgte er schnell seinem Freunde Horbius, der am 26. Januar gestorben war, in die Ewigkeit. Das Gedächtnis Hinckelmanns ist unter uns erhalten durch das Lied: „Seligstes Wesen, unendliche Wonne.“ In dem Hamburgischen Gesangbuch von 1710 ist außerdem von ihm ein Lied über den 23. Psalm: „Der wahre Gott und Gottes Sohn.“ Mit Winckler war er in innigster Glaubensgemeinschaft und Freundschaft bis an sein Ende verbunden.

Zwischen D. Mayer und dem Senior Schultz kam es nach Hinckelmanns Tode zum Bruch. Die erste Veranlassung gab die Pastorenwahl zu St. Nikolai. Hier hatten im Juli 1696 die Kirchenvorsteher den Professor D. Wolf zu Rostock, einen Geistesverwandten Heinrich Müllers, auf den engeren Wahlaufsatz gebracht. Der Senior Schultz erklärte sich damit einverstanden. Mayer widersetzte sich. Das Ministerium stellte sich zum größeren Teile auf Mayers Seite. Aber der Senior wich nicht und setzte zu Mayers Verdruß am 2. Mai 1697 seinen Willen durch. Wolf wurde gewählt. Schultz hätte nun gern die ärgerliche Ehescheidungsgeschichte Mayers beseitigt. Mayers Frau hatte ihn nämlich um seine Vermittelung gebeten. Aber Mayer war zu keiner Versöhnung zu bewegen. Schultz hielt die Haushälterin Mayers, eine Jungfer Bebel, für das Haupthindernis und war über Mayers Unversöhnlichkeit sehr ungehalten. Auch über Mayers ungestüme Predigtweise, der „sich seinen Mund nicht wollte stopfen lassen“ und die Kanzel in heilloser Weise zu persönlichen Verunglimpfungen benutzte, mußte der Senior bittere Klage führen. Aber das Leben des Seniors Schultz ging plötzlich zu Ende. Noch am ersten Pfingsttage, den 28. Mai 1699, hatte er gepredigt. Am 30. Mai starb er, dreiundsechzig Jahre alt. Sein Nachfolger im Seniorat wurde — Johann Winckler.

Am 7. Juni 1699 wurde Winckler zum Senior erwählt. Dem D. Mayer als dem nächstältesten Pastor lag es ob, den neuen Senior im Namen der übrigen Mitglieder des Ministeriums zu begrüßen. Mayers Anrede an Winckler ließ durchblicken, wie wenig er mit dessen Wahl einverstanden sei. Winckler seinerseits bemühte sich redlich mit seinem früheren Gegner in Frieden zu leben. Er trat zunächst eine zweimonatliche Erholungsreise an, während welcher er D. Mayer mit seiner Vertretung beauftragte. Nach seiner Rückkehr beschäftigten ihn drei wichtige kirchliche Reformen: Die Einführung einer neuen, einheitlichen Gottesdienstordnung, die Einrichtung eines ordentlichen Kandidaten-Examens und die Herstellung eines allgemeinen Hamburgischen Gesangbuches. Noch vor Ablauf des Jahres 1699 erschien die neue Gottesdienstordnung unter dem Titel: „Abgefaßte und beliebte Ordnung, wie es mit denen Vespern an der Sonn- und anderer Feiertag-Abende, imgleichen mit dem Gottesdienst an Sonn- und anderen Feiertagen allhier in Hamburg zu halten.“ Das letzte Jahr des scheidenden Jahrhunderts, 1700, sollte der Hamburgischen Kirche ihr erstes allgemeines Gesangbuch bringen. Mit diesem

Friedenswerk, bei welchem der Senior Winckler aufs neue seine Friedensliebe bethätigte, kam der traurige „Priesterstreit,“ der die Hamburgische Kirche in heillose Wirren gestürzt hatte, zum friedlichen Ausklang. Freilich nur vorläufig, denn aus dem Priesterstreit entwickelten sich neue Kämpfe, die nicht nur die Kirche, sondern auch das staatliche Leben Hamburgs in seinen Grundfesten erschütterten.

---

15. Das erste allgemeine Hamburgische Gesangbuch.

Der Hamburgischen Kirche hatte es bisher nicht an lutherischen Gesangbüchern gefehlt. Sie waren vielmehr in reicher Fülle vorhanden, von dem ersten 1558 bei Johann Wickradt gedruckten „Enchiridion geistlicher Leder un Psalmen“ in niedersächsischer Sprache (welches das „Wittenbergische Sangbökelin“ von 1529 und „dat ander Sangboeck, geistlike Leder und Psalmen van framen Christen gemaket, welkere nicht im Wittembergeschen Sangbökelin stan“ umfaßte), bis zu den zahlreichen „Psalmbökeschen“ in niedersächsischer und „Gesangbüchern“ in hochdeutscher Sprache, die noch bis in das letzte Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts in Hamburg erschienen sind. Aber alle diese Gesangbücher waren lediglich Privatunternehmungen von Buchdruckern oder Buchhändlern, die sich dieselben von Geistlichen, Schulmännern, Kantoren oder Organisten zusammenstellen ließen. So waren dieselben bei einem allerdings vorhandenen Grundstock gemeinsamer Lieder doch sehr verschiedenartig an Inhalt und Wert. Und gerade die Fülle dieser verschiedenen Gesangbücher, wozu noch auswärtige, Lübecker, Rostocker oder Magdeburger Gesangbücher kamen, erschwerten den gottesdienstlichen Gebrauch derselben. Nummerbretter gab es nicht in den Kirchen. Der Prediger bezeichnete das zu singende Lied nach den Anfangsworten, und nun schlug es jeder Kirchgänger in seinem Gesangbuch nach — oder sang es aus dem Kopfe. Die einen sangen es noch in der vertrauten niederdeutschen, die andern schon in der immer mehr in Gebrauch kommenden hochdeutschen Sprache. Balthasar Schupp mußte noch im Jahre 1656 seine Zuhörer ermahnen, sie möchten, um die Worte recht zu singen, Gesangbücher mitbringen. Gegen Ende des Jahr-

hunderts, als der bis dahin übliche lateinische Chorgesang der Schüler immer mehr zurücktrat und der deutsche Gemeindegesang ausschließlich vorherrschte, auch der Liederschatz infolge der Blütezeit der geistlichen Liederdichtung sich immer mehr vergrößerte, wurde auch in Hamburg das Bedürfnis nach einem einheitlich zusammengestellten und offiziell eingeführten Gesangbuch immer dringender. Winckler hatte dies Bedürfnis schon lange empfunden und säumte nun, als er Senior geworden, nicht länger mit der Ausführung seines Planes.

Winckler übertrug seinem bisherigen Gegner, D. Mayer, die Abfassung des neuen Gesangbuches, teils um ihn versöhnlich zu stimmen, teils auch, weil er ihn dazu für besonders befähigt hielt und seine ungemeine Arbeitskraft kannte. In unglaublich kurzer Zeit brachte Mayer das gewünschte Gesangbuch zustande, wobei ihm die jungen Gelehrten, von denen stets einige in seinem Hause sich aufhielten, wie z. B. der bekannte Joh. Alb. Fabricius, geholfen haben mögen. Eine polemische Schrift jener Zeit beschuldigte ihn freilich, er habe fast nichts an dem Gesangbuch gethan, sondern die Arbeit durch seine Studiosen machen lassen. Das Ministerium billigte jedenfalls die Mayersche Zusammenstellung, und so erschien dasselbe unter dem Titel: „Hamburgisches Gesangbuch zum heiligen Gebrauch des öffentlichen Gottesdienstes als auch derer Haus-Andachten, herausgegeben von dem Hamburgischen Ministerio." Die von Mayer verfaßte, vom „27. Martii Anno 1700" datierte Vorrede schließt mit den an die „Heiligen und Auserwählten Gottes" gerichteten Worten: „Nehmet hier den Segen von Uns an, welchen Wir in diesem Lieder-Buch euch zubringen, Welchen unsere herzliche Liebe zu eurer Seligkeit gesamlet hat. Und da Wir solchen euren Händen übergeben, heben wir unsere Hände mit hertzlicher Andacht auf, fallen JEsu zu den Füssen und bitten um seines Angst und Geschreyes willen, er wolle stets mit eurem Geiste sein."

Die mit großem Geschick angelegte Sammlung enthielt im ersten Druck 318 Lieder, die merkwürdigerweise als 325 gezählt sind. Der zweite Abdruck enthielt 327, der dritte 331 Lieder. Während Mayer sich nicht entschließen konnte, das herrliche Lied Hinckelmanns, seines einstigen Gegners, „Seligstes Wesen, unendliche Wonne," aufzunehmen, hatte er das von ihm selbst gedichtete Morgenlied: „Auf, auf, mein Geist, ermuntre dich" der Sammlung einverleibt.

Nun hatte die Hamburgische Kirche zwar ein eigenes Gesangbuch, aber der alten Regellosigkeit konnte man sich nicht so schnell

entwöhnen. Die Buchdrucker änderten nach Belieben die Sammlung, vermehrten oder verminderten sie, bis endlich das Ministerium nach dem Aufhören der bürgerlichen Unruhen das Gesangbuch einer Neubearbeitung unterzog. Dieselbe erschien mit einem Vorbericht des Ministeriums gegen Schluß des Jahres 1710. Die Anzahl der Lieder war auf sechshundert vermehrt, wozu noch später ein Anhang von zweiunddreißig Liedern kam. In dieser Form blieb das Gesangbuch bis zum Jahre 1788 im Gebrauch.



III. Aus dem achtzehnten Jahrhundert.

1. Die Klingelbeutelpredigt.

D. Mayer an St. Jakobi besaß nicht nur eine gründliche und ausgebreitete Gelehrsamkeit, von welcher seine berühmte Bibliothek und seine im Hamburger Schriftsteller-Lexikon 581 Nummern umfassenden Schriften Zeugnis ablegen, sondern er hatte auch eine ungewöhnliche Kanzelbegabung und war einer der bedeutendsten Prediger seiner Zeit. Es sind noch viele Predigten von ihm vorhanden, die es begreiflich machen, daß die Gemeinde oft zwei Stunden in der Kirche gesessen und ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hat. Mit besonderer Schärfe führte er das Strafamt auf der Kanzel, wobei er weder die angesehenen noch geringen Leute scheute. Mayer nannte das „seine freie Kanzel", und nicht nur in dem Streit mit Horbius, sondern auch sonst ließ er „sich seinen Mund nicht stopfen". Am berühmtesten ist seine „Klingelbeutelpredigt" geworden, die er kurz vor seinem Weggange aus Hamburg gehalten hat. Mit derselben hatte es folgende Bewandtnis.

Am 7. November 1700 hatte die Bürgerschaft unter demagogischen Einflüssen beschlossen, daß die Oberalten in der Kirche vor den Juraten rangieren sollten. Der Rat, welcher anfänglich seine Bedenken dahin geäußert hatte, dieser Beschluß möchte Unfrieden geben, hatte notgedrungen eingewilligt. Schon gleich im November hatte der Beschluß zu Streitigkeiten in St. Petri geführt. Im Mai 1701 brach der Streit in St. Jakobi los. Hier wurde ein gewisser Peter Carstens, ein noch junger Mann, zum Oberalten erwählt. Der Leichnamsgeschworene Anckelmann wollte ihm den Vorrang in der Kirche nicht zugestehen. Da beschloß die Bürgerschaft am 25. Mai, daß die Oberalten nicht nur in der Beede (dem betreffenden

Gestühl in der Kirche) den Ehrensitz haben, sondern auch von dem Sammeln mit dem Klingelbeutel nun und künftig befreit sein sollten. Der Rat opponierte, aber ohne Erfolg. D. Mayer ließ Carstens bitten, er möge doch den Klingelbeutel herumtragen. Aber der junge Oberalte bestand auf seinem Recht.

Da betrat nunmehr Mayer am zweiten Sonntag nach Trinitatis, den 5. Juni 1701, die Kanzel, einen Klingelbeutel, auf dem das Bildnis des Gekreuzigten angebracht war, in der Hand, und hielt eine gewaltige Strafpredigt, die in der Folge den Namen der „Klingelbeutelpredigt“ erhalten hat. In dem Eingang sagte er, es müsse eigentlich von ihm heißen, wie von dem alten Aaron, als seine Söhne das fremde Feuer auf den Altar brachten: („Und Aaron schwieg stille.“ 3. Mose 10, 3) „D. Mayer schwieg stille.“ Denn er könne den gottlosen Leuten, die das Wort des Herrn von sich stießen, nicht mehr predigen. Dann verlas er zwar das Evangelium des Sonntags, Lukas 14, predigte aber nicht über diesen Text, sondern schüttete nun mit gewaltigen und beweglichen Worten seinen Zorn aus über den Hochmut der Oberalten. „O Jakobs-Kirche,“ rief er aus, „wie verwandelst du dich, willst du zu einer Schaubühne und Komödie werden, darauf der Ehrgeiz- und Hochmutsteufel eine Komödie präsentieren soll? Willst du, Jakobs-Kirche, zum Hause des reichen Mannes werden, da man sich schämet und es für eine Schande hält, daß man dem armen Lazaro die Brosämlein sammeln soll?“ „Was,“ hieß es weiter, „haben wir nicht doch Zank und Streit genug in Hamburg auf dem Rathause, daß ihr auch wollt in der Kirche Streit anfangen? — Ich frage euch, ist es eine Schande und Unehre, mit dem Klingelbeutel zu gehen, oder ist es eine Leibeslast? Und sind's alte Leute, so sieht man billig mit ihnen in Gelegenheit, und werden ja noch immer junge Kollegen an ihre Stelle erwählet, die es für sie abnehmen können; aber Leute von guten Leibeskräften und von ziemlich großen, starken Knochen können sich ja damit nicht entschuldigen!“

Im weiteren Verlauf der Predigt hob D. Mayer den Klingelbeutel auf und hielt ihn der Gemeinde vor mit den Worten: „Nun, hier ist der von hochmütigen Leuten verlassene Klingelbeutel, die Glocke ruft der göttlichen Rachglocke; dieser ist der Aufenthalt der Almosen, welchen, wenn ihr denselben bishero gesehen euch vorhalten, ihr allemal gehört habt die Stimme: Dein Jesus kommt zu dir und spricht: Ich bin hungrig, speise mich. Dieser Aufenthalt

der Almosen ruft: O Gott, hoffärtige Leute schämen sich, das Brot zu sammeln für deine armen Brüder und Schwestern!" Nach diesen Worten legte er den Klingelbeutel bei sich nieder und sprach: „Bleib liegen, du armer, verlassener Klingelbeutel, Jesus erbarme sich über die Armen!" Dann forderte er seine Zuhörer auf, am nächsten Donnerstag aufs Rathaus zu gehen, und den Satan unter die Füße zu treten, damit der Herr Jesus in dem Klingelbeutel nicht so geschändet werde, und schloß mit der Drohung, daß er sonst aus Hamburg weggehen müsse. Das Gebet nach der Predigt schloß er mit den Worten: „Und Aaron schwieg stille."

Aber Mayers sonst so mächtiger Einfluß war gebrochen. Zwar versammelten sich am Tage nach dieser Predigt dreihundert seiner Freunde und forderten die Oberalten auf, das Sammeln wieder zu übernehmen. Aber vergeblich. Die Bürgerschaft änderte ihren Beschluß nicht. D. Mayer aber drohte nunmehr, das „undankbare" Hamburg verlassen zu wollen.

---

2. Der Renovationsstreit.

Nach dem Mißerfolg, den D. Mayer mit seiner Klingelbeutelpredigt hatte, führte der nach seiner Meinung tiefgekränkte Mann seine Drohung, Hamburg zu verlassen, wirklich aus. D. Mayer, der schon seit längerer Zeit zu seinen anderweitigen Titeln und Ämtern (er war bereits Professor der Theologie zu Kiel und Oberkirchenrat des regierenden Herzogs von Holstein-Schleswig sowie der Frau Abbatissin von Quedlinburg) den Titel eines Königlich schwedischen Oberkirchenrates erhalten hatte, auch mehrmals in Schweden und dem zu Schweden gehörenden Pommern gewesen war, richtete sein Augenmerk auf die pommersche Generalsuperintendentur, die durch das Ableben des Generalsuperintendenten D. Rango im Jahre 1700 vakant geworden war. Der König von Schweden, Karl XII., ernannte ihn dann auch zum Generalsuperintendenten von Vorpommern, zum Konsistorialpräsidenten und Stadtsuperintendenten von Greifswald, sowie zum Hauptprediger an St. Nikolai daselbst. Am 15. September 1701 hielt Mayer seine Abschiedspredigt in Hamburg. Die Vorsteher von

St. Jakobi kamen nach der Predigt zu ihm in die Sakristei und baten und beschworen ihn, bei ihnen zu bleiben. Sie ließen ihn nicht los, bis er versprochen hatte, in der Fastenzeit wieder nach Hamburg zu kommen, um seiner bisherigen Gemeinde den gekreuzigten Christum zu predigen. Im Oktober wurde er zu Greifswald in seine neuen Ämter eingeführt. Mayer hatte bei diesem Wechsel seines Amtes unzweifelhaft daran gedacht, sein Amt als Hauptpastor zu St. Jakobi in Hamburg beibehalten zu können. Als er schon in Greifswald war, ließ er für sich als Pastor in der Jakobikirche öffentlich beten. Aber nicht nur das, sondern bei der Wahl für das im September 1701 vakant gewordene dritte Diakonat an St. Jakobi maßte er sich die Rechte eines Hauptpastoren an, indem er sich vom Kirchenkollegium den Wahlaufsatz zusenden ließ, um sein Urteil darüber abzugeben. Er erhob dabei Einspruch gegen zwei Namen und schlug dafür zwei andere vor. Der Senior Winckler rief nun am 24. Januar 1702 das Ministerium zusammen, um ihm die Sache vorzulegen. Es wurde beschlossen, daß dem Senior die Leitung der Wahl zustehen sollte und der Aufsatz so bleiben müsse, wie ihn das Kirchenkollegium aufgestellt hatte. Mayer war darüber so erbittert, daß er nun am 21. Februar 1702 an die Prediger zu St. Jakobi schrieb, er habe bei E. E. Rat im Namen der heiligen Dreieinigkeit sein Amt niedergelegt. Am 24. März schrieb er „an die Häupter der Gemeinde zu St. Jakobi", da der König von Schweden ihm freie Wahl gelassen, so bleibe er in Greifswald.

Mit diesem Entscheide Mayers wollte sich aber der Kirchenvorstand zu St. Jakobi nicht zufrieden geben. Eine Deputation, an deren Spitze der Schnürmacher Baltzer Stielcke stand, reiste nach Greifswald, um D. Mayer zu bitten, nach Hamburg zurückzukehren. D. Mayer gab auf Stielckes Bitten und Thränen eine schwankende Antwort. Er sehe für jetzt den Willen Gottes nicht, sollte er ihn erkennen, so würde er doch ungern zurückkehren; er könne ja die Barmherzigkeit Gottes nicht genug preisen, daß Gott selber ihn aus dem Hamburgischen Angstkerker ausgeführt und aus solchem Elend erlöst habe.

Am 26. März fand die Predigerwahl zu St. Jakobi statt. Mayers Anhänger hatten es durchgesetzt, daß die zwei von Mayer vorgeschlagenen Kandidaten mit auf den Wahlaufsatz gekommen waren. Am Wahltage drangen nun eine Menge Leute unter Anführung Stielckes und seiner Gesinnungsgenossen, die sich seit ihrer Rückkehr aus Greifswald als „Deputierte der Gemeinde St. Jakob" fühlten

und behaupteten, auf den Kirchensaal, obwohl sie nicht zum Wahlkollegium gehörten, und erzwangen durch wüsten Lärm und Geschrei, daß einer von den von D. Mayer Vorgeschlagenen, der Pastor Peter Hennings aus Wilster, schließlich gewählt wurde. Trotz der Fragwürdigkeit der Wahl wurde dieselbe dennoch vom Rat bestätigt und der Erwählte vom Senior Winckler eingeführt.

Stielcke und Konsorten führten nun überall das große Wort und erhoben immer lauter die Forderung, D. Mayer müsse nach Hamburg zurückberufen werden. Sie gingen bei den Pastoren umher, um sie zu bewegen, daß sie Mayer im Falle seiner Rückkehr als amtsältesten Hauptpastor ansehen sollten. Bei dieser Gelegenheit soll ihnen Pastor Volckmar an St. Katharinen gesagt haben, die Frage sei am einfachsten durch eine „renovatio vocationis“, das heißt, eine Erneuerung der Berufung D. Mayers vom Jahre 1686 zu lösen. Dies Wort gab dem ganzen traurigen Handel den Namen des Renovationsstreites.

Zunächst brach eine Flut von Schriften aus über die Frage nach dem Recht oder Unrecht einer solchen Renovation. Es sind 308 Schriften innerhalb der nächsten beiden Jahre über diese Frage erschienen, meistens anonyme Schmähschriften, in denen die Anhänger oder Gegner Mayers ihren Standpunkt vertraten. Die bedeutendste unter diesen Streitschriften ist die des Juristen Böhmer, welcher die Renovation als ein Unding verwarf. Derselben Ansicht war der Senior Winckler und mit ihm die Mehrheit des Ministeriums, sowie der Rat und die Oberalten. Sie meinten, D. Mayer könne zwar durch eine neue, ordnungsmäßige Wahl wieder nach Hamburg zurückgerufen werden, aber eine einfache Erneuerung der früheren Wahl sei gegen alle bestehende Ordnung. Damit waren aber Stielcke und seine Freunde, die sich als die wahre Gemeinde St. Jakobi gebärdeten und sich mit Gewalt in den Besitz des Pastorenhauses gesetzt hatten, nicht zufrieden. Als nun die Unruhe wuchs, schrieb der Senior am 1. September 1702 im Namen des Ministerii und mit Vorwissen des Rates an D. Mayer, ob er, falls eine ordentliche Vokation an ihn gelange, seine dortigen Ämter niederlegen und das Pastorat an St. Jakobi annehmen wolle. Mayer antwortete ausweichend und wollte zuvor wissen, ob das Ministerium zu seiner Anfrage vom Rat, den Oberalten und dem Kirchenkollegium bevollmächtigt sei. Ein weiteres Schreiben Wincklers schickte D. Mayer zurück mit dem Hinzufügen, der Rat, die Oberalten und die Juraten von St. Jakobi

würden ihm ja wohl die Ehre einer eigenen Zuschrift erweisen, wenn sie etwas von ihm verlangten.

Winckler, der von den Anhängern Mayers immer mehr als Feind Mayers verschrien wurde, veröffentlichte zu seiner Rechtfertigung im November 1702 eine Schrift, in welcher er seine Unschuld sowie seine Stellung zur Renovationsfrage verteidigte. Eine Äußerung Wincklers in dieser Schrift über die Jungfer Bebel, Mayers Haushälterin, von welcher Winckler annahm, daß sie auf Mayers Veranlassung in einem Brief an einen der Juraten zu St. Jakobi sich in den Streit gemischt habe, trug dem Senior eine Schmähschrift der Jungfer Bebel ein, in welcher sie durch Klatschereien aus dem Jugendleben desselben sich zu rächen suchte.

Inzwischen ruhten die Anhänger Mayers nicht, um ihren Willen durchzusetzen. Sie veröffentlichten im Januar 1703: „Wichtige Ursachen der Hoffnung, so die Gemeinde zu St. Jakobi hat, D. Mayer wieder zum Pastoren zu erlangen.“ Winckler widerlegte sie in einer ausführlichen Gegenschrift: „Nichtige Ursachen der Hoffnung u. s. w.“ Er zeigte hierin, wo das unglückselige Geheimnis verborgen, welches der Ursprung aller bisherigen Unruhe sei, nämlich „daß er wollte dortige und hiesige Ämter beisammen behalten.“ Aber was half's? Stielcke und Genossen beunruhigten in steigendem Maße die Stadt. Eine tumultuarische Bürgerschaft folgte der andern. Die Stielckesche Rotte schrie und tobte, sie wollten D. Mayer wieder haben. Gegen die, welche dagegen zu stimmen wagten, regnete es Prügel, man riß ihnen die Perrücke ab, schlug sie blutig und jagte sie vom Rathaus fort.

Am 3. Januar 1703 schrieb D. Mayer an die Gemeinde zu St. Jakobi, er habe von den Unruhen in Hamburg gehört und bitte sie daher, zu bedenken, daß ein Ruf, der durch Gewalt und Lärm ertrotzt werde, nicht von Gott sein könne. Trotzdem wußten seine Anhänger in Hamburg es durchzusetzen, daß die Bürgerschaft am 25. Januar den Beschluß faßte, es solle D. Mayer die Renovation seiner Vokation zugeschickt werden. Aber der Rat versagte dem Beschluß seine Zustimmung. Am 20. März schrieben „die Deputierten“ der Gemeinde an Mayer, sie wollten Gott bitten, ihnen ihren geliebten Seelenhirten wiederzugeben; seiner Bitte, von einer Renovation der Berufung abzustehen, könnten sie unmöglich folgen. Inzwischen beschwerte sich der Rat bei der schwedischen Regierung über D. Mayer. In einer Verteidigungsschrift vom 12. April 1703 wies Mayer alle

gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zurück. „Der Senat wage es," heißt es in dieser Schrift, „und sende mir vocationem oder renovationem vocationis, so wird Er sehen, was ein redlicher, schwedischer Diener thun wird." Am 1. Mai sandte er dann an den Rat von Hamburg ein Schreiben gleichen Inhalts, in welchem er denselben auffordert, zur Besetzung des Pastorates zu schreiten und erklärt, daß er eine vocationem oder renovationem vocationis weder annehmen könne noch wolle.

Stielcke und seine Anhänger waren natürlich wütend und sahen in dem Senior Winckler das hauptsächlichste Hindernis der Erfüllung ihrer Wünsche. Ihren Lästerungen und Drohungen trat er heldenmütig entgegen. Im März 1703 schrieb er eine „Wohlgemeinte Anrede an seine unbilligen Hasser in Hamburg." Er müsse bei der Unruhe in Hamburg an Jesaias 19, 14 denken: Der Herr hat einen Schwindelgeist unter sie ausgegossen. Der Rat aber in seinem Widerstande gegen die Zurückberufung D. Mayers schütze eine gute und gerechte Sache. Wer aber aus Gesuch seines eigenen Nutzens und Ehre Unruhe in dieser werten Stadt zu stiften und zu unterhalten suche, der werde von Gott sein Urteil tragen, er sei, wer er wolle. Im Juli erhob er dann noch seine warnende Wächterstimme gegen Baltzer Stielcke in der Schrift: „Treuherzige Warnung an alle unparteiischen, gewissenhaften und tugendliebenden Hamburger, sich für Balthasar Stielcke und seinem unruhigen Anhang in Betrachtung der zeitlichen und ewigen Gefahr mit höchster Sorgfalt und Fleiß wahrzunehmen." Er wirft Stielcke und Konsorten die ungerechte Anmaßung öffentlicher Gewalt vor. „Gottes fürgehaltene Worte, der Stadt Ordnungen müssen sich nach ihrem Willen biegen und demütigen."

Stielcke aber entblödete sich nicht, in der Bürgerschaft dem Ministerium vorzuwerfen, es handle in dieser Sache wider Eid und Gewissen. Winckler arbeitete darauf im Namen des Ministeriums ein Memorial aus, welches zur Verlesung in der Bürgerschaft bestimmt war. Stielcke und sein Anhang setzten es durch, daß die Schrift nicht angenommen wurde. So tobte der Streit weiter. Die Unruhstifter brachten es dahin, daß die Bürgerschaft dem Rat die unentbehrlichsten Abgaben verweigerte. Vor keiner Gewaltthat schreckten sie zurück. So gab endlich der Rat in seiner Sitzung am 7. März 1704 nach. Er sandte die renovatio vocationis an D. Mayer und richtete an den König von Schweden die Bitte, Mayer gnädig entlassen zu wollen. Karl XII. wies die Bitte ab und erklärte, daß

Mayer selbst garnicht an Hamburg dächte. Dem Oberküster Märck, der das Schreiben des Rates an D. Mayer zu überbringen hatte, gaben die Kirchenvorsteher zu St. Jakobi auch ihrerseits ein Schreiben an Mayer mit, während Stielcke und Genossen, die sich als die eigentlichen Vertreter der Gemeinde betrachteten, ein drittes Schreiben überbrachten, in dem es hieß, es habe sich die Himmelstaube mit dem Ölblatt des Friedens auf Rat und Bürgerschaft niedergelassen; die Wiederberufung Mayers sei in der schönsten Harmonie auf dem Rathause beschlossen, wo Gerechtigkeit und Friede sich geküßt hätten!

Mayer verharrte bei seiner schon am 1. Mai 1703 dem Rate kundgegebenen Weigerung. Wie er Stielcke und seine Begleiter abgefertigt, darüber schweigt die Geschichte. Das Kirchenkollegium zu St. Jakobi ließ er durch den Oberküster Märck auf das an den Rat gerichtete Schreiben verweisen. Und das Berufungsschreiben des Rates sandte er uneröffnet an den König von Schweden! An den Rat schrieb er, die hoch- und wohlweisen Herren hätten der Mühe ganz gern überhoben sein können, maaßen er es für eine große Wohlthat und Gnade seines Gottes halte, daß er ihn von dem Hamburgischen Dienste erlöset, auch nimmer, nimmer, nimmermehr ein Verlangen aufgestiegen, zu ihnen wiederzukommen, sondern ein Grauen und Entsetzen dafür entstanden.

Als Stielcke und seine Begleiter am 1. April 1704 unverrichteter Sache nach Hamburg zurückkehrten, hatten sie für den Spott nicht zu sorgen. Stielcke schrieb noch einmal an D. Mayer und erinnerte ihn an alle mündlichen und schriftlichen Versprechungen, die er ihnen gegeben. Mayer würdigte ihn keiner Antwort. So endete dieses überaus traurige Kapitel aus der Geschichte unserer Kirche. An St. Jakobi wurde am 20. Juli 1704 D. Johann Riemer aus Hildesheim erwählt. D. Mayer starb am 30. März 1712 zu Stettin, wohin er sich wegen der Kriegsunruhen begeben hatte. Er soll sterbend auf die Frage seines Arztes, Dr. Ponath, worin die Seligkeit der Gläubigen bestehen werde, geantwortet haben: „Es wird wohl immer dabei bleiben, es hat kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, und ist in keines Menschen Sinn gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben!“

---

3. Der Krumbholtz'sche Handel.

In seiner Schrift: „Treuherzige Warnung u. s. w." vom Jahre 1703 hatte der Senior Winckler u. a. gesagt: „Lässet man ihnen (Stielcke und seiner Rotte) freie Hände gegen alles Bitten, Ermahnen, Bezeugen E. E. Rates und Ehrw. Ministeriums, so wird die Stadt es erfahren, wie schwer dieselbe ihr sein werden." Die nächsten fünf Jahre (1703—1708) sollten diese Worte Wincklers nur allzusehr bestätigen. Die Hauptperson dieser schmachvollen Jahre ist der Hauptpastor zu St. Petri, D. Christian Krumbholtz, der als Nachfolger des Seniors Schultz am 11. Juli 1700 gewählt wurde, nachdem der Generalsuperintendent Ehrenfried Dürr in Eisleben die auf ihn gefallene Wahl abgelehnt hatte.

Krumbholtz war am 11. November 1662 zu Neustadt in Sachsen als Sohn eines Bauern geboren und hatte es durch Talent und Fleiß zum Studieren gebracht. 1688 wurde er zum Prediger an der Nikolaikirche in Leipzig gewählt und erhielt noch in demselben Jahre eine Berufung als Diakonus nach Preßburg in Ungarn. Streitigkeiten, die er mit der Regierung über eine von ihm vollzogene Taufe eines Mädchens aus gemischter Ehe hatte, bei denen er das Volk aufgereizt haben soll, zwangen ihn im Jahre 1696 Preßburg zu verlassen. Ein sächsischer Prinz bewirkte seine Berufung an die Sophienkirche in Dresden. Von hier kam er nach Hamburg. Man weiß nicht, was den Blick der Hamburger auf diesen Mann gelenkt hat. Vielleicht waren einige von ihm in Druck gegebene Predigten gegen die Papisten in Hamburg bekannt geworden. Er wurde, ohne daß einer der Juraten, wie sonst üblich, ihn hatte predigen hören, einstimmig gewählt. „So haben sie sich selbst den Tumultuanten und Aufwiegler nun zu danken," schreibt später Krumbholtz von seiner Wahl. Am 16. November 1700 wurde er vom Senior Winckler eingeführt.

Krumbholtz stand, als er nach Hamburg kam, im Alter von 38 Jahren und war ein Mann von stattlicher Erscheinung, einnehmenden Gesichtszügen und nicht gewöhnlicher Beredsamkeit. Er schloß sich gleich an D. Mayer an, mit dem er noch ein Jahr in Hamburg zusammen war. Es war dies vielleicht das größte Unglück seines Lebens, denn das Beispiel Mayers wirkte ansteckend auf den ehrgeizigen Mann, der nach Mayers Fortgang aus Hamburg dessen Rolle weiter zu spielen unternahm. Freilich hatte er weder den

Geist noch die Gaben, über die Mayer immerhin verfügte. Kurz vor seinem Scheiden von Hamburg, am 25. Mai 1701, verschaffte Mayer dem neuen Kollegen noch in Kiel die Würde eines Doktors der Theologie. Krumbholtz schrieb bei dieser Gelegenheit eine Abhandlung über die Frage, „ob jemand in der Moscovitischen Religion selig werden könne." Er blieb mit seinem Gönner in steter Verbindung, und er war die Seele aller Intriguen, die Mayer von Greifswald aus ins Werk setzte, um wieder sein Hamburgisches Amt zu erlangen. Daß er dadurch mit seinen Amtsbrüdern im Ministerio in Konflikt geraten mußte, liegt auf der Hand. Der Senior Winckler ließ es an ernsten Warnungen nicht fehlen. Krumbholtz blieb nun einfach aus den Konventen weg. Auch der ihm als Scholarch obliegenden Schulinspektion entzog er sich. Er erschien nicht bei Einführungen von Predigern und nahm nicht an dem Examen der Kandidaten teil. Das Ministerium ließ ihn schriftlich und mündlich durch Deputierte an seine Pflicht erinnern. Aber den Deputierten wies er fast die Thür und erging sich auf der Kanzel in argen Schmähungen gegen seine Amtsbrüder. Er nannte sie Mistfinken, Hallunken und „Ihre Heiligkeiten." Vor dem Senior hatte Krumbholtz eine gewisse Scheu, weil er sich von demselben durchschaut fühlte. Winckler erkannte in ihm allerdings den gefährlichen Demagogen, zu dem er sich immer mehr entwickelte. Kurz vor seinem am 5. April 1705 erfolgten Heimgang äußerte der Senior, solange dieser Mensch in Hamburg sei, werde die Stadt nicht zur Ruhe kommen. Er sollte recht behalten.

Mit der Stielckeschen Rotte, die nach dem Scheitern ihrer Bestrebungen, D. Mayer nach Hamburg zurückzurufen, keineswegs ihre Herrschaftsgelüste fahren ließ, sondern fortfuhr, die Stadt durch ihr Toben zu tyrannisieren, trat Krumbholtz in nähere Verbindung seit dem Jahre 1704. In der Bürgerschaft, am 27. September 1703, hatte es nämlich wieder eine Schlägerei gegeben. Es gelang den Freunden der Ordnung, achtunddreißig Zeugen aufzubringen und drei Handwerksmeister der That zu überführen. Aber Stielcke und sein Anhang setzten es durch, daß die Sache dem ordentlichen Richter entzogen und vor die Bürgerschaft gebracht wurde. Die Inhaftierten wurden nun natürlich freigesprochen. Die Sache gab Krumbholtz Veranlassung, am Sonntag Okuli 1704 in der Predigt jene achtunddreißig Männer als falsche Zeugen hinzustellen, welche ehrenwerte Bürger hätten ins Unglück stürzen wollen, gerade wie die falschen Zeugen vor dem Hohenrate Jesum! Damit gewann er die Tumultuanten

für sich, und Stielcke und Krumbholtz wurden von dem Tage an die besten Freunde. In Krumbholtz' Hause versammelte sich nunmehr die ganze Rotte. Hier schmiedeten sie ihre Pläne zur Befriedigung ihrer Herrschsucht. Krumbholtz wurde ihr Mundstück auf der Kanzel. Sonntags wie Dienstags hallte St. Petri wieder von den maßlosen Schmähungen, in denen sich Krumbholtz zum Gaudium seiner Zuhörer erging wider den Rat, die bürgerlichen Kollegien und die Gerichte. Und wie Krumbholtz auf der Kanzel, so Stielcke in der Bürgerschaft. In der schrecklichsten Weise tyrannisierten und terrorisierten diese Männer die Stadt Hamburg.

Es regte sich nun aber auch der Unwille der Bessergesinnten gegen diese schmachvolle Tyrannei und machte sich Luft in allerlei Druckschriften, in denen Krumbholtz und sein Anhang nicht geschont wurden. Ihr Hauptgegner war der Lizentiat Barthold Feind, ein gelehrter, geistreicher und satirisch begabter Mann, der in seiner Vaterstadt seit 1702 als Advokat und Schriftsteller thätig war. Er übersetzte ein satirisches Lehrgedicht: „Das Lob der Geldsucht" aus dem Holländischen. Stielcke bezog einige Verse auf sich und forderte vom Rat und den Oberalten die Bestrafung Feinds. Als diese ihn an die ordentlichen Gerichte wiesen, tobte er darüber in der Bürgerschaft, während Krumbholtz auf der Kanzel wider die Pasquillanten und die Obrigkeit wetterte. Feind schrieb nun gegen Krumbholtz: „Des heiligen Petri, erwählten Zwölf-Boten und Oberthorschließers des Himmelreichs, ernstliche Warnung an seinen gottlosen und schalkhaften Haushalter D. Christian Krumbholtz." Diese Schrift und ein Artikel über den heimgegangenen Senior Winckler in der von Feind herausgegebenen Zeitschrift „Der galante Skribent oder relationes curiosae," in welchem Feind Wincklers Widerstand gegen die Aufrührer gerühmt, versetzte Krumbholtz in heftigsten Zorn. Er brachte das Blatt mit auf die Kanzel und erklärte, Feind habe dafür den Staupbesen verdient. Krumbholtz und Stielcke setzten es durch, daß am 9. April 1706 eine Anzahl Pasquillen durch den Henker verbrannt wurden, und daß ein scharfes Edikt gegen die Pasquillanten erlassen wurde. Der Schulmeister Tode in der Spitalerstraße, ein Parteigänger Stielckes, gab dies Edikt heraus und fügte einige Verse aus dem 109. Psalm hinzu: Gebete Davids wider seine Feinde. Magister Vake an St. Petri hatte den Mut, gegen diese Schrift aufzutreten. Dies veranlaßte Krumbholtz zum völligen Bruch mit seinem Kollegen, der bis dahin als sein Beichtvater der einzige gewesen, der ihm die Wahrheit

zu sagen gewagt hatte. Die Schriften gegen Tode wurden nach langen Streitigkeiten am 4. August 1707 vom Henker verbrannt und bei dieser Gelegenheit das Bild Feinds an den Galgen gehängt. In der Bürgerschaft setzte man in stürmischen Sitzungen sieben Senatoren, die sich den Beschlüssen der Bürgerschaft über die Verbrennung jener Schriften nicht zustimmig erklären wollten, einfach ab und erwählte andere an deren Stelle.

Krumbholtz war auf der Höhe seiner Macht. Der Rat verhandelte fast mit ihm wie mit einem Gleichgestellten. Am 24. August 1707 sandte der Rat ihm ein Dekret, worin derselbe ihn freundlich und ernstlich ermahnen ließ, er möge nicht mit so großer Heftigkeit gegen E. E. Rat und dessen Regierung, sowie gegen die bürgerlichen Kollegien predigen, sondern wenn er etwas von Wichtigkeit gegen E. E. Rat habe, solches vorgängig anzeigen und E. E. Rat Meinung vernehmen. Krumbholtz ließ nun die Juraten zusammenkommen. Sie sollten ihm sagen, ob der Vorwurf des Rates begründet sei. Als sie nicht gleich ihm zu Willen waren, lief Krumbholtz weg und wollte von ihnen nichts wissen. Auf der Kanzel nannte er das Dekret des Rates „eine ehrenrührige Charteque und nichtswürdige Injurienschrift." Den Rat nannte er „ein Rätchen und Magisträtchen und ein Tausendthalerkollegium," die Oberalten nannte er „ein Tausendmarkskollegium" und sagte, kein Geld würde unnützerer Weise verschwendet als die tausend Mark, die diese stummen Hunde und Nickemännchen bekämen.

Der Rat ersuchte nun das Ministerium, Krumbholtz zur Rede zu stellen. Zwei Deputierte des Ministeriums gingen nun in die Petrikirche, um Krumbholtz predigen zu hören. Krumbholtz nannte sie „Lauscher", sie wurden vom Pöbel insultiert und kamen mit genauer Not ohne körperliche Züchtigung davon. Nun gab im Februar 1708 das Ministerium eine Schrift gegen Krumbholtz heraus, in welcher dessen unverantwortliches Verhalten noch sehr glimpflich dargestellt wurde. Krumbholtz antwortete grob und trotzig. Auf der Kanzel nannte er die Mitglieder des Ministerii „Judasbrüder". Eine anonyme Schrift hielt ihm vor, sein Verhalten sei wider Gott, wider Gottes Wort, wider die Formula Concordiae, wider die Formula committendi, wider sein eigen Gewissen und wider alle christliche Liebe und theologische Bescheidenheit. Krumbholtz schalt seinen Gegner einen „heimtückischen, lichtscheuen, anonymischen Hansen, einen Erzkalumnianten und Blutegel."

In der Stadt war niemand mehr, der der greulichen Mißwirtschaft ein Ende machen konnte. Da kam die Hilfe von außen. Die Zustände in Hamburg waren derart, daß der Kaiser den Zeitpunkt für gekommen erachtete, eine kaiserliche Kommission zur Schlichtung der Händel und zur Bestrafung der Schuldigen nach Hamburg zu senden. Anfang Mai 1708 erschien die Kommission mit zweitausend Mann Fußvolk und dreihundert Reitern vor den Thoren der Stadt. Am 31. Mai zogen die Truppen in die Stadt ein. Am 2. Juni wurde die Verhaftung der Rädelsführer der Tumultuanten beschlossen. Krumbholtz war frech genug, noch am Trinitatissonntage, den 3. Juni, von der Kanzel aufzufordern, man solle nicht dulden, daß fremde Potentaten sich in die Hamburgischen Angelegenheiten mischten. In der Nacht vom 3.—4. Juni erschienen aber vor seinem Hause die Soldaten, schlugen mit einer Axt die Thür ein und nahmen Krumbholtz gefangen. Es wurde ihm nun der Prozeß gemacht, der zweieinhalb Jahre dauerte und damit endete, daß er am 13. Februar 1711 zu lebenslänglicher Gefangenschaft außerhalb Hamburgs verurteilt wurde. Er wurde auf die Festung Hameln gebracht, wo er in größter Einsamkeit noch vierzehn Jahre bis zu seinem am 5. Dezember 1725 erfolgten Tode gelebt hat.

Es berührt eigentümlich, wenn es in der unter seinem Bildnis stehenden Inschrift heißt:

„Sieh, teure JEsus-Heerd, dies ist dein treuer Lehrer,
Der für dein Seelen-Heyl ins achte Jahr gewacht,
Ein Trost der Traurigen, der Irrenden Bekehrer,
Den aber nun umschließt des Kerkers Nacht.
Die Treue, so allstets in seinem Hertzen thronet,
Die erudition mit der Beredsamkeit,
Und was für Gutes sonst in seiner Seele wohnet,
Daran gedencke doch, o Hamburg, jederzeit;
Und bitte Gott für ihn. Du wirst in Zions Auen
(Wo hie nicht wieder) ihn bey aller Engel-Schaar,
Im schönsten Himmelsglantz als einen Lehrer schauen.
Folg' seinem Glauben nach, so wird dein Wünschen wahr!"

---

4. Johann Albert Fabricius.

„Wir können den hervorragenden Männern, welche vor unserer Zeit um das öffentliche Wohl sich verdient gemacht haben, nicht anders unsern Dank zollen, als daß wir lobend uns ihrer erinnern, ihr Andenken dankbar erneuern und dasselbe unsern Nachkommen überliefern." Mit diesen Worten beginnt der Professor der Moral und Eloquenz am akademischen Gymnasium, Johann Albert Fabricius, im Jahre 1709 die Vorrede zum ersten Bande seiner „Memoriae Hamburgenses", die er im Jahre 1730 mit dem siebenten Bande abschloß. Dieses Memorienwerk, welches das Andenken zahlreicher Männer erneuert, die sich um Kirche, Staat und Schule Hamburgs wohlverdient gemacht haben, ist nur eins unter den zahlreichen gelehrten Werken, die einst den Namen ihres Verfassers weit über Hamburg und Deutschland hinaus bekannt gemacht haben. Von seiner staunenswerten Gelehrsamkeit und seinem Fleiß legen an dreißig größere Werke und zahlreiche kleinere Arbeiten, Dissertationen, Reden und Lebensbeschreibungen Zeugnis ab. Seine berühmte Bibliotheca graeca (Hamburg, 1705—1728) umfaßt allein vierzehn stattliche Bände.

Johann Albert Fabricius wurde am 11. November 1668 zu Leipzig als Sohn des dortigen Musikdirektors und Organisten an St. Nikolai, Werner Fabricius, geboren. Sein Großvater, Albert Fabricius, war Organist in Flensburg. Seine Eltern starben, als er noch Kind war. Achtzehn Jahre alt begann er 1686 sein akademisches Studium. Anfangs wollte er Medizin studieren, entschied sich aber dann für die Theologie. Im Jahre 1693 ging er nach Vollendung seiner theologischen Studien auf Veranlassung seines Onkels, des Pastors Corthum in Bergedorf, nach Hamburg, wo er am 13. Juni 1694 als Amanuensis in das Haus D. Mayers eintrat. D. Mayer hatte in seinem geräumigen Pfarrhause zu St. Jakobi stets eine Anzahl junger Gelehrten bei sich wohnen, die ihm bei seinen vielen wissenschaftlichen Arbeiten halfen und ihrerseits aus dem Umgange mit dem gelehrten Manne und aus der Benutzung seiner bedeutenden Bibliothek großen Nutzen zogen. Über Tisch liebte es Mayer, mit seinen jungen Freunden geistreiche und gelehrte Gespräche zu führen. Auch leitete er sie zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten an. In diesen Kreis trat der fünfundzwanzigjährige Fabricius, der schon mit zwanzig Jahren die Magisterwürde erlangt hatte, ein. Mayer schätzte den



Johann Albert Fabricius.

kenntnisreichen, im Disputieren und Predigen wohlgeübten jungen Mann sehr, ließ ihn häufig für sich predigen und nahm ihn zu wiederholten Malen mit nach Kiel zu den unter seinem Vorsitz stattfindenden theologischen Disputationen. Im Jahre 1696 durfte ihn Fabricius auf einer Reise nach Schweden begleiten. Fünf Jahre dauerte der Aufenthalt des jungen Gelehrten im Mayerschen Hause. So viel er aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht seinem Gönner zu verdanken hatte, so war er doch kein unbedingter Anhänger Mayers in den vielfachen Streitigkeiten, in die sich derselbe verwickeln ließ, sondern bewahrte sich ein unparteiisches Urteil und war darum auch in Wincklers und D. Hinckelmanns Hause ein gern gesehener Gast.

Das umfassende und gründliche Wissen, das sich der Magister Fabricius angeeignet hatte, in Verbindung mit seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, hatte schon im März 1699 bei der Vakanz einer Professur am akademischen Gymnasium die Aufmerksamkeit der maßgebenden Kreise auf ihn gelenkt. Damals wurde ihm Sebastian Edzardi, ein Sohn des Esdras Edzardi, vorgezogen. Als aber im Juni 1699 nach dem Tode des Professors Vincentius Placcius abermals eine Vakanz eintrat, wurde Fabricius zum Professor der Moral und Eloquenz ernannt. Am 28. Juni trat er sein Amt mit einer Rede über die Beredsamkeit des Epiktet an. Noch in demselben Jahre erhielt er in Kiel unter dem Präsidium D. Mayers die Würde eines Doktors der Theologie. Am 22. April 1700 verheiratete er sich mit Margaretha, der Tochter des Rektors am Johanneum, Johann Schultz, mit der er dreißig Jahre lang in glücklichster Ehe lebte. Während der Jahre 1708—1711 bekleidete Fabricius außer seiner Professur am Gymnasium noch das Amt des Rektors am Johanneum. Unbeirrt von allen kirchlichen und bürgerlichen Wirren, die in den ersten Jahren seiner Amtsführung Hamburg beunruhigten, führte Fabricius das Leben eines stillen und fleißigen Gelehrten, aus dessen Studierstube ein gelehrtes Werk nach dem andern hervorging und den Ruhm seines Verfassers in der ganzen gelehrten Welt verbreitete. Er galt bald als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, und berühmte Gelehrte, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Holland und England, suchten in zweifelhaften Fällen seinen Rat. Dabei war Fabricius ein von Herzen frommer Mann. In seiner oben erwähnten Antrittsrede spricht er aus, wie nichtig alle seine Arbeiten sein würden, wenn nicht Gott der Herr sie durch seinen heiligen Geist heilige, und wie gering und ungenügend seine Kräfte sein würden, wenn nicht Gott ihm die Kraft

verleihe, Gutes zu wirken, damit er ein geheiligtes Faß sei zu den Ehren, dem Hausherrn bräuchlich, zu allem guten Werk bereitet. Als er bei Gelegenheit des Jubelfestes der Augsburgischen Konfession am 26. Juni 1730 im Gymnasium die Festrede hielt, ließ er dieselbe in ein Gebet ausklingen, aus welchem der demütigste Dank für die Segnungen der lauteren Lehre des Evangeliums und die innigste Sorge spricht, daß seinem Hamburg dies Kleinod in Kirche und Schule immerdar erhalten bleibe. — Am 30. April 1736 entschlief der gelehrte und fromme Mann, nachdem ihm seine Lebensgefährtin kurz vorher im Tode vorausgegangen war.

---

5. Sebastian Edzardi.

Einige Büchertitel zuvor: „Daß die Union mit den heutigen Reformierten zu fliehen sei." — „Ausführlicher Beweis, daß die heutigen Reformierten bei ihren Friedensworten lauter Verfolgungsgedanken hegen." — „Schriftmäßige Abhandlung der Frage, ob die Calvinisten dasjenige von Herzen glauben, was einem einfältigen Menschen zu glauben gebühret." — „Dreiundsechzig Beweisgründe, daß der Reformierten Lehrsätze den Grund des Glaubens verletzen." — „Die unvernünftige Calvinisterei." — Die Titel könnten aus einer Anzahl von mehr als einhundertunddreißig Schriften leicht vermehrt werden, aber die angeführten genügen, um den Eindruck hervorzurufen, daß der Verfasser dieser Streitschriften ein entschiedener Gegner der reformierten Kirche und der Union zwischen Lutheranern und Reformierten gewesen ist. In der That stand Sebastian Edzardi — denn er ist der Verfasser — in der vordersten Reihe derjenigen Männer, die hier in Hamburg für die Erhaltung der lauteren Lehre des Evangeliums gegenüber dem Ansturm des Calvinismus, Unionismus und Pietismus kämpften. Mag der streitbare Mann hie und da in seiner Polemik zu weit gegangen sein, so wurzelte dieselbe doch in der ehrlichen Überzeugung, daß Hamburgs Wohlergehen unzertrennlich sei von der Aufrechterhaltung des ungetrübten und unverfälschten Bekenntnisses zu Gottes Wort und Luthers Lehr.

Sebastian Edzardi wurde am 1. August 1673 zu Hamburg als jüngster Sohn des berühmten Esdras Edzardi geboren. Nachdem er

mit achtzehn Jahren die Schulen der Vaterstadt absolviert und ein Reise durch Holland und England gemacht hatte, studierte er Theologie zu Wittenberg, wo er 1695 Magister und 1696 Adjunkt der philosophischen Fakultät wurde. 1698 kehrte er zurück nach Hamburg und wurde schon am 7. März 1699 zum Professor der Logik und Metaphysik am akademischen Gymnasium ernannt. Dem bereits siebzigjährigen Esdras Edzardi erstand in diesem Sohne ein treuer Mitarbeiter im Werk der Judenbekehrung und der Unterweisung von Studenten in den Grundsprachen des alten und neuen Testamentes. Nach dem Tode des Vaters (1708) setzte Sebastian Edzardi in Verbindung mit seinem Bruder Georg Elieser, der ebenfalls Professor am Gymnasium war, das Werk mit großer Treue fort, soweit ihr Amt am Gymnasium ihnen dazu Zeit und Kraft ließ. Vom Jahre 1717 an übernahmen dieselben auch die ganze Verwaltung und Rechnungsführung der sogenannten Proselytenkasse.

Sebastian Edzardi war ein Mann von reichen Kenntnissen, großer Belesenheit und scharfer Urteilskraft. Er schrieb viel und gern, z. T. unter angenommenen Namen. In mehr als einhundertunddreißig Schriften nahm er Stellung zu den verschiedenen Fragen, die damals die Gemüter bewegten, namentlich den kirchlichen, und zog sich durch seine rücksichtslose Polemik viele Gegner in und außerhalb Hamburgs zu, die ihm viele Unannehmlichkeiten bereiteten. Nicht nur gegen einzelne Gelehrte, sondern gegen ganze Fakultäten und Körperschaften richtete er seine scharfen Angriffe. Es war die Zeit, wo man gegen den Unterschied der Konfessionen gleichgültig zu werden begann, und wo namentlich der König Friedrich I. von Preußen Unionsversuche machte. Der Domprediger Winckler in Magdeburg hatte in einer Schrift die Behauptung aufgestellt, jeder Fürst sei in seinem Lande Papst, und hatte dem König den Rat gegeben, nur Prediger aus der Halleschen Schule anzustellen. Dies bewog Edzardi zu einem heftigen Ausfall gegen die Hallesche Fakultät, die er die höllische nannte. Die Hallenser verklagten Edzardi bei dem König. Dieser ließ fünf Schriften desselben zu Berlin durch den Scharfrichter verbrennen und forderte von dem Rat zu Hamburg die Bestrafung Edzardis. Das Ministerium ergriff Partei für Edzardi und erklärte, „die Aufhebung der Konfessionen werde mehr Konfusion herbeiführen als die Religion fördern und es zuletzt zum Atheismus bringen.“ Der Rat sandte dem König einen Abriß der Hamburger Kirchenordnung. Der Tod des Königs im Jahre 1713 ließ die Sache im Sande verlaufen.

Edzardi richtete nun eine Reihe polemischer Schriften gegen die Calvinisten. Auf Veranlassung des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen erhielt Edzardi von dem Rat eine nachdrückliche Verwarnung; auch wurden mehrere dieser Schriften öffentlich durch den Henker verbrannt. Mit seinem Freund und Gesinnungsgenossen, Pastor Erdmann Neumeister an St. Jakobi, gehörte nun Edzardi zu den in Berlin bestgehaßten Männern.

Eine Schrift, die Edzardi im Jahre 1729 unter dem Pseudonym Johann Severus herausgab: „Verzeichnis allerhand pietistischer Intriguen und Unordnungen,“ veranlaßt durch eine Predigerwahl an St. Michaelis, wurde am 12. September 1729 mittags unter dem Geläut der Schandglocke auf dem ehrlosen Blocke verbrannt. Ihrem Verfasser, als welcher Edzardi bekannt wurde, wurde nun der Prozeß gemacht, weil diese Schrift „eine der Stadt und ihrem Ruhestande gar schädliche Bewegung veranlaßt hätte.“ Am 21. Januar 1733 wurde Edzardi von seiner Professur am Gymnasium auf drei Jahre suspendiert, seiner Einnahmen für dieselbe Zeit verlustig erklärt und zur Zahlung einer Geldbuße von 3000 Mk. Banko verurteilt. Auch dürfe er bei Strafe gänzlicher Absetzung nichts mehr drucken lassen ohne obrigkeitliche Erlaubnis und Zensur. Dies brach die Kraft des sich keiner Schuld bewußten Mannes. Wenige Monate nach Ablauf der dreijährigen Strafzeit, am 10. Juni 1736, starb derselbe im Alter von vierundsechzig Jahren.

Hermann Samuel Reimarus, Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium, widmete dem Heimgegangenen einen Nachruf, in welchem er seine Sanftmut und Freundlichkeit gegen jedermann hervorhob. Nur wenn ihm Irrtümer in theologischen Sachen entgegengetreten, so habe er von seiner Jugend an denselben den Krieg erklärt. Dies aber könne er mit einem Eide versichern, daß derselbe nie anders als aus gewissenhafter Überzeugung gehandelt, und daß er die herben Schicksale seines Lebens stets unerschrocken und sanftmütig ertragen habe. Reimarus war kein Gesinnungsgenosse Edzardis. Um so mehr ehrt diesen Kämpfer für die Reinheit des lutherischen Bekenntnisses das gespendete Lob.

---

6. Die Pestzeit.

Vom Frühjahr 1708 bis zum Herbst 1712 beherbergte Hamburg die zur Schlichtung der bürgerlichen Unruhen unter dem Vorsitz des Grafen Hugo Damian von Schönborn berufene kaiserliche Kommission. Am 15. Oktober 1712 hatte endlich der Abschluß der langwierigen Verhandlungen durch den Vollzug des sogenannten „Haupt-Rezesses" stattgefunden, und nun beeilten sich die Herren Kommissare der Stadt, die sie so lange beherbergt und zur Unterhaltung der vornehmen Gäste an keinem Aufwand es hatten fehlen lassen, den Rücken zu kehren. Denn ein anderer Gast unheimlichster Art hatte seinen Einzug gehalten: Die Beulenpest.

Schon lange hatte die Seuche, deren Schrecken noch von der Pestzeit der Jahre 1663—1665 her im Gedächtnis der älteren Einwohner lebte, die Stadt bedroht. Sie hatte sich zuerst wieder im Jahre 1708 in Ungarn und Polen gezeigt, dann hatte sie 1711 in Kopenhagen gewütet und war von dort nach Schleswig-Holstein verschleppt worden. Als die Seuche im Jahre 1712 in Holstein immer mehr um sich griff und außerdem über die Elbe ins Herzogtum Bremen eindrang, wo namentlich Stade arg angegriffen wurde, wuchs die Gefahr für Hamburg mit jedem Tage. Man hatte sich hier, so gut es ging, gegen die heranrückende Gefahr gerüstet. Schon im Sommer 1710 war ein besonderes Sanitätskollegium eingesetzt. In einem Mandat vom 5. November 1710 erklärte der Rat, daß er alle erdenklichen Veranstaltungen getroffen habe, um die gefürchtete Seuche von Hamburg fern zu halten; er hege zu den Bürgern und Bewohnern der Stadt das Vertrauen, daß sie sich nicht nur gegen Gott bußfertig zeigen und ihn um Abwendung des staatsverderblichen Übels anflehen, sondern zugleich pflichtgemäß alles thun würden, was zur Erreichung des heilsamen Endzwecks dienlich sein könne. Zu Anfang des Jahres 1711 wurden besondere Pestärzte und Pestchirurgen bestellt. Als die Pest im Sommer 1712 bis Pinneberg und Rellingen fortgeschritten war, wurde der Verkehr durchs Millernthor und Dammthor aufs äußerste beschränkt. Ein ernstes Mandat des Rates wurde am 7. September 1712 von allen Kanzeln verlesen.

Aber die Seuche ließ sich nicht mehr von Hamburg abwenden. Gegen Ende September hielt sie ihren Einzug. Die ersten Fälle trugen sich in Hamburg selbst in Gerkens-Hof, einem Gange bei der Böhmkenstraße, zu. Eine Dirne, die sich zu den dänischen Truppen

bei Blankenese durchgeschlichen, soll von dort den Keim der Krankheit mitgebracht haben. Die strengsten Abschließungsmaßregeln gegen die Peststätte konnten nicht verhindern, daß die Seuche schnell um sich griff. Sie grassierte am heftigsten in den dumpfen Gängen und Höhlen, wo die Armut und Verkommenheit ihr Dasein fristeten. Ein entsetzliches Bild entwirft der Pestarzt Dr. Majus am 19. Oktober 1712 von einer Peststätte in einem Hofe der Jakobstraße. Eine Frau lag in einem finsteren Keller seit acht Tagen an der Pest erkrankt, zu ihren Füßen die nackte, durch viele schwarze Flecken entstellte Leiche ihrer vor drei Tagen gestorbenen sechzehnjährigen Tochter, oben in einer Kammer die Leiche einer sechsjährigen Tochter, nur mit etwas Leinewand bedeckt! Angst und Schrecken erfüllten die Stadt. Gegen Ende des Jahres ließ aber die Seuche nach, und zu Anfang des Jahres 1713 schien es, als sei sie erloschen. Dennoch ließ der Rat aus Rücksicht auf den Ernst der Zeit die übliche Petrimahlzeit am 22. Februar ausfallen. Im Sommer aber brach die Krankheit mit erneuter Heftigkeit aus. Das verursachte wieder in und um Hamburg den größten Schrecken. Die Nachbarstaaten umringten Hamburg mit einem Truppenkordon. Handel und Wandel lagen ganz darnieder. Der Bürgermeister von Bostel aber sprach in der Ratssitzung vom 31. August die glaubensmutigen Worte: „Wir müssen dennoch, wie in keiner, so auch in dieser schweren Not nicht verzagen!" Die Zahl der Kommunikanten, die in dieser Zeit sich zu den Altären drängte, war so groß, daß man auch an den Wochentagen, wo Gottesdienst stattfand, das Sakrament austeilen mußte. In der letzten Septemberwoche starben etwa 700 Menschen. Zu den Schrecken der Seuche kam die Umzingelung der Stadt mit dänischen Truppen, die niemand hinein- oder herausließen, auch Hamburger Einwohner nicht, die sich auf ihren Gärten aufhielten. Selbst harmlose Kirchgänger fanden sich plötzlich auf ihren Wegen gehemmt. Mit einer Summe von zirka 200 000 Thalern mußte Hamburg sich von der dänischen Invasion freikaufen. Gegen Ende des Jahres 1713 schien die Seuche wieder erloschen zu sein. Der preußische Gesandte Burchard berichtete an seine Regierung, die Stadt habe wieder ihr früheres Aussehen gewonnen, die Kirchen, die Börse, alle Gesellschaften seien fast mehr als vor Ausbruch der Epidemie besucht. In einem Gedicht hieß es am Schlusse des Jahres:

„Doch nun ist alle Not des Sterbens überstanden,
Indem das Übel sich mit diesem Jahre schließt."

Am Neujahrstage 1714 befahl der Rat, daß von allen Kanzeln sowohl in den Predigten als in einem besonders dazu verfaßten Gebet Gott für den Nachlaß der Seuche gedankt werden solle. Doch kamen im Laufe des Winters noch einzelne Pestfälle vor, und erst um die Zeit des Frühlingsanfanges war das ersehnte Ziel erreicht worden. Etwa 7—8000 Menschen waren an der Seuche gestorben. Vor dem Dammthor, im jetzigen zoologischen Garten, hatte man einen eigenen Pestberg als Begräbnisstätte eingerichtet. Am 22. März 1714 fand ein allgemeiner Dankgottesdienst statt. An diesem Tage waren die Kirchen so voll, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. In St. Petri wurde ein Tedeum unter Pauken- und Trompetenschall gesungen.

---

7. Joachim Morgenweg, der Waisenhausprediger.

„Denen Evangelisch-Lutherischen Gemeinen in Hamburg und denen, die sonsten sammt uns eben denselben theuren Glauben überkommen haben in der Gerechtigkeit, die unser Gott giebt und der Heiland Jesus Christus, denen gebe Gott viel Gnade und Friede durch das Erkänntniß Gottes und Jesu Christi unsers Herren!" Mit diesem Gebetswunsch beginnt der „Vorbericht", mit welchem Joachim Morgenweg, Pastor am Waisenhause, im Jahre 1713 seine Quartausgabe der heiligen Schrift in D. Martin Luthers Verdeutschung einleitet. Schon im Jahre 1708 hatte er eine Handbibel in Oktavformat herausgegeben, die vielen Beifall gefunden, aber die neue Quartausgabe, ein dickes Buch mit insgesamt 2116 Seiten, mit „grober", leserlicher Schrift, mit Luthers Vorreden und Randglossen, mit mancherlei Tabellen und Erläuterungen und mit „zierlichen und kostbaren", von dem Holländer Johann Goeree gefertigten Kupferstichen, war bald die Lieblingsbibel der Hamburger Familien, die dieselbe „zur embsigen Hauß-Andacht" benutzten. Ein gut erhaltenes Exemplar dieser Bibel liegt vor mir. Es stammt aus einer alten Hamburger Familie und trägt die Spuren fleißigen Gebrauchs bei sorgfältiger Schonung.

Joachim Morgenweg oder Morgenweck, wie er sich auch schrieb, ist im Jahre 1666 zu Hamburg geboren. Nachdem er das Johanneum

absolviert, besuchte er fünf Jahre lang das hiesige akademische Gymnasium. Während dieser Zeit genoß er auch den Unterricht des berühmten Esdras Edzardi und legte hier den Grund zu seiner umfassenden Kenntnis der hebräischen Sprache. Von 1689—1692 studierte er in Leipzig Theologie und wurde bald nach seiner Rückkehr Katechet am Werk- und Zuchthause. Im Jahre 1697 wurde er zum Pastor in Süllfeld in Holstein berufen. Als aber im folgenden Jahre durch den Heimgang des M. Klug das Pastorat am Waisenhause vakant wurde, wählten die Provisoren Morgenweg, der wegen seiner Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit schon in Ruf gekommen war, zu seinem Nachfolger. Einunddreißig Jahre lang, bis zu seinem Tode, hat Morgenweg mit großer Treue das Amt eines Pastors am Waisenhause bekleidet.

Als Prediger wurde Morgenweg, der das Wort Gottes mit seltener Kraft und Eindringlichkeit predigte, bald sehr bekannt und beliebt. Die kleine Kirche des damaligen Waisenhauses, 1597 auf dem Grunde der ehemaligen Kapelle St. Maria tho dem Schaar erbaut, konnte bald die Menge der andächtigen Zuhörer nicht mehr fassen. Unter denen, die sich für teures Geld feste Plätze in dem Kirchlein erwarben, um sonntäglich der Predigt des geistgesalbten Zeugen lauschen zu können, befand sich auch Ihre hochfürstliche Durchlaucht die Prinzessin Juliane Louise von Ostfriesland, die im Jahre 1657 geborene älteste Tochter des vormals regierenden Fürsten Enno Ludwig von Ostfriesland, die nach mancherlei Trübsalen, die ihr nach dem Tode ihres Vaters seitens ihres Oheims, des Fürsten Georg Christian, bereitet wurden, in Hamburg ein willkommenes Asyl gefunden hatte. Sie besaß auf dem Jungfernstieg, damals Resendamm genannt, ein Haus, in welchem sie mit ihrer Gesellschafterin, Fräulein von Brobergen, und einer holsteinischen Pastorentochter, Fräulein Jensen, die dem Haushalt vorstand, dem Treiben der großen Welt abgewandt, ein Stillleben führte. Die schöne Jahreszeit verlebte sie auf ihrem Landhaus in Ottensen an der Elbe. Sie war eine herzensfromme Dame, die zuerst den Pastor Schele an St. Marien-Magdalenen und nach dessen im Jahre 1700 erfolgtem Heimgang den von ihr hochgeschätzten Pastor Morgenweg zu ihrem Seelsorger und Beichtvater wählte. Ihre Seele fand in dem seelsorgerischen Verkehr mit dem geistig und geistlich so bedeutenden Manne die mannigfaltigste Anregung und Förderung. Pastor Morgenweg seinerseits fühlte sich von dem frommen und sinnigen

Gemüt der in schweren Lebensprüfungen bewährten Dame mächtig angezogen. Der unverheiratete Mann fand in dem Verkehr mit der Prinzessin einen Ersatz für das ihm fehlende Familienleben. Allmählich wurde er ein täglicher Gast in ihrem Hause, und wurden sie einander unentbehrlich. So faßten sie den Plan, miteinander einen Ehebund zu schließen, den sie freilich vor der Welt geheim zu halten beschlossen. Sie wurden in aller Stille durch einen befreundeten Pastor getraut. So wurden Ehre und Gewissen gewahrt. Eine Gemeinsamkeit des äußeren Lebens erfolgte nicht. Morgenweg teilte sein Leben zwischen seinen treu von ihm erfüllten Amtspflichten und seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen einerseits und dem Verkehr mit seiner Gemahlin in deren Stadt- oder Landhause andererseits. Das große Publikum, das damals durch die kirchlichen und bürgerlichen Streitigkeiten hinreichend in Anspruch genommen war, scheint die immerhin seltsame Ehe des Waisenhauspredigers nicht weiter beachtet zu haben. Wohl aber wurde Morgenweg auf Veranlassung des Ministeriums vom Senior D. Volckmar zur Rede gestellt und brüderlich admoniert. Als er aber nachwies, daß er in rechtmäßiger Ehe lebte, wurde er nicht weiter belästigt.

Ein kleiner Kreis vertrauter Freunde, zu denen der Lizentiat Fürsen, ein hochgeachteter Rechtsgelehrter, der Pastor Seiler an St. Marien-Magdalenen, der Physikus Dr. Biester, der Hausarzt der Prinzessin, und ihr Sachverwalter und Nachbar, Dr. Timotheus Stieler gehörten, nahm teil an dem stillen häuslichen Glück Morgenwegs und seiner fürstlichen Gemahlin. Dies Glück fand im Jahre 1715 ein jähes Ende durch den Heimgang der Prinzessin, die infolge des Ablebens ihrer vertrauten Freundin, des Fräulein von Brobergen, plötzlich heftig erkrankte und in der Nacht vom 29. bis 30. Oktober im 59. Jahre ihres frommen und stillen Lebens sanft und selig entschlief. In ihrem Testamente hatte sie außer mehreren Vermächtnissen für milde Zwecke und Zuwendungen an ihre Dienerschaft, ihrem Gemahl die lebenslängliche Nutznießung ihres Landhauses in Ottensen zugesichert. Das Testament wurde von ihren fürstlichen Verwandten angefochten, und Morgenweg ist niemals in den Genuß der ihm zugedachten Wohlthat getreten. Die Leiche der Prinzessin blieb infolge der über ihre letztwilligen Verfügungen entstandenen Streitigkeiten in ihrem Hause am Jungfernstieg achtzehn Monate über der Erde stehen und wurde erst Ende März 1717 in der Marien-Magdalenenkirche feierlichst beigesetzt.

Morgenweg empfand die durch den Heimgang der Prinzessin entstandene Vereinsamung um so schmerzlicher, als er durch seine Ehe mit der Prinzessin in eine isolierte Stellung zu andern Familien seiner Vaterstadt geraten war. So darf es denn nicht wunder nehmen, daß er eine gewisse Verbindung mit dem ihm nur zu jäh entschwundenen Lebensglück dadurch herzustellen suchte, daß er bereits im neunten Monat nach dem Tode der Prinzessin eine neue Ehe schloß, und zwar mit Juliane Marie Jensen, der holsteinischen Pfarrerstochter, die dem Hauswesen seiner Prinzessin vorgestanden und von der gleichen Liebe und Verehrung zu der Heimgegangenen beseelt war, wie er selbst. Am 15. Juli 1716 fand die Hochzeit statt. Vierzehn Jahre lebte er mit dieser zweiten Gattin in glücklichster Ehe. Eine Tochter, die dieser Ehe entsproß, starb in jugendlichem Alter.

Morgenweg hatte für die seiner Seelsorge befohlenen Waisenkinder ein warmes Herz, wie für die Mängel der damaligen Waisenpflege ein scharfes Auge. Er drang ernstlich auf eine Reform des in Verfall geratenen Institutes. Namentlich verlangte er, daß ein neues und größeres Waisenhaus erbaut würde, wofür er den zum Artilleriezeughaus bestimmten Platz am Neuenwall in Vorschlag brachte. Denn, so sagte er in einer Eingabe an den Rat, das Zeughaus, auf dessen Fundament seit sechzehn Jahren gebaut sei, müsse billig einem Waisenhause weichen, in welchem ja die allerbesten Kanonen aufbewahrt würden, die mit ihrem Gebet im Falle der Not durch die Wolken dringen und den Himmel stürmen müßten. Er geriet durch diese Vorschläge in Zwistigkeiten mit der Behörde und den Provisoren des Waisenhauses, die ihm viel Ärger und Verdruß bereiteten. Für seine Waisenhausgemeinde gab er „Hamburgische heilige Sing- und Betandachten im Waisenhaus" heraus; für die Kinder schrieb er: „Erinnerung an die Waisenkinder einiger Sprüche des alten Testamentes." Neben seinen Bibelausgaben gab er auch einen „Unterricht von einer sehr nützlichen Bibel-Lotterie in Hamburg, den Bibel-Liebhabern zum Besten" heraus. Er besaß eine auserlesene Bibliothek, darunter wertvolle hebräische, arabische und persische Handschriften, die er aus dem Nachlaß D. Hinckelmanns an St. Katharinen († 1695) erworben hatte, und eine reiche Sammlung von schönen Kupferstichen. Sein Kunstsinn veranlaßte ihn zu dem leider vergeblichen Versuch, eine Gemäldegallerie in Hamburg ins Leben zu rufen. Musik und Poesie liebte er und übte sie mit Geschick aus. Morgenweg verband mit einem gründlichen Wissen eine ungewöhnliche Vielseitigkeit geistiger

Interessen. Dabei war er ein treuer Lutheraner und ein von Herzen frommer Mann, der auch unermüdet thätig war, um Gutes zu stiften.

In seinen Mittwochspredigten, in denen er vom Antritt seines Amtes an die ganze Bibel, vom ersten Buch Mosis an, auszulegen sich vorgesetzt hatte, war er am letzten Mittwoch des Dezember 1729 im 20. Kapitel der Apostelgeschichte bis zum 25. Verse gekommen: „Und nun siehe, ich weiß, daß ihr mein Angesicht nicht mehr sehen werdet," als er von einer heftigen Krankheit befallen wurde. Die Gemeinde sollte sein Angesicht nicht mehr sehen. Am 5. Januar 1730 entschlief dieser fromme Knecht des Herrn im 64. Jahre seines Lebens. „Euer Diener am Wort und getreuer Vorbitter bey Gott, Joachimus Morgenweg, Pastor zum Waysen-Hause," so hatte Morgenweg in dem Vorbericht zu seiner Bibelausgabe sich unterschrieben. Er hatte an seinem Teile der Hamburgischen Kirche in Treue gedient.

---

8. Johann Hübner und seine „Biblischen Historien".

„Es sind alle Eltern in ihrem Gewissen verbunden, daß sie ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferziehen sollen, damit sie recht glauben, Christlich leben und endlich selig sterben lernen."

„Haben Eltern selber keine Geschicklichkeit, oder auch nicht genugsame Zeit darzu, so müssen sie solches jemand anders auftragen, oder Gott wird das Blut ihrer verwahrloseten Kinder von ihren Händen fordern."

„Dieses ist der wahrhaftige Grund von allen Kinderschulen, die jemals in einer Christlichen Gemeine sind angelegt worden."

„Und ist also eine jedwede Christliche wohl angelegte Schule eine Werkstatt Gottes des heiligen Geistes, darinnen die noch unmündige Jugend in der Gottseligkeit, in der Gelehrsamkeit und in der Ehrbarkeit unterwiesen wird."

„Dieser Satz stehet Himmelveste, und wer christliche Schulen vor etwas anderes ansiehet, der verstehet die ganze Verfassung sowohl der Kirche Gottes als des gemeinen Wesens nicht." —

Diese goldenen Sätze schrieb am Neujahrstage 1714 der Rektor des Johanneums zu Hamburg, M. Johann Hübner, in der Vorrede zu seinen „Zwei Mal zwei und fünfzig auserlesene Biblische Historien



Johann Hübner.

aus dem Alten und Neuen Testamente, der Jugend zum Besten abgefasset." Dies Schul- und Kinderbuch, dem das Hamburger Ministerium in einem vom 14. Dezember 1713 datierten Vorwort den Wunsch mitgab, es möge „unsere liebe Jugend dadurch aufgemuntert werden, in der Heiligen Schrift selbst nachzuforschen und fleißig zu fragen, damit also das Wort Gottes ferner reichlich unter uns mit aller Weisheit und Lehre wohnen und die herrlichen Früchte zum ewigen Leben bringen möge, um unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi willen" — hat weit über hundert Auflagen erlebt, ist ins Lateinische, Italienische, Französische, Schwedische und Polnische übersetzt worden und noch heute nach einhundertfünfundachtzig Jahren hie und da im Schulgebrauch. Es hat seinem Verfasser für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte der christlichen Pädagogik gesichert. Vor mir liegt ein altes, in Leder gebundenes Exemplar der ersten Auflage. Auf der Innenseite des Einbandes steht von Kinderhand geschrieben:

„Georg heiß ich,
Gottes Wort weiß ich,
Diederich darneben,
Christus ist mein Leben,
Erich werd ich auch genannt,
Im Himmel ist mein Vaterland."

Wie vielen Kindern haben Johann Hübners biblische Historien zu einem solchen Halt im Leben und Sterben verhelfen dürfen!

Johann Hübner stammte aus einer Familie, die 1654 mit Hinterlassung ihrer wertvollen Habe um des Glaubens willen aus Böhmen geflüchtet war und zu Tyrgau in der Oberlausitz eine neue Heimat gefunden hatte. Hier wurde unser Hübner am 17. März (nach einer andern Angabe am 15. April) 1668 geboren. Die Magisterwürde erlangte er schon im Jahre 1691 und hielt nun zunächst in Leipzig Vorlesungen über Rhetorik, Poesie, Geographie und Geschichte. Im Jahre 1694 erhielt er das Rektorat zu Merseburg, wo er sich mit einer Tochter des Leipziger Theologen D. Joh. Olearius verheiratete. Die Merseburger Schule blühte in den siebzehn Jahren seines Rektorates aufs schönste empor. Hier begründete er seinen Ruf als hervorragender Schulmann, und hier gingen aus seiner fleißigen Feder treffliche Schulbücher und gelehrte Werke in großer Zahl hervor. U. a. schrieb er: „Kurze Fragen aus der politischen Geschichte," ein zehnbändiges Geschichtswerk, und „333 genealogische Tabellen zur politischen Historie."

Als nun im Jahre 1711 Johann Albert Fabricius das Rektorat des Johanneums niederlegte, wurde Johann Hübner in Merseburg einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt und am 13. Juni selbigen Jahres vom Senior D. Volckmar eingeführt. Auch hier in Hamburg bewährte er sich als tüchtiger Schulmann. Seine besondere Gabe war, durch eine einfache, klare Darstellung jeden Unterricht faßlich und anziehend zu machen. Als der Dichter Brockes im Jahre 1715 die „teutschübende Gesellschaft“ gründete, wurde auch Johann Hübner Mitglied derselben. Hier konnte er seiner dichterischen Begabung, die er schon auf dem Gymnasium zu Zittau unter der Leitung seines Lehrers, des berühmten Dichters Chr. Weise, gepflegt hatte, freien Lauf lassen. Er verfaßte sowohl weltliche Dichtungen heiterer Art als auch geistliche Lieder. Schon in Merseburg hatte er „des frommen Thomas a Kempis Todesbetrachtungen zur Erinnerung der Sterblichkeit“ in gebundener Rede übersetzt. In Hamburg gab er nach dem Tode seiner Frau, die im Jahre 1726 starb, „des frommen Thomas a Kempis goldenes Büchlein von der Nachfolge JEsu Christi“ in 114 Gesängen heraus. Einer von diesen Gesängen: „Denket doch, ihr Menschenkinder, an den letzten Todestag“ ist in die kirchlichen Gesangbücher übergegangen. Er schrieb auch: „Die ganze Geschichte der Reformation, in fünfzig kurzen Reden, samt einem Schauspiel von Bekehrung der Sachsen zum Christentum,“ 1730. Er lebte und starb in herzlicher Frömmigkeit, dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche treu ergeben, wie er denn auch am Schlusse der Vorrede zu seinen biblischen Historien vor der ganzen evangelischen Kirche, ja, vor den Augen des allwissenden Gottes bezeugt, daß er kein Wort dieses Buches in einem andern Sinn will verstanden wissen, „als welchen die heilige Schrift, die Ähnlichkeit des Glaubens und der Inhalt unserer symbolischen Bücher bey sich führen.“ Am 21. Mai 1731 starb er an den Folgen eines Schlagflusses. Sein Ende war so, wie er in seinen „gottseligen Gedanken“ zur Historie von dem Leiden und Sterben Jesu Christi gelobt:

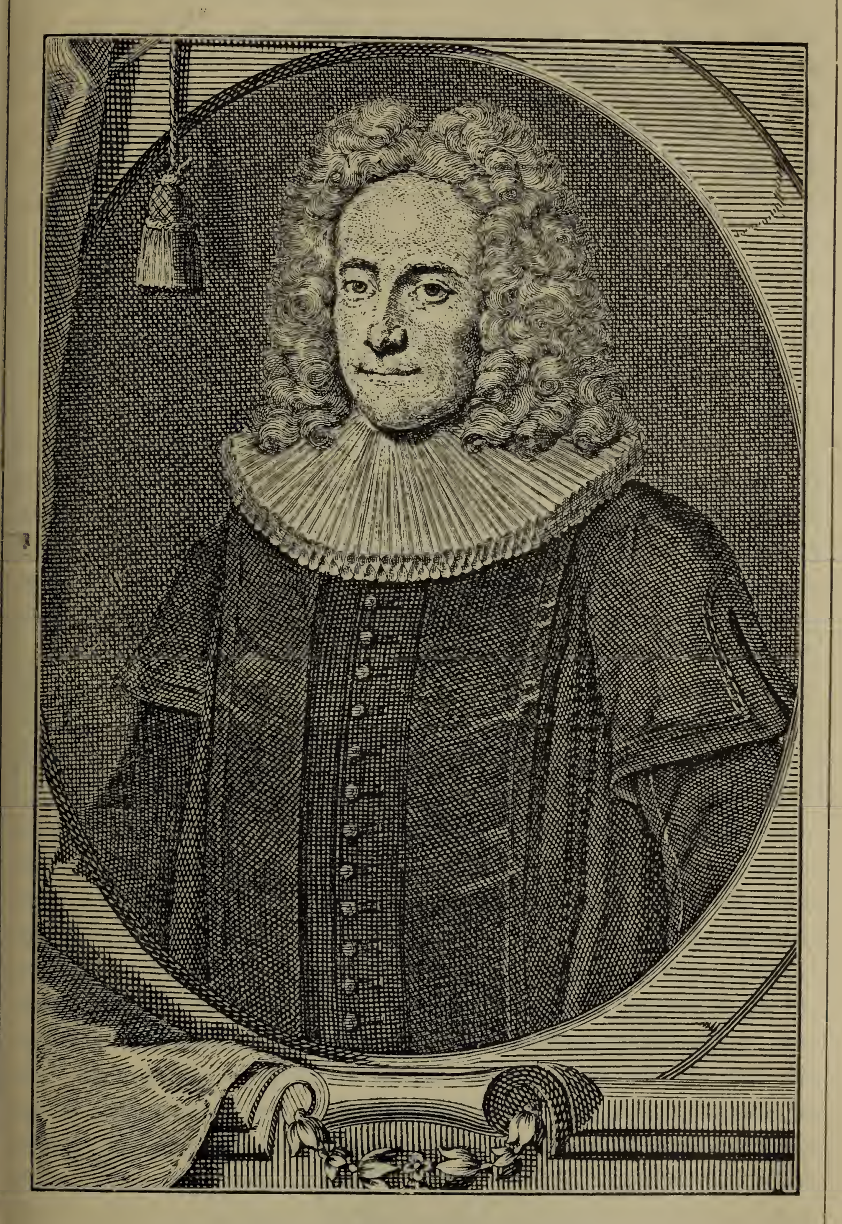
„Ich hör' ohn' Unterlaß die sieben Wort erschallen,
Die du, o Gottes Sohn! am Creutz gesprochen hast:
Das letzte laß ich mir vor andern wohlgefallen,
Und habe solches auch fest in mein Herz gefaßt;
Denn ebenso will ich an meinem letzten Ende
Befehlen meinen Geist, o Gott, in deine Hände.“

---

9. M. Johann Christoph Wolf.

Am 27. November 1715 starb der Senior D. Johann Volckmar an St. Katharinen. Zu seinem Nachfolger wurde diesmal nicht, wie sonst bei der Besetzung Hamburgischer Hauptpastorate üblich, ein auswärtiger Theologe, sondern der Professor der orientalischen Sprachen am akademischen Gymnasium, M. Johann Christoph Wolf, am 29. November 1716 gewählt. Mit dieser Wahl kam ein Mann ins geistliche Amt, der neben seinem Vorvorgänger, D. Abraham Hinckelmann († 1695), zu den gelehrtesten Theologen gehört, die je auf einer Hamburgischen Kanzel gestanden haben. Aber M. Wolf war nicht nur ein gelehrter Mann, sondern auch ein tüchtiger Prediger, und als solcher ein Anhänger der lutherischen Orthodoxie. Schon als Kandidat hatte er „denen studiosis theologiae zur Warnung" ein Buch gegen die Pietisten geschrieben: „Absurda Hallensia oder die irrigen und ungereimten Meinungen, welche die Herren Theologi in Halle in ihren Hertzen hegen," ein Buch, wodurch er sich den Zorn des Königs Friedrich I. von Preußen in so hohem Grade zuzog, daß, als er später durch seinen Freund, den Präsidenten La Croze, zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin vorgeschlagen wurde, der König seine Einwilligung verweigerte.

Johann Christoph Wolf wurde am 21. Februar 1683 zu Wernigerode, wo sein Vater, D. Johann Wolf, Superintendent war, geboren. Der Vater wurde 1695 als Nachfolger von Horbius zum Pastor an St. Nikolai in Hamburg gewählt. Der Volkswitz der Nikolaiten sagte damals: „Ihren früheren Pastor (Horbius) hätten die anderen immer als einen Wolf ausgerufen, nun hätten sie wirklich einen Wolf bekommen, mit dem wollten sie auch heulen und mit ihm leben und sterben." Aber der neue Pastor konnte in den damaligen Streitigkeiten keine rechte Stellung erlangen. Als man ihm eines Tages eine Schmähschrift ins Haus warf und einen weißen Wanderstab daneben stellte, erkrankte er aus Ärger darüber und starb bald darauf, nachdem er nur drei Monate sein hiesiges Amt bekleidet hatte. Die Familie blieb aber in Hamburg, wo nun Johann Christoph Wolf mit seinem Bruder Johann Christian, dem nachherigen Professor der Physik und Poesie am Gymnasium, die Schulen besuchte. Bei Esdras Edzardi legte er den Grund zu seinen bedeutenden Kenntnissen in den orientalischen Sprachen.



Johann Christoph Wolf.

Nachdem unser Wolf schon 1704 zu Wittenberg die Magisterwürde erlangt und vorübergehend eine Anstellung als Korrektor an der lateinischen Schule in Flensburg gefunden hatte, begab er sich auf Reisen. Er besuchte Holland und England und trat zu den bedeutendsten Gelehrten dieser Länder in persönliche Beziehungen. Auf den Bibliotheken machte er eingehende Studien zur hebräischen Litteratur. Auf der Bodleyanischen Bibliothek in Oxford saß er bei strenger Winterkälte täglich sechs Stunden über den handschriftlichen Schätzen und machte seine Exzerpte. Im Jahre 1712 wurde er zum Professor der orientalischen Sprachen am Hamburger Gymnasium berufen. Vier Jahre später wurde er Pastor an St. Katharinen. Mit seiner Mutter, die erst 1736 im Alter von achtzig Jahren verstarb, und seinen gleich ihm im ehelosen Stande lebenden Geschwistern, zwei Brüdern und einer Schwester, die dem Hauswesen vorstand, zog er ins Pfarrhaus zu St. Katharinen ein, um nun hier dreiundzwanzig Jahre lang bis zu seinem am 25. Juli 1739 erfolgten Tode seinem Amte und seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zu leben. Eine Berufung als Professor der Theologie an die neugegründete Universität Göttingen im Jahre 1734 schlug er aus. Und als ihm im Jahre 1738 nach Senior Wincklers Heimgang das Seniorat angetragen wurde, lehnte er ab, wie vor ihm schon Erdmann Neumeister an St. Jakobi.

Das Hauptwerk seines Lebens, das er in den Jahren 1715—1732 herausgab, ist die Bibliotheca Hebraea, vier Quartbände von je 1200—1500 Seiten, worin er über die Werke der hebräischen Autoren aller Zeiten eingehende Auskunft giebt. Die Zeitgenossen staunten dies Denkmal eines unvergleichlichen Fleißes an. Auch ein vierbändiger Kommentar zum Neuen Testament erschien in den Jahren 1725—1735 aus seiner fleißigen Feder. Für die Vergrößerung seiner Bibliothek war er unermüdlich thätig und scheute keine Kosten, um in den Besitz wertvoller Bücher und Handschriften zu gelangen, die sich auf die orientalischen Sprachen bezogen. So bestand seine Bibliothek endlich aus 24—25000 Bänden, wozu noch eine Menge Dissertationen und beinahe 300 orientalische Handschriften kamen. Außerdem besaß er 40000 Briefe berühmter Gelehrten und Staatsmänner, teils im Original, teils in Abschriften. Alle diese litterarischen Schätze erbte zunächst sein Bruder Johann Christian, der Professor am Gymnasium war und seit 1746 auch das Amt eines Bibliothekars bekleidete, während ein dritter Bruder, der Kaufmann war, in frei-

giebigster Weise große Summen zur Vermehrung der Bibliothek hergab. Die ganze große Bücher- und Handschriftensammlung vermachten die Brüder schließlich der Stadtbibliothek, die den beiden Gelehrten im Jahre 1779 durch Aufstellung ihrer Bildnisse in den Räumen der Bibliothek ein ehrendes Andenken bereitete. Noch jetzt grüßen die Bilder von Johann Christoph und Johann Christian Wolf im Hauptportal die Besucher des Johanneums unserer Stadtbibliothek.

---

10. Das zweite Reformationsjubiläum.

„Demnach nunmehro wiederum ein Hundert Jahr verflossen, daß der allmächtige Gott nach seiner unerforschlichen Weisheit und Barmherzigkeit unsern lieben Vorfahren unter dem Pabstthum mit den Augen seiner Gnade angesehen, und das reine Licht des seligmachenden Evangelii durch den Dienst des theuren Mannes D. Martini Lutheri wieder an den Tag gebracht, indem derselbe eben vor zweihundert Jahren, am letzten Tage des Monaths October den Päbstlichen Irrthümern zu widersprechen durch schriftlichen Anschlag den ersten Anfang gemacht. Worauf das seelige Reformations-Werk nach und nach unter Göttlichem Seegen und Beystand fortgeführet und wie anderwärts, also auch in dieser Stadt, glücklich zu Wercke gerichtet worden Und denn unsere Schuldigkeit erfordert, dem grundgütigen Gott für diese seine unaussprechliche Wohlthat, und daß Er biß daher sein heiliges Wort rein und lauter unter uns erhalten, demüthigsten Danck abzustatten, und seine unendliche Erbarmung inbrünstig anzuruffen, daß Er solche um unserer Sünde willen nicht von uns nehme, sondern sie uns und unsern Kindern und Nachkommen bis ans Ende der Welt gnädiglich gönnen wolle: — — Als will E. E. Rath alle dieser Stadt Bürger, Einwohner und Unterthanen erinnert und wohlmeynentlich ermahnet haben, daß ein jeder samt seinen erwachsenen Kindern und Gesinde am nächstkünftigen Sonntage sich zu dem Gottesdienste in den Kirchen einfinde, daselbst seinen schuldigen Danck und Gebet vor Gott bringe, auch denselben gantzen Tag zu des Höchsten Ehren und seiner eigenen Erbauung mit andächtigem Loben, Dancken und Beten Christlich zubringe.“

Mit diesen Worten, die am 24. Oktober 1717 von allen Kanzeln Hamburgs abgelesen wurden, notifizierte E. E. Rat den Gemeinden das am Sonntag, den 31. Oktober, zu feiernde „Evangelische Jubelfest.“ Auch verordnete derselbe kraft seiner Kirchenhoheit für die Gottesdienste des Festtages das Kirchengebet, die Kollekten und Versikeln, die Predigttexte und die Gesänge, welche in allen Hamburgischen Kirchen einmütig gesungen werden sollten. Für die in lateinischer Sprache zu singende Präfation bei der Feier des heiligen Abendmahles nach der Hauptpredigt wurde folgender Wortlaut festgestellt: „Wahrhaft würdig und recht, billig und heilsam ist's, daß wir dich zu aller Zeit, besonders aber an diesem Tage herrlich preisen, an welchem du den römischen Papst dem ganzen Erdkreis enthüllt hast, welcher wahrhaftig der Antichrist und der Sohn des Verderbens ist, und deine Kirche wunderbarlich von seiner Tyrannei befreit hast, und daher singen wir mit den Engeln und Erzengeln, mit den Thronen und Herrschaften und mit der ganzen Streitmacht des himmlischen Heeres deiner Herrlichkeit einen Lobgesang.“ Schon am Sonnabend vor dem Jubiläum wurde eine feierliche Vesper gehalten. Und nun folgten am Festtage selbst, dem 23. Sonntage nach Trinitatis, die Gottesdienste in gewohnter Ordnung aufeinander: Von fünf bis sechs Uhr die Frühpredigt, von acht bis neun Uhr die Hauptpredigt, wobei in den Hauptkirchen vocaliter und instrumentaliter musiziert wurde, von zwölf bis ein Uhr die Mittagspredigt, von zwei bis drei Uhr die Vesper- oder Nachmittagspredigt. In allen Gottesdiensten wurde das Tedeum gesungen. Die von dem Senior Seelmann gehaltenen zwei Jubelpredigten, wie auch die Predigten der vier andern Hauptpastoren (St. Petri: D. Joh. Theodor Heinson, St. Katharinen: P. Joh. Christoph Wolf, St. Jakobi: P. Erdmann Neumeister, St. Nikolai: P. Joh. Friedrich Winckler) erschienen im Druck unter dem Titel: „Des Hamburgischen Lutherischen Zions heilige Jubelfreude.“

Aber auch die höheren Schulen feierten das denkwürdige Ereignis. Im öffentlichen Hörsaal des Gymnasiums hielt am 1. November Professor Johann Albert Fabricius die Jubelrede über das vor zweihundert Jahren wiederhergestellte Licht des Evangeliums. Zehn junge akademische Bürger hielten darauf zehn Ansprachen, jeder über je eine Frucht des Reformationswerkes. Am Nachmittag redeten wieder elf Jünglinge über elf schwere Übel und Mißbräuche, die durch die Reformation abgeschafft worden. Im Johanneum fanden am 2. und

3. November Redeakte statt. Der Rektor, Johannes Hübner, redete über die Pflichten eines guten Lutheraners zur Zeit einer kirchlichen Jubelfeier. Darauf hielten die zwölf ältesten Primaner lateinische Reden über die Vorzüge der lutherischen Kirche, und am Nachmittag hielten wieder fünfundzwanzig Schüler deutsche Reden über den ersten Teil der Reformationsgeschichte, während der zweite Teil dieser Geschichte am folgenden Tage von abermals fünfundzwanzig Schülern behandelt wurde. Auch allerlei gelehrte und populäre Schriften erschienen bei dieser Gelegenheit, wie z. B. „Abgefertigtes Pfaffen-Gewäsche eines faulen Mönches von der Frage, ob die sogenannte Lutherische Reformation von Gott sei, worinnen der Römisch-Katholische Unwahrheits-Unflath durch reine Wahrheit weggespület wird," von Pastor D. Heinson an St. Petri. Zur Erhöhung der Festfreude und zum dauernden Gedächtnis dieses Festes wurden auch noch eine Anzahl Jubelmünzen geprägt, so z. B. ein Portugalöser, eine Silbermedaille, ein Thaler, ein halber Thaler u. s. w., alle mit bedeutsamen Symbolen und Inschriften. Eine solche Inschrift lautete:

„Es ist der Schrift gemäß, was Luther hat gelehrt,
Drum bleibt es, Felsen gleich, auf ewig unversehrt."

Auf dem Jubelthaler befanden sich auf der einen Seite die Namen der fünf Hauptpastoren und auf der andern Seite die Namen der übrigen Ministerialen, darunter das Sprüchlein:

„Die und jene seyn
In der Lehre rein."

Da konnte man wohl mit einhelligem Jubel das Gedächtnis der Reformation feiern.

---

11. Die Zerstörung der kaiserlichen Gesandtschaftskapelle.

Am Krayenkamp, auf dem sogenannten katholischen Platz bei der großen Michaeliskirche, lag das Palais des kaiserlichen Gesandten, in dessen einem Flügel seit 1693 sich die Gesandtschaftskapelle befand, in welcher die in Hamburg wohnenden, nicht sehr zahlreichen Katholiken

ihre Andachtsübungen hielten. Als nun im Jahre 1719 der kaiserliche Gesandte, Graf Fuchs, den Grundstein zu einer größeren, dem heiligen Carl Borromeus zu weihenden Kapelle durch den Weihbischof von Osnabrück legen ließ, beschwerte sich nicht nur das Ministerium bei E. E. Rat über dies Unternehmen, sondern auch das Volk geriet darüber in solche Aufregung, daß dadurch ein arger Tumult entstand.

Schon ein Vierteljahrhundert früher hatten die gut lutherischen Hamburger ihrem Unwillen gegen eine unerhörte Anmaßung der Katholiken Luft gemacht. Es war im Jahre 1667, als die zum Katholizismus übergetretene Königin Christine von Schweden, die sich längere Zeit hier in Hamburg aufhielt, in ihrem am Krayenkamp belegenen Hause ein großes Fest zu Ehren der Krönung des neuerwählten Papstes Clemens IX. gegeben und dadurch, sowie durch die an dem Hause angebrachten Dekorationen, unter denen sich eine aus sechshundert Lampen gebildete lateinische Inschrift: „Es lebe Papst Clemens IX.!“ befand, die Lutheraner gereizt hatte. Der Pöbel hatte das Haus gestürmt und dasselbe anzuzünden versucht. Die Königin hatte durch ein Hinterpförtchen sich in Sicherheit bringen und das Militär die Ruhe wiederherstellen müssen.

Als nun am 10. September des Jahres 1719 die Frühpredigt in der großen Michaeliskirche beendigt war und das Volk in Scharen aus dem Gotteshause strömte, sah es die Thür der Gesandtschaftskapelle geöffnet und die Priester am erleuchteten Altar die Messe halten. Das ohnehin durch den Neubau der Kapelle gereizte Volk erblickte in dem Abhalten der Messe bei geöffneten Thüren eine Provokation und stürmte nun in die Kapelle, wo es in sinnloser Wut alles, was los und fest war, zerstörte. Noch ehe der Rat sich versammeln und die Kolonelschaft Lärm schlagen konnte, hatte der Pöbel das ganze Gebäude demoliert. Die Priester hatten sich vor der Wut des Volkes in den Keller geflüchtet.

Die fatale Angelegenheit sollte der Stadt teuer zu stehen kommen. Zwar hatte der Rat gleich am folgenden Tage ein sehr demütiges Schreiben an den Kaiser Karl VI. gerichtet und gebeten, Kaiserliche Majestät möge der Stadt wegen der schweren Verletzung des höchsten Respektes von seiten des Pöbels keine Ungnade erweisen. Aber die katholischen Priester ließen eine tendenziöse und gehässige Darstellung des Vorfalls an den Kaiser gelangen, und so geriet derselbe in höchsten Zorn und legte der Stadt eine äußerst demütigende Buße auf. Der präsidierende Bürgermeister solle in Be-

gleitung zweier Senatoren und zweier Oberalten nach Wien kommen und in Gegenwart des ganzen kaiserlichen Hofes vor dem Thron auf den Knieen Abbitte thun. Ferner solle das Gesandtschaftshotel wieder aufgebaut, die Kapelle wieder hergestellt und ein Sühnegeld von zweihunderttausend Thalern bezahlt werden. Diese Forderungen bereiteten dem Rat und der Bürgerschaft viele Not. Nach langwierigen Verhandlungen, bei denen der Herzog von Braunschweig, der Schwiegervater des Kaisers, seine Hilfe lieh, gelang es, den Kaiser zu bewegen, die Bußsumme auf zweihunderttausend Gulden herabzusetzen. Der Akt der Abbitte, zu dem sich der an Stelle des vor Gram über diese Angelegenheit verstorbenen Bürgermeisters Matfeld Bürgermeister Sillem mit seinen Begleitern nach Wien begab, gestaltete sich durch die Fürsprache des edeln Prinzen Eugen von Savoyen wesentlich leichter insofern, als derselbe am 27. Juni 1721 ganz privatim im Gartenhause des Kaisers stattfand und der Kaiser den Bürgermeister nicht niederknieen ließ, sondern ihm gleich die Hand reichte. Anstatt des demolierten Hauses am Krayenkamp kaufte die Stadt das dem schwedischen Baron von Görtz gehörige Palais auf dem Neuenwall und überwies es dem kaiserlichen Gesandten zur Residenz. In demselben wurde durch zwei Etagen eine neue Kapelle eingerichtet, die am 3. Dezember 1723 eingeweiht wurde und den Katholiken Hamburgs als gottesdienstliche Stätte diente, bis im Jahre 1811 das Gesandtschaftshotel dem französischen Maire zur Amtswohnung überwiesen und die kleine Michaeliskirche den Katholiken zum gottesdienstlichen Gebrauch überlassen wurde. Am 17. März 1811, dem Sonntag Okuli, hielt der Diakonus Tonnies die letzte lutherische Predigt in der kleinen Michaeliskirche; dann wurde sie für den katholischen Gottesdienst eingerichtet und von dem Priester Wiegand durch eine feierliche Messe eingeweiht! Der Gewaltakt des erregten Volkes an der Gesandtschaftskapelle am Krayenkamp hatte seine ausreichende Sühne gefunden. Die Katholiken hatten fortan eine für lutherischen Gottesdienst erbaute Kirche in ungestörtem Besitz.

---

12. Die Predigerfamilie Staphorst.

Der Name Staphorst hat bei denen, die sich mit der Geschichte der Hamburgischen Kirche beschäftigen, einen guten Klang. In mancher Bibliothek befindet sich das stattliche, fünfbändige Werk: „Historia ecclesiae Hamburgensis diplomatica, d. i. Hamburgische Kirchengeschichte aus glaubwürdigen und mehrenteils noch ungedruckten Urkunden.“ Leider ist diese groß angelegte Kirchengeschichte unserer Vaterstadt ein Torso geblieben. Der erste Band umfaßt die Zeit von 811 bis 1223; der letzte Band enthält die Geschichte der Reformation von 1521 bis 1531. Der Verfasser dieses Werkes ist Nikolaus Staphorst, der von 1705 bis 1731 Pastor an der im Jahre 1829 abgebrochenen St. Johanniskirche war. Dieser Nikolaus Staphorst war der letzte Sproß einer Familie, aus welcher fünf Glieder in einem Zeitraum von 150 Jahren im Hamburgischen Kirchendienst gestanden haben.

Als im Jahre 1566 der Pastor Johann Crispinus oder Kruse an St. Petri gestorben war, wurde der Pastor Nikolaus Staphorst zu Heide in Dithmarschen zu seinem Nachfolger gewählt. Er hieß eigentlich Olyemann, hatte aber nach seinem Geburtsort Staphorst bei Zwoll in der holländischen Provinz Oberyssel den Familiennamen Staphorst angenommen. Er war zuerst Hofprediger zu Jever gewesen und von da in das Pastorat zu Heide berufen worden. Er starb am 18. September 1579. Sein Sohn, ebenfalls Nikolaus Staphorst geheißen, welcher erst zwei Jahre vor dem Tode seines Vaters geboren wurde, studierte Theologie zu Rostock und Wittenberg und wurde am 9. April 1605 zum Diakonus an St. Petri gewählt, in welchem Amte er siebenunddreißig Jahre bis zu seinem 1642 erfolgten Tode gestanden hat. Zwei Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1640, hatte er die Freude, seinen Sohn Nikolaus Staphorst zum Pastor an St. Johannis erwählt zu sehen, während ein jüngerer Sohn, Heinrich, erst nach des Vaters Tode, im Jahre 1646, Diakonus an St. Nikolai wurde, in welchem Amte er, unverehelicht, an der Schwindsucht starb. Die Söhne von M. Nikolaus Staphorst an St. Johannis wurden den Traditionen ihres Hauses untreu. Der ältere Sohn, Nikolaus Staphorst, geboren 1645, studierte Medizin und ging nach London, wo er 1686 als Lehrer der Chemie an dem medizinischen Kollegium angestellt wurde. Der jüngere Sohn, Albert Staphorst, wurde Kauf-



Nikolaus Staphorst.

mann in seiner Vaterstadt. Hier wurde ihm am 1. August 1679 von seiner Ehefrau Anna Katharina geborene Mußmann, ein Sohn geboren, der, wie seine Vorfahren, den Vornamen Nikolaus erhielt. Dieser ist der Geschichtsschreiber der Hamburgischen Kirche.

Dieser Nikolaus Staphorst besuchte die Hamburgischen Schulen und studierte alsdann seit 1695 Theologie in Rostock und Wittenberg. In Rostock erwarb er sich schon im Jahre 1700 die Würde eines Magisters. Er scheint sich auf diese frühe Erlangung der Magisterwürde etwas eingebildet zu haben, denn es erschien gegen ihn eine deutsche Satire unter dem Titel: „Das gekrönte M., oder Magister Lobesam.“ Nach Beendigung seiner akademischen Studien machte er eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland und kehrte 1702 nach Hamburg zurück, wo er zunächst den erkrankten Pastor Tecklenburg an St. Johannis vertrat, nach dessen Ableben er am 22. März 1705 zum Pastor an St. Johannis erwählt wurde. Im Jahre 1720 wurde er zugleich Pastor am Spinnhause. Er starb am 7. Juli 1731 mit Hinterlassung zweier Töchter, von denen die eine erst 1786 als Domina des Klosters St. Johannis gestorben ist.

Sein Amt ließ ihm viel Muße, sich mit seinem Lieblingsstudium, der Geschichte seiner heimatlichen Kirche, zu beschäftigen. Er sammelte alles, was irgend an handschriftlichem oder gedrucktem Material ihm zugänglich war. Die erste Frucht seiner Studien auf diesem Gebiete war die im Jahre 1720 erschienene Schrift: „Verzeichnis einiger zur Hamburger Kirchen-Historie gehörenden Urkunden, welche teils aus Reverendi Ministerii actis, teils aus hiesiger Stadt-Bibliothek, teils von guten Freunden gesammelt.“ Dann machte er sich an das Hauptwerk seines Lebens, die Historia diplomatica der Hamburgischen Kirche. Des ersten Teiles erster Band erschien in stattlichem Quartformat im Jahre 1723. Es folgten die Bände zwei bis vier des ersten Teiles in den Jahren 1725—1731, während der erste Band des zweiten Teiles schon 1729 erschien. Den letzten Teil hat er meistens auf dem Krankenlager zu Papier gebracht. Der Tod nahm dem fleißigen Manne die Feder aus der Hand. Seine reichen handschriftlichen Kollektaneen zur Fortsetzung seines Werkes, welche die Geschichte unserer Kirche bis zum Jahre 1715 betreffen, befinden sich auf der Stadtbibliothek und harren noch der Hand, die sie zur Abfassung einer aktenmäßigen Geschichte unserer Kirche sichten und verwenden wird. Der Garnison-Auditeur Michael Gottlieb Steltzner giebt in seinem Versuch einer zuverlässigen Nachricht von dem kirch-

lichen und politischen Zustande der Stadt Hamburg (1731—1736) unserm Nikolaus Staphorst das Zeugnis: „Er war ein gottesfürchtiger, frommer, kluger und gelehrter Mann. Hamburg hat gewiß sehr viel an ihm verloren.“

---

13. Erdmann Neumeister.

Am 27. September 1715 füllte eine andächtige Gemeinde die St. Jakobikirche bis auf den letzten Platz. Als der letzte Vers des Hauptliedes angestimmt wurde, richteten sich aller Augen voller Spannung nach der Kanzel. Sollte doch die Gemeinde an diesem Tage einen neuen Hirten erhalten in der Person des bisherigen Oberhofpredigers, Konsistorialrates und Superintendenten zu Sorau, Erdmann Neumeister, dem ein bedeutender Ruf als tüchtiger Prediger, treuer Seelsorger, hochbegabter Dichter geistlicher Lieder und unerschrockener Streiter für die Reinheit des lutherischen Bekenntnisses vorausgegangen war! Und um so größer war die Spannung, in welcher die Gemeinde dem ersten Auftreten ihres neuen Pastoren entgegensah, als Neumeister schon am 7. April zum Nachfolger des sel. D. Johann Riemer erwählt worden war und man mehr als fünf Monate auf seine Übersiedelung nach Hamburg hatte warten müssen. Als die Gemeinde die Predigt Neumeisters über 2. Mose 19, 3—6 gehört hatte und der feierliche Akt der Vorstellung und Einführung des neuen Seelenhirten vorüber war, verließ sie hochbefriedigt das Gotteshaus. Auf der Jakobikanzel — das wußte sie nun — werde ihr auch fernerweit Gottes Wort nach Luthers Lehre unverfälscht gepredigt werden. Einundvierzig Jahre lang hat Neumeister auf dieser Kanzel in guten und bösen Tagen unentwegt und unverzagt seines Amtes gewaltet, — eine Säule der lutherischen Rechtgläubigkeit, die bei einem Manne wie Neumeister von rechter Gläubigkeit nicht zu trennen war.

Erdmann Neumeister war 44 Jahre alt, und schon in einer achtzehnjährigen, von mancherlei Kampf und Prüfung durchwobenen Amtsführung bewährt, als er nach Hamburg kam. Geboren am 17. Mai 1671 zu Üchtritz bei Weißenfels als der Sohn eines frommen Schulhalters und Wirtschaftsschreibers auf den gräflich Pollnitzischen Gütern, hatte er als Knabe sich am liebsten in Feld und Stall umhergetrieben. Mit vierzehn Jahren war erst der Trieb

zum Lernen in ihm erwacht. In Schulpforta ausgebildet, konnte er schon mit achtzehn Jahren zur Universität abgehen. In Leipzig hörte er mit Begeisterung die biblischen Vorlesungen August Hermann Frankes. 1695 wurde er Magister und hielt u. a. Vorlesungen über die Dichtkunst, die er selbst auch ausübte. Es war die Zeit der ersten Schlesischen Dichterschule. Neumeister schrieb „über die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen.“ Eine Brunnenkur in Bibra, der er sich 1696 unterziehen mußte, führte zu seiner Berufung als Pfarrer nach Eckartsberga. 1704 berief ihn der Herzog Johann Georg von Sachsen als Hofprediger nach Weißenfels. Hier schrieb er sein bekanntes, vielfach aufgelegtes Kommunionbuch: „Der Zugang zum Gnadenstuhl JEsu Christi.“ Auch verfaßte er hier seine ersten geistlichen Kantaten über alle Sonn-, Fest- und Aposteltage, „in ungezwungenen teutschen Versen ausgefertiget.“ Im Jahre 1706 folgte er der Schwester des Herzogs und ihrem Gemahl, dem Grafen von Promnitz, als Oberhofprediger, Konsistorialrat und Superintendent nach Sorau in der Nieder-Lausitz. Neun Jahre lang waltete Neumeister hier seines Amtes in großer Treue. Hier reifte er im Kampfe mit unlauteren Pietisten, Schwärmern und Fanatikern einerseits, wie mit dem sündhaften Treiben am gräflichen Hofe andererseits zu der machtvollen lutherischen Zeugengestalt, als welche er nach Hamburg kam. Gegen den wegen seiner chiliastischen Schwärmereien seines Amtes als Superintendent in Lüneburg enthobenen D. Johann Wilhelm Petersen, der in und um Sorau mit seiner Lehre vom tausendjährigen Reich und der Wiederbringung aller Dinge die Gemüter verwirrte, und gegen die von schwärmerischen Pietisten ins Leben gerufenen Kinderbetstunden mit den in ihrem Gefolge entstandenen Kindererweckungen predigte Neumeister und richtete gegen D. Petersens „freimütige Anrede“ seine „freimütige Widerrede“. Eine Frucht dieser Kämpfe war seine Postille: „Priesterliche Lippen in Bewahrung der Lehre.“ Von seinem Grafen hatte er viel Feindschaft zu erdulden. Dennoch schlug er einen im Jahre 1710 an ihn ergehenden Ruf an die Gnadenkirche zu Freystadt aus, weil er sich von der Gemeinde, deren volle Liebe er besaß, nicht trennen mochte. Als aber 1715 die Hamburger ihn zum Pastor an St. Jakobi begehrten, konnte er nicht widerstehen. So hielt er denn unter den Thränen der ganzen Stadt seine Abschiedspredigt: „Sorauischer Abschiedskuß aus dem Evangelio des 3. S. n. Trin.“, und unter dem Geleite der gesamten Bürgerschaft zog er von dannen. Auf einer Anhöhe vor der Stadt, von der man



Erdmann Neumeister.

die Stadt und das gräfliche Schloß überschauen konnte, soll Neumeister mit prophetischen Worten ein Wehe über das Grafengeschlecht gerufen und dessen Untergang verkündigt haben. Fünfzig Jahre später, 1750, ging wirklich die gräfliche Herrschaft zu Ende. — In Hamburg bereiteten ihm seine Freunde einen ehrenvollen Einzug, und Neumeister freute sich auf seine Arbeit in dem Hamburgischen Zion.

Neumeisters Predigten fanden den größten Beifall. Um seinen Zuhörern in der gedrängt vollen Kirche das Auffassen derselben zu erleichtern, gab er jeden Sonnabend einen kurzen Entwurf seiner am folgenden Tage zu haltenden Predigt heraus. Es waren dies die sogenannten „Denkzettel" oder „Texte", die Neumeister zuerst in Hamburg einführte. Sie enthielten auf einem Viertelbogen das Thema und die Einteilung der Predigt nebst einem von Neumeister verfaßten Liede. Diese Lieder waren „das starke Siegel, welches Neumeister bei dem Beschluß seiner erbaulichen Predigten seinen Zuhörern zu festerer Bewahrung des gepredigten Wortes in ihre Herzen eingedrücket." Die „Texte" wurden bei der Gemeinde so beliebt, daß Neumeister, als er einundsechzig Jahre im Amte gewesen und, durch sein Alter gelähmt und erblindet, die Kanzel nicht mehr besteigen konnte, auf Bitten der Gemeinde noch anderthalb Jahre fortfuhr, „Texte" herauszugeben. Die meisten seiner Predigten, sowohl die in den sonntäglichen Hauptgottesdiensten, als die in den Wochengottesdiensten gehaltenen, gab Neumeister außerdem noch in ausführlicher Gestalt, teils in Einzeldrucken, teils in Sammelwerken heraus. Die Predigten waren nicht nur korrekt in der Lehre, sondern auch von großer Glaubenswärme und von erwecklichem Ernste. Die Sünder zur Buße und die bußfertigen Sünder zu Jesu, dem Sünderheiland, zu führen, war Neumeisters eifriges Bemühen. Das bezeugen schon die Titel einiger seiner Predigten: „Heilige Namenslust an dem Herrn Jesu" — „Gewißheit der ewigen Seligkeit im Glauben, im Leben und Sterben" — „Rechtschaffene Früchte der Buße" — „Die Güte und der Ernst Gottes zu unserer Bekehrung" — „Das christliche Schaffen selig zu werden mit Furcht und Zittern" — u. s. w. Am zweiten Reformations-Jubelfeste, den 31. Oktober 1717, stellte Neumeister in einer Predigt über Sach. 14, 6 u. 7 seiner Gemeinde „die angenehme Gestalt des Kirchenhimmels vor, welche der Gott aller Gnaden durch die gesegnete Reformation Lutheri in den letzten Tagen wiedergebracht."

An diesem Kirchenhimmel sah Neumeister mit wachsender Besorgnis drohende Wolken emporsteigen, und der treue Wächter hielt

es für seine heilige Pflicht, das lutherische Kirchenvolk vor dem kommenden Wetter zu warnen. Die Gefahr erblickte er auf der einen Seite in dem Vordringen des Calvinismus mit seinen Unionsbestrebungen, auf der andern Seite in dem Umsichgreifen des Pietismus mit seinen Ausartungen. Schon im Jahre 1719 hatte er in einem Missive an das Ministerium geschrieben: „Iterum censeo Carthaginem tam Papisticam, quam Calvinisticam esse delendam“. (Wiederum stimme ich dafür, daß sowohl das papistische wie das calvinistische Karthago zerstört werden muß.) Durch eine gemeinsame Erklärung des Ministeriums wollte er die Gemeinden gewarnt wissen, damit nicht die Nachkommen sagen möchten, die Mitglieder des Ministeriums seien Verräter und Schüler gewesen. Als nun in demselben Jahre der Kanzler der Universität Tübingen, Christian Klemm, in seiner Schrift: „Nötige Glaubenseinigkeit der protestantischen Kirchen“ auf eine Union der lutherischen Kirche mit der reformierten drang, und auch das corpus evangelicorum die Frage einer eingehenden Prüfung unterzog, da griff Neumeister zur Feder und schrieb unter Berufung auf seine vor dem Angesichte Gottes und seiner Gemeinde übernommenen Amtsverpflichtung, „von welcher auf die Seele gebundenen Pflicht er weder aus Menschenfurcht noch um Menschengunst abweichen wolle, so lange noch ein Odem aus seinem Munde gehe,“ eine Abwehr unter dem Titel: „Kurzer Beweis, daß das jetzige Vereinigungs-Wesen mit den sogenannten Reformierten oder Calvinisten dem ganzen Catechismo schnurstraks zuwider lauffe; nebst einem Anhange, darinnen die Vereinigungs-Punkte untersucht werden. Mit Genehmhaltung und Approbation E. E. Ministerii, Hamburg 1721.“ Die Schrift erregte großes Aufsehen und das besondere Mißfallen des Königs Friedrichs Wilhelm I von Preußen. Neumeister hatte vorausgesehen, daß man mit seiner Schreibart nicht zufrieden sein werde. „Ich kann keine Feder von Samt und Seide machen,“ hatte er schon in der Vorrede zu seinem kurzen Beweis geschrieben. Er finde auch nirgend in der heiligen Schrift, daß man offenbaren Feinden und Verrätern der Religion glimpflich begegnen sollte. Übrigens sei seine Schrift nur gegen die irrige Lehre selbst und die Lehrer, welche dieselbe erdacht, nicht gegen die reformierten Christen insgemein gerichtet. Ebensowenig sei dieselbe wider hohe und andere Obrigkeit gerichtet. In der Vorrede zu einer unter dem Titel: „Geistlicher Abel“ ebenfalls im Jahre 1721 herausgegebenen Predigtsammlung widerlegte Neumeister die Klemm'sche Schrift über die Glaubenseinigkeit der

protestantischen Kirche. Er schrieb: „Wer den Titul recht einsiehet, dem ist es was Betrübtes und Ärgerliches, daß unter dem Nahmen der Protestirenden Kirche die Lutheraner mit den Calvinisten in einen Kessel zusammengeworffen werden.“ Nunmehr forderte der König von Preußen von dem Rat zu Hamburg, „daß der Urheber der unter dem Namen des berüchtigten Erdmann Neumeister gedruckten Scharteke exemplarisch bestraft werde.“ Auch die Generalstaaten in Holland verlangten aufs nachdrücklichste die Bestrafung Neumeisters. Der Rat bat am 16. Januar 1722 das Ministerium, die Schrift zu unterdrücken, da sie auch im Lüneburgischen konfisziert sei. Das Ministerium erwiderte, dasselbe habe nach sorgfältigster Prüfung die Schrift approbiert. Sie sei auch nicht gegen die hiesigen Reformierten gerichtet, sondern gegen die Dogmatiker; diese sollten billig ihre Federn gebrauchen, sie zu widerlegen und nicht hohe Puissanzen (Machthaber) behelligen. Dem Ministerium läge es ob, für das Beste der Kirche zu sorgen; das ausgebrochene Unionswerk könne aber der Kirche nur zum Schaden gereichen.

Neumeister ließ sich auch nicht einschüchtern. Er schrieb u. a.: „Untersuchung der Frage, ob in Erdmann Neumeisters wider das Unionswerk gerichteten Schriften etwas enthalten sei, welches mit der christlichen Liebe und Sanftmut streite, oder auch injuriös sei und den Reichs-Constitutionen zuwider laufe.“ Als der Kurfürst von Hannover in seiner Eigenschaft als Kreisoberster des niedersächsischen Kreises den Buchhändlern den Vertrieb einer dieser Schriften untersagte, fühlte sich das Ministerium kompromittiert und verlangte von dem Rate eine Aufhebung des Verbotes und einen Bericht an die hohen Häupter, der sie eines Besseren belehren solle. Andererseits verlangte der König von Preußen, man solle „den bekannten Neumeister exemplarisch bestrafen und ihm ein Traktament wenigstens wie dem D. Krumbholtz bereiten!“ Als der Rat dem Ministerium dies am 6. Februar 1722 mitteilte, konnte dieses in seiner Erwiderung nur seinem Erstaunen über solche Gedanken des corpus evangelicorum Ausdruck geben und an das Wort des Apostels erinnern: Fürchtet euch vor ihrem Trotzen nicht und erschrecket nicht. (1. Petri 3, 14.) Es geschah denn auch Neumeister nichts.

Einige Jahre später wurde Neumeister in einen neuen Streit verwickelt. Als nämlich am 2. Oktober 1726 auf Veranlassung des kursächsischen Oberhofpredigers D. Marberger ein Edikt erschien, welches den sogenannten „Lehr-Elenchus“ oder die Bestrafung der

Lehrirrtümer auf der Kanzel einschränkte und den Gebrauch der Wörter „Pietist“ und „Pietisterei“ verbot, trat Neumeister mit einem „Beweis, daß die Marbergersche sogenannte schriftmäßige Betrachtung des Lehr-Elenchus nicht schriftgemäß sei“, sofort wieder auf den Plan. Und bald darauf warf er dem ganzen Pietismus den Fehdehandschuh hin mit einer ausführlichen Schrift: „Kurzer Auszug Spenerischer Irrtümer, welche der Erkenntnis der Wahrheit zur Gottseligkeit nachteilig fallen, wie solche nach der Richtschnur des göttlichen Wortes in christlicher Bescheidenheit geprüft und hierauf anderen, insonderheit denen, welche mit ungordneter Liebe und Hochachtung an den Spenerischen Schriften hangen, zur Belehrung in Druck gegeben worden. Hamburg 1727.“ Die Schrift erregte überall das größte Aufsehen. Sie wurde in Sachsen sofort verboten und eine Flut von Schmähschriften, die zum Teil Neumeister persönlich verunglimpften, ergoß sich gegen den unerschrockenen Zeugen, der wiederum seinen Gegnern die Antwort nicht schuldig blieb. Zu jener Zeit dichtete Neumeister:

— und gieb, daß unser Lebenslauf
Von Herzen fromm und nie dabei
Kein pietistisch Wesen sei!

Einige Jahre später, 1736, trat Neumeister auch gegen die Herrnhuter auf. Die theologische Fakultät zu Tübingen hatte in einem Gutachten „die mährischen Brüder zu Herrnhut“ für gut lutherisch erklärt. Neumeister schrieb ein „Mene tekel dieses Bedenkens“ und wies nach, wie dasselbe „nach der Wahrheit des göttlichen Wortes und der gesunden Theologie in 35 Punkten abgewogen und zu leicht befunden worden.“ Auch gegen die Lieder und Gesänge des Herrnhutischen Gesangbuches richtete er einen Angriff. Alle diese Streitschriften gingen nicht aus Lust am Streiten hervor, sondern Neumeister hielt es für eine heilige Gewissens- und Amtspflicht, jedem Aufkommen einer falschen Lehre und Richtung in der lutherischen Kirche mit rücksichtsloser Entschiedenheit entgegenzutreten; denn es handelte sich für ihn dabei um die seligmachende Wahrheit, die auch nicht durch einen Tropfen Giftes irriger Lehre verderbt werden durfte.

Die polemischen Schriften Neumeisters haben ihm den Ruf eines lutherischen Fanatikers eingetragen. Aber Neumeister war kein Fanatiker. Er war ein von Herzen frommer, lauterer und demütiger Diener seines Heilandes, der bei allem Eifer im Streit niemals seine

Hirtenpflichten vernachlässigte und von seiner Gemeinde geliebt und geehrt wurde. Derselbe Mann, der den Gegnern der lutherischen Kirche mit so scharfer Klinge entgegentrat, verstand die Hände zu falten und schenkte seinem Volke köstliche Erbauungsschriften wie z. B. das schon erwähnte Kommunionbuch: „Zugang zu dem Gnadenstuhl Jesu Christi“ und das Gebetbuch: „Geistliches Räucheropfer.“ Und er war ein geistlicher Liederdichter von Gottes Gnaden. Wie meisterhaft verstand er die Harfe zu Ehren seines Gottes und Heilandes zu rühren. Mehr als siebenhundert geistliche Poesien sind von ihm im Druck erschienen, meistenteils als Bestandteile von Kirchenkantaten zur Verherrlichung der schönen Gottesdienste des Herrn. Der Herausgeber seiner „Fünffachen Gott und seinem Dienst gewidmeten Kirchen-Andachten,“ Friedrich Tilgner, rühmt von ihm, daß er „als der Erste unter uns Teutschen die Kirchenmusik durch die Einführung geistlicher Kantaten in besseren Stand gebracht und in den jetzigen Flor versetzt hat.“

Unter den geistlichen Liedern Neumeisters, die teils in seinen „Kirchen-Andachten“ und in dem Kommunionbuch: „Der Zugang zum Gnadenstuhl“, teils in den beiden Teilen seines „Evangelischen Nachklanges“ erschienen sind, ragen hervor als wahre Perlen des evangelischen Kirchenliederschatzes das Glaubenslied: „Jesus nimmt die Sünder an“ und das Epiphanienlied: „Jesu, großer Wunderstern.“ Man wird sich kaum ein Epiphanienmissionsfest ohne dies innige und sinnige Lied denken können. Und doch war Neumeister kein Freund der Heidenmission, die damals von seinen kirchlichen Gegnern, den Hallenser Pietisten, ausging. Eine Himmelfahrtspredigt, in der er bewiesen, daß die sogenannten Missionen nicht nötig seien, schloß er mit den Worten:

„Vor Zeiten hieß es wohl: Geh hin in alle Welt!
Jetzt aber: Bleib allda, wohin dich Gott gestellt.“

Zu den bekannteren Liedern Neumeisters gehören noch folgende: „Mein lieber Gott, gedenke meiner“ — „So ist die Woche nun geschlossen“ — und „Lasset mich voll Freuden sprechen: Ich bin ein getaufter Christ.“

Neumeisters Wahlspruch war Psalm 84, 12: Gott der Herr ist Sonne und Schild! Er pflegte diesen Spruch auch seinen Schriften zu Anfang oder am Ende einzufügen. In seinem langen und gesegneten Leben hatte sich ihm die Wahrheit dieses Spruches bewährt. Neumeister erfreute sich auch in seinem Alter einer solchen körperlichen und geistigen Frische, daß er in seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre dankbar

rühmen konnte, daß er „noch von ebenso guten Kräften des Gemütes und Leibes sei, als er gewesen, da er sein Amt angetreten." Als man freilich im Jahre 1738 nach des Seniors J. D. Winklers Tode dem Siebenundsechzigjährigen das Seniorat antrug, bat er den Rat, ihn mit dieser Last zu verschonen, damit er den Rest seiner Tage in Ruhe verleben könne. Darauf wurde Pastor Palm an St. Petri Senior. Dieser übertrug 1740 Neumeister die Ausarbeitung eines Hamburgischen Katechismus. Sein Entwurf wurde zwar vom Ministerium gebilligt, aber der Rat zögerte mit seiner Approbation. Eine neue Zeit war im Anbruch, und Neumeister zog sich von dieser Arbeit zurück.

Am 30. Juni 1747 feierte er unter Teilnahme ganz Hamburgs und weiter Kreise des evangelischen Deutschlands sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Er selbst hielt mit großer Frische die Jubelpredigt. Das gesamte Ministerium, das zu dieser Feier einen Portugalöser mit Neumeisters Bildnis hatte schlagen lassen, beteiligte sich an dem Gottesdienst. Nach dem Gottesdienst fand im Pastorenhause ein großes Freudenmahl statt. Wie ein Patriarch saß Neumeister im Kreise seiner zahlreichen Kinder und Enkel. Seine Frau, Johanna Elisabeth geb. Meister, mit welcher er seit 1697 in glücklichster Ehe gelebt hatte, war im Jahre 1740 heimgegangen. Sie hatte ihm dreizehn Kinder, acht Söhne und fünf Töchter, geboren, von denen Neumeister fünfzig Enkel sehen durfte. Einer seiner Söhne, Erdmann Gottlieb, wurde 1739 Diakonus an St. Jakobi, und als dieser schon 1742 starb, wurde ein anderer Sohn, Erdmann Gottwert, dessen Nachfolger. Der älteste Sohn, Erdmann Gotthold, wurde Superintendent in Eckartsberga.

Am 10. März 1750 erlebte Neumeister das ganz Hamburg erschütternde und betrübende Ereignis der Einäscherung der großen St. Michaeliskirche durch einen Blitzstrahl. An dem in Veranlassung dieses Ereignisses gefeierten außerordentlichen Fast-, Buß- und Bettag, am 19. März, predigte Neumeister „bei sehr volkreicher Versammlung" auf Grund von Amos 4, 11 und 12 über „den Feuereifer Gottes im Zorn und doch auch in Gnade." Zu der nach Schluß des Gottes dienstes stattfindenden Kollekte für den Wiederaufbau der Michaeliskirche feuerte Neumeister nach einer sehr beweglichen Einleitung an, indem er schloß: „Nun, was soll ich sagen? Heraus, ihr Portugalöser! Ins Gewehr, ihr Dukaten!" Die Kollekte dieses Tages ergab in sämtlichen Kirchen Hamburgs den reichen Ertrag von 116 555 Mark Court.

Noch einige Jahre durfte er seines Amtes walten, wie er auch immer noch litterarisch thätig war. Gegen Ende des Jahres 1755 stellte sich aber bei dem Vierundachtzigjährigen eine fast völlige Erblindung ein, so daß er die Kanzel nicht mehr besteigen konnte. Seine letzte Predigt hielt er am 19. Sonntag nach Trinitatis in Veranlassung des Jubelfestes des Augsburger Religionsfriedens über Jes. 26, 2—4. Am Morgen des 18. August 1756, wenige Wochen nach einer verfehlten Augenoperation, entschlief er unvermutet, sanft und selig. Seine lebendige Hoffnung hatte er in dem Liede: „Da ich mich hier eingefunden“ mit den Worten ausgesprochen:

> Jesus lebt, so sterb ich nicht,
> Und in solcher Zuversicht
> Fahr ich, erdensatt und müde,
> Hin zu ihm in Freud und Friede.

Seinen Sarg hatte er schon bei Lebzeiten anfertigen lassen; er stand seit Jahren auf seinem Saal. In seinem Testament hatte er sich gegen die neuaufgekommene Mode der Abendleichenbegängnisse ausgesprochen und verlangt, wie es christlich sei, am Tage beerdigt zu werden. So geschah es auch. Nicht nur seine dreiundsechzig Kinder und Enkel, ganz Hamburg betrauerte den Tod des geliebten Mannes. Am 25. August wurde er in der Jakobikirche feierlich beerdigt. In zahlreichen Leichenschriften, in Poesie und Prosa wurden seine Verdienste gepriesen und sein Tod betrauert. In der deutschen Gesellschaft zu Leipzig wurde unter Gottscheds Vorsitz eine Trauerfeier veranstaltet, bei welcher ein Hamburger die Gedächtnisrede hielt über das Thema: „Der Ruhm eines echten Gottesgelehrten bleibt nach seinem Tode in stetem Andenken.“ Die „Bildergallerie Hamburgischer Männer des achtzehnten Jahrhunderts“ entwirft von Neumeister folgendes Bild: „Die Liebe und der Stolz seines Zeitalters als Kanzelredner, asketischer Schriftsteller und Dichter; redlich, herzlich, für alles, was er recht und gut hielt, mit ganzer Seele, oft mit fast zu raschem Feuereifer wirksam, durch die schöne und große Ernte langer nützlicher Aussaat der späteren Nachwelt ehrwürdig.“ So bei den Menschen. Und bei seinem Gott wird er das Urteil empfangen haben: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude.“

---

14. Ein Urteil über christliches Leben und Kinderzucht in Hamburg ums Jahr 1727.

Am 30. September 1727 schrieb Erdmann Neumeister, Pastor an St. Jakobi, eine Vorrede zu einem Büchlein, das „ein gewisser lieber Mann, der seinen Namen aus Bescheidenheit verschwiegen wissen will," geschrieben, und das nun Neumeister „allen christlich gesinneten Vätern und Müttern nebst ihren geliebten Kindern in die Hände reichen und ins Hertz drücken" möchte. Das Büchlein ist betitelt: „Christlicher Unterricht für die Jugend, wie die heilige Advents-Zeit u. s. w. gottgefällig zu feyern sey." Der „gewisse liebe Mann," der dies Büchlein geschrieben, war, wie später bekannt wurde, der fromme Konrektor am Johanneum, Johann Joachim Neudorf (gestorben 1752), der durch diese Schrift „die seiner Zucht untergebenen Kinder unter andern Übungen in der Gottseligkeit auch dahin angeführet, wie sie die Gott geheiligten Tage erbaulich begehen und dem Meister ihrer Jugend dienen mögen in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist." Erdmann Neumeister benutzt die Vorrede zu diesem Büchlein zu einem Rückblick auf die Zeit der Einführung der Reformation in Hamburg und zu einem Umblick auf das christliche Leben im allgemeinen und die Kinderzucht im besonderen in dem Hamburg seiner Tage.

„Hamburg, das Evangelische Hamburg," so beginnt Neumeister, „hat Ursache, sich nun bald zu einer großen Freude zu schicken. — Denn jubilierte Hamburg vor zehn Jahren mit dem gesammten Evangelischen Israel von wegen der überschwenglichen Gnade Gottes, da Er, der Vater des Lichts, einen hellen Schein des Lichtes in das Herz seines auserwählten Rüstzeuges, D. Martini Lutheri, gegeben hatte, daß durch ihn entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesicht JEsu Christi, so wird Hamburg im instehenden 1728sten Jahre erinnert, ein absonderliches und eigenes Jubilaeum zu halten, weil in demselben zwei hundert Jahre verflossen, da das Licht des Evangelii auf seinen Leuchter in dieser guten Stadt öffentlich aufgesteckt wurde. Damals wurde der Grund zu dem heiligen Bau der Evangelischen Lehre gelegt, welcher bald darauf zu einem großen Tempel erwachsen und durch die Gnade des Höchsten bis auf den heutigen Tag feststeht.

„Ach, wenn Hamburg erkennen wollte, wie viel Segen ihm seit der Reformation zugeflossen, das Lob des HErrn würde immerdar in

seinem Munde sein. — Ich zweifle nicht, daß diese Stadt ein Corinth ist, darinnen unser HErr und HEiland JEsus ein großes Volk hat. Der HErr kennet die Seinen, welche sein Wort für ihres Herzens Freude und Trost halten, und welche ihre Kniee vor dem Baalim und Astaroth dieser Welt, ich meine Eigendünkel in der Religion, Atheisterei, Indifferentisterei nebst des Fleisches Lust, der Augen Lust und dem hoffärtigen Wesen nicht beugen. Hoffe auch zu Gott, daß, wenn nach seinen gerechten Gerichten die Finsternis überall wieder überhand nehmen sollte, dennoch in Hamburg ein Licht bleiben würde.

„Es ist aber doch dabei nicht zu leugnen, daß es auch an solchen Gemütern nicht fehlt, welche der vernünftigen, lauteren Milch des Evangelii überdrüssig sind, und die ihnen gerne solche Lehrer aufladen möchten, nachdem ihnen die Ohren jücken. — Den Predigern, welche vor den verführerischen Sekten warnen, wird man aufsätzig. Und wenn diese ihr Amt nach derjenigen Treue und dem Eifer, worauf man sie mit einem teuren Eide verpflichtet hat, ausrichten, sieht man sie mit gehässigen Augen an. Welches ja so entsetzlich als kläglich ist. Die Erfahrung bezeugt auch, daß andere Städte nicht so viel Abtrünnige unter ihren Kindern, welche sich in die Fremde begeben haben, beseufzen dürfen, als Hamburg thun muß. Woher aber dies Alles? Was man hat überflüssig, deß wird man endlich überdrüssig; und was alt ist, verwechselt man gern mit was neuem. Also geht's auch mit der Fülle des Evangelii, womit diese Stadt bereichert ist. Vielleicht möchte mancher gar so leichtsinnig sein, daß er, wenn er könnte, den alten Gott von seinem Thron absetzen und einen neuen machen hülfe. Die Wahrheit ist unserm Fleisch von Natur zuwider. Dagegen lieben wir die Lüge, weil sie vom Teufel kommt. — Und wo vollends der Mammon die Herzen beherrscht, wie können Liebe und Eifer, dem wahren Gott zu dienen, Platz darinnen haben?

„Doch erachte ich, das meiste solcher Unart, die evangelische Lehre zu verachten, rühre her aus einer verkehrten Kinderzucht. Siehe, Kinder sind eine Gabe Gottes und Leibesfrucht ist ein Geschenk. Billig sollten sie demnach von den Eltern in der Zucht und Vermahnung zum HErrn auferzogen werden, wo sie nicht zeitlichen und ewigen Fluch auf sich laden wollen; wie sie im Gegenteil Heil und Segen finden werden, wenn sie ihre Pflicht zu Gottes Wohlgefallen beobachten. — Wenn man denn nun die Kinder von der Wiege an zu aller Galanterie und Hoffart gewöhnet, wo will denn die Übung zu einem wahren Christentum herkommen? Wenn man ihnen straks

ihre vornehme Geburt und ansehnliche Familie einpräget, wie mögen sie nachdenken, was die geistliche Wiedergeburt und der Adel göttlicher Kindschaft erfordern? Wenn man ihnen immer vorsaget, was vor Reichtum sie zu gewarten haben, was werden sie sich um die Schätze der Seelen bekümmern? Wenn man sie selber zu allen Wollüsten des Fleisches und der Welt anführet, wie können sie an ein heiliges Vergnügen in Gott gedenken? Wenn sie hören, wie verächtlich man von Predigern und Predigten urteilet, wie mögen sie eine Liebe zu Gottes Wort gewinnen? Wenn man keinen festen Grund der Wahrheit und Erkenntnis der reinen Lehre ins Herz leget, wie sollen sie dieselbige hochachten? Wenn man ihnen den Unterschied zwischen der wahren Religion und den falschen Sekten nicht zeiget, wie können sie einen Geschmack von der evangelischen, allein wahren und seligmachenden Religion bekommen?

„Ach, wenn sie den hätten, so würden sie Gott inbrünstig preisen vor die gegenwärtige und zukünftige Gnade; das Gedächtnis Lutheri würde bei ihnen im Segen sein; sie würden in der Beständigkeit des Glaubens einwurzeln; sie würden vor allen Sekten und Schwärmereien Ohren und Herz verstopfen; und müßten sie mit Leuten von fremder Religion Handel und Wandel treiben, so würden sie sich an ihrer Seele nicht verunreinigen und sich hüten, daß sie am Glauben nicht Schiffbruch litten; und würden also trachten, das angefangene Wesen bis ans Ende fest zu behalten.

„O, würde hierinnen ernstlich Hand angeleget, was vor ein gewünschtes Christentum sollten wir haben! Und welch eine Fülle des Segens würde sich nicht in allen Ständen finden? Wo man aber nachlässig bleibet und immer nachlässiger wird, kann's auch nicht fehlen, daß das Übel immer ärger werden wird. — Allermaßen aber zur Erkenntnis der wahren Religion und Aufmunterung zur rechtschaffenen Gottseligkeit auch die rechte Feier der heiligen Tage des Herrn gehöret, also ist es was sehr Heilsames und Fruchtseliges, wenn die Kinder in Zeiten dazu fleißig angeführt werden. Jeglicher, der den Schaden Josephs zu Herzen nimmt und Zions Brüche geheilt zu sehen wünschet, wird diesfalls helfen und bauen, so viel ihm nach dem Vermögen, das Gott darreichet, möglich ist. —

„Das hat denn nun der gewisse liebe Mann, der seinen Namen aus Bescheidenheit verschwiegen wissen will, dem aber das Lob ungeheuchelter Gottseligkeit, nicht gemeiner Gelehrsamkeit, unermüdeten Fleißes und sonderlicher Geschicklichkeit, die Jugend zu unterweisen,

bei jedermann gebühret, wohl beherzigt, und das eingangs erwähnte Büchlein für die seiner Zucht untergebenen Kinder verfaßt. Ein gewisser Freund aber, dem solcher Aufsatz vor die Augen gelangte, alldieweil er billig erachtet, daß selbiger auch andern Kindern mehr, ja auch Erwachsenen zu Nutze komme, hat nicht gesäumet, ihn zum Drucke zu befördern. — Wer aber dieselbige kleine Schrift überkommt und die vorgeschriebene Übung fleißig und andächtig anstellt, der wird wahrlich durch Gottes Gedeihen eine Frucht spüren, die zur Beförderung eines wahren Christentums sich herrlich preisen wird." —

Dies so von Erdmann Neumeister befürwortete Büchlein fand seinen Weg in die Christenhäuser Hamburgs, und nicht nur jene Maria Katharina Packischeffs, die mit einem I. N. I. (Im Namen Jesu) ihren Namen in das mir vorliegende, stark benutzte Exemplar geschrieben, sondern unzählige andere, deren Namen auf Erden nicht bekannt sind, werden in der Erkenntnis Jesu und in der Liebe zu ihm durch das Büchlein des frommen Konrektors Neudorf gefördert sein.

---

15. Eine Pastorenwahl an St. Michaelis und Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

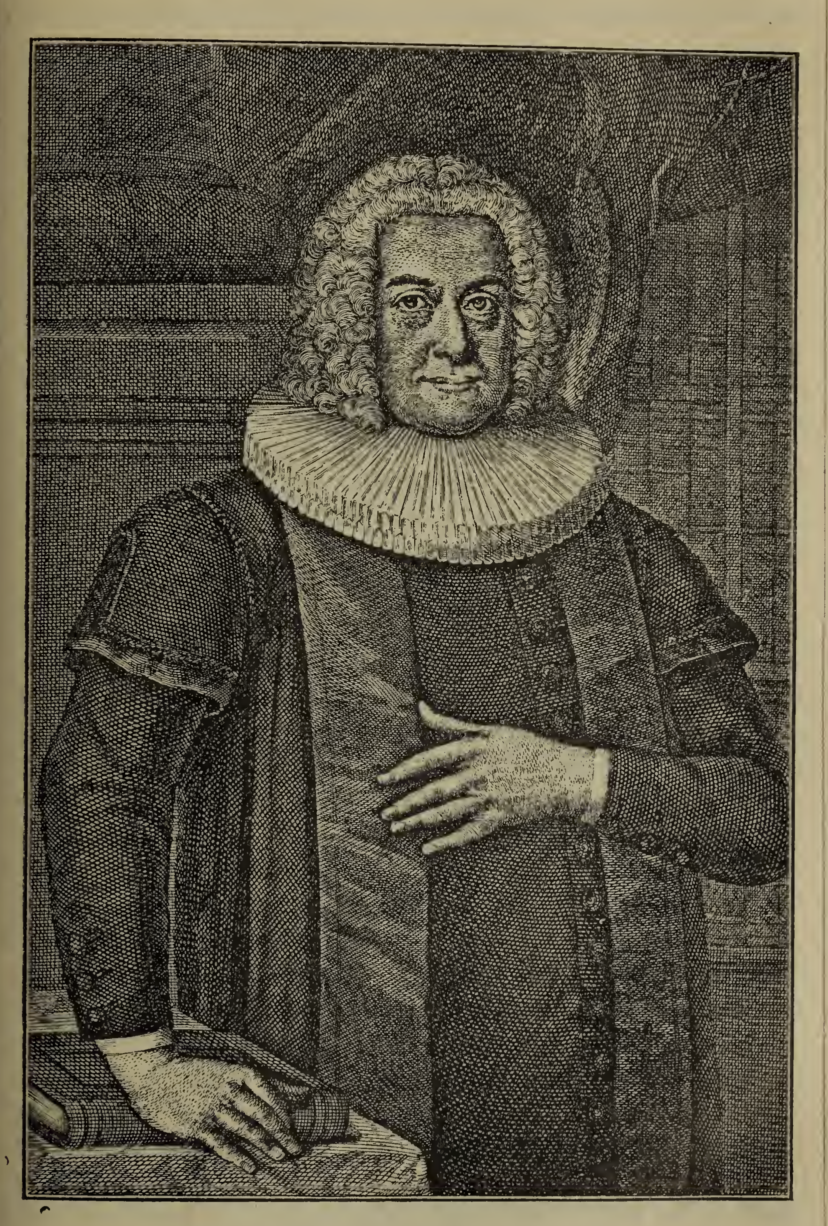
Am 2. September 1730 starb der Senior M. Peter Theodor Seelmann an St. Michaelis, nachdem er zwei Jahre vorher sein fünfzigjähriges „Priesterjubiläum" gefeiert hatte. Hermann Samuel Reimarus rühmte in seinem Nachruf den glühenden Eifer Seelmanns für die Aufrechterhaltung der reinen Lehre, um deretwillen er schon als Jüngling aus seinem Vaterlande Ungarn vertrieben worden sei. Am 30. Dezember 1731 wurde D. Adolph Wilhelm von Gohren, Superintendent zu Glaucha in Sachsen, zum Pastor an St. Michaelis erwählt. Seine Einführung verzögerte sich bis zum 12. August 1732, so daß die Vakanz fast zwei Jahre gedauert hatte. Und bereits am 24. Juli 1734, nach nicht einmal zweijähriger Amtsführung, starb er an den Folgen eines heftigen Verdrusses, den ihm ein Schullehrer bereitet hatte, der gelehrte Mann, der außer Theologie auch noch die Anfangsgründe der Jurisprudenz und der Medizin studiert hatte.

Bei der nunmehrigen Vakanz richtete man sein Augenmerk besonders auf den Propsten Johann Gustav Reinbeck in Berlin.

Es war der Senator Barthold Heinrich Brockes, der bekannte Dichter und Stifter der „teutschübenden Gesellschaft", der Reinbeck hatte predigen hören und von seiner Predigt hingerissen worden war, welcher die Aufmerksamkeit der Hamburger auf ihn lenkte. Reinbeck, damals ein Mann von zweiundfünfzig Jahren, gehörte zu den berühmtesten und angesehensten Theologen seiner Zeit. Sein groß angelegtes Werk über die in der Augsburgischen Konfession enthaltenen göttlichen Wahrheiten hatte vielen Beifall gefunden. Er war als Prediger sehr beliebt. Sein König, Friedrich Wilhelm I., versäumte, wenn er in Berlin weilte, nur selten eine Predigt Reinbecks. Dabei war er ein leutseliger, sanftmütiger und den theologischen Streitigkeiten abholder Mann. Es gelang seinen Hamburger Freunden, ihn am 30. Juli 1735 auf den engeren Wahlaufsatz zu bringen. Der Rat wünschte aufs lebhafteste seine Wahl, und besonders eifrig betrieb der Senator Konrad Widow in Verbindung mit seinem Schwager, Syndikus Lipstorp, der damals Hamburgischer Gesandter in Berlin war, die Angelegenheit. Aber das Ministerium erhob Bedenken gegen die Wahl Reinbecks. Diese Bedenken beruhten einerseits darauf, daß Reinbeck in Halle studiert hatte, wo A. H. Franke, Breithaupt u. a. seine Lehrer gewesen waren. Er konnte also ein Pietist sein. Andererseits stand er in dem Ruf, ein Freund des Philosophen Chr. Wolff in Halle zu sein und dessen philosophischen Grundsätzen, die auf eine Vereinbarung von Philosophie und Christentum hinausliefen, zu huldigen. Der Senior Winckler schrieb wegen dieser Bedenken an Reinbeck. Senator Widow war über diese „theologische Chikane", wie er das Verfahren des Ministeriums nannte, sehr entrüstet und fürchtete, der „Rex Borussiae möge von diesen Händeln etwas erfahren und seinen großen theologum gerettet zu haben verlangen." Reinbeck zerstreute aber durch seine ruhige und würdige Antwort die Bedenken des Ministeriums, das in seinem Konvent am 26. August sich mit der Aufstellung Reinbecks einverstanden erklärte. Voller Freude teilte Senator Widow dies dem Syndikus Lipstorp mit. An der Wahl Reinbecks zweifle er nicht. Gott möge nur den Sinn des Königs lenken, daß er Reinbeck aus seinem dortigen Amte entlasse. Lipstorp möge ja alle Hindernisse aus dem Wege räumen. Auch äußerte Widow: „Ich glaube, die Juraten unserer Kirche wären zu disponieren, dem König auf den Notfall einen großen Kerl zu präsentieren." Man wollte also einen großen Theologen nötigenfalls gegen einen großen Soldaten eintauschen.

Am 11. September fand die Wahl statt. Reinbeck wurde einstimmig gewählt mit dem Wunsche: „Gott wolle Seiner Majestät in Preußen Herz zu dessen Erlangung neigen!“ Man sandte sofort eine Stafette nach Berlin mit einem Schreiben des Rates an den König, während der Organist von St. Michaelis „zu besonderer Distinktion“ an Reinbeck abgesandt wurde, um demselben das Resultat der Wahl mitzuteilen. In dem Schreiben des Rates an den König, welches Widow abgefaßt hatte, war darauf hingewiesen, wie notwendig ein so sanftmütiger und friedfertiger Theologe wie Reinbeck für Hamburg sei, und wie die Sache des Protestantismus nur dadurch gewinnen könnte. Aber der König würdigte den Rat keiner Antwort. Nur Reinbeck erhielt von dem Hofprediger Jarriges, bei dem er sich erkundigte, wie der König das Schreiben der Hamburger aufgenommen, mit einem Billet desselben einen kleinen Zettel von des Königs Hand, worauf nur die Worte standen: „Plat, plat, absoluthe abgeschlagen. F. W.“ Damit war alle Mühe und Politik zu Ende. Der König soll den Syndikus bedroht haben, wenn er die Angelegenheit weiter verfolge, so werde er ihn aus der Stadt jagen! Reinbeck schrieb an das Kirchenkollegium zu St. Michaelis, Seiner Majestät geäußerte Willensmeinung schreibe ihm als Gesetz vor, auf seinem bisherigen Posten zu verbleiben.

Nun mußte man zu einer neuen Wahl schreiten. Reinbeck lenkte die Aufmerksamkeit seiner Hamburger Freunde auf den ihm durch langjährige Freundschaft verbundenen Konsistorialrat und Präpositus Friedrich Wagner in Stargard. Dieser wurde nun auch am 19. Februar 1736 mit allen Stimmen gewählt. Diesmal zeigte sich der König willfähriger und genehmigte auf Reinbecks Vermittelung, wenn auch erst nach einigem Zögern, die Entlassung Wagners aus dem Preußischen Kirchendienst. Doch konnte der König sich nicht enthalten, unter einem Reskript an Reinbeck eigenhändig die Worte hinzuzufügen: „Was haben die Hamburger um meine braven Prediger zu werben; sie wollen ja nicht leiden, einen Lumpenkerl zu werben und wollen meine besten Stützen aus dem Lande debouchiren? Ist nicht Manier. F. W.“ Inzwischen hatte sich Senator Widow allen Ernstes bemüht, des Königs Herz durch einen „langen Kerl“ zu gewinnen. Am 24. März erhielt Wagner seine Entlassung, und zu Pfingsten siedelte er nach Hamburg über. Die Vakanz an St. Michaelis hatte wieder zwei Jahre gedauert.



Friedrich Wagner.

16. Hamburger Kantoren und Musikdirektoren.

Mit dem Amte des Kantors am Johanneum war das Amt eines Hamburgischen Musikdirektors verbunden, dem es oblag, mit den Ratsmusikanten und dem Chor der Vokalisten die regelmäßig in den Hauptkirchen stattfindenden Kirchenmusiken aufzuführen, sowie bei festlichen Gelegenheiten größere Musikaufführungen zu veranstalten. Unter den Männern, die dieses Amt seit der Reformation bekleidet haben, befinden sich Musiker von bedeutendem Ruf, wie z. B. Christoph Bernhard, ein Schüler von Heinrich Schütz in Dresden, der 1663 nach Hamburg kam. Bei seiner Ankunft „fuhren ihm die Vornehmsten der Stadt Hamburg mit sechs Kutschen zwo Meilen entgegen." Sein Ruf zog auch den „Cimberschwan," den Pastor und Dichter Johann Rist in Wedel, nach Hamburg, dem zu Ehren Bernhard in seiner Wohnung ein Konzert gab, zu welchem er die besten Künstler Hamburgs eingeladen hatte. Im Jahre 1674 rief ihn der Kurfürst von Sachsen nach Dresden zurück.

Sein Nachfolger wurde Joachim Gerstenbüttel, ein hochgeachteter Tonkünstler, nach dessen im Jahre 1721 erfolgtem Tode Georg Philipp Telemann zum Kantor und Musikdirektor erwählt wurde. Als Sohn des Pastors Heinrich Telemann an der Heiligengeistkirche zu Magdeburg 1681 geboren, bezog er im Jahre 1700 die Universität Leipzig, wo er Händels Bekanntschaft machte, auf dessen Anregung er sich gänzlich der Musik widmete. Schon als Knabe hatte er eine Oper und mehrere Motetten komponiert. 1712 wurde er Kapellmeister in Frankfurt a. M., von wo ihn die Hamburger im Jahre 1721 sich holten. In Nr. 51 des damals in Schiffbeck erscheinenden „Korrespondenten von Staats- und Gelehrten Sachen" heißt es von seiner Einführung: „Am 15. hujus (Oktober) ist der große Virtuose, Herr Georg Philipp Telemann, als neuer Kantor der Johannis-Schule und Direktor der hiesigen Kirchen-Musik mit ordentlichen Solennitäten eingeführt. Bey welcher Gelegenheit der Herr Senior Seelmann de origine et dignitate Musicae in genere (über den Ursprung und die Würde der Musik im allgemeinen), der neue Herr Kantor aber de excellentia Musicae in Ecclesia (über die Vorzüglichkeit der Musik in der Kirche), beyde mit grossem applausu peroriret haben." Telemann hat in Hamburg eine reiche musikalische Thätigkeit entfaltet. Sowohl für die Kirche, wie für weltliche Feste schrieb er zahllose Werke, u. a. vierundvierzig Passions-Musiken, zweiunddreißig Musiken

bei Einführung neuer Prediger, zwölf Trauermusiken auf Kaiser, Könige und Hamburgische Patrizier, eine Menge Oratorien, Kantaten, Kammermusikwerke u. s. w. Bei der am 25. Juni 1730 stattgehabten Jubelfeier der Augsburgischen Konfession lag ihm die Leitung der musikalischen Festveranstaltungen ob. In den fünf Hauptkirchen der Stadt, im Gymnasium und im Johanneum sowie in St. Gertrud fanden „erbauliche Musiken" statt, die mit mehr als hundert Personen bestellt waren. In St. Petri wirkten unter Telemanns persönlicher Direktion sieben Sänger und Sängerinnen, siebzehn Instrumentalisten, fünf Trompeter und eine Pauke mit. Im Jahre 1722 beabsichtigte die Stadt Leipzig ihn als Direktor der dortigen Musik zu berufen. Telemann richtete in dieser Veranlassung an den Rat der Stadt Hamburg eine „submisse Bitte" um Entlassung aus seinem hiesigen Amte. Man wollte aber eine solche Kraft nicht fahren lassen und trat mit Telemann in Unterhandlungen ein über sein ferneres Verbleiben. Telemann bat, „daß ihm diejenigen vierhundert Mark Court., so vor einigen Jahren denen unteren Schulkollegen zugeleget worden, hinkünftig ebenfalls jährlich möchten gegönnet sein." Der Rat glaubte hierauf nicht eingehen zu können und beschloß nur, daß „bey den Kirchen dem Cantori einige Verbesserung möge beygelegt werden." Telemann erhielt nun eine Gehaltsaufbesserung von hundert Mark Court. — und blieb bis an seinen Tod. Er starb in hohem Alter am 25. Juni 1767. Die „Neue Zeitung" vom 26. Juni schrieb darüber: „Heute Morgen ist Herr Georg Philipp Telemann in einem Alter von 86 Jahren in die selige Ewigkeit gegangen. Ihn nennen alle Freunde und Kenner der Musik genug und alle Lobreden seines großen Talentes, durch welches er sich bey denselben berühmt und verdient gemacht hat, sind vor jetzt überflüssig."

Außer den oben erwähnten Musiken und Kantaten schrieb er u. a. noch: „Harmonischer Gottesdienst oder geistliche Kantaten auf die gewöhnlichen sonn- und festtäglichen Episteln durchs ganze Jahr, drei Bände, Hamburg 1725—1732," sowie: „Das allgemeine evangelisch-musikalische Liederbuch, welches in fünfhundert Melodien sehr viele alte Choräle nach ihren Urmelodien und Modis wiederherstellet. Hamburg 1730." Aus seiner Feder erschien aber auch: „Lustiger Misch-Masch für Klavier und allerhand Instrumente," und: „Beschreibung der Augenorgel oder des Augenclavicimbuli, welches der berühmte Mathematikus und Jesuit zu Paris, Herr Pater Castel, erfunden und ins Werk gerichtet hat." Der Musikschriftsteller Gathy

nennt ihn „einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten, merkwürdigen Mann, einen durchgebildeten Künstler und Theoretiker.“ Sein Nachfolger wurde Karl Philipp Emanuel Bach.

„Mit der Devotesten und Ehrerbietigsten Rührung meines Herzens habe ich die von Ew. Magnificenz, Hoch-Wohl-Wohl und Hoch-Edelgeboren mir Höchstgeneigt zugeschickte Vocation zu der Stelle des seeligen Herrn Telemanns — — erhalten. Ich erkenne dieses von Hochdenenselben mir widerfahrene Glück in seinem ganzen Umfange mit unterthänigem Danke, und werde künftig alle meine Kräfte dazu anwenden, mich dieses Glückes würdig zu machen, Gottes Ehre, des Nächsten Erbauung und der Jugend Nutzen zu befördern.“ So schrieb am 13. November 1767 aus Berlin, wo er seit 1740 als „Cembalist und Kammermusikus“ in Diensten des Königs Friedrich II. stand, Karl Philipp Emanuel Bach an den Rat der Stadt Hamburg, nachdem er am 3. November zum Kantor am Johanneum und Musikdirektor erwählt worden war.

Karl Philipp Emanuel Bach wurde am 14. März 1714 zu Weimar als der zweite Sohn des großen Johann Sebastian Bach geboren. Während er in Frankfurt an der Oder die Rechte studierte, gründete er, von seinem Vater schon in die edle Tonkunst eingeführt, einen musikalischen Verein, als dessen Leiter er Tonstücke zu setzen hatte. Dadurch wurde er in eine ausgedehnte tonkünstlerische Thätigkeit hineingezogen und erwarb sich gegen den Willen seines Vaters einen Ruf als Musiklehrer und Dirigent. Im Jahre 1738 ging er nach Berlin, wo er alsbald „eine sehr vorteilhafte Gelegenheit fand, einen jungen Herrn in fremde Länder zu führen.“ Der damalige Kronprinz von Preußen, der nachmalige große König Friedrich II., war aber auf den jungen Musiker aufmerksam geworden und berief ihn an seine Kapelle nach Schloß Rheinsberg. Bach gab nun die geplante Reisebegleitung auf. Nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1740 ernannte Friedrich, dessen Flötenspiel Bach auf dem Klavier begleiten mußte, seinen ihm unentbehrlich gewordenen musikalischen Freund mit einem beträchtlichen Gehalt zu seinem ersten „Cembalisten“ und Kammermusikus. Bach blieb nun dauernd in Berlin. Sein Ruf als vorzüglicher Klavierspieler und tüchtiger Tonsetzer wuchs von Jahr zu Jahr, und er erhielt mehrfach ehrenvolle Berufungen nach auswärts. Er lehnte dieselben aus Liebe zu seinem Könige ab. Als aber dieser nach Beendigung des siebenjährigen Krieges durch die ernste Fürsorge für sein schwer heimgesuchtes Land von der Musik fast ganz abgezogen

wurde, hielt Bach die Zeit für gekommen, sich nach einer andern Stellung umzusehen. Als daher im Jahre 1767 durch Telemanns Heimgang die Stelle eines Hamburgischen Musikdirektors vakant wurde, bewarb sich Bach um dies Amt. In Hamburg hatte er schon einflußreiche Freunde und Gönner, wie den Syndikus und Lizentiaten Faber u. a., deren Bemühungen Bach es verdankte, daß die Wahl auf ihn fiel. Seine Übersiedelung verzögerte sich bis zum Frühjahr 1768. Am 19. April 1768 wurde er feierlichst in sein hiesiges Amt eingeführt, bei welcher Gelegenheit er eine lateinische Antrittsrede über den edelsten Zweck der Musikkunst hielt. Am 28. April gab er im Drillhause sein erstes öffentliches Konzert, wobei er die Hamburger Musikfreunde durch sein vollendetes, seelenvolles Klavierspiel entzückte. So hatte nun Hamburg an der Spitze seines Musikwesens den Sohn des Mannes, der im Jahre 1721 sich um das Organistenamt zu St. Jakobi in Hamburg beworben hatte, der aber zum großen Schmerze des Pastors Erdmann Neumeister nicht gewählt worden war. Hamburg hatte sich den Mann entgehen lassen, der einige Jahre später als Kantor an der Thomasschule in Leipzig zu unsterblichem Ruhm gelangte. Aber man hatte nun wenigstens den Sohn.

Die Bedeutung Karl Philipp Emanuel Bachs für die Musik im allgemeinen und für das Musikleben Hamburgs im besonderen kann in dem Rahmen eines kirchengeschichtlichen Bildes füglich übergangen werden. Die Musikschriftsteller älterer und neuerer Zeit schildern ihn als einen in theoretischer und praktischer Beziehung bedeutenden Tonkünstler. Er war ein ganz hervorragender Klavierspieler und darf als der Vater des modernen Klavierspiels bezeichnet werden. Sein seelenvolles, die Zuhörer begeisterndes Spiel ruhte auf dem Grundsatz: „Ein Musikus kann nicht anders rühren, er sei denn selbst gerühret.“ Die ihm obliegende Pflege der kirchlichen Musik nahm er gewissenhaft und ernst und schuf für dieselbe eine Reihe von Werken, die einen dauernden Wert haben. Dahin sind zu rechnen sein zweichöriges, großes „Heilig“ vom Jahre 1779, seine im Jahre 1769 entstandene „Passionscantate“, sowie seine Komposition von Ramlers „Auferstehung und Himmelfahrt Jesu“ vom Jahre 1777 bis 1778. Zu Gellerts geistlichen Liedern hatte er schon in Berlin Melodien herausgegeben. Hier in Hamburg gab er u. a. auch des Hauptpastoren zu St. Petri, Chr. Sturms, geistliche Gesänge mit Melodien zum Singen bei dem Klaviere heraus. Für das neue Hamburgische Gesangbuch vom Jahre 1788 schuf er die herrlichen

Melodien zu Klopstocks: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du,“ und zu Gellerts: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!“

Karl Philipp Emanuel Bach starb am 14. Dezember 1788. Er hatte die größte Achtung und allgemeinste Wertschätzung in Hamburg genossen. Davon legte auch der ehrenvolle Nachruf Zeugnis ab, den der „Hamburgische Korrespondent“ am Tage nach seinem Ableben brachte. „Gestern hat unser Publikum einen sehr merkwürdigen und berühmten Mann verloren,“ heißt es hier, „die Tonkunst verliert an ihm eine ihrer größten Zierden.“ Nach Bachs Tode geriet die Kirchenmusik in Verfall. Es war die Zeit des Rationalismus gekommen, der auch auf diesem Gebiet seine traurigen Früchte zeitigte.

---

17. Der Brand der großen Michaeliskirche.

Es war am Vormittag des 10. März 1750, des Dienstages nach Laetare, als über Hamburg ein Unglück hereinbrach, das die ganze Stadt in Angst und Schrecken versetzte und als ein schweres Gericht, das der gerechte Zorn Gottes über Hamburg verhängt hatte, empfunden wurde. Wir meinen die Einäscherung der erst am 14. März 1661 eingeweihten neuen, großen St. Michaeliskirche durch einen Blitzstrahl. Hören wir, wie der Senior Friedrich Wagner, der von diesem Ereignis schmerzlich betroffene Pastor an dieser jüngsten Hauptkirche Hamburgs, in seiner am 19. März gehaltenen Bußpredigt die Katastrophe schildert:

„Es zog sich zur ungewöhnlichen Jahreszeit eine Gewitterwolke zusammen. Es geschahe plötzlich, ohngefehr des Mittags gegen eilf Uhr, ein erschrecklicher Blitz, und der traf gleich auf einmal den untern Theil der Thurmspitze unserer Michaeliskirche, ohne daß es jemand merkte. Es folgte sofort hinter drein ein fürchterlicher Donnerschlag, mit einem so schmetternden Knalle, daß man daraus leicht abnehmen konnte, es müßte der Blitz irgendwo eingeschlagen haben: aber Niemand ward doch unter dem zugleich damit verbundenen Sturm, Hagel, Regen und Schnee so eigentlich gewahr, wohin er getroffen. Als dieser einige Blitz geschehen war und den Turm unvermerkt entzündet und also ausgerichtet, wozu der Herr ihn gesandt, war alles wieder mit einmal stille, ohne daß ein weiterer Blitz oder Donner-

schlag erfolgte, und Niemand wußte oder besorgte das Unglück, das uns doch bereits über unserm Haupte schwebte.

„Es verlieffen noch beinahe zwei Stunden, ehe das im Verborgen anglimmende Feuer in merklichen Dampf oder wirkliche Flammen ausbrach. Und bis dahin wurden allen umherwohnenden oder vorübergehenden Menschen gleichsam die Augen gehalten, daß sie von dem ohne Zweifel schon vorher aus der Thurm-Spitze gehenden kleinen Rauch nichts gewahr wurden und auch sogar die Person nicht, die noch um zwölf Uhr oben im Mauer-Werke des Thurmes die Bet-Glocke angeschlagen. So bald aber ein und anderer gegen ein Uhr den stärkeren Dampf am Thurm merkte, und man daher eilend hinauf lief, auch die Sturm-Glocke noch eiligst anschlug, war das Holz-Werk der Thurm-Spitze bereits so stark im Brande, daß man auf kein Löschen mehr gedenken konnte, sondern nur, um sein Leben zu retten, wieder vom Thurm herabeilen mußte. Hier gerieth nun alles in Schrecken und Entsetzen und war ferner kein Retten da, auch alle menschliche Anstalt vergebens, bis der Thurm, und hernach auch die Kirche in Asche lagen. Man mußte aus Furcht vor dem Einsturz des Thurmes und vor unerträglicher Hitze fast nur von ferne stehen, und mit Schrecken und Betrübniß zusehen, wie das vortreffliche Gottes-Haus von oben bis unten durch die wüthende Flamme verzehrt ward.

„Die hohe Thurm-Spitze brannte und gab ein betrübtes und fürchterliches Ansehen: aber die Gefahr, womit der nun alle Augenblick zu erwartende Umsturz derselben die nächst umliegenden Häuser bedrohete, setzte alle Einwohner derselben in solche Angst, Winseln und Wehklagen, daß sie keinen andern Rath für sich übrig sahen, als nur eiligst aus ihren Wohnungen zu fliehen und das Ihre zu verlassen, um nur ihr Leben selbst noch als einen Brand aus dem Feuer zu reißen. Und als die Thurmspitze endlich mit fürchterlichem Krachen heruntergestürzet war, so drang oben aus dem noch stehenden Mauerwerke des Thurmes durch die wütende und um sich fressende Glut eine ungeheure Menge von brennenden Kohlen und allerlei entzündeten Materien mit Gewalt hervor, welche der Wind zum grausamen Entsetzen weit und breit über unsere Stadt herumtrieb. — Und dieser fürchterliche Feuerregen ward noch vermehret und beständig unterhalten, als die eingestürzte Thurm-Spitze noch auf der Erde vollends aufbrannte, die halb zerschmolzenen Glocken in der Thurm-Mauer von oben herab in den Abgrund stürzten und die darin be-

reits halb verbrannten Balken zerschmetterten, auch darauf das Kirchen-Dach mit allem verbrennenden Holzwerke in die Kirche herniederschlug. Denn dadurch ward die Luft vollends mit herumfliegenden Funken, Kohlen und Bränden, auch glüenden Kupfer-Platten vom Thurm und Kirch-Dache dergestalt erfüllet, daß sie weit und breit in der Stadt häufig wieder auf die Straßen und Dächer herabstürzeten und der ganzen Stadt den Untergang zu drohen schienen, auch alles in Furcht und Schrecken setzten. —

„Als endlich diese große Gefahr und Furcht wegen des Feuer-Regens durch Gottes Gnade vorüber war, so überfiel doch einen großen Theil unserer Stadt noch eine neue, nicht gemeine Empfindung von Jammer und Betrübnis. Denn man erhielt die Kummer-volle Nachricht, daß die entsetzliche Glut in der Kirche auch in die überall darin befindliche Gräber drünge, die Särger ergriffe und mit allen darin ruhenden Leichen verzehrete. Worüber denn sehr viele ansehnliche Personen und Familien unserer Stadt, die sich vorstellen mußten, daß die Leichname und Gebeine ihrer verstorbenen Eltern, Kinder, Ehe-Gatten und anderer nahen Angehörigen, dadurch mit verzehret wurden, den tiefsten Schmerz empfanden und in Thränen zerflossen.“ —

So lag denn die stattliche Kirche, die erst 89 Jahre gestanden hatte, in Trümmern. Nicht nur die Bewohner des St. Michaeliskirchspiels, die nun auf Jahre hinaus eines eigenen Gotteshauses entbehren mußten, da auch die alte kleine Michaeliskirche wegen Baufälligkeit seit dem Jahre 1746 geschlossen und zum Abbruch bestimmt war, sondern ganz Hamburg war durch dies Ereignis aufs tiefste erschüttert. Es entsprach dem allgemeinen Empfinden, wenn ein Hochedler und Hochweiser Rat „in Christ-Obrigkeitlicher und Stadt-Väterlicher Vorsorge“ auf den 19. März für die sämmtlichen Gemeinden und Kirchen Hamburgs einen außerordentlichen Buß-, Fast- und Bettag zur Erweckung einer kräftigen und fruchtbaren Buße dem durch diese betrübte Begebenheit bewiesenen gerechten Feuereifer Gottes gegenüber ausschrieb und eine allgemeine Kirchenkollekte zur Wiedererbauung der abgebrannten Kirche liebreichst anordnete.

Als Texte für die Predigten dieses Bußtages waren verordnet: Für die Hauptpredigt: Amos 4, 11—12 (Ich kehrete etliche unter euch um, wie Gott Sodom und Gomorrha umkehrete; daß ihr waret wie ein Brand, der aus dem Feuer gerissen wird. Noch bekehrtet ihr euch nicht zu mir, spricht der Herr. Darum will ich dir weiter also thun, Israel. Weil ich denn also thun will, so schicke dich,

Israel, und begegne deinem Gott); für die Frühpredigt: Nahum 1, 2 und 3; für die Nachmittagspredigt: Klagelieder Jeremiä 3, 39—42. Diesen ernsten Texten entsprechend, erging nun in allen Kirchen Hamburgs ein einmütiger Ruf zur Buße aus treuer Zeugen Mund. Offen und rückhaltlos straften die Prediger die in Hamburg im Schwange gehenden Sünden, Üppigkeit, Völlerei, Unzucht, Geldgier, Sabbatsschändung, Abfall vom Glauben u. s. w. und ermahnten mit herzbeweglichem Eifer zur Umkehr und Besserung. „Ach, daß doch alle annoch Unbekehrte und Gottlose in Hamburg sich von nun an zu ihrem eigenen Heil von Herzen zu Gott bekehren und fromm werden, die bereits Bekehrten und Frommen aber immer frömmer werden mögten! und so zugleich der über unsere Stadt entbrannte Feuer-Eifer des HErrn aufhören, und hingegen seine Gnade und sein Segen beständig ungehindert über sie walten mögte!" Dieser Wunsch des Seniors Wagner in der „näheren Anwendung" seiner Bußpredigt klingt durch alle gehaltenen und nachher im Druck erschienenen Predigten durch, die, in einem Sammelbande vereinigt, eins der letzten öffentlichen Zeugnisse der damals noch in unserer Hamburgischen Kirche vorhandenen Einmütigkeit ihrer Diener im Glauben und Bekenntnis sind.

Der von allen Hamburgern empfundene tiefe Ernst des Tages füllte die Gotteshäuser bis auf den letzten Platz. Lautes Schluchzen unterbrach hie und da die lautlose Stille, mit welcher „die Stimme des HErrn im Feuer," „der Ruf Gottes an die Sünder aus dem Feuer," „die heilsame Absicht Gottes in den Feuergerichten," oder wie sonst die Themata der Predigten lauteten, angehört wurde. Auch die Prediger sprachen mit tiefer Herzensbewegung, besonders natürlich die von St. Michaelis. „Ich gestehe," sagt Senior Wagner in seiner Predigt über „den gerechten Feuereifer Gottes über Hamburg," „daß diese betrübte Vorstellung (in was vor bejammernswürdige Umstände meine mir so werte und Volkreiche Gemeinde durch diese so betrübte Zerstörung unseres Tempels und Gotteshauses versetzt wurde) mir die bisherigen Tage zu lauter schmerzlichen Trauertagen gemacht, und mir mehr Thränen ausgepresset, als ich jemals über irgend einen andern traurigen Zufall in der Welt vergossen, auch daß mein Herz noch bis hieher darüber in Thränen schwimme." Die Kollekte für den Wiederaufbau der zerstörten Kirche wurde in allen Predigten den Gemeinden dringend ans Herz gelegt und hatte einen auch in Hamburg unerhörten Erfolg. Der Ertrag belief sich am Bußtage

selbst auf 116627 Mark Court. 13 Schilling. „Die Sammlung ist hernach noch durch viel ansehnliche, freiwillige Gaben vermehret worden. Da ist gewiß auch das geschehen, was 1. Chron. 30, 8 bey dem vorhandenen Tempelbau gerühmet worden: Und das Volck ward fröhlich, daß sie freiwillig waren. Denn sie gaben's von ganzem Herzen dem HErrn freiwillig." Junge und Alte, Vornehme und Niedrige, Reiche und Arme eilten mit heiligem Eifer und mit einer feurigen Liebe zu den Becken. Fremde Religionsverwandte bewiesen ihr liebreiches Mitleiden durch einen reichen Beitrag. Kleine Kinder hoben ihre zarten Hände mit einer kindlichen Freude zu den Becken auf. Eine arme Frau warf einen Sechsling in Papier gewickelt in das Becken und versicherte auf dem Zettel, daß solches ihr ganzes Vermögen sei. Ein kleiner Knabe legte zwei Dreilinge ein, nachdem er dieselben als sein Morgengeld erspart und also zwei Tage seinem Munde das Morgenbrot entzogen. Ein Dienstmädchen erbat sich ihren ganzen Jahrlohn von ihrer Herrschaft und legte denselben in die Becken. „So siehet man recht, wie die hertzlenkende Kraft Gottes die Hertzen der Menschen rühren und was denn solche gerührte Hertzen für Thaten thun können," sagt der Diakonus Nölting an St. Michaelis, der uns in seiner Predigt: „Das betrübte und getröstete Zion" diese Züge fröhlicher Opferwilligkeit aufbewahrt hat.

Für ihre Gottesdienste fanden die Michaeliten zunächst ein Unterkommen in der Marien-Magdalenenkirche im Kirchspiel St. Petri und in der Heiligen Geistkirche im Kirchspiel St. Nikolai. In Marien-Magdalenen fanden sonntäglich die Hauptpredigt und die Mittagspredigt sowie die Wochenpredigten am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, in der Heiligen Geistkirche die Nachmittagspredigt am Sonntag sowie eine Mittagspredigt anstatt der Frühpredigt statt. Als Glockenturm diente ein aus Holz zusammengeschlagenes hohes, turmartiges Gebäude auf dem großen Neumarkt. Auch wurden auf demselben die Gesänge bei Leichenbegängnissen und die Musik am Anfange des Jahres angestimmt. Am 14. Juni 1757 konnte die Gemeinde in die in den Jahren 1754—1757 neu erbaute kleine Michaeliskirche ihren Einzug halten. Die hochherzige Schenkung eines Ungenannten, wie später bekannt wurde, des Senators Joachim Caspar Voigt, im Betrage von 25000 Mark Court. hatte diesen Neubau ermöglicht. Inzwischen war auch der Wiederaufbau der abgebrannten großen Michaeliskirche in Angriff genommen. Bereits am 29. Juni 1751 war der Grundstein gelegt worden. Nach einer durch den Mangel

der erforderlichen Baugelder verursachten Unterbrechung in den Jahren 1753—1757 wurde der Bau unter Leitung des berühmten Baumeisters Ernst Georg Sonnin in den Jahren 1757—1762 soweit gefördert, daß die feierliche Einweihung der Kirche am 19. Oktober 1762 erfolgen konnte. Der Senior Wagner erlebte diesen Freudentag nicht mehr. Sein Nachfolger, Pastor Ernst Ludwig Orlich, predigte am Tage der Einweihung über Psalm 132, 7—9 „von dem pflichtmäßigen Verhalten christlicher Gemeinden in Absicht ihrer Gotteshäuser.“ Sechzehn Jahre später, 1778 wurde erst der Turm vollendet. Das Kirchspiel St. Michaelis hatte nun wieder ein Gotteshaus, dessen Ruhm noch heute durch die Lande geht.

---

18. Die beiden Katechismen.

In einer vom 16. Januar 1753 datierten Vorrede übergaben „Senior, Pastores und sämmtliche Prediger des Hamburgischen Ministerii“ ihren „theuersten Gemeinden“ die „Kurzgefaßte Erklärung der im kleinen Catechismo Lutheri enthaltenen Göttlichen Wahrheiten, in Frage und Antwort schriftmäßig ausgefertiget von dem Hamburgischen Ministerio.“ Die Vorrede schließt mit dem Gebetswunsch: „Gott wolle diese Abhandlung seiner Göttlichen Wahrheit in unserer lieben Stadt bis ans Ende der Tage an Alten und Jungen zu ihrem ewigen Heil reichlichst segnen um Christi willen!“ Drei Monate später folgte diesem kleineren katechetischen Lehrbuch ein größeres unter dem Titel: „Ausführliche Erklärung der im kleinen Catechismo Lutheri enthaltenen Göttlichen Wahrheiten.“ Die vom 13. April 1753 datierte Vorrede schließt mit dem köstlichen Gebetswunsch: „Der Gott aber aller Gnade und Vater der Barmherzigkeit lasse die Erklärung des Catechismo ihm zum Wohlgefallen und zum Preise seines heiligen Namens gereichen! Der Erz-Hirte, unser HErr und HEiland JEsus Christus, weide seine Schafe und Lämmer durch treue Knechte zu gesegnetem Wachsen und Zunehmen im Christenthum! Gott der Heilige Geist leite Lehrer und Lernende in alle Wahrheit, bewahre sie vor allem Irrsal, und leite sie in der allein seligmachenden Evangelischen Wahrheit zum ewigen Leben! Der Dreieinige Gott behüte uns allesammt ohne Fehl und stelle uns vor das Angesicht

seiner Herrlichkeit unsträflich mit Freuden! Ja ihm, unserm Gott, der allein weise ist, unserm HEilande, sei Ehre und Majestät und Gewalt und Macht, nun und zu aller Ewigkeit! Amen."

Die „kurzgefaßte Erklärung" sollte mehr dem Unterricht der lieben Jugend in den Schulen, die „ausführliche Erklärung" „den Erwachsenen und Zuhörern ins gemein zur weiteren Erbauung, auch vornehmlich den Eltern und Hausvätern zu gründlicher Erkenntnis der wahren Evangelisch-Lutherischen Religion, absonderlich aber den Lehrmeistern und Lehrmeisterinnen zu näherem Unterrichte dienen." Ein Mandat des Rates vom 22. Juni 1753 verordnete, daß „diese Catechismus-Erklärungen hinführo einzig und allein mit Ausschließung aller anderen in den sämmtlichen Kirchen und Schulen dieser guten Stadt und auf dem ihr privative zuständigen Gebiete, sowohl zum öffentlichen als zum Privat-Unterrichte der Jugend gebraucht werden sollten, weil durch den Gebrauch gar mannigfaltiger Catechismen manche Hinderung in dem Wachstum der Erkenntnis der Jugend entstanden waren." So hatte nun unsere Hamburgische Kirche, wie im Beginn des Jahrhunderts ihr erstes offizielles Gesangbuch, so um die Mitte des Jahrhunderts ihre ersten offiziellen Katechismen erhalten, treffliche Bücher, in denen die christliche Lehre und das christliche Leben an der Hand des kleinen Katechismus Lutheri schriftgemäß, bekenntnistreu und erbaulich in bewunderungswürdiger Vollständigkeit dargelegt werden. Sie waren die reife Frucht langjähriger Bemühungen.

In Hamburg hatte man seit langen Jahren bei dem Jugendunterricht sich der im Jahre 1657 erschienenen „Erklärung des Catechismi D. Mart. Lutheri" des Lübecker Superintendenten Nicolaus Hunnius bedient. Im Jahre 1693 hatte auf Betreiben des Pastors Mayer an St. Jakobi ein Beschluß des Rates bestimmt, daß des Hunnii Erklärung ausschließlich in allen Kirchen, Armenhäusern und Schulen vorgetragen werden solle. „Alldieweilen aber in demselben keine weitere Erklärung des kleinen Catechismi Lutheri anzutreffen, als daß nur den stückweise angeführten Worten und Sätzen desselben einige Biblische Sprüche beigefüget worden, so hat derselbe weder für die Kinder noch auch für die mehrsten Schulmeister selbst gehörig hinreichen wollen." So hatte denn schon 1703 der Senior Johann Winckler auf die Abfassung einer neuen Katechismuserklärung Bedacht genommen. Allein die unruhigen Zeiten ließen die Ausführung des Planes nicht zu. Sein Sohn Johann Friedrich brachte als Senior 1732 die Sache wieder zur Sprache. Man konnte sich aber im Ministerium nicht

darüber einigen, wer den Katechismus abfassen sollte. Endlich schlug Wincklers Nachfolger, Senior Palm, im Jahre 1740 vor, den ältesten Pastor, Erdmann Neumeister, zu ersuchen, eine ausführliche Katechismus-erklärung auszuarbeiten. Neumeister, obwohl schon 71 Jahre alt, ging mit Freuden an die Arbeit und vollendete sie in so kurzer Zeit, daß der Rat bereits im Dezember 1742 die Erlaubnis zur Drucklegung erteilen konnte. Durch den am 17. Februar 1743 erfolgten Tod des Seniors Palm verzögerte sich die Sache, und sein Nachfolger, Senior Wagner, hielt es für notwendig, außer der ausführlichen Erklärung Neumeisters noch eine kurzgefaßte Erklärung, welche der lieben Jugend selbst zuerst in die Hände zu geben sei, abzufassen. Er selbst übernahm diese Arbeit. Neumeister selbst war nicht sonderlich damit einverstanden. Endlich war diese wichtige Arbeit „unter göttlichem Beistande völlig abgefasset, darauf in den Ministerial-Konventen nach und nach verlesen und nach den kollegialischen Erinnerungen hie und da verbessert, überhaupt aber mit Vergnügen gebilligt," und so konnte denn, nachdem beide Bücher „hiernächst Einem Hochedlen und Hochweisen Rate zur obrigkeitlichen Approbation geziemend überreichet worden," im Jahre 1753, wie eingangs berichtet, die Herausgabe der Katechismen erfolgen. Sie haben leider nicht „bis ans Ende der Tage" unserer Hamburgischen Kirche den erhofften Segen bringen dürfen. Der Rationalismus, der schon zwanzig Jahre nach ihrem Erscheinen sein Haupt erhob, ruhte nicht, bis er diese Zeugnisse des alten Glaubens beseitigt hatte. Im Jahre 1818 erschienen an ihrer Stelle „das Lehrbuch der christlichen Religion" und „der kurze Inbegriff der christlichen Lehre!"

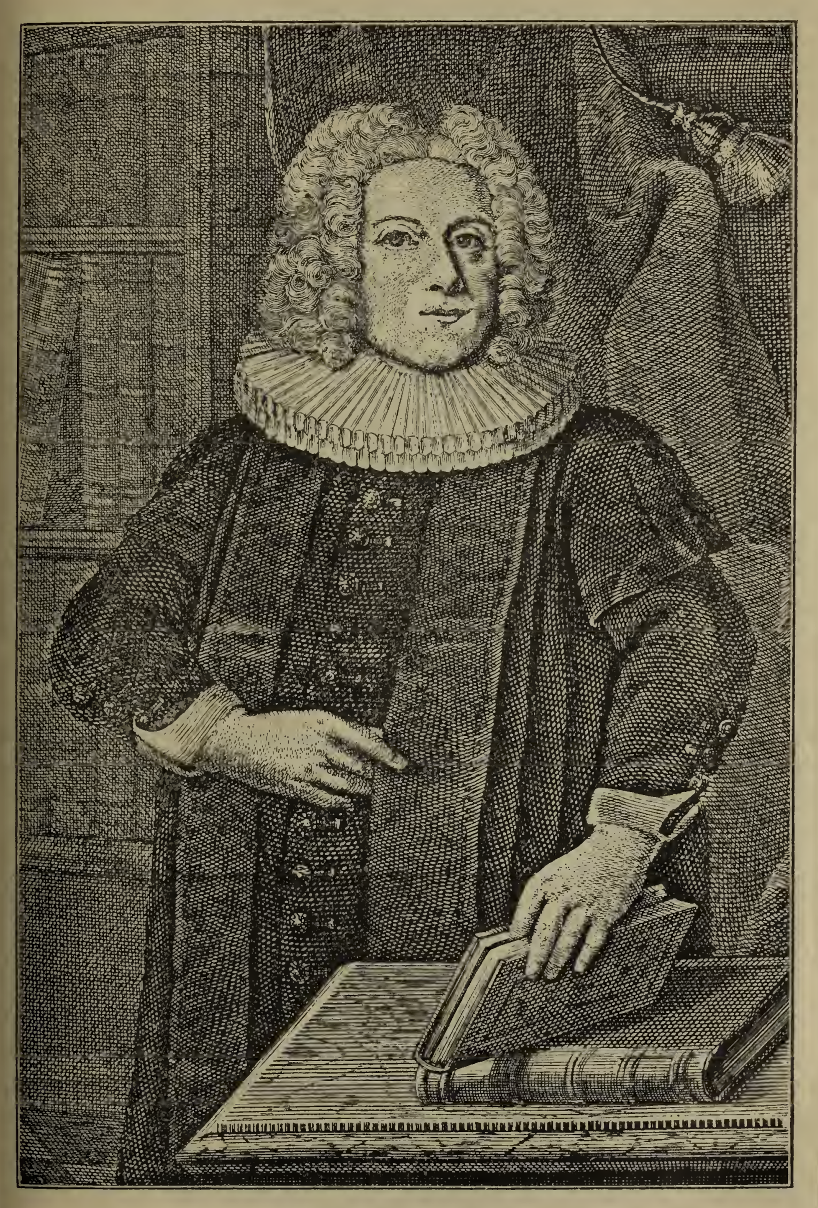
---

19. D. Heinrich Hoeck.

„Ich habe es darum ein Evangelium aus den Evangeliis genannt, weil ich keine unter Christi Namen aufgeputzte Moral, keine philosophischen Demonstrationes vorgetragen, sondern das Evangelium von Christo verkündiget, seine theuren Verdienste herausgestrichen und unsere Pflichten auf diesen Evangelischen Grund zu setzen mich beflissen habe. Kein Wörtlein ist mit Wissen und Willen eingeflossen, das von dieser Regel der Heiligen Schrift und unsern darauf gegründeten

Symbolischen Büchern abwiche." So schrieb am 21. September 1734 der Pastor Heinrich Hoeck zu St. Georg in seiner Vorrede zu der Predigtsammlung: „Das Evangelium aus den Evangeliis oder Evangelische Wahrheiten aus einigen Sonn- und Festtags Evangeliis der Christlichen Gemeine zu St. Georg vorgetragen und auf Verlangen zum Druck mitgeteilet." In der zweiten, am heiligen Christtage gehaltenen Predigt dieser Sammlung geht Pastor Hoeck aus von dem Durste, den David auf seiner Flucht in der Wüste empfand: Wer will mir zu trinken geben des Wassers aus dem Brunnen zu Bethlehem unter dem Thor? um dann JEsum als den Brunnen des lebendigen Wassers zu predigen, der 1. zu Bethlehem entsprungen, 2. von einem Engel angewiesen und 3. mit einem himmlischen Lobgesange beehret worden. Am Schlusse dieser Predigt heißt es: „Ich habe von einem Brunnen gelesen, der immer stärker in die Höhe wallen soll, wenn mit einem musikalischen Instrument darüber gespielet wird. Ein solcher Brunn ist mein und euer HEiland. Je mehr wir seine überschwengliche Gnade im Glauben erheben, rühmen und loben, desto mehr ergießet sich die Quelle in unsere Hertzen, die endlich ins ewige Leben quillet." Pastor Hoeck selbst ist ein unermüdlicher Harfenspieler an dem Lebensbrunn und Gnadenquell, des Name Jesus heißt, gewesen.

Geboren zu Hamburg am 18. Oktober 1700, bezog Heinrich Hoeck, nachdem er das Johanneum absolviert hatte, das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt, wo Männer wie Edzardi, Fabricius, Wolf und Richey seine Lehrer waren. Er studierte darauf in Gießen und Wittenberg und wurde bereits mit 21 Jahren unter die Kandidaten des Hamburgischen Ministeriums aufgenommen. Bald darauf wurde er Kabinettsprediger bei dem Holsteinischen Grafen von Plessen und im Jahre 1725 Pastor zu Sülfeld bei Oldesloe. Am 3. Juli 1729 wurde er zum Pastor in der Hamburgischen Vorstadt St. Georg gewählt. Sein Vorgänger M. Nikolaus Müller war bereits am 22. Januar 1725 gestorben, nachdem er am Tage vorher, einem Sonnabend, als er aus dem Beichtstuhl gekommen und das Konzept zu seiner Sonntagspredigt völlig fertig geschrieben, vom Schlage gerührt worden war. Interimistisch verwaltete der Pastor Heinrich Koch, Schiffsprediger bei der Hamburgischen Konvoye, das St. Georger Pfarramt. Nachdem, besonders auf Betreiben des Bürgermeisters Johann Anderson, Heinrich Hoeck zum Pastor an St. Georg gewählt worden war, wurde Pastor Koch zum ordentlichen zweiten Prediger erwählt. Pastor Hoeck wurde am 17. November 1729 eingeführt



Heinrich Hoeck.

und predigte „bei volkreicher Versammlung“ über Matthäus 10, 16: Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben! Während Pastor Koch bereits 1735 am Gallenfieber verstarb, hat Pastor Hoeck fast fünfzig Jahre lang in St. Georg in großem Segen seines Amtes gewaltet.

„Die durch die herrlichsten Gebäude und Gärten immer weiter ausgeschmückte und da benebenst beides an Einwohnern und Eingefarrten gar sehr vermehrte Vorstadt zu St. Georg“ bildete erst seit 1629 eine eigene, von St. Jakobi abgezweigte Parochie, deren Umfang sich von Barmbeck bis zur Veddel erstreckte. Auf diesem ausgedehnten Gebiet wohnten zu Pastor Hoecks Zeiten etwa zehntausend Menschen, die an ihrem neuen Pastor einen überaus treuen und gewissenhaften Seelenhirten erhalten hatten. Die Pfarrkirche war die alte Seken- oder Siechenkirche zu St. Georg, deren Ursprung bis 1180 zurückreichte, die aber im Jahre 1457 ganz erneuert und ansehnlich vergrößert worden war. Zuletzt hatte man sie noch im Jahre 1648 erweitert. Da sie sich aber für die große Gemeinde immer mehr als unzureichend erwies, auch je länger je baufälliger wurde, beschloß man auf Andringen der Pastoren im Jahre 1742 eine neue Kirche zu bauen, „die außer dem zu den anwachsenden Zuhörern hinreichenden Raume und der damit verbundenen größeren Bequemlichkeit zum Vortrag und zur Anhörung des göttlichen Wortes selbsten, zugleich ihrer Dauer, und eines äußerlichen, jedoch von aller eitlen und ausschweifenden Pracht entfernten Ansehens wegen, dem Urteil aller Kenner und Kunsterfahrenen sich rechtfertigen könne.“ Die Entwerfung der Baupläne und die Leitung des Baues wurde dem angesehenen Baumeister J. L. Prey übertragen. Um die Beschaffung der erforderlichen Baumittel in der Höhe von 750 000 Mark Court. machten sich die Patrone der Kirche, die Bürgermeister Cornelius Poppe und Conrad Widow, sehr verdient. Am 24. September 1743 erfolgte die Grundsteinlegung unter großen „Solennitäten“ auf dem in der Nähe der alten Kirche belegenen Bauplatz. Pastor Hoeck hielt hier eine Standrede über 1. Korinther 3, 11, in welcher er ausführte: 1. Jesus Christus ist der Grund seiner ganzen Kirche als eines geistlichen Gebäudes und Tempels. 2. Jesus Christus ist der einzige Grund seiner Kirche. 3. Es kann kein anderer Grund gefunden und gelegt werden zu einem Tempel Gottes, als allein Jesus Christus. Die auf diesem Grunde erbaute neue Kirche sollte der heiligen Drei-

einigkeit geweiht werden. So trug denn auch die in dem Grundstein vermauerte zinnerne Platte die von Pastor Hoeck in lateinischer Sprache verfaßte Inschrift: „JEsu Christo, unserm HErrn, dem auserwählten und köstlichen Eckstein der ganzen Kirche, soll dieser Haupt- und Eckstein des neuen in der Vorstadt St. Georg erbauten und der Hochheiligen Dreieinigkeit geweihten Tempels geheiligt sein."

Im Herbste des Jahres 1747 stand die neuerbaute Kirche vollendet da. Die feierliche Einweihung derselben fand am 26. Oktober, dem 21. Sonntag nach Trinitatis, statt. Am vorhergehenden Sonntag hatte die Gemeinde von ihrem alten Gotteshause „auf eine die in großer Menge Anwesenden besonders rührende Weise" Abschied genommen. Pastor Hoeck hielt die „allerletzte" Predigt in der alten Kirche über die Sonntagsepistel Epheser 6, 10—17. „Das letzte Wort zum Abschied aus unserm alten Gotteshause" war von großem Ernst getragen. „Ich habe nun achtzehn Jahre in diesem alten Gotteshause gepredigt, und ihr sollt es mir nicht nachsagen, daß ich der Heuchelei aufgeholfen oder ein Kissen untergelegt. Ich habe mich vielmehr oft heiser gerufen wider das verdammte opus operatum als eine unselige Reliquie des Papsttums, da man aus dem äußerlichen Gottesdienst eine Zeremonie und aus der ganzen Religion eine Maske machet." So strafte der treue Hirte nach der Pflicht seines Amtes. Und dann betete er: „Hochgelobter Heiland! Dir sei herzlich Dank gesagt für alle Wohlthaten, die du uns in diesem Hause erwiesen, das nun über 500 Jahre gestanden hat. — Vergieb doch gnädiglich unsere Sünden, die darin begangen. Vergieb auch mir alle Fehler und Gebrechen, deren ich mich bei der achtzehnjährigen Führung meines Lehramtes in diesem Hause schuldig gemacht. Vergieb es allen denen, die dein heiliges Wort darin mehr als einmal gehört und sich doch nicht gebessert!" — Die Einweihung der neuen „keinem heiligen Menschen, viel weniger einem erdichteten heiligen Georgio, sondern dem lebendigen Gott und der hochgelobten heiligen Dreieinigkeit" gewidmeten Kirche wurde unter den üblichen „großen Solennitäten" vollzogen. Pastor Hoeck hielt die Einweihungspredigt über Haggai 2, 5—6 und stellte seiner Gemeinde „die segensreiche Gegenwart des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" vor. — Im Jahre 1750 veröffentlichte Hoeck sein „Historisch-Theologisches Denkmahl der in St. Georg neu erbauten H. Dreieinigkeitskirche, nebst einer Historischen Nachricht von der alten St. Georgs Kirche." Er schloß dies Werk mit den Worten: „Gott lasse dieses herrliche Gebäude bis auf die späteste Nachkommenschaft

seinem väterlichen Schutz befohlen sein und verhüte es in Gnaden, daß nie weder ein päpstlicher noch anderer Irrlehrer darin auftrete, sondern lasse bis ans Ende der Tage das reine Wort Gottes nach der Richtschnur der h. Schrift und dem Inhalt unserer symbolischen Bücher darin gelehrt werden." —

Seit dem 13. Juni 1741 war Heinrich Hoeck auch Pastor an der Hospitalskirche zu St. Hiob an der Spitalerstraße, einer im Jahre 1505 entstandenen milden Stiftung. Ein Kirchlein oder Bethaus bestand schon seit seiner Stiftung bei diesem Hospital, „denn dafür sorgten ja unsere gottseligen Vorfahren bekanntlich jederzeit rühmlichst." Da aber dies Kirchlein baufällig geworden, beschlossen die Vorsteher des Hospitals im Jahre 1742 dasselbe abzubrechen und eine neue Kirche zu bauen. Am 15. Februar 1745 wurde die neue, aus Fachwerk erbaute und mit Wohnungen darüber versehene kleine Kirche von Pastor Hoeck eingeweiht. Hier hielt derselbe Montags von 8—9 Uhr morgens eine Predigt und Donnerstags von 1—2 Uhr eine Betstunde. Das Kirchlein verwandelten die Franzosen 1806 in eine Kaserne. — Pastor Hoeck war bei seinen Gemeinden außerordentlich beliebt und stand auch sonst in hohem Ansehen. Wiederholt erhielt er Berufungen zu auswärtigen Pfarrstellen, die er aber ausschlug. Er fühlte sich wohl in seiner Vaterstadt. Des Schulwesens in seiner Gemeinde nahm er sich sonderlich an. Im Jahre 1733 hielt er am dritten Sonntag des Advents im Anschluß an das Evangelium von Johannes dem Täufer im Gefängnis eine „Erweckungsrede an die Schulmeister in seiner Gemeinde, ihren Pflichten ernstlich nachzukommen." Wir erfahren aus dieser Predigt, daß sich einige Lehrer am Sonntag mit hin in den Krug setzten zum Saufen, Spielen und andern Üppigkeiten! Im Jahre 1759 erhielt er von der Universität Rinteln die theologische Doktorwürde in Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und Bekenntnistreue. Als D. Hoeck im Jahre 1765 auf eine vierzigjährige Amtsführung zurückblickte, beglückwünschte ihn die „Kunst-Rechnungsliebende Societät" in Hamburg in ihrem „Jahrbrief" mit einem Zahlenspiel über die Worte: „Es lebe Herr Doctor Henrich Hoeck, Pastor an der Heiligen Drey-Einigkeits-Kirche, der bezeuget hat das Wort Gottes und das Zeugnis von Jesu Christo."

Am Johannistage, den 24. Juni 1775, feierte D. Hoeck sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum unter freudigster Teilnahme seiner Mitbürger. Das Ministerium ließ eine Denkmünze zur Feier des Tages

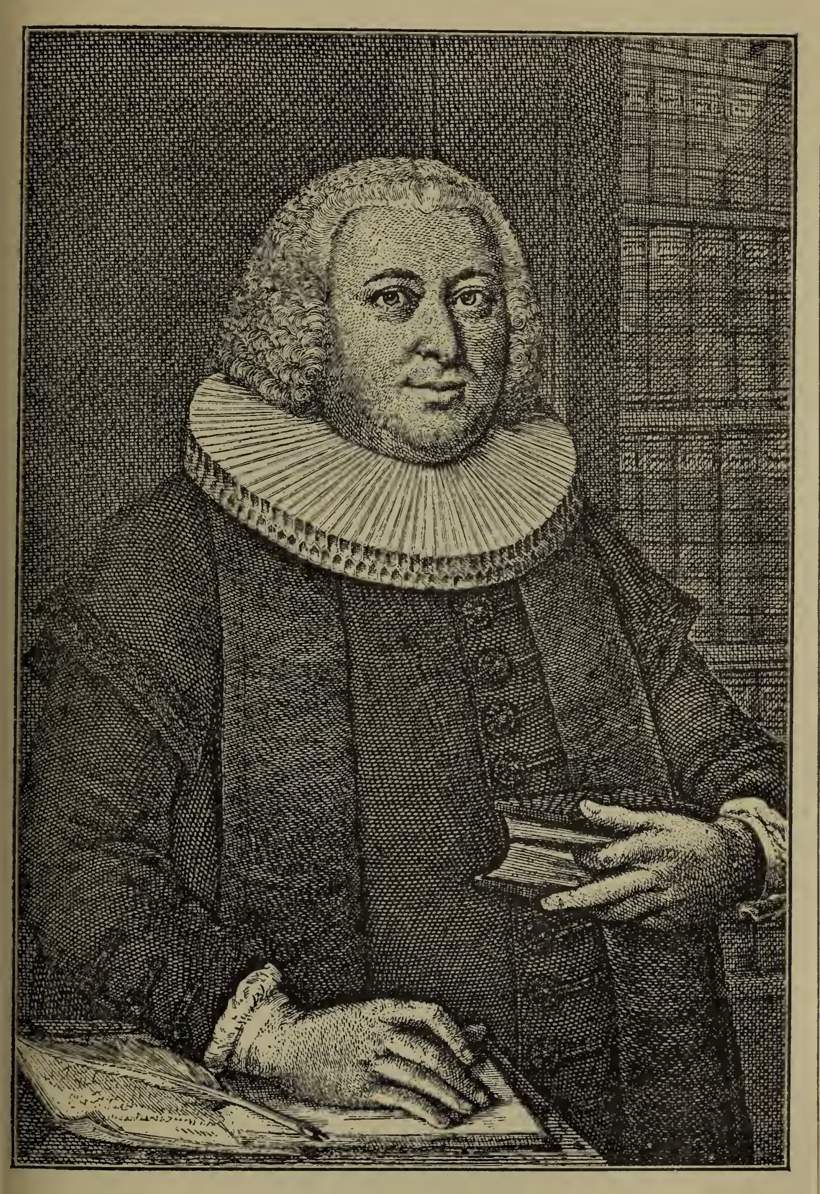
mit dem Bildnis des Jubilars prägen. Die Jubelpredigt hielt D. Hoeck über Luk. 1, 57—80, welchen Text einst bei seiner Ordination der Propst Schrader in Oldesloe ihm „mit ganz besonderem Nachdruck" eingeschärft hatte. In seiner Predigt legte der Jubilar ein herrliches Bekenntnis seines Glaubens zum Preise der göttlichen Barmherzigkeit ab. Mit ernsten Worten warnte er seine Gemeinde und seine Amtsbrüder vor der hereinbrechenden Flut des Unglaubens. „Der müßte gewis ein Fremdling in der Geschichte unserer Zeiten sein, der nicht mit Schaudern wahrnehmen sollte, wie sehr das öffentliche Lehramt unter den Protestanten heruntergekommen sei, da man die ganze Nutzbarkeit desselben in weiter nichts setzt, als daß es eine natürliche Moral predige, die Menschen im Gehorsam gegen die Obrigkeit erhalte und die äußerliche Ruhe in den weltlichen Staaten befördert werde. Von Christo und dem großen Heil in ihm, welches in der Vergebung der Sünden stehet, will man beinahe nichts mehr wissen." Zum Schluß wendete er sich an seine Amtsbrüder mit den wahrhaft bischöflichen Worten: „Lieben Brüder! Haltet mir als einem alten und unter euch ältesten Bruder das Wort der Ermahnung zugute: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und stark. Ich ermahne euch, geliebteste Brüder, daß ihr aufsehet auf die, so Zertrennung und Ärgernis anrichten neben der Lehre, die wir von Christo und seinen Aposteln gelernt haben, und weichet von denselben. Haltet aber als wahre Bischöfe an dem Worte, das gewiß ist und lehren kann, auf daß ihr mächtig seid, zu ermahnen durch die heilsame Lehre und zu strafen die Widersprecher. Leidet, leidet euch dabei mit dem Evangelio als die guten Streiter Jesu Christi. Kämpfet den guten Kampf des Glaubens und ergreifet das ewige Leben, dazu ihr berufen seid und vor dem Altar bekannt habt ein gutes Bekenntnis vor vielen Zeugen!" — Vier Jahre noch durfte der treue Hirte seine Gemeinde weiden. Schon rüstete sich dieselbe zur Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums als Pastor zu St. Georg, da rief der Herr am 26. April 1779 seinen Knecht im 79. Lebensjahre heim. Nun wurde ihm die Bitte erfüllt, mit welcher er den zweiten Band seiner Passionspredigten, „Das Siegel der Propheten in dem Leiden Jesu" geschlossen: „Mache uns endlich in der seligen Ewigkeit dem Bilde deiner Unschuld vollkommen ähnlich, um deiner Unschuld willen. Amen."

---

20. Christian Samuel Ulber.

„Ich bin ein echter lutherischer Prediger, der sich schlechterdings an das Wort Gottes hält, wie der Buchstabe lautet, und darauf will ich leben und sterben. Dabei will ich auch zeigen, daß ich mit Recht ein evangelischer Prediger heiße, und ich kann nicht leugnen, daß ich das Wort vom Kreuz, ich meine, von Buße und Glaube an Christum, zu meinem Hauptwerk mache." So bekannte am 28. Oktober 1757 Herr Samuel Christian Ulber bei seiner Einführung als Pastor an St. Jakobi. Und weiter sprach er: „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin, und ich kann mich rühmen in Christo Jesu, daß ich unter seine Jünger gehöre, die ihn kennen und von Herzen lieben. Ich freue mich, daß ich mich deß öffentlich rühmen kann, ohne schamrot zu werden." Und daß er als ein treuer Streiter Jesu Christi sich vor dem alten bösen Feind nicht fürchte, bezeugte er mit den Worten: „Hiemit biete ich Beelzebub mit allen seinen Geistern Trotz und kündige ihm mit diesem Augenblick von neuem den Krieg an. Ich werde ihm keinen Schritt weichen. Je mehr er toben wird, je mutiger werde ich sein, und je mehr werde ich mich freuen, weil ich daraus merke, daß ich sein Reich zerstöre und ihm vielleicht noch manch Schäflein wieder aus den Zähnen rücke!" Auch sonst wußte er, daß seiner viel Mühe und Arbeit warte: „So viel tausend Schafe sehe ich, die sich um mich lagern und die alle meine Hut und Pflege erwarten. Da sind fette und magere, starke und schwache, gesunde und kranke, blinde und lahme, alte und junge, große und kleine, kluge und alberne, alles unter einander. Rosensträuche und Diestelköpfe, Edelsteine und Kieselsteine, Gold und Blei, alles treffe ich auf dem Felde an, das ich zu bauen habe." Aber er war getrost in seinem Herrn, der ihn an diesen Ort und zu dieser Gemeinde geführt hatte. —

Samuel Christian Ulber wurde am 26. August 1714 zu Landeshut in Schlesien als Sohn des Seniors und Pfarrers an der evangelischen Gnadenkirche, Heinrich Ulber, geboren. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt absolviert hatte, ging er 1732 nach Jena, um Theologie zu studieren. Nach dreijährigem Studium wurde er Hauslehrer bei dem Baron von Richthofen zu Peterwitz. Sein erstes Pfarramt fand er in Heinersdorf bei Liegnitz. Im Jahre 1740 wurde er zum Diakonus an der Kirche seines Vaters gewählt, der jedoch bald darauf starb. Nun rückte der Sohn zum Archidiakonus



Christian Samuel Alber.

auf, und im Jahre 1748 wurde er wie sein Vater Senior des Landeshuter Ministeriums. Seit dem 27. November 1742 war er mit Beata Rosina Liehr, der Tochter eines angesehenen Landeshuter Bürgers, in glücklicher, aber kinderloser Ehe verheiratet. Als Prediger erlangte er bald einen bedeutenden Ruf. Auch seine Gelehrsamkeit fand Anerkennung durch seine im Jahre 1754 erfolgte Ernennung zum Ehrenmitglied der Königlichen Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Er schrieb in dieser Veranlassung: „Die wahre Ehre eines Gelehrten.“ Am 6. Oktober 1752 hatte er, als er zu einem Krankenbesuche fuhr, das Unglück, daß die Pferde scheu wurden und durchgingen, wobei der Wagen umgeworfen wurde und er seinen linken Arm brach und sich eine heftige Krankheit zuzog. Infolge dieses Unfalls mußte er in den Jahren 1753 und 1754 in Karlsbad sich einer Kur unterziehen. Hier lernten ihn einige Hamburger Kaufherren kennen und schätzen. Als nun nach dem am 18. August 1756 erfolgten Heimgang Erdmann Neumeisters das Pastorat an St. Jakobi vakant wurde und Professor D. Bertling in Danzig den an ihn ergangenen Ruf ablehnte, lenkten die Hamburger Freunde die Aufmerksamkeit des Kirchenkollegiums auf den Landeshuter Senior, von dessen liebenswerter Persönlichkeit und hervorragender Predigtbegabung sie ebensoviel zu rühmen wußten, wie von seiner untadelhaften Rechtgläubigkeit. Am 5. Juni 1757 wurde Ulber mit allen Stimmen zum Pastor an St. Jakobi gewählt. In einem feierlichen Berufungsschreiben wurde ihm „dies wichtige Amt mit den rührendsten Ausdrücken und auf die alleranständigste Weise“ angetragen, und wiewohl ihm das Scheiden aus seinem Vaterland „nicht zehn, wohl hundert schlaflose Nächte, nicht hundert, wohl tausend Thränen und Seufzer verursachet,“ so glaubte er hierin den Ruf Gottes zu erkennen, der auch ihn, wie einst Samuel, zum drittenmal gerufen.

„Die weinende Liebe bei dem Abschied eines Lehrers aus seinem alten Vaterlande,“ das war das Thema seiner Abschiedspredigt in Landeshut. Am 28. Oktober hielt er seine Antrittspredigt in Hamburg über Apostelgeschichte 20, 28. „Das schwere Herz eines Seelenhirten bei der Übernahme einer fremden Herde“ sprach sich in dieser Predigt aus. Aber bald fühlte sich Ulber wohl in „dem großen, weltberühmten, gesegneten und vortrefflichen Hamburg“ als Nachfolger eines Mannes, „der billig unter die Sterne erster Größe zu rechnen“ und als Hirte einer Herde, „die unter die alleransehnlichsten in ganz Deutschland gehört.“ In einer Betrachtung über die bösen Zeiten

rühmt Alber den glückseligen Zustand seiner neuen Heimat: „Ach, wo jemand Ursach hat, mit Gott und der Zeit zufrieden zu sein, so sind es wir, die wir in dir, glückseliges Hamburg, wohnen. Hie ist ein Gosen mitten in Aegypten, hie ist ein Canaan, das im Segen blühet und solche geistliche und weltliche Vorzüge hat, daß es ein Wunder seiner Zeit heißen mag. Hie ist Freyheit und ungestörter Gottesdienst. Wenn tausend unserer Brüder in Babel schmachten und sich nur nach Brosämlein des evangelischen Manna sehnen, so steht hie ein Bethel zur Rechten und zur Linken, und wir sitzen am vollen Tisch. Und wenn so viele Länder und Städte in Blut und Thränen schwimmen und nichts als Jammer und Herzeleid in ihre Jahrbücher zeichnen, so sind wir in Hütten des Friedens, da uns kein Feind schrecket, schlafen unter unserm Feigenbaum sanft und vergnügt, treiben unser Gewerbe ohne Furcht und Hinderniß und können ein geruhiges und stilles Leben führen. O, daß es doch auch in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit geschehe; daß ein jeder dieses Glück mit dem dankbarsten Herzen erkennen und dem Vater im Himmel seine schonende, seine so milde Hand küssen möchte! Vergesset diesen Dank ja nicht, ihr meine lieben Mitbürger, ich bitte euch inständig, denn ich fürchte, unser Undank möchte so gen Himmel schreien, daß in kurzem solche mageren Kühe ins Land kommen, so die fetten auf einmal auffressen!“ —

Alber gehörte zu den begabtesten, gedankenreichsten und beredtesten Predigern seiner Zeit. In edler, einfacher Sprache predigte er mit großer Herzenswärme das alte, teuerwerte Wort vom Kreuz, anschaulich und anfassend, in steter Anwendung auf alle Lebensverhältnisse. Um seine Kanzel scharte sich eine zahlreiche und dankbare Gemeinde. Wie sein Vorgänger Neumeister gab auch er sonntäglich „Denkzettel“, kurzgefaßte Entwürfe seiner Predigten, heraus. Es sind davon achtzehn Jahrgänge, von 1758—1775, erschienen. Nach seinem Tode erschienen noch die „Denksprüche in gebundener Rede“, mit welchen er seine Predigten angefangen und beschlossen hatte. Ähnlich wie Neumeister besaß auch Alber eine poetische Begabung, wenn auch nicht von solcher Fruchtbarkeit wie sein großer Vorgänger. Mit den von ihm überarbeiteten Liedern seines Freundes und Nachfolgers, Ernst Leberecht Semper in Landeshut, der aus Gram über die Trennung von Alber 1758 ein frühzeitiges Ende fand, verband er seine eigenen Lieder in dem Buche: „Die Gott bittenden und lobenden Stimmen der Andacht an Sonn-, Fest- und Passionstagen in heiligen Liedern. Hamburg 1763.“ Über das Evangelium am

2. Advent dichtete Ulber das schöne Lied: „Erhöhter Jesu! Gottes Sohn", das wir in der Verwässerung Diterichs als Himmelfahrtslied in unserm jetzigen Gesangbuch besitzen. Am 30. April 1767 ernannte die Universität Wittenberg Ulber wegen seiner Verdienste um die Dichtkunst zum poeta laureatus.

Einen bis auf die Gegenwart dauernden Ruhm hat Ulber sich als Erbauungsschriftsteller erworben. Es sind besonders zwei Werke, die seinen Namen bekannt gemacht haben: „Der christliche Kreuzträger" und: „Der rechtschaffene Naturalist", von denen das erstere noch heute in manchen christlichen Familien in Ehren gehalten wird. „Der christliche Kreuzträger oder erbauliche Betrachtungen über das menschliche Elend des Leibes und der Seele" erschien zuerst 1759 als eine Art Wochenschrift. Am ersten, zehnten und zwanzigsten Tage jedes Monats erschien bei Rudolph Beneke auf dem Jakobikirchhof ein Stück à 8 Seiten in 4⁰ zu einem Schilling, im ganzen sechzig Stücke. Die Blätter fanden reißenden Absatz und erschienen 1760 gesammelt in Buchform mit dem Bildnis des Verfassers geschmückt. 1766 erschien die zweite, 1772 die vierte Auflage. Ulber widmete das Buch „seiner höchstwerten Gemeine zu St. Jakobi und überhaupt allen christlichen Kreuzträgern, denen um Trost bange ist," mit dem herzlichen Wunsch, „daß ein jeder darinnen ein Wort zu seiner Zeit geredet, einen Balsam für seinen Schaden und den rechten Weg aus Ägypten nach Kanaan finden möge." Alle möglichen Leidensverhältnisse zieht Ulber in den Kreis seiner Betrachtungen: Das beschwerliche Alter, den Angefochtenen, das heimliche Kreuz, die unfruchtbare Ehe, die vielen Feinde, das geplagte Gesinde, das langwierige Krankenbett, die schlechte Nahrung, die gedrückte Religion u. s. w. Doch besteht für ihn ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Kreuz und andern Leiden: „Leidende unter den Christen hat es wohl die Menge, aber sehr wenige christliche Kreuzträger. Dies ist ein Ehrenname, ein heiliger Name, der ursprünglich von Golgatha herstammt, und der, seitdem der Sohn Gottes am Kreuze gehangen, niemandem mehr zukommt, als der ein Jünger Jesu und sein wahrer Nachfolger ist." — Daraus ergiebt sich denn auch der Zweck seines Buches: „Nicht überhaupt darum, um allen Notleidenden ein Wort des Trostes zu ihrer Beruhigung zu sagen, sondern sie eigentlich dahin zu bringen, daß sie zu christlichen Kreuzträgern, das ist, zu guten Christen in bösen Tagen werden sollten." Ulber dringt auf ernstliche Bekehrung: „Da in aller Not kein besser Mittel ist, als sich Gott zum Freunde

zu machen, da Jesus Christus der einzige Nothelfer aller Elenden ist, so habe ich auch einen jeden in seinem Leiden dahin gewiesen, ihm vornehmlich seine Sünden, seinen Seelenschaden aufgedecket und ihm Buße und Glauben gepredigt. — Du mußt vor allen Dingen Ruhe in deiner Seele haben, und diese findest du nimmermehr anders, als in einer wahren Bekehrung zum Herrn!"

„Der rechtschaffene Naturalist mit seinem christlichen Auge und Herzen bei natürlichen und weltlichen Dingen" erschien 1765. Auch dies Buch erschien nach und nach in sechzig Stücken, die begierige Abnehmer fanden. Das stückweise Erscheinen motiviert Ulber in der Vorrede damit, daß „das noch mehr Leser reizen, manchen bei seinen Geschäften und Zerstreuungen noch eher ein Viertelstündchen abgewinnen und in der Geschwindigkeit einen Griff an sein Herz thun werde." In diesem Buche stellte Ulber allerlei weltliche und irdische Verhältnisse im Anschluß an die sonn- und festtäglichen Evangelien in geistreicher Weise in himmlische Beleuchtung. Die Gegenstände seiner Beleuchtung sind z. B. am 1. Advent: Die Zweige der Bäume; am 3. Advent: Das Rohr und Schilf; am Epiphaniasfeste: Erde und Länder; am 4. Sonntag nach Epiphanias: Meere und Seen; am ersten Ostertage: Die Sonne; am 15. Sonntag nach Trinitatis: Gras und Blumen u. s. w. Ulber weiß, daß der Titel seines Buches manchen fremd und wunderlich dünken könnte. „Denn wir leben in solchen Zeiten, da der Name eines Naturalisten wohl leider gemein genug ist, aber auch in christlichen Ohren desto fürchterlicher klinget." Er weiß, daß allenthalben so viele Naturalisten sind, Leute, die immer von Natur und Vernunft schwatzen, sie auf den Thron setzen und den natürlichen Menschen zum größten Heiligen machen. Diese Leute möchte er zu der Überzeugung führen, daß ein rechtschaffener Naturalist auch ein guter Christ sein muß. „Mein Gott! so wird man gedrungen, wenn man gern noch Seelen retten und dir zuführen will, es bald von der, bald von jener Seite anzugreifen und den Unglauben mit allerlei Wehr und Waffen zu bekämpfen. So habe ich's denn auch probiert, ob ich den Sünder nicht auf diese Weise, gleichsam im Schlafe überraschen, ihn aus dem ersten in dem andern Artikel und aus dem Reiche der Natur unvermerkt mit ins Reich der Gnaden ziehen könnte." Er erinnert an Männer wie Scriver, Löscher u. a., „die eben diese Bahn gewandelt und bald in einem Garten, bald auf dem Felde, bald auf dem Wasser ihre Kanzel aufgeschlagen." „Es ist," meint Ulber, „wahrhaftig der Mühe wert, der Gottseligkeit

diesen Dienst zu thun, und solche christliche Arbeit läßt gewisse Früchte hoffen." „Der rechtschaffene Naturalist" ist ein Buch zum Preise der mannigfaltigen Weisheit Gottes, eine Fundgrube tiefster Erkenntnis in allen göttlichen Dingen und Werken.

Ulber sah die Gefahr, die der Kirche von der immer mehr um sich greifenden Freigeisterei und Freidenkerei drohte. Er hielt es für seine Pflicht, an seinem Teile dazu beizutragen, „daß teure Seelen, um die es ewig schade ist, wenn sie verloren gehen, wo möglich gerettet und wie ein Brand aus dem Feuer gerettet würden." So übersetzte er aus dem Dänischen die Briefe des Owe Guldberg wider die Freidenker und Feinde der Religion und gab sie 1768 mit einer trefflichen Vorrede heraus. — Als Pastor Goeze an St. Katharinen 1770 das Seniorat niederlegte, wurde Ulber zum Senior gewählt. Er lehnte jedoch die Annahme der Wahl aus Gesundheitsrücksichten ab. Seine Gesundheit hatte seit jenem Unfall in Landeshut stets zu wünschen übrig gelassen. Am 28. August 1776 entschlief der treue Knecht des Herrn.

---

21. Der kirchliche Bestand um die Mitte des Jahrhunderts.

Außer den fünf Hauptkirchen St. Petri, St. Nikolai, St. Katharinen, St. Jakobi und St. Michaelis, von denen letztere gerade im Jahre 1750 durch einen Blitzstrahl eingeäschert wurde, (die neu erbaute große Michaeliskirche wurde am 19. Oktober 1762 eingeweiht), hatte Hamburg um die Mitte des Jahrhunderts auf seinem städtischen und vorstädtischen Gebiete noch folgende evangelisch-lutherische Kirchen und gottesdienstliche Stätten: Die kleine St. Michaeliskirche, die wegen Baufälligkeit im Jahre 1746 geschlossen worden war (1754—57 neu erbaut); die Kirche des Waisenhauses am Ende des Rödingsmarktes an der Stelle, wo einst die Kapelle St. Maria thom Schare gestanden (1785 abgebrochen); die Kirche zum heiligen Geist an der Ecke des Rödingsmarktes und Graskellers (1828 abgebrochen); die St. Marien-Magdalenenkirche bei dem gleichnamigen Kloster auf dem Platz, wo jetzt die Börse steht (1807 abgebrochen); die St. Johanniskirche bei dem gleichnamigen Kloster, auf dem Platz,

wo jetzt das neue Rathaus steht (1825 abgebrochen); die Kirchen des Zuchthauses und Spinnhauses in der Zuchthausstraße, hinter St. Petri (1842 im großen Brande zerstört); die St. Gertrudkirche (ebenfalls 1842 zerstört); die Kirche des St. Hiobshospitals in der Spitalerstraße (1743 neu erbaut, seit 1806 nicht mehr für gottesdienstliche Zwecke benutzt); die heilige Dreifaltigkeitskirche in St. Georg (von 1743—47 neu erbaut); die Kirche auf dem Konvoye- oder Wachtschiff im Hafen (bis 1811); die St. Paulikirche auf dem Hamburgerberg (1814 von den Franzosen eingeäschert und 1819—20 neu erbaut); die Kirche des Pesthofes hinter der Reeperbahn (1769 neu erbaut und 1814 von den Franzosen eingeäschert); die hohe Stifts- oder Marianische Domkirche, auf dem Platz, wo jetzt das Johanneum steht (1804—1806 abgebrochen). Auf dem Hamburgischen Landgebiete finden wir um 1760 die Landkirchen St. Johannis zu Eppendorf, zu welcher damals noch die jetzige holsteinische Gemeinde Niendorf gehörte, die heilige Dreifaltigkeitskirche in Hamm und Horn, die St. Nikolaikirche in Billwärder, die St. Nikolaikirche in Moorfleth, die St. Petrikirche in Allermöhe, die St. Pankratiuskirche in Ochsenwärder, die Kirche in Moorburg, die Kirche in Groden, zu welcher damals Ritzebüttel eingepfarrt war, die St. Gertrudkirche in Döse, die Kirche zu Altenwalde, außerdem noch die Kirchen zu Steinbeck und Bergstedt in den von 1750—1768 von Holstein an Hamburg verpfändeten Distrikten. Auf dem beiderstädtischen (Hamburg und Lübeck) Gebiete des Amtes Bergedorf finden wir die St. Petri-Paulskirche im Städtchen Bergedorf, die Kirchen in Altengamme und Neuengamme, die St. Severinskirche in Kirchwärder und endlich die Kirche in Kurslack und die St. Petrikirche in Geesthacht. An den sämtlichen lutherischen Kirchen der Stadt und ihres Landgebietes waren im Jahre 1760 52 ordinierte Prediger angestellt, nämlich 32 in der Stadt und 20 auf dem Lande. An der Spitze des Hamburgischen Ministeriums (das 30 Pastoren umfaßte) stand der Senior D. Friedrich Wagner, Pastor an St. Michaelis, welcher am 6. Juli 1760 starb; sein Nachfolger als Senior wurde Johann Melchior Goeze, der seit 1755 Pastor an St. Katharinen war. Nicht zum Ministerium gehörten der Pastor am Pesthof und der Schiffsprediger, sowie die sämtlichen Pastoren des Landgebietes. Letztere durften nicht einmal im vollen Ornat in der Stadt auftreten.

Die Gottesdienste waren zahlreich und mannigfaltig. In den Hauptkirchen wurden sonntäglich je vier Gottesdienste gehalten: 1. Die

Frühpredigt im Sommer von fünf bis sechs, im Winter von sechs bis sieben Uhr. Der Gottesdienst selbst begann eine Viertelstunde früher, die Kirchenbesucher verließen daher, auch wenn Eis und Schnee die Straßen bedeckten, etwa halb sechs Uhr mit kleinen Laternen ihre Häuser, und setzten, in der Kirche angekommen, das Licht aus der Laterne vor sich hin. 2. Die Hauptpredigt, im Sommer von acht bis neun, im Winter von neun bis zehn Uhr; der Gottesdienst selbst begann eine volle Stunde vorher. Der Gottesdienst verlief in der von der Vesperordnung von 1699 festgesetzten Ordnung: a. Präludium. b. Gesang: Komm, heiliger Geist. c. Der Schulkollege liest das Evangelium. d. Gesang: Vater unser im Himmelreich. e. Kyrie Gott Vater in Ewigkeit. f. Gloria in excelsis vor dem Altar. g. Allein Gott in der Höh' sei Ehr. h. Die Kollekte vor dem Altar. i. Die Epistel wird vor dem Altar gelesen. j. das Hauptlied. k. Der Glaube. l. Mit dem Schlage acht tritt der Pastor auf die Kanzel. Nach der Einleitung ein nach der Kirchenzeit wechselndes Lied. m. Nach der Predigt folgen das Kirchengebet, die Danksagungen, Fürbitten für die verschiedenen Gewerke, für die Reisenden, für die Seefahrer, Kranken, Wöchnerinnen u. s. w. Darauf ein Gesang. n. Die Kommunion und zwar: Die Vermahnung, das Vaterunser, die Einsetzungsworte, die Austeilung, wobei zuerst: Herr Gott, dich loben wir, Jesus Christus unser Heiland, O Lamm Gottes unschuldig, und, wenn erforderlich, andere Abendmahlslieder gesungen werden. — Bei der Kommunion trug der administrierende Prediger das mit Perlen und Goldstickerei verzierte Meßgewand, das erst mit dem Jahre 1788 ganz außer Gebrauch kam, während die Alba auch noch später getragen wurde. An den hohen Festtagen wurde vor der Vermahnung die lateinische Präfation gesungen. o. Kollekte. p. Segen. Wenn an Festtagen große oder kleine Musiken stattfanden, fielen etliche Gesänge aus. 3. Die Mittagspredigt von zwölf bis ein Uhr, in welcher der Katechismus gepredigt wurde. 4. Die Vesperpredigt von zwei bis drei Uhr, in welcher über die Epistel gepredigt wurde. Auch für diese Predigten waren feststehende Lieder geordnet. Auch wurde jedesmal der Glaube gesungen. An sämtlichen Wochentagen wurden Gottesdienste (Wochenpredigten, Betstunden, Vespern) entweder in den Hauptkirchen oder in Nebenkirchen gehalten. In den fünf Hauptkirchen wurden Montags und Sonnabends von sechs bis sieben Uhr Frühpredigten, sowie am Sonnabendnachmittag halb zwei die Vesper gehalten. Die Anzahl sämtlicher Gottesdienste im Laufe einer

Woche belief sich in der festlosen Hälfte des Kirchenjahres auf ca. achtzig. In den Hauptgottesdiensten waren die großen Kirchen stets mit einer andächtigen Menge gefüllt. Aber auch die Nebengottesdienste waren zum Teil noch sehr gut besucht.

Die geistlichen Amtshandlungen wurden nach der Agende vom Jahre 1726 vollzogen. Für die Taufhandlung war noch der Exorzismus und die Entsagung des Teufels vorgeschrieben. Die Taufen fanden mit wenigen Ausnahmen nicht mehr in den Kirchen, sondern in den Wohnungen der Taufeltern statt. Die Konfirmation war keine öffentliche Handlung, sondern fand entweder im Pastorenhause oder im Privathause statt. Die Beichte war ausschließlich Privatbeichte. Die Beichthandlungen nahmen viel Zeit in Anspruch und begannen bei den besonders begehrten Beichtvätern schon am Freitag und dauerten oft den ganzen Sonnabend hindurch bis in den Abend hinein. Die Kommunionen wurden stark begehrt. Drei- bis viermalige Kommunion im Jahre war stehende Sitte. 1753 zählte man in der Stadt, mit St. Georg und St. Pauli 81905 Kommunikanten bei einer Bevölkerung von ca. 90000 Seelen. Beliebte Beichtväter wie z. B. Rücker und Nölting an St. Michaelis oder Heise an St. Petri hatten 8—9000 Kommunikanten jährlich. Die Trauungen fanden ausschließlich in den Häusern statt. In der Advents- und Fastenzeit, den sogenannten geschlossenen Zeiten, fanden keine Trauungen statt. Die Leichenbegängnisse begann man in den Kreisen der Begüterten auf den Abend zu verlegen. Dieselben waren wegen der erforderlichen Beleuchtung sehr kostspielig. Erdmann Neumeister verlangte in seinem Testamente ausdrücklich, bei Tage, wie es christlich sei, beerdigt zu werden.

---

22. Die Aufklärung hält ihren Einzug.

Noch hallten die Kirchen Hamburgs wieder von der Verkündigung des lauteren Evangeliums, noch hing das Volk unentwegt an der überlieferten Lehre, in der dasselbe durch Unterricht und Erziehung von Jugend auf befestigt worden, noch war das kirchliche Leben und die christliche Sitte eine gewaltige Macht, als der Geist der Aufklärung und Freidenkerei auch in Hamburg seinen Einzug hielt. Von England

her war dieser traurige Geist nach Deutschland gekommen. In dem bürgerlich freien und kirchlich zerrissenen England trat zuerst das Drängen des Zeit- und Weltgeistes auf Losreißung vom positiven Christentum offen und ungescheut auf. An die Stelle der geoffenbarten Religion sollte die natürliche Religion treten. Statt der Erlösungsthätigkeit des dreieinigen Gottes wollte man nur eine allgemeine Vorsehung des einigen Gottes anerkennen. Man nennt diese religionsphilosophische Erscheinung den Deismus und ihre Anhänger Deisten. Mit Verstandesgründen wurde die Unmöglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung, der Inspiration, der Weissagungen und Wunder behauptet. An der heiligen Schrift wurde die weitgehendste Kritik geübt. Der Vater des Deismus ist der englische Staatsmann Lord Herbert von Cherbury († 1648), der in seinem 1624 erschienenen Buche: „Von der Wahrheit und ihrem Unterschied von der Offenbarung" fünf Hauptwahrheiten als Kern aller Religionen aufstellte: 1. Dasein eines höchsten Gottes; 2. die Pflicht ihn zu verehren; 3. Tugend und Frömmigkeit als beste Gottesverehrung; 4. Verpflichtung die Sünden zu bereuen und zu lassen; 5. Göttliche Vergeltung im Leben und nach dem Tode. Man sieht schon in diesen Sätzen die spätere rationalistische Trias: Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Der Deismus entwickelte sich immer mehr zu einer Christus- und kirchenfeindlichen Weltanschauung. Der Irländer John Toland († 1722) suchte zu beweisen, daß im Christentum nichts Übervernünftiges sei, indem er alles Übernatürliche im Neuen Testament für eingeschwärzt erklärte. Thomas Woolston († 1733) schrieb sechs Abhandlungen gegen den Wunderbeweis, besonders gegen die Auferstehung. Matthias Tindal, Rechtslehrer in Oxford († 1733) führte die Ansicht durch, daß die natürliche Religion schlechthin vollkommen, das Christentum aber überhaupt nur in soweit als Religion anzusehen sei, als es mit der natürlichen Religion übereinstimme; alle übernatürlichen Behauptungen seien auf Priesterbetrug zurückzuführen.

Das Auftreten der Deisten erfüllte den Pastor an St. Katharinen, den gelehrten Johann Christoph Wolf, mit Schrecken. Es waren Männer darunter, die er bei seinem Aufenthalt in England im Jahre 1708 persönlich kennen gelernt hatte, mit denen er in Briefwechsel stand. Das Toland'sche Buch: „Das Christentum ohne Gleichnisse" kam ihm als das allerverderblichste Buch, das je erschienen, vor. Als Woolston 1728 mit seinen Abhandlungen hervortrat, konnte er sein Erstaunen und seine Entrüstung über die gottlose Frechheit, mit welcher der

Verfasser alle Wunder in Abrede stellte, nicht unterdrücken. Er stimmte in der Verwerfung der deistischen Ansichten mit seinem Freund La Croze, dem Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in Berlin, überein. „Ich bitte dich, was wollen diese Menschen? — Es ist entsetzlich, was sie ausbrüten," schrieb La Croze an Wolf. Beide Männer freuten sich mit zunehmendem Alter immer mehr des Trostes des göttlichen Wortes. Aber sie konnten es nicht hindern, daß die deistischen Irrlehren in Deutschland, in Hamburg wie in Berlin, Verbreitung fanden.

Als Vorläufer der deutschen Aufklärung sind Matthias Knutzen (genannt: „Hans Friedrich von der Vernunft"), ein fahrender Kandidat aus dem Schleswigschen, der um 1670 eine Freidenkersekte (die Gewissensleute) stiftete, und Johann Konrad Dippel († 1734), Theologe, Arzt und Alchymist, der unter dem Namen Christianus Democritus als Bekämpfer des orthodoxen Christentums auftrat, anzusehen. Dippels Buch: „Der von den Nebeln des Reichs der Verführung gesäuberte helle Glanz des Evangelii JEsu Christi," das 1724 erschien, erregte gewaltigen Anstoß. In Hamburg wurden die Dippelschen Bücher auf Befehl des E. E. Rates als solche Schriften „die mit den bösesten, gottlosesten und grundirrigsten principiis, Lehren und Verrückungen" angefüllt waren, am 17. Oktober 1728 konfisziert. Der Senior Wagner an St. Michaelis schrieb 1732 gegen Dippel: „Der sich selbst verurteilende Democritus." In die Fußstapfen Dippels trat Johann Christian Edelmann († 1767), ein Kandidat der Theologie aus Weißenfels, der seit 1735 eine Menge fanatischer Schriften in roher und gemeiner, aber kraftvoller Sprache, voll glühenden Zornes und höhnenden Witzes gegen alles positive Christentum in die Welt schleuderte. Er führte ein unstätes Wanderleben. Der Hamburger Syndikus Klefeker nennt ihn „einen bis zur Raserei spöttischen Freygeist." Seine Schriften erregten ungeheures Aufsehen und riefen eine Flut von Gegenschriften (es werden deren 166 aufgezählt) hervor. Nach Altona, das damals eine Freistätte aller Sekten war, kam Edelmann zu Anfang des Jahres 1747. Von hier aus besuchte er seine Hamburger Freunde. Aber in Hamburg war man wachsam. Schon am 27. Januar ließ der Rat eine 1745 erschienene Schrift Edelmanns, sein „Glaubensbekenntnis", konfiszieren und den Verkauf der Schrift bei hundert Thaler Strafe verbieten. Am 14. Februar dankte das Ministerium dem Rat für den Eifer, mit dem Hochderselbe „das erstaunlich gottlose" Bekenntnis Edelmanns unterdrückt habe. Auf Anhalten des Ministeriums erließ der Rat

am 13. März ein Mandat an die Zeitungsschreiber, sich der Rezensionen aller wider die christliche Religion lautenden Artikel zu enthalten. Der Senior Wagner schrieb 1748 gegen Edelmann: „Die Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift und christlichen Religion.“ Auch der Pastor Schlosser an St. Katharinen schrieb gegen Edelmann. Dieser rächte sich mit einem satirischen Gedicht, in welchem er die Flucht der Pfaffen aus der Hölle schildert. Hamburg ist der erste Ort, wo sie sich niederlassen:

„Zwei Legionen nahmen Wagnern,
Drei Legionen Schlosser ein.“

Erdmann Neumeister predigte gewaltig gegen Edelmann, der übrigens Neumeister als einen ehrlichen Mann und alten Freund seiner Eltern aufrichtig achtete. „Was sollen wir vollends dazu sagen,“ sprach er, „wenn ein elender Erdenwurm, eine schäbichte Made, den HErrn JEsum Christum, der da ist Gott über alles, gelobet in Ewigkeit! Amen! schändet und lästert und gar zu Nichts macht? Thut das aber nicht der eingefleischte Teufel und seiner drei Namen Unwürdigster Johann Christian Edelmann? Ich wüßte mich in der Kirchenhistorie auf keinen zu besinnen, der von christlichen Eltern geboren, in der wahren Kirche wiedergeboren, in der evangelischen Religion treulich erzogen worden, der so öffentlich gelästert hätte, wie dieser Unmensch!“ Aber schon gab es in Hamburg nicht wenige Leute unter den Gebildeten, die selbst das Gift der Aufklärung eingesogen hatten und an dem Auftreten der Geistlichen gegen die Neuerer sich ärgerten.

In den philosophisch gebildeten Kreisen Hamburgs huldigte man, wie fast überall in Deutschland, der Wolff'schen Philosophie. Diese Philosophie war so wenig als die eines Thomasius und Leibnitz bewußt christentumsfeindlich. Waren doch diese Männer persönlich höchst achtungswerte Christen. Und dennoch hat ihre Philosophie der Aufklärung und dem Rationalismus die Wege gebahnt. Thomasius († 1728) vertrat der Tradition und dem Herkommen gegenüber das Recht des gesunden Menschenverstandes. Man müsse sich in Glaubenssachen durch die Stimme der Vernunft leiten lassen. Leibnitz († 1716) hielt eine vollkommene Erkenntnis, zur Zeit wenigstens, für unmöglich. Die ewigen Wahrheiten in uns müßten durch Gründe der Vernunft beglaubigt werden. Das Wesen der christlichen Frömmigkeit bestand ihm wesentlich in Liebe zu Gott und tugendhaftem Handeln. Die

Sünde und die Erlösung fanden in seinem System keinen Platz. Christian Wolff († 1754) knüpfte an Leibnitz an. Er wollte Philosophie und Christentum vereinigen. Auf die christlichen Glaubenswahrheiten wandte er seine logisch-mathematische Beweismethode an. Er machte sich anheischig, „die Wahrheit in der Religion so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch dulde.“ Wolff trug zuerst von allen deutschen Philosophen seine Wissenschaft in der Muttersprache vor. In seinen Vorlesungen wußte er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer durch gelegentliche Anekdoten und Witze zu fesseln. Er schrieb vortrefflich und wußte die schwierigsten Begriffe klar und deutlich auszudrücken. Sein Ruf und sein Ruhm verbreiteten sich immer mehr. Seine im Jahre 1723 durch eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelm I. erfolgte Absetzung als Professor in Halle stempelte ihn zum Märtyrer für die Wahrheit. Kaum hatte Friedrich Wilhelm I. am 31. Mai 1740 die Augen geschlossen, als sein Nachfolger, Friedrich II., den Befehl gab, Wolff zurückzurufen. „Ein Mensch, der die Wahrheit suchet und sie liebet, muß unter allen menschlichen Gesetzen wert gehalten werden,“ schrieb der König in dieser Veranlassung an den Propsten Reinbeck in Berlin. Dieser, sowie zahlreiche andere Theologen wandten das Wolff'sche Vernunftprinzip auf die Kirchenlehre an. Sie unternahmen es, die ganze Kirchenlehre vor der menschlichen Vernunft zu rechtfertigen. Daß auf diesem Wege die Geheimnisse des Glaubens beiseite geschoben wurden, sahen diese Männer nicht ein.

In Hamburg gab es nicht wenige Männer in den gebildeten Kreisen, die teils Wolff's Schüler gewesen waren, teils durch seine Schriften zu Anhängern seiner Philosophie geworden waren. Diese Männer waren es, die im Jahre 1735 bei der Vakanz des Pastorats an St. Michaelis den Propsten Reinbeck in Berlin für Hamburg zu gewinnen suchten. Unter ihnen befanden sich der Senator Barthold Heinrich Brockes, der Dichter und Stifter der „teutschübenden Gesellschaft“, der Senator Konrad Widow, der Syndikus Clemens Samuel Lipstorp, der Professor Hermann Samuel Reimarus u. a. Es waren feingebildete Männer, die auf der Höhe ihrer Zeit zu stehen glaubten. Sie nahmen es dem Senior Joh. Friedrich Winckler sehr übel, als derselbe vor Reinbecks Berufung über dessen Stellung zur Wolff'schen Philosophie sich vergewissern wollte. Als Reinbeck die auf ihn gefallene Wahl ablehnen mußte, wurde auf seinen Vorschlag sein langjähriger Freund, der Propst Friedrich Wagner in Stargard, zum Pastor an St. Michaelis gewählt. Hatte dieser feingebildete, kluge

und dabei bekenntnistreue Mann einerseits dem Ministerium eine befriedigende Erklärung über seine Stellung zur Wolff'schen Philosophie geben können, so wußte er andererseits sich auch mit den Hamburger Freunden dieser Philosophie zu stellen und genoß allseitig großes Vertrauen. Ein zeitgenössisches Urteil sagt von ihm: „In seinen Schriften herrscht eine ausnehmende Gründlichkeit und Deutlichkeit, und er hat darin, nach Erforderung unserer Zeiten, besonders zur Eintreibung der bittersten Feinde unseres allerheiligsten Glaubens die Vernunft und Schrift glücklich mit einander verbunden und dabei besonders die Lehrsätze der alten und neueren gründlichen Philosophie also zu vereinigen gewußt, daß selbige der Religion nicht nur nicht schädlich, sondern vielmehr vorzüglich vorteilhaft geworden. — In seinen Predigten sucht er die allgemeine Erbauung auf eine ungekünstelte und biblische Art zu befördern, ohne dabei zu äußern, daß er ein so starker Philosoph sei, als er wirklich ist." (Fritsch, Sammlung von Bildnissen und Lebensbeschreibungen 1757.) Da haben wir den Theologen aus der Wolff'schen Schule, der denn auch als Senior bei der Ausarbeitung des Hamburgischen Katechismus der Vertrauensmann derjenigen Partei in E. E. Rate werden konnte, welcher der alte Erdmann Neumeister zu alt-orthodox war. Wagner übernahm die Überarbeitung der Neumeister'schen ausführlichen Erklärung der im kl. Katechismo Lutheri enthaltenen göttlichen Wahrheiten und fügte dazu als kürzeres Lehrbuch die kurzgefaßte Erklärung. Senior Wagner sah mit Grauen, „daß sogar der Unglaube zu herrschen begann und überhaupt eine große Kaltsinnigkeit und Gleichgültigkeit, ja Freigeisterei in der Religion einzureißen anfange." Eben darum glaubte er in der Erklärung des Katechismus, die durchaus dem alten Glauben gerecht wurde, die Lehre „auf etwas andere Weise, als man es bisher gewohnt gewesen," erörtern zu müssen, um die Jugend gegen die im Schwange gehenden Verführungen der Feinde und Spötter unsers Glaubens zu verwahren. Seine Beweisführung war entschieden von der Wolff'schen Philosophie beeinflußt. So arbeiteten selbst die berufenen Hüter des alten Glaubens dem neuen Zeitgeist in die Hände. „O sancta Crisis, ora pro nobis!" (O heilige Crisis, bitte für uns!) rief der alte Neumeister ergrimmt aus. Andererseits waren auch die „Modernen" jener Tage nicht mit der Katechismuserklärung zufrieden. Sie sahen mit Bedauern, daß selbst ein Wagner die Kirchenlehre aufrecht erhalten wollte. H. S. Reimarus klagte über „die Priester, die ein freies Bekenntnis mit Zwang unterdrücken."

Im geheimen schrieb er an seinem großen Werk: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes.“

Das Zeitalter Friedrichs des Großen war gekommem. Der königliche Freigeist gab nunmehr den Ton an. Der Unglaube trat offen hervor. Jeder wagte seine unreifen Gedanken auf den Markt zu bringen. Eine wahre Flut von Schriften ergoß sich gegen den Glauben der Väter. Sie fanden auch in Hamburg offene Thüren. Am 25. April 1764 erließ der Rat ein Mandat gegen die Schriften, „in denen die Wahrheiten der Lehre der Evangelisch Lutherischen Kirche theils als zweifelhaft, theils als irrig angegeben werden, wodurch redliche Gemüter verwirret und der ohnehin abnehmenden Ehrfurcht die Hände geboten werden.“ Zu gleicher Zeit erließ das Ministerium ein vom Senior Goeze verfaßtes „Pastoralschreiben an die Gemeinen Gottes in Hamburg, um dieselben vor der Gottesvergessenheit, Gottlosigkeit und Gotteslästerung dieser Zeiten väterlich zu warnen und treulich zu vermahnen.“ Aber was half es? Die Männer des neuen Zeitgeistes saßen schon in den höchsten Behörden, bekleideten die wichtigsten Ämter in Staat und Schule und drangen auch schon in das hochwürdige Ministerium ein. Alle strebsamen Köpfe jubelten der neuen Zeit zu. Bald spottete man öffentlich über „die Zionswächter“, die den Gang der Zeit aufhalten wollten.

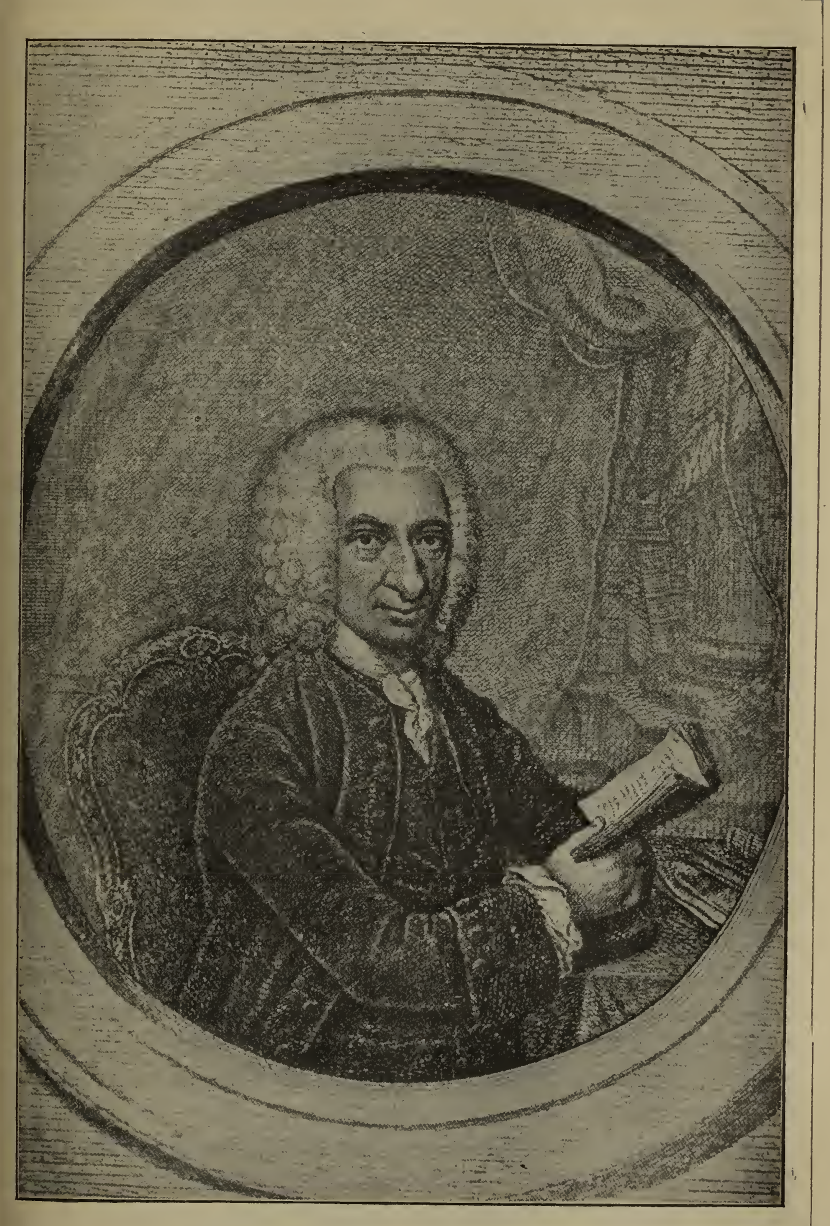
---

23. Hermann Samuel Reimarus.

Am 24. Juni 1727 starb Georg Elieser Edzardi, Professor der orientalischen Sprachen am akademischen Gymnasium. Zu seinem Nachfolger wurde der Rektor der Stadtschule in Wismar, Magister Hermann Samuel Reimarus, erwählt. Mit Freuden verließ dieser Wismar, wo ihm weder die strenge Seeluft noch die Schulverhältnisse zusagten, und zog nach Hamburg, seiner Vaterstadt, wo er am 22. Dezember 1694 als der Sohn des Lehrers der vierten Klasse am Johanneum, Nikolaus Reimarus, und seiner Ehefrau Johanna, geborene Wetken, geboren war. Der Vater war ein hervorragend gebildeter Mann, der, aus einem pommerschen Pfarrhause stammend, im Jahre 1688 aus Kiel, wo er studiert hatte, als

Informator in der Familie des Senators Schaffhausen nach Hamburg gekommen war. Die Mutter entstammte einer angesehenen Hamburger Kaufmannsfamilie. Der junge Hermann Samuel Reimarus hatte von Jugend auf in den angesehensten und gebildetsten Kreisen seiner Vaterstadt verkehrt. Seine Ausbildung empfing er auf dem Johanneum und dem Gymnasium durch Männer wie sein Vater, die beiden Edzardi, Johann Albert Fabricius, Johann Christoph Wolf und Johann Christian Wolf. Von seinen Eltern wurde er in ernster Gottesfurcht und kirchlicher Sitte erzogen. Als Knabe glaubte er, wie er später selbst versicherte, alle Artikel seines Katechismus aus ganzem Herzen. Von Jugend auf für das heilige Predigtamt bestimmt, bezog er wohlvorbereitet im Jahre 1714 die Universität Jena, um Theologie zu studieren. 1716 ging er nach Wittenberg, wo er sich den Magistergrad erwarb und 1719 Beisitzer (Adjunkt) der philosophischen Fakultät wurde. Was er an theologischen Vorlesungen gehört, hatte den hochstrebenden Jüngling nicht befriedigt. Hingegen hatte die Wolff'sche Philosophie auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Schon jetzt kamen ihm Zweifel an der Richtigkeit der überlieferten Kirchenlehre. Nach einer wissenschaftlichen Reise nach Holland und England in den Jahren 1720 und 1721 begann er Ostern 1722 in Wittenberg philosophische Vorlesungen zu halten, stieg aber „vom akademischen Lehrstuhl in den Schulstaub" herab, als im Jahre 1723 ein Ruf nach Wismar als Rektor an der Stadtschule an ihn erging. Von hier berief ihn die Vaterstadt am 6. November 1727 als Professor an ihre höchste Bildungsstätte. Am 3. Juni 1728 trat er sein neues Amt an.

Und nun war Reimarus in seinem Element. Seit dem 11. November 1728 mit Johanna Friederike, der frommen und sanftmütigen Tochter seines hochgeschätzten Lehrers und Kollegen Johann Albert Fabricius, in glücklichster Ehe verheiratet, wohnte er bei der Stavenpforte in einem der kleinen Häuser, die Thomas Koppe bald nach Einführung der Reformation für die Predigerwitwen zu St. Nikolai geschenkt hatte. Von hier ging er täglich in das nahe Gymnasium, um seine Vorlesungen zu halten. Hier trieb er privatim mit den angehenden Theologen Hebräisch oder Chaldäisch und las mit ihnen rabbinische Schriften. In seinen Mußestunden trieb er philosophische und naturwissenschaftliche Studien — oder beschäftigte sich in seinem Garten, denn er war ein großer Freund der Natur und liebte die Blumen, besonders Ranunkeln und Tulpen. In dieser



Hermann Samuel Reimarus.

Liebe zur Natur wußte er sich mit seinem Freunde Brockes eins, der immer mehr von dem Gedanken durchdrungen war:

„Gott in seinen Werken finden,
Ist die wahre Seelenruh."

Auch Reimarus hatte seine Freude daran, die wundervolle Weisheit Gottes in den Einrichtungen auch der kleinsten Geschöpfe zu entdecken. Wiewohl er die Geselligkeit liebte und im Umgang heiter und gesprächig war, wurde in seinem Hause doch nicht an Gastmahle, Schauspiele und dergleichen Zerstreuungen gedacht. Der Verkehr beschränkte sich auf die Verwandtschaft und den kleinen Kreis von Freunden, mit denen Reimarus sich geistig verbunden wußte.

Reimarus hatte ein warmes, religiöses Gefühl und genügte seinen kirchlichen Pflichten mit großer Gewissenhaftigkeit. Trotzdem er je länger je mehr auf dem Wege seiner philosophischen und theologischen Studien zu der Ansicht gelangte, daß die meisten Glaubenslehren der Kirche vor der prüfenden Vernunft nicht bestehen könnten, war er doch ein entschiedener Gegner derjenigen Schriften, in denen die Freidenkerei seiner Zeit sich breit machte. „Mich dünkt," schrieb er, „dies ausgesäte Unkraut findet jetzt mehr als jemals leere Äcker, wo es einwurzeln und sich ausbreiten konnte." Diese Bemerkung erfüllte ihn mit Kummer, und es ward ihm Herzenssache, dem Unglauben entgegenzuarbeiten. Aber er selbst war ein Kind seiner Zeit. Er glaubte den Glauben retten zu können, indem er sämtliche Geheimnisse des Glaubens preisgab, um nur diejenigen Wahrheiten bestehen zu lassen, die auch der Vernunft annehmbar erscheinen. Was die Sünde ist, welches Verderben sie in die Welt gebracht hat, davon hatte Reimarus keine Ahnung. Daß die Vernunft durch die Sünde verfinstert sein sollte, konnte er mit seinen philosophischen Vorstellungen nicht reimen. Jesus war ihm nichts als ein Lehrer des menschlichen Geschlechts. Wunder hat Jesus natürlich nicht gethan. Seine Auferstehung ist eine Dichtung. Die Bibel konnte Reimarus bei solchen Ansichten nicht als Gottes Wort anerkennen: „Hier ist nichts, was einem Lehrbuche, einer Offenbarung der Heilsordnung ähnlich sieht." Reimarus zweifelte nicht aus Übermut oder aus Eitelkeit. Es war ihm aufrichtig um die vermeintlich volle Wahrheit zu thun. Er sah die Weisheit Gottes gerade in der beständigen Ordnung bei dem Wechsel aller Dinge; wie konnte er da zugeben, daß Wunder, etwas, das gegen die Natur geschieht, sich ereignet hätten! Daher war

Reimarus auch nicht von den im Jahre 1753 erschienenen Hamburgischen Katechismen befriedigt. Es trieb ihn, mit einem Werke hervorzutreten, an dessen Abfassung er lange Jahre gearbeitet hatte.

Bis zum Jahre 1754 hatte Reimarus etwa dreißig gelehrte Werke, meistens in lateinischer Sprache verfaßt. Berühmt geworden ist seine Ausgabe des griechischen Historikers Dio Cassius (Hamburg 1750 und 1752). Auch hatte er, wenn die Reihe, das Rektorat des Gymnasiums zu übernehmen, an ihn kam, in Ausübung seiner Amtspflicht, bei dem Tode hervorragender Persönlichkeiten in den zur Leichenfeier einladenden Programmen deren Lebensbeschreibungen verfaßt, unter welchen diejenige seines am 30. April 1736 heimgegangenen Schwiegervaters Johann Albert Fabricius hervorragt. Im Jahre 1754 nun überraschte er, der bereits im sechzigsten Lebensjahre stand, das große Publikum durch ein in deutscher Sprache erschienenes umfangreiches Werk: „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion in zehn Abhandlungen auf eine begreifliche Art erkläret und gerettet.“ Die Schrift erregte großes Aufsehen, wurde auch ins Englische und Holländische übersetzt und erlebte mehrere Auflagen. Wie Reimarus in der Vorrede sagt, dachte er bei der Abfassung dieses Werkes an die tausend und abertausend aufrichtigen Christen, die ihren Glauben zwar nicht aufgeben, aber weil sie selbst Vernunft gebrauchen und die Gründe ihres Glaubens überlegen, sich dennoch heimlich mit allerlei Zweifeln quälen, die ihnen bloß die Unwissenheit und undeutliche Vorstellung in der natürlichen Erkenntnis in den Sinn bringt. So wollte er denn dem gemeinen Mangel vernünftiger Einsichten auf eine leichte und angenehme Art abhelfen. „Möchte ich so viele wüste Menschen belehren können, daß sie ohne Gott in der Welt und ohne Hoffnung des zukünftigen Lebens auch hier unglückselig sind und ihrer eigenen Natur zuwider handeln.“ So wies er denn in seinem Buche Gottes Güte und Weisheit in der Natur nach, woher sich eine natürliche Religion ergebe, durch welche jede positive Religion entbehrlich gemacht werde. Die natürliche Religion, führt Reimarus zum Schlusse aus, läßt uns den Zusammenhang aller Dinge sehen und läßt darum keine Verwirrung im Gemüte nach, sondern bildet dasselbe zur Vollkommenheit. Man sieht, wie weit schon ein so edler Mann, wie Reimarus, von der Wahrheit abirrte, weil er die heilige Schrift als Norm und Quelle unsers Glaubens preisgab.

Reimarus war in Fluß gekommen. Bereits im Jahre 1756

erschien ein zweites größeres Werk aus seiner Feder: „Die Vernunftlehre als eine Anweisung zum richtigen Gebrauch der Vernunft in der Erkenntnis der Wahrheit, aus zwoen ganz natürlichen Regeln der Einstimmung und des Widerspruchs hergeleitet.“ Nach Ansicht des Verfassers gelangt der Mensch durch Anwendung der Vernunft zur wahren Vollkommenheit und Glückseligkeit. Aber freilich, der rechte Gebrauch der Vernunft hängt vom Willen ab. Der Wille hinwiederum muß mit einer eifrigen Begierde nach Wahrheit erfüllt sein, sonst entstehen die größten Irrtümer. Reimarus übersah dabei gänzlich die durch die Sünde entstandene Verfinsterung der Vernunft und ihre gottwidrige Richtung in dem natürlichen Menschen! Auch dies Buch fand den größten Beifall der Zeitgenossen und erschien noch im Jahre 1790 in fünfter Auflage. Im Jahre 1760 ließ der fleißige Gelehrte sein drittes größeres Werk erscheinen: „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe, zur Erkenntnis des Zusammenhangs der Welt, des Schöpfers und unser selbst.“ Reimarus geriet über dieses Buch in einen Streit mit dem gelehrten Moses Mendelssohn in Berlin, der Reimarus sehr schätzte und dessen „schöne Schrift er mit vielem Vergnügen“ gelesen, aber doch gewissen Aufstellungen des Verfassers gegenüber zu dem Schluß gekommen war: „Was bleibt uns also übrig? Nichts als die Schuldigkeit, unsere Unwissenheit zu gestehen!“ Reimarus antwortete in gereiztem Tone.

Es fehlte auch sonst dem alternden Manne nicht an allerlei Kränkungen. Mit dem Rektor des Johanneums, Samuel Müller, wußte er sich nicht zu stellen. Er sah in dem sonst verdienten Manne die Ursache des Rückganges des Gymnasiums und ließ sich hinreißen, in dem Osterprogramm des Jahres 1759 bittere Vorwürfe gegen Müller zu veröffentlichen. Das Scholarchat zwang ihn zum Widerruf. — Schmerzlicher noch war ihm die Kränkung, die ihm ein früherer Schüler, Johann Bernhard Basedow, zufügte. Reimarus hatte auf seine philosophische und theologische Denkweise großen Einfluß gehabt und ihm viel Gutes erwiesen. Nun schrieb Basedow 1763 sein viel Aufsehen und Unwillen erregendes Buch: „Philalethie oder Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft.“ In diesem Buche tadelte er die Beweisführung seines alten Lehrers. Er zweifelte, ob die Beweise des Herrn Professors im stande seien, die Zweifler zu beruhigen. Reimarus empfand diesen Tadel als eine bittere Täuschung. Um so mehr trieb es ihn, an der Fertigstellung

eines Werkes zu arbeiten, das er wohl selbst als die reifste Frucht seiner Lebensarbeit angesehen hat. Es war dies die „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes.“

Reimarus hat an diesem umfangreichen Werke, das in der auf der Stadtbibliothek befindlichen Originalhandschrift aus zwei Quartbänden, jeder etwa 1000 Seiten stark, besteht, seit dem Jahre 1745 bis an sein Lebensende gearbeitet. Einzelne Teile hat er mehrfach umgearbeitet und das Ganze erst kurz vor seinem Tode in der letzten Ausführung vollendet. In diesem Werke nun unterzog Reimarus die ganze heilige Geschichte von seinem deistischen Standpunkte aus einer zersetzenden Kritik. Wunder können nicht geschehen und sind nicht geschehen; geben die Propheten und Jesus und seine Apostel vor, Wunder zu thun, so sind sie eben Betrüger. Mit schonungsloser Konsequenz verwarf Reimarus alles Übernatürliche in und an der Bibel, um die ausschließliche Geltung der Wahrheiten der sogenannten natürlichen Religion zu behaupten. Er selbst glaubte damit die reine Lehre Christi gegen die schon in der apostolischen Zeit ausgeartete Lehre der Kirche retten zu können. Reimarus wollte das Werk nicht drucken lassen, hielt es vielmehr absichtlich geheim. „Ich will die Welt nicht durch meine bekannt gemachten Einsichten irre machen,“ schrieb er, „oder zu Unruhen Anlaß geben. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn (obwohl es ohne meine Schuld geschehen würde) mit Wahrheiten ärgere und in einen wütenden Religionseifer setzen sollte! Lieber mag sich der Weise des Friedens halber unter die herrschenden Ansichten und Gebräuche schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerungen unglücklich machen sollte.“ Nur seinen intimsten Freunden gewährte er von Zeit zu Zeit Einblicke in seine Darstellungen. Seine Kinder ermahnte er: „Bewahret sie (die Schutzschrift) als einen geheimen Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit auf den Fall der Not, bis daß es Gott gefällt, der vernünftigen Religion einen Weg zur öffentlichen ungekränkten Freiheit zu bahnen und euch dann darüber zur Verantwortung zu ziehen.“ Der Sohn, der angesehene Hamburger Arzt und Professor der Naturgeschichte am akademischen Gymnasium, Johann Albert Heinrich Reimarus († am 6. Juni 1814), hat den Willen seines Vaters geachtet und das sorgfältig gehütete Manuskript erst 1813 der Stadtbibliothek übergeben. Aus einzelnen Vorarbeiten zu der „Apologie“ und einzelnen Abschnitten aus derselben, in deren Besitz er gelangt war, hat Lessing die sogenannten „Wolfenbüttelschen

Fragmente" veröffentlicht, die zu seinem bekannten Streit mit dem Hauptpastor Johan Melchior Goeze führten.

Man hat Reimarus unter die Spötter gezählt. Das war er nicht. Es war ihm im Gegenteil um die Erhaltung der Religion ihren Verächtern gegenüber ernstlich zu thun. Aber mit seinem philosophischen Denken stieß er sich an den Geheimnissen des Glaubens und — verwarf sie, um dafür bei dem dürftigsten Rationalismus anzulangen. Die Achtung und Liebe seiner Zeitgenossen genoß er in hohem Grade. Auswärtige gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Einen Ruf an die Universität Göttingen im Jahre 1763 lehnte er ab. Viele Bande fesselten ihn an die Vaterstadt. Er war das geliebte Haupt einer großen Familie. Er war froh und heiter im Kreise der Seinen. Im Alter versammelte er gern einen Kreis gebildeter Männer um sich zur Unterhaltung über allgemeine und wissenschaftliche Fragen. Am 19. Februar 1768 hatte er seine liebsten Freunde in seinem Hause um sich versammelt. Er war heiter wie gewöhnlich. Da sagte er plötzlich zu aller Erstaunen mit feierlichem Tone, er habe sie zu seinem Abschiedsmahle geladen, er fühle, sein Ende sei nahe. Drei Tage später erkrankte er. Er entschlief am 1. März 1768. Seine letzten Worte, die er geschrieben, waren: „Ich bitte voll Demut den ewigen Gott, daß der unversehrt erhaltenen, in jeder Beziehung blühenden Republik eine Jugend erwachsen möge, erfüllt von Gottesfurcht, Wissenschaft und Rechtschaffenheit, von der unser Vaterland nur Gutes hoffen könne!"

---

24. Johan Melchior Goeze.

„Johan Melchior Goeze, gründlich gelehrter Theolog, Philolog, Historiker, Litterator, Kanzelredner von Feuer und Kraft, unermüdlicher Schriftsteller, unermüdlicher Widersacher jeder Neuerung und aller Neuerer; streitbar und streitübend gegen jede Abweichung des von ihm geglaubten und gepredigten Systems bis in den Tod." So lautet das Urteil, welches der Senator Johann Arnold Günther in seinen „Proben einer Bildergallerie Hamburgischer Männer des 18. Jahrhunderts" im „Hanseatischen Magazin" (Jahrgang 1801) über den Mann fällte, den die ganze Welt der Aufklärung für den

Abschaum eines Pfaffen und Heuchlers hielt, und den sie mit der ganzen Fülle ihres Hasses und Spottes zu überschütten nicht müde wurde. „Inquisitor, Papst Hammoniens, Ignorant, ein Ochs, der in Hammonien gern Apis werden möchte, der Götze des Pöpels, Zelot“ — das sind einige der Titel, die man in gebundener und ungebundener Rede diesem Manne gab, dessen einzige Schuld darin bestand, daß er, getreu dem Bekenntnis unserer Kirche und dem Gelübde, das er bei Übernahme seines Amtes abgelegt hatte, mit unerschrockenem Mute den Aufklärern entgegenzutreten und ihnen den Raub, den sie an der Kirche Christi begingen, streitig zu machen wagte. Er hatte den Freimut, seiner Zeit zu sagen: „Wenn erst nach Semler'schen Grundsätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn sie nach der Bahrdt'schen Übersetzung modernisiert, das ist: stinkend und lächerlich gemacht ist, was wird aus der Christenheit werden? Ein Sodom und Gomorrha!“ Dafür hat er die Schmach Christi tragen müssen bis auf diesen Tag.

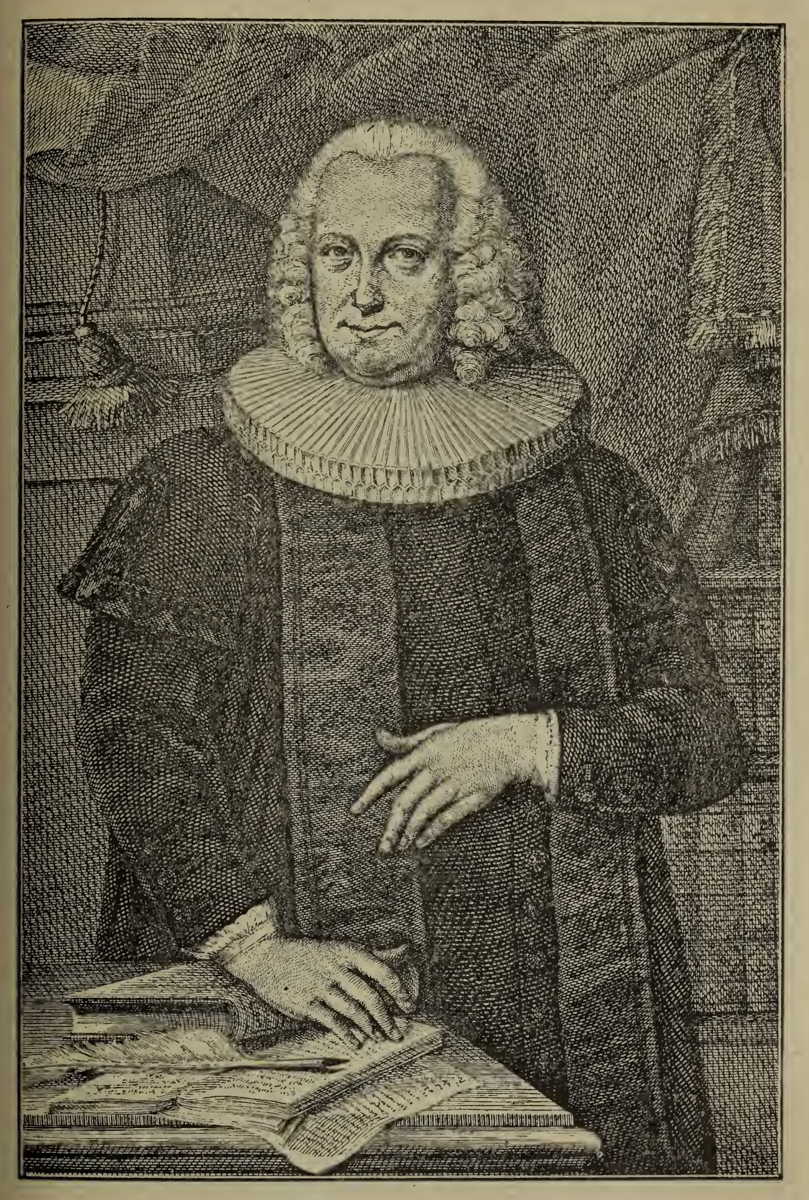
Johan Melchior Goeze wurde am 16. Oktober 1717 zu Halberstadt geboren, wo sein Vater, Johann Heinrich Goeze, Diakonus an St. Martini war. An derselben Kirche stand als Oberpfarrer der Großvater, Konsistorialrat D. Joh. Melchior Goeze. Nachdem der junge Goeze in den Jahren 1734—38 in Jena und Halle studiert hatte, wurde er zuerst Adjunkt des Ministeriums und 1744 Diakonus an St. Stephani in seiner Vaterstadt. 1750 folgte er einem Rufe als Diakonus an der Kirche zum heiligen Geist in Magdeburg und wurde bereits 1752 erster Prediger an dieser Kirche. Geehrt und geliebt als ein besonders tüchtiger Zeuge des Evangeliums, fühlte er sich wohl in Magdeburg und dachte nicht an ein Fortgehen, als am 15. Juni 1755 die Hamburger ihn zum Nachfolger des am 7. April 1754 verstorbenen Pastors Schlosser an St. Katharinen wählten. Da Hamburg durch den Handel damals mit Magdeburg im lebendigsten Verkehr stand, so war der Ruf Goezes auch hierher gedrungen. Sein Buch: „Heilsame Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit auf alle Tage des Jahres“ hatte auch hier zahlreiche Käufer gefunden. Die Annahme der auf ihn gefallenen Wahl wurde Goeze nicht leicht. Erst am 12. Juli erklärte er auf Drängen des hiesigen Rates, „daß er unter herzlichem Gebet nach reiflicher Überlegung aller Umstände, in der Furcht Gottes sich entschlossen habe, dem erhaltenen venerablen Ruf in Demut und Gehorsam zu folgen,“ wenn der König in seine Demission willige. So richtete denn der

Rat am 18. Juli ein sehr devotes Schreiben an den König von Preußen, auf welches die Entlassung allergnädigst zugestanden wurde. Dennoch verzögerte sich Goezes Übersiedelung nach Hamburg bis zum Herbst. Am 15. Oktober endlich traf er mit seiner Familie in Bergedorf ein, wo er übernachtete. Am folgenden Tage fuhr er nach Billwärder, wo er von mehreren Herren des Kirchenkollegiums zu St. Katharinen feierlichst empfangen und bewirtet wurde. Nach der Mahlzeit fuhr man in feierlichem Zuge nach Hamburg, wo man den neuen Pastor mit ungemeiner Liebe aufnahm. Am 13. November wurde er durch den Senior Wagner in sein neues Amt eingeführt. Seine Antrittspredigt handelte auf Grund von 1. Petri 1, 18 von der Verkündigung des Wortes von der Versöhnung als dem Hauptwerk des evangelischen Lehramtes.

Goeze stand im 39. Lebensjahre, als er nach Hamburg kam. In voller männlicher Reife waltete er mit Geschick und Treue seines Amtes. Er predigte aus Glauben in Glauben und bei seiner vorzüglichen Begabung scharte sich sonntäglich eine nach Tausenden zählende Gemeinde um seine Kanzel. Überhaupt hing die ganze Gemeinde mit großer Liebe an dem neuen Hirten, und ein großer Teil derselben hat ihm auch in den späteren Kämpfen unentwegt Treue gehalten. Man sang sein Lob:

„Ein Geist voll Wahrheit, Licht und Stärke,
Ein Prediger durch Wort und Werke, —
Ein Menschenfreund, den alle lieben,
Der, der ist dieser Gottesmann!“

Die ersten Jahre vergingen in ruhiger Amtsthätigkeit. Goeze war an litterarische Thätigkeit gewöhnt. Schon in Magdeburg hatte er ein Sammelwerk angefangen, das er nun in Hamburg fortsetzte: „Sammlung auserlesener Canzelreden über wichtige Stellen der heiligen Schrift, welche verschiedene berühmte und verdiente Lehrer der evangelischen Kirche jetziger Zeit ausgearbeitet, an das Licht gestellet.“ In den Jahren 1754—65 sind von diesem Werke zwölf Bände erschienen. Das Erdbeben zu Lissabon vom 1. November bis 23. Dezember, von dem der „Hamburgische Correspondent“ am 29. November die erste Nachricht brachte, und das in Hamburg einen erschütternden Eindruck machte, weil viele Hamburger dort Verwandte und Geschäftsfreunde hatten, gab Goeze Veranlassung zur Veröffentlichung zweier Predigten über „das fürchterliche und so weit



Johan Melchior Goeze.

ausgebreitete Gericht Gottes im Erdbeben," die er am zweiten Advent 1755 und an dem infolge dieses Ereignisses angeordneten allgemeinen Buß- und Bettag, den 11. März 1756, gehalten hatte. Seine sonntäglichen Predigten gab er 1758 und 1760 in zwei Bänden unter dem Titel: „Gottgeheiligte Sonn- und Festtagsandachten" heraus. Sie werden noch heute hie und da in unsern Christenhäusern als „Tröster" wertgehalten. An den „Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" des Kanonikus Ziegra, der zu den Gegnern der Aufklärung gehörte, war Goeze ein fleißiger Mitarbeiter. Man nannte diese treffliche Zeitschrift später nur: „Die schwarze Zeitung." Wider die sich allmählich immer mehr kundgebende Frivolität erhob Goeze mutig seine Stimme. Auf seine Veranlassung ließ der Rat einen auf das Jahr 1760 erschienenen Kalender mit unanständigen Kupfern konfiszieren. Gegen die überhandnehmenden Maskeraden, sowie gegen die öffentlichen sonntäglichen Schlittenfahrten und den Mißbrauch des Anfanges der heiligen Passionszeit predigte er mit großem Ernst. Der Beifall der gutgesinnten Mitbürger konnte ihn über die Gemeinheit der Pasquille trösten, die zügellose Geister wider ihn schleuderten.

Am 6. Juli 1760 starb der Senior Wagner. Der zu seinem Nachfolger erwählte Pastor Mylius an St. Petri lehnte aus Gesundheitsrücksichten die Annahme dieses Amtes ab. Nun wurde der 43jährige, arbeitsfreudige Pastor Goeze an St. Katharinen zum Senior erwählt. Nach allen Seiten hin bethätigte er seinen Ernst in der Erfüllung seiner neuen Amtspflicht. Über die vierzig Foliobände starken Akten und Protokolle E. E. Ministerii fertigte er ein dreifaches Repertorium an. Seine Amtsbrüder versammelte er um sich und hielt ihnen Vorträge über die Verhältnisse und Rechte der Hamburgischen Kirche. Vor allem aber sah er seine Aufgabe als Senior darin, die Hamburgische Kirche vor dem Gift der Freigeisterei zu bewahren. Es war in ihm ein bischöflicher Geist, der die ihm anvertraute Herde gegen „die greulichen Wölfe" seiner Zeit mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu schützen die Pflicht und das Erbarmen fühlte. Er selbst spricht sich in einer im Verlauf seiner nun beginnenden Kämpfe gegen die Neuerer im Jahre 1770 erschienenen Schrift: „Die gute Sache des wahren Religionseifers" über diese Auffassung seiner Amtspflicht dahin aus, „daß die Verbindlichkeit eines Seniors in Hamburg, die Wahrheit zu verteidigen, doch wohl größer sei als die eines Diakonus in Morungen." „Die Geistlichen

und Theologen sollen auf die einschleichenden oder auch offenbar hervorbrechenden Irrtümer acht geben, die Gefahr derselben anzeigen und die Seelen, für welche sie Rechenschaft ablegen sollen, warnen, auch den Irrgeistern und Verführern widersprechen und ihre Irrtümer aus dem Worte Gottes zu widerlegen suchen." „Vorzüglich sind aber diejenigen Lehrer zur Erfüllung dieser Pflicht und zur Erweisung eines wahren Religionseifers — besonders auch in Schriften — verbunden, welche die Vorsehung in der Kirche auf erhabene Posten gestellt hat. Die Natur und die Beschaffenheit ihrer Ämter verbinden dieselben auf das Stärkste, in den Riß zu treten und die teure evangelische Beilage bis in den Tod zu verteidigen. Ein Lehrer, der zu den Irrtümern stillschweigt und will gleichwohl ein rechter Lehrer sein, der ist ein Fuchs und ein Mietling. Er liegt entweder mit den Feinden unter einer Decke, oder er ist ein Zweifler und ein Windfahrer und will sehen, wo es hinauswolle, ob Christus oder der Teufel siegen werde." So trat denn Goeze mit heiligem Ernst in den Kampf ein, der ihm durchaus nicht als hoffnungslos erscheinen konnte, da im Grunde doch nur die verhältnismäßig noch wenigen litterarisch Gebildeten Anhänger der neuen Lehren waren, und die ganze große Menge des Volks, der mittlere Bürgerstand, die ehrsamen Kaufleute, Handwerker und Arbeiter, noch treu an der ihnen von Jugend auf überlieferten Lehre und kirchlichen Sitte hingen.

Es war Johann Bernhard Basedow, mit dem Goeze zuerst zusammenstieß. Basedow, der Sohn eines Hamburger Perückenmachers (geb. den 11. September 1724), war nach beendeten Studien in Leipzig 1748 nach Hamburg zurückgekehrt. Wegen seiner freien theologischen und philosophischen Ansichten wurde er nicht in die Zahl der Kandidaten des Ministeriums aufgenommen. Nachdem er im Schleswigschen eine Stellung als Hauslehrer in einem adligen Hause bekleidet hatte, wurde er 1752 zum Professor der Moral und der schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Soroe auf Seeland ernannt. Aber infolge seiner aufklärerischen Stellung zur Theologie und Pädagogik wurde er 1761 an das Gymnasium zu Altona versetzt, wo er bald eine reiche schriftstellerische Thätigkeit im Sinne der von ihm vertretenen theologischen und pädagogischen Ansichten entfaltete. In den Jahren 1763—1768 gab Basedow etwa dreißig Schriften heraus, in denen er seine grundstürzenden Anschauungen vertrat. Kein geringerer als Goethe urteilt über ihn: „Er fühlte den unruhigsten Kitzel, alles zu verneinen und sowohl die

Glaubenslehren als die äußeren kirchlichen Handlungen nach eigenen einmal gefaßten Grillen umzuwandeln." Sein Hauptwerk: „Philalethie, neue Aussichten in die Wahrheiten und Religion der Vernunft bis in die Grenzen der glaubwürdigen Offenbarung. Dem denkenden Publico eröffnet. Altona 1763," erregte großes Aufsehen und gewaltigen Anstoß. In Altona wurde Basedow mit seiner Familie von der Beichte und dem heiligen Abendmahl ausgeschlossen. In Hamburg fanden seine Schriften reißenden Absatz. Goeze sagt, daß „die Basedow'schen verführerischen Schriften als ein Hagelschlag auf Hamburg und seine Gemeinden niederfielen, und daß Basedow selbst das Unkraut, das er ausgestreut hatte, durch mündliche Empfehlung und Anpreisung fleißig zu begießen suchte." Die Aufregung wurde so groß, daß der Rat am 25. April 1764 durch ein Dekret die Bürger vor dem Lesen paradoxer Schriften warnte und allen Schulhaltern gebot, sich beim Unterricht nur der eingeführten Katechismen zu bedienen. Aber auch das Ministerium hatte auf Goezes Veranlassung sich mit der Basedow'schen Angelegenheit beschäftigt, und so erschien eine hochbedeutsame Kundgebung desselben, welche einerseits zeigt, wie hoch das Verderben schon damals gestiegen war, und andererseits erkennen läßt, wie viel ernste Frömmigkeit damals noch in Hamburg herrschte und dem Ministerium den Mut gab, eine solche Ansprache an die Gemeinden Hamburgs ergehen zu lassen. Es ist das vom 10. Februar 1764 datierte „Pastoral-Schreiben an die Gemeinen Gottes in Hamburg, um dieselben vor der Gottesvergessenheit, Gottlosigkeit und Gotteslästerung dieser Zeiten väterlich zu warnen und treulich zu verwarnen. An das Licht gestellet von dem Ministerio daselbst. Römer 8, 13. Hamburg, gedruckt und zu bekommen bei Dietrich Anton Harmsen 1764." Die 54 S. S. umfassende, „Senior, Pastores und sämmtliche Prediger des Hamburgischen Ministerii" unterzeichnete Schrift ist von Goeze verfaßt und ist ein glänzendes Zeugnis seines in Gottes Wort gebundenen Gewissens und seines wahrhaft bischöflichen Geistes.

Das Pastoralschreiben erkennt zuerst das Gute an, das sich in der Hamburgischen Kirche findet: „Wir sind aus untrüglichen Kennzeichen versichert, daß der Herr unter unsern Gemeinden noch viele habe, die ihm angehören und welche er für die Seinigen anerkennt, rechtschaffene Liebhaber seines Wortes, wahre Verehrer ihres HEilandes, fleißige und gläubige Beter, geduldige Kreuzträger und überhaupt solche Christen, welche einen dem Evangelio würdigen Wandel führen,

und wir hoffen zu Gott, — daß die Anzahl der wahren Christen unter uns größer sein werde, als solche von blöden, menschlichen Augen bestimmt werden kann." Auf der andern Seite aber muß das Ministerium „mit bekümmertem Herzen und mit thränenden Augen" sehen, wie das aus der Hölle entsprungene Feuer des Verderbens immer weiter um sich greift: „Wir sehen, daß die frechsten und recht satanischen Gotteslästerungen, daß die giftigsten Spöttereien über die ehrwürdigsten Geheimnisse unserer Religion, daß die allerverdammlichsten Reizungen zu einem üppigen und wollüstigen Leben und zu Lastern, welche auch vernünftige Heiden verabscheuen, sich mit großer Gewalt ausbreiten, und müssen besorgen, daß Unglaube, Bosheit, Gottlosigkeit noch mehr überhand nehmen werden." Bei dieser Sachlage fühlen sich die Ministerialen durch ihr Hirten- und Wächteramt verbunden, auf diese zwar nicht ganz ungewöhnliche, aber doch außerordentliche Art ihr Herz zu erleichtern und ihr Gewissen von allen Vorwürfen zu befreien, indem sie ihre Gemeinden vor dem Gift der Freigeisterei und der Ruchlosigkeit, welche so sehr überhand nimmt, verwarnen.

Das Pastoralschreiben geht dann ausführlich ein auf die Zeichen der Zeit. Der Feind Gottes hat eingesehen, daß er seine Absichten durch blutige Verfolgung der Bekenner Jesu nicht erreichen kann. So reizt er denn seine Werkzeuge, die Lehrer der Gottlosigkeit und Bosheit, zu frechen Lästerungen der Wahrheit, durch unverschämte Aufforderungen zu den Lastern, welche uns vom Reiche Gottes ausschließen u. s. w. Man nimmt die Annehmlichkeiten der Beredsamkeit, Dichtkunst, Malerei und Kupferstecherkunst zu Hilfe, um dies Gift der Hölle unbehutsamen und unbefestigten Seelen desto leichter einzuflößen. Die allgemeine Quelle dieses Verderbens ist die natürliche Feindschaft wider Gott und die Wirksamkeit des Geistes, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens. Als besondere Quellen werden namhaft gemacht die versäumte, vernachlässigte, verkehrte und verderbliche Erziehung der Kinder, die Einrichtung und Beschaffenheit so vieler unserer heutigen Gesellschaften mit bösen Geschwätzen, üppigen, zweideutigen Gesprächen, Mißbrauch biblischer Redensarten zu Scherz und Narreteidung und Spöttereien über die heiligsten Gegenstände, und endlich die Menge der gefährlichsten, unzüchtigsten und verdammlichsten Schriften und besonders Kupferstiche. Als Folgen dieses Verderbens werden genannt: ein leichtsinniges, heilloses und verstocktes Herz, ein gebrandmarktes, übertäubtes und unterdrücktes Gewissen, eine durch Wort und Werk ausbrechende Feindschaft gegen den Erlöser der Welt und sein Kreuz,

und endlich die Greuel, welche Sodom und Gomorrha zu Grunde gerichtet haben, von welchen wir die Freigeisterei und den herrschenden Unglauben als Quellen ansehen müssen. Das Ende muß ja das zeitliche und ewige Verderben sein. Mit einer herzlichen und dringenden Ermahnung an die Eltern, ihre Kinder gut zu erziehen, einer Anrede an die Kinder, an ihren Schöpfer in der Jugend zu gedenken, an die gesamten Gemeinden, dies Wort zu Herzen zu nehmen, an die Feinde des Kreuzes Christi, sich warnen zu lassen und endlich an die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, nicht zu verzagen, schließt das hochbedeutsame Dokument, das ja freilich den traurigen Lauf der Dinge nicht aufzuhalten vermochte, aber ein ehrenvolles Zeugnis für diejenigen Männer bildet, die sich der hereinbrechenden Flut des Rationalismus mit heiligem Ernst entgegenwarfen.

Schon hatte der Pastor Johann Dietrich Winckler an St. Nikolai in mehreren Predigten vor den Basedowschen Irrlehren gewarnt, als Senior Goeze am Palmsonntag 1764 in einer Predigt über das Gebet der Unmündigen und der Kinder in der entschiedensten Weise gegen die Basedowschen Grundsätze in der religiösen Unterweisung der Kinder sich äußerte. Er ließ sie im Druck erscheinen, „um seine teuer geachtete und herzlich geliebte Gemeine vor den von dem Altonaischen Professor, Herrn Basedow, ausgestreuten verderblichen Vorschlägen zu einer dem Willen Gottes entgegenlaufenden Kinderzucht und andern grundstürzenden Irrtümern pflichtmäßig und gewissenhaft zu warnen.“ Er kannte das Schicksal, das ein Lehrer in Hamburg in diesem Falle zu erwarten hatte. Aber er fürchtete sich nicht: „Spöttische und anzügliche Schriften mögen als die Schneeflocken um mich herfliegen; ich werde mich dadurch nicht furchtsam machen lassen. Der HErr ist es, der mich richtet.“ Wie er vor dem Altare mit völliger Überzeugung seines Herzens gelobt hat, will er die in der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern unserer Kirche enthaltenen Wahrheiten bis in den Tod behaupten!

Basedow schwieg natürlich auf diesen Angriff nicht, und es entspann sich eine litterarische Fehde, bei welcher von seiten Basedows und seiner Anhänger anzügliche Schriften, Pasquille und satirische Gedichte thatsächlich wie „Schneeflocken“ um Goeze herumwirbelten. Von nun an war er Zielscheibe aller Spötter, die nicht müde wurden, den Hamburger Senior lächerlich zu machen. Ein anonym in Berlin 1766 erschienenes Pasquill: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht“ stellte

Goeze als den Erzinquisitor dar, unter dessen Anführung die Orthodoxen Hamburgs zusammenkommen, um an dem Bildnis Basedows ein Autodafé zu halten. Die Schmähschrift schloß mit dem von dem Hamburger Dichter Johann Matthias Dreyer verfaßten Epigramm:

Da steht er, seine fette Wange
Färbt keine Scham mehr rot;
Und Hamburg, abergläubisch bange,
Horcht fromm auf sein Gebot,
Und ehrt mit knechtischem Entsetzen
Den von ihm selbst erhöhten Mann,
So schuf sich Juda einen Götzen,
Ein goldnes Kalb — und betet's an.

Die Feinde des Glaubens triumphierten. Goeze war in den Augen aller Anhänger der Aufklärung in und außerhalb Hamburgs zum fanatischen Ketzerrichter gestempelt, gegen den man sich jede Schmähung erlauben durfte. Goeze selbst that der Vorwurf, ein Inquisitor zu sein, besonders weh, aber er ließ sich in seinem Kampf gegen die Neuerer nicht beirren. Allen Angriffen des feindlichen Lügengeistes setzte er sein lebendiges Zeugnis für die Wahrheit der reinen Lehre in Wort und Schrift entgegen. Seine Predigten und Texte fanden reißenden Absatz und wurden begierig gelesen. Sein Verleger Bode konnte ihm für jeden Predigtentwurf sechs Thaler Honorar zahlen. Goeze entfaltete eine erstaunliche Thätigkeit als Schriftsteller. Neben seinen erbaulichen Schriften, die großen Beifall fanden, bekämpfte er in wissenschaftlichen Schriften und Aufsätzen die Aufstellungen der rationalistischen Theologen, eines Semler, Bahrdt, Leß u. a. auf schlagfertige und geistreiche Weise.

Zu den vertrautesten Freunden Basedows in Hamburg gehörte der Diakonus Julius Gustav Alberti an St. Katharinen, Goezes Spezialkollege. Alberti war 1755, einige Monate vor Goeze, von einer Landpfarre bei Göttingen nach Hamburg gekommen. Er war ein Rationalist vom reinsten Wasser. Die Freunde der Aufklärung wünschten sich Glück zu der Wahl dieses Mannes, der nicht nur ein begabter Redner, sondern auch ein angenehmer Gesellschafter war. Alberti besaß bei umfassenden Kenntnissen ein ungewöhnliches Talent zur Unterhaltung, wobei er die einem Diener der Kirche gesetzten Grenzen nicht inne hielt. Ein Zeitgenosse erzählt von ihm: „Aller Witz anderer verstummte vor ihm und unauslöschliches Gelächter glänzte und scholl um ihn her, indem bald ein Jude, bald ein Vierländer im

plattdeutschen Dialekt, bald sein Vetter, der Gifhorner Superintendent, bald ein lamoyanter oder meckernder herrnhutischer Kanzelredner nachgemacht ward mit der entsprechenden Pantomime dazu." Mit diesem Kollegen, der seinem innersten Wesen unsympathisch sein mußte, konnte ein Mann wie Goeze unmöglich harmonieren. Anfangs war das Verhältnis der beiden Männer ein leidliches. Goeze veröffentlichte sogar in seinen „auserlesenen Kanzelreden" vom Jahre 1761 eine Predigt Albertis und zierte den betreffenden Band mit einem Bildnis desselben. Bald aber wurde das Verhältnis sehr kühl, und als Goeze öffentlich gegen Basedow auftrat, stand Alberti auf seiten dieses seines Freundes und Dutzbruders und griff den Senior auf der Kanzel an und machte sich lustig über ihn in Gesellschaften. Zum offenen Bruche kam es bei Gelegenheit der Feier des Buß- und Bettages im Herbst 1769. In dem obrigkeitlich verordneten Kirchengebet für diesen Tag fanden sich die Worte: „Schütte deinen Grimm aus auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen." Diese Worte wurden von Alberti und einem andern Prediger ausgelassen. Diese Auslassung wurde sehr bemerkt, und eifrig wurde darüber pro et contra debattiert. Goeze hielt es für seine Pflicht als Senior gegen die eigenmächtige Abweichung von der bestehenden Vorschrift aufzutreten, um so mehr als dieselbe eine unverkennbare Demonstration gegen den alten Glauben enthielt. So veröffentlichte er denn: „Richtige Erklärung der Worte Assaphs, Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm u. s. w., und Beweis, daß die Hamburger Kirche solche nun länger als siebzig Jahre an ihren feierlichen Bußtagen ohne Versündigung gebetet habe und noch ferner zu beten die höchste Ursach und Verbindlichkeit habe." Goeze wies in dieser Schrift nach, daß mit den beanstandeten Worten die Kirche den Herrn um Überwindung ihrer Feinde und um Vernichtung ihrer Anschläge bitte, und daß dabei weder an ihre leibliche Vernichtung gedacht, noch ihre geistliche Errettung ausgeschlossen sei.

Alberti säumte nicht, auf diese Schrift des Seniors mit einer, freilich anonym herausgegebenen „Freimütigen Prüfung, angestellet von einem Freunde des vernünftigen Gottesdienstes" zu antworten, worin er die Auffassung Goezes kritisierte und verhöhnte. Durch diese Polemik wurde die Gemeinde in zwei Parteien geteilt. Die Mehrzahl hatte freilich immer noch Goeze auf seiner Seite. Alberti, der kränklich war und bei seiner großen Familie (er hatte elf Kinder) in Nahrungssorgen geriet, ließ sich zu immer größerer Verbitterung

gegen Goeze hinreißen. Von beiden Seiten wurde der Kampf auf der Kanzel und durch Schriften fortgesetzt. In der Sache wegen des Bußtagsgebetes drang Goeze nicht durch. Weder bei dem Rat noch im Ministerium fand er die erwünschte Unterstützung. Kurz entschlossen legte er nun am 15. August 1770 das Seniorat nieder, das er gerade zehn Jahre geführt hatte. Sein Nachfolger als Senior wurde der jüngste Pastor D. Herrnschmid an St. Michaelis, nachdem die andern Pastoren die Annahme dieser Würde abgelehnt hatten. Am 19. September 1771 wurde die betreffende Stelle des Bußtagsgebetes durch obrigkeitliche Verfügung abgeändert. In einer Predigt vom wahren seligen und falschen verdammlichen Frieden erklärte Goeze, er habe sein Seniorat niedergelegt, weil sich genugsam bekannte Umstände ereignet hätten, welche die Fortsetzung dieses Amtes und sein Gewissen in den stärksten Widerspruch gesetzt hätten.

Der Kampf brach mit erneuter Stärke aus, als Alberti im Dezember 1771 seine längst angekündigte „Anleitung zum Gespräch über die Religion" herausgab und derselben als zweiten Teil „Lehren der Religion" folgen ließ. In seiner Geschichte des Hamburgischen Katechismus erklärt Mönckeberg diesen Albertischen Katechismus für den albernsten, der bisher in Hamburg erschienen war. Es genügt zur Beurteilung dieses Werkes der Hinweis darauf, daß als das Hauptgeschäft des Messias angegeben wird, daß er Unterricht in der Religion erteilt und gelehrt habe, wie nötig es sei, Laster zu meiden und Tugend zu üben, wenn man Gott gefallen wolle. In der Vorrede nahm Alberti für sich die Rechtgläubigkeit in Anspruch und schmähte Goeze als den geschäftigen Mann, „der mit seinen gewöhnlichen Künsten und in der ihm so geläufigen gemeinen Sprache ihm die Beschuldigung einer Neigung zur Indifferentisterei aufbürden wolle." Goeze griff in seinen Predigten zu Anfang des Jahres 1772 das Albertische Lehrbuch an und warnte seine Gemeinde vor den darin enthaltenen Lehren. Am fünften Sonntag nach Epiphanias wollte Goeze eine Predigt über die Wichtigkeit und Notwendigkeit der Lehre vom Satan halten, denn Alberti hatte diese Lehre gänzlich beiseite gelassen. Den Entwurf zu dieser Predigt hatte er schon am Dienstag vorher seinem Drucker Bode übergeben. Bode hatte nun schon Abzüge von diesem Predigtentwurf am Mittwoch verbreitet. Da sandte der Rat am Freitagnachmittag einen Ratsdiener und ließ die ganze Auflage konfiszieren. Die ganze Stadt geriet darüber in Aufregung. Man mutmaßte mit Recht, daß Alberti und sein Anhang diese Konfiskation durchgesetzt

hatten. Goeze predigte nun nicht an diesem Sonntag. Am Donnerstag darauf hielt er die gewöhnliche Wochenpredigt über das Psalmwort: „Ich muß das leiden, die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern.“ Die Presse Hamburgs und Altonas bemächtigte sich dieses Zwischenfalles und die Streitschriften flogen „wie Schneeflocken“ umher. Da erlag Alberti, der schon lange an der Schwindsucht gelitten hatte, unerwartet am 30. März 1772 seinen Leiden. Man beschuldigte offen Goeze, daß er den Tod Albertis auf dem Gewissen habe. Immer wieder mußte er diesen furchtbaren und doch grundlosen Vorwurf über sich ergehen lassen. Inzwischen hatte das Ministerium „eine pflichtmäßige Erinnerung an die Gemeinden zur Bewahrung des Vorbildes der heilsamen Lehre vom Glauben und von der Liebe in Christo JEsu“ ausgearbeitet. Die Schrift rechtfertigte vollauf die Vorwürfe, die Goeze dem Albertischen Buche gemacht hatte.

Dieselbe Beschuldigung wie bei dem Tode Albertis wurde gegen Goeze erhoben, als im Jahre 1777 der Pastor an St. Petri, D. Johann Christoph Friderici, eines unerwarteten Todes starb. Friderici, vorher Generalsuperintendent und erster Prediger zu Clausthal, war 1775 als Mylius' Nachfolger nach Hamburg gekommen. Natürlich wurde die wichtige Frage, ob Friderici orthodox oder aufgeklärt sei, allgemein erwogen. Alles strömte in seine Predigten. Aber Friderici war ein vorsichtiger Mann und vermied jede entschiedene Stellungnahme zum kirchlichen Dogma. Da nun sein Ruhm auch durch die Tagespresse auf die übertriebenste Art ausposaunt wurde, wünschten die Anhänger des alten Glaubens und mit ihnen Pastor Goeze, Friderici möchte über die fraglichen Glaubenslehren sich deutlich und bestimmt erklären. Als Goeze einmal darüber predigte, daß Christum nicht bekennen, wo dies Bekenntnis von uns gefordert und erwartet wird, ebensoviel sei als Christum verleugnen, wurde ihm dies als eine Beleidigung Fridericis vorgeworfen. In einer am 1. Sonntag nach Epiphanias 1776 gehaltenen Predigt brachte aber Friderici die Basedowschen Grundsätze über Kindererziehung auf die Kanzel und erregte bald darauf besonderes Aufsehen durch eine Fastenpredigt, in welcher er die Seelenleiden Jesu am Ölberg in rationalistischer Weise deutete. Senior Herrnschmid an St. Michaelis und Pastor Goeze traten dagegen auf. Aber Fridericis Anhänger suchten seine Rechtgläubigkeit zu verteidigen, reichten gegen Goeze eine förmliche Klageschrift zu Rate ein und erreichten auch, daß Goeze eine Verwarnung erhielt, denn in E. H.

Rate hatten die Aufklärer bereits die Oberhand. Als nun am 11. Sonntag nach Trinitatis 1777 D. Friderici auf der Kanzel plötzlich erkrankte und wenige Tage darauf an einem Gallenfieber verstarb, mußte dies natürlich die Folge eines vorangegangenen Ärgers sein. Und wer anders konnte dem friedliebenden und sanftmütigen Manne diesen Ärger angethan haben als der böse Goeze, der schon den Tod Albertis auf dem Gewissen habe? So wurde denn Goeze frischweg als der Mörder Fridericis verschrieen! Es war Goeze ein Leichtes, die völlige Grundlosigkeit dieser Verleumdung nachzuweisen. Aber was half es ihm? In und außerhalb Hamburgs glaubte man nur zu gern, was später Graf F. L. Stolberg in seinen „Jamben" von ihm dichtete:

> Zween fromme, weise Männer, seines Amts
> Genossen, hat er frömmelnd angezischt
> Und wütend angebrüllet, bis zuletzt
> Sein Drachengift in ihre Wunden floß
> Und einer nach dem andern schwindend starb. —

Es regnete wieder Schmähbriefe und Pasquille auf den treuen Mann. Aus Braunschweig erhielt er einen Brief, worin der Absender ihm schrieb, er werde, wenn er ihm wieder auf der Gasse begegne, sein Lebenslicht wie einen Dampf auslöschen!

Das Jahr 1777 sollte nicht zu Ende gehen, ohne Goeze in einen neuen Kampf zu verwickeln. Es ist dies der sogenannte „Fragmentenstreit," den er mit keinem Geringeren als mit Gotthold Ephraim Lessing, dem berühmten Dichter und Schriftsteller, zu führen hatte. Lessing war 1767 vom Theaterdirektor Ackermann, der das Theater auf dem Gänsemarkt zu einem deutschen Nationaltheater zu erheben suchte, als Dramaturg nach Hamburg berufen worden. Der Kampf Goezes mit Basedow, Alberti u. a. stand damals in höchster Blüte. Lessing, der in den Kreisen der Gegner Goezes verkehrte, gehörte dennoch nicht zu diesen Gegnern, er nahm vielmehr den schwer angegriffenen Mann in den Schutz seines Wortes und seiner Feder, wie andererseits Goeze dem großen Schriftsteller seine Hochachtung bezeugte. Am 24. Januar 1769 hatte Lessing Goeze persönlich kennen gelernt und ihn auf wiederholte Einladung öfters besucht. Lessing bekennt: „Ich habe einen in seinem Betragen sehr natürlichen, in seinen Kenntnissen gar nicht unebnen Mann in ihm gefunden." Goeze andererseits erzählt von Lessing: „Ich habe in seinem Umgang wirklich angenehme Stunden genossen, denn er

konnte freundschaftlichen Widerspruch ertragen; er war willig, seine in verschiedenen Fächern der schönen Wissenschaften erlangteu vorzüglichen Kenntnisse auch andern mitzuteilen.“ Der Verkehr dieser beiden Männer erregte Aufsehen. Lessings Bruder Karl schrieb darüber an diesen: „Man sagt, entweder du bekehrest Goeze oder er dich.“ Lessings Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“ mit dem Schlußgedanken, daß nur die mißverstandene Religion uns von dem Schönen entfernen kann, während die wahre, richtig verstandene Religion uns überall auf das Schöne zurückbringt, bezeichnete Goeze als „ein unnachahmliches Meisterstück“. Lessing ehrte in Goeze den ganzen, ehrlichen Mann, der selbst den Glauben besaß, den er verteidigte. Die neumodischen Theologen nannte er „Kuppler der Wahrheit, die von dem ganzen Christentum nichts übrig lassen als den Namen, von deren vernünftigem Christentum man so eigentlich nicht weiß, weder, wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christentum sitzt.“ Als seine Freunde ihn aufforderten, mit ihnen zu Alberti zu gehen, soll er geantwortet haben: „Geht ihr zu Alberti, ich gehe zu Goeze, da kann ich etwas lernen.“ Lessing war gewiß kein orthodoxer Theologe, im Gegenteil, er war auch ein Freund der Aufklärung. Aber das Religionssystem, das man an die Stelle des alten Glaubens setzen wollte, nannte er „ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen.“ „Was ist sie anders,“ schreibt er an seinen Bruder Karl, „unsere neumodische Theologie gegen die Orthodoxie als Mistjauche gegen unreines Wasser?“ Er verabscheute die Unehrlichkeit jener Aufklärer, die den wesentlichen Lehrinhalt der heiligen Schrift nicht glaubten und doch nicht wagten, ihre Autorität geradezu anzugreifen und einzugestehen, daß sie überhaupt von der Bibellehre abwichen. Den Theologen und Philosophen dieser Art wollte Lessing mit der Herausgabe der sogenannten Wolfenbüttelschen Fragmente einen Hieb versetzen. Daß er damit zugleich aber die Männer des alten Glaubens auf den Kampfplatz forderte, lag teils in dem Inhalt der Fragmente selbst, teils in seiner eigenen Stellung zu den Geheimnissen des Glaubens.

Als Lessing im April 1767 nach Hamburg kam, lebte der Professor Hermann Samuel Reimarus noch. Es scheint aber nicht, daß Lessing ihn persönlich kennen gelernt hat. Am 1. März 1768 starb Reimarus. Bald nach seinem Tode muß Lessing die Bekanntschaft seines Sohnes, des Arztes Johann Albert Heinrich Reimarus, und seiner Tochter Margarethe Elisabeth, gewöhnlich Elise Reimarus

genannt, gemacht haben. Durch sie erhielt Lessing Einblicke in die von ihnen aufbewahrte Geheimschrift des Vaters: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes." Auch gelangte er in den Besitz einiger handschriftlichen Vorarbeiten des Verfassers zu seinem Werk, die Lessing bei seinem Scheiden von Hamburg im Jahre 1770 mit nach Wolfenbüttel nahm. Im Jahre 1779 bekam er alsdann noch durch Elise Reimarus eine Abschrift derjenigen Kapitel aus der letzten Bearbeitung der „Schutzschrift", die sich auf den Durchzug der Israeliten durch das rote Meer beziehen. Weiteres hat Lessing von der Schrift des Reimarus nicht erhalten.

Als er nun im Jahre 1774 als Herzoglicher Bibliothekar in Wolfenbüttel die „Beiträge zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel" herauszugeben begann, veröffentlichte er in einem der ersten Hefte einen Aufsatz: „Von Duldung der Deisten, Fragment eines Ungenannten." Es war ein Bruchstück aus den von ihm aus Hamburg mitgenommenen Vorarbeiten des Reimarus zu seiner „Schutzschrift". Lessing nannte den Verfasser nicht, sondern führte die Leser absichtlich auf eine falsche Fährte. In seiner hinzugefügten Beurteilung des Fragments ließ er übrigens keinen Zweifel darüber, daß er die Ansprüche derjenigen Deisten auf Duldung, „die die Freiheit haben wollen, den Gott der Christen zu verlachen," keineswegs billige. Dies erste Fragment fand wenig Beachtung. Drei Jahre später, 1777, veröffentlichte aber Lessing in den „Beiträgen" unter dem Titel: „Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten" fünf weitere Fragmente, denen er auf 49 Seiten seine Bemerkungen hinzufügte, die er im Inhaltsverzeichnis als „Gegensätze des Herausgebers" bezeichnete. Nun jubelten die Feinde des Offenbarungsglaubens über die wuchtigen Hiebe, die Lessing mit dieser Publikation ihren Gegnern versetzte, während diese in ihren heiligsten Gefühlen sich gekränkt und verletzt sahen. Zu Anfang des Jahres 1778 gab Lessing noch ein weiteres Fragment: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger" als ein besonderes Buch heraus. An der Herausgabe weiterer Fragmente wurde er dadurch gehindert, daß ihm im Juli 1778 die ihm im Jahre 1772 erteilte Zensurfreiheit sowohl für die „Beiträge" als auch für anderweitige Veröffentlichungen in Sachen der Religion entzogen wurde. Lessing hatte bei der Veröffentlichung der Fragmente nicht die Absicht, den Offenbarungsgläubigen den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Vielmehr wollte er, wenigstens anfangs, wie bereits erwähnt, seinen alten

Gegnern, den Aufgeklärten, einen Stein in den Weg werfen. Nach Veröffentlichung des „Mehreren aus den Papieren des Ungenannten" konnten aber die Anhänger der Orthodoxie zu den in diesen Artikeln enthaltenen Angriffen auf die heilige Schrift und die historischen Thatsachen, die dem Christentum zu Grunde liegen, schweigen? So fühlte sich auch Johan Melchior Goeze berufen, gegen die Fragmente und den Mann, der diese Veröffentlichung mit seinem Namen und seiner Stellung deckte, aufzutreten. Sah sich nun Goeze in diesem Kampf einem Gegner von der Bedeutung Lessings gegenübergestellt, so legt die maßlose Heftigkeit der Lessingschen Polemik gegen Goeze Zeugnis davon ab, daß er von den Schlägen dieses Gegners sich schmerzlicher getroffen gefühlt hat als von irgend einem andern Angriff.

Lessing, der gefeierte Dichter, im Kampf mit dem unduldsamen, längst als Gegner der Aufklärung verschrieenen Pastor Goeze in Hamburg — das war ein Schauspiel, dem das ganze gebildete und aufgeklärte Publikum in und außerhalb Hamburgs mit Spannung beiwohnte! Als Goeze mit einem Aufsatz in den „freiwilligen Beiträgen zu den Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" im Dezember 1777 die Fragmente angriff und Lessing gegenüber betonte, daß Einwürfe gegen die historische Wahrheit der Bibel auch Einwürfe gegen die christliche Religion seien, betrachtete Lessing dies als eine „Sottise", auf welche er ihm mit einer „Schnurre" zu antworten gedachte. Er wollte sein durch den Tod seiner Frau und seine mißlichen Vermögensumstände gedrücktes Gemüt durch diese „Katzbalgerei" etwas erheitern. Lessing hatte keine Ahnung von dem tiefen Ernst, mit welchem Goeze die Sache auffaßte. Er schrieb gegen Goeze zwei kurze Aufsätze, eine „Parabel" vom Feuer im Palast, bei welchem die erschrockenen Wächter ein Nordlicht für eine Feuersbrunst halten, und eine „Bitte", Goeze möge es ihm, dem Bibliothekar, nicht verdenken, wenn er, einem Kräuterkenner gleich, auch mal eine Giftpflanze entdecke und veröffentliche. Inzwischen hatte Goeze in den „freiwilligen Beiträgen" vom 30. Januar erklärt, daß er „die Gegensätze des Herrn Lessing mit viel größerer Betrübnis gelesen habe als die Fragmente," da diese Gegensätze unter dem Scheine, es zu erbauen, das Christentum zu stürzen suchten. Nun fuhr Lessing, der sich getroffen fühlte, auf, und in einem im heftigsten und gehässigsten Tone gehaltenen „Absagungsschreiben" erklärte er, er wollte schlechterdings nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der lutherischen Religion weniger gut meine als Goeze, der

keinen Funken Lutherischen Geistes besitze. Hiermit begann die erbitterte Polemik des Dichters gegen Goeze, die in den zwölf von ihm geschriebenen „Anti-Goeze“ mit allen Mitteln Lessingscher Dialektik und mit einem steigenden Aufwand von Witz, Satire und Spott geführt worden ist. Lessing ließ seinem Gegner kein gutes Haar. In den Augen aller Gebildeten Deutschlands mußte Goeze als das Muster eines heuchlerischen und bornierten Pfaffen erscheinen. Man begreift diese Angriffe Lessings gegen den früher von ihm geschätzten Mann nur, wenn man annimmt, daß Lessing trotz seiner Stellung zur Schrift und zur Offenbarung ein Christ sein wollte. Er wollte nicht leiden, „daß man ihn aus seines Vaters Hause würfe.“ Daß Goeze ihm seine Stellung als eine gänzlich unhaltbare mit unwiderleglichen Argumenten und mit gewissensmäßigem Ernst nachwies, das machte ihn so bitter und so ungerecht gegen diesen Mann. Goeze hat in den vier polemischen Schriften, die er gegen Lessing richtete, niemals den ernsten, würdigen Ton, der ihm als einem Diener Christi geziemte, außer acht gelassen. Es war ihm nicht um die Vernichtung, sondern um die Rettung seines Gegners, in dem er einen bei allen vorzüglichen Einsichten und Kenntnissen Verblendeten sah, zu thun. So konnte Goeze in der zweiten der drei, „Lessings Schwächen“ betitelten Gegenschriften in den väterlichsten und wärmsten Ausdrücken ihn vor dem Angesichte Gottes bitten, an die Rechenschaft zu denken, die der Herr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und verlästert worden, an jenem Tage von ihm fordern werde. Er schließt diesen Appell an das bessere Ich Lessings mit den Worten: „Ist diese aus dem aufrichtigsten und um Ihre Rettung wahrhaft bekümmerten Herzen hergeflossene Gewissensrüge an Ihnen verloren, werden Sie solche als Pfaffengeschwätz stolz verachten, so bezeuge ich hiemit vor Gott und vor der Welt, daß ich rein bin von Ihrem Blute!“ — Auf die stets wiederholte Frage Goezes, welche Religion Lessing unter der christlichen verstehe, und welche er selbst glaube, antwortete derselbe mit der Schrift: „Nötige Antwort auf eine höchst unnötige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze.“ Goeze antwortete in dem dritten Stück von „Lessings Schwächen“. Er überführte ihn mit seinen eigenen Worten, daß er mit dem Ausdruck „christliche Religion“ nur gespielt habe. Lessing schrieb eine „erste Folge seiner nötigen Antwort“, und dann schwiegen beide Gegner. Lessing schrieb aber 1779 seinen „Nathan der Weise“, womit er „den Theologen einen ärgeren Possen spielen wollte als mit zehn Fragmenten.“ Daß

er in dem verdammungssüchtigen, blutgierigen Patriarchen seinen pastoralen Gegner im Fragmentenstreit hat zeichnen wollen, ist männiglich bekannt. Und daß Lessing im Nathan den Islam und das Judentum auf Kosten des Christentums verherrlicht, ist ebenso bekannt. Aber Goeze wird recht behalten:

„Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort aus Gott."

Außer in den bisher geschilderten Kämpfen hat Goeze noch bei manchen andern Gelegenheiten mannhaft sein Schwert zu Schutz und Trutz gezogen. So im Jahre 1769, als er gegen den jungen Pastor Schlosser in Bergedorf, den Sohn seines Vorgängers an St. Katharinen, der einige Schauspiele, die er als Student verfaßt hatte, in Hamburg hatte aufführen lassen, öffentlich auftrat. Sein Gewissen nötigte ihn, dem Verfasser das Ärgernis, das er gegeben, vorzuhalten. Der Streit war schon beigelegt, als Professor Nölting am Gymnasium als Verteidiger Schlossers auftrat, und nun ein heftiger Kampf entbrannte. Goeze schrieb: „Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen Schaubühne überhaupt, wie auch der Fragen, ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigtamte stehender Mann, ohne ein schweres Ärgerniß zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken lassen, und die Schaubühne, so wie sie jetzo ist, vertheidigen und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen und der guten Sitten anpreisen könne?" — „Wie viel Schritte haben wir noch zum Heidentum?" fragt Goeze angesichts des damaligen Zustandes des Theaters. Von Lessings Lustspielen jedoch gesteht er, das Werk lobe den Meister. Es regnete nun Gegenschriften auf Goeze. E. H. Rat machte aber am 23. November 1769 dem Streit ein Ende durch das Verbot, in dieser Sache weiter etwas zu drucken oder zu verkaufen.

Als 1774 der Roman Goethes: „Die Leiden des jungen Werther" erschien, hielt Goeze auch darüber nicht mit seinem Urteil zurück. Er nannte das Buch eine „Apologie für den Selbstmord" und warnte seine Zeitgenossen, welche dasselbe gierig verschlangen, vor diesem Gift. Er meinte, E. H. Rat müsse wieder wie vordem das Ministerium auffordern, den Gemeinden die Abscheulichkeit und Verdammlichkeit des Selbstmordes nachdrücklich vorzustellen: „Wann könne solche Aufforderung nötiger sein als in unsern Tagen, da Apologien für den Selbstmord geschrieben werden und einen ungestörten freien Lauf haben, da gottlose Zeitungs-Rezensenten solche verfluchungswürdige Schriften anpreisen, die Selbstmörder als Tugend-

helden rühmen und sie selig preisen!“ Seine Ansichten über den Goethe'schen Roman faßte er zusammen in der Schrift: „Kurze aber notwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers. 1775.“ Eine weitere litterarische Fehde schloß sich nicht an diese Veröffentlichung, aber sein Leumund bei den Wortführern seiner Zeit besserte sich dadurch auch nicht.

Man hat Goeze auch seine konfessionelle Stellung zu den Reformierten und Katholiken zum Vorwurf gemacht. Die Zahl der reformierten Christen in Hamburg hatte im Laufe des Jahrhunderts bedeutend zugenommen. Ihre Gottesdienste hielten sie in den Gesandtschaftskapellen resp. des holländischen und preußischen Gesandten. Seit der Mitte des Jahrhunderts erstrebten sie freie Religionsübung. Das Ministerium trat im Jahre 1766 diesem Ansinnen ernstlich entgegen, und Goeze als Senior entwarf und veröffentlichte ein „Pflichtmäßiges und auf unbeweglichen Gründen beruhendes Zeugnis der Wahrheit“ gegen die Ansprüche der Reformierten. Er meinte, wenn man ihrem Verlangen willfahre, so würde dadurch die lutherische Kirche viel leiden, ja, dadurch der Grund zu ihrem völligen Untergang gelegt werden. Wenn die Reformierten erst völlig freies Exercitium religionis hätten, so würden sich bald auch andere Schwärmer melden und auf diese Weise das evangelisch-lutherische Hamburg „eine Grundsuppe aller möglichen Sekten“ werden! Goeze mußte es noch erleben, daß im Jahre 1785 den Reformierten ihr Wunsch gewährt wurde. — Noch entschiedener als gegen die Reformierten trat er gegen die Papisten auf. In seiner „Lehre vom Tode“ ruft er aus: „Verblendete Anhänger des römischen Stuhles, die ihr am hellen Mittag tappet wie ein Blinder im Finstern, werdet ihr nicht einmal anfangen, euch der ungereimten und unvernünftigen Gerechtigkeit zu schämen, womit ihr euch selbst so schändlich betrüget?“ Bis zum letzten Lebenshauche hat Goeze gegen das Papsttum polemisiert und seine Gemeinde davor gewarnt. Die Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1773, dem er sehr gram war, „weil er die evangelische Kirche von seinem Ursprunge an mit äußerster List und Gewalt verfolget und derselben auf alle mögliche Weise das völlige Garaus zu machen versuchet,“ machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck. „Herr, du bist gerecht, und deine Gerichte sind wahrhaftig!“ ruft er aus. Im Jahre 1779 bekämpfte er in einigen Predigten die katholische Lehre von der Fürbitte der Heiligen. Der österreichische Gesandte beklagte sich bei E. H. Rate über Goeze. Der Rat, schon ungünstig wegen Goeze gestimmt, ver-

langte einen Widerruf, aber die „Sechziger“ standen Goeze bei, und dieser fuhr ungehindert fort, die katholischen Irrtümer zu bekämpfen. In einer 1768 gehaltenen und später im Druck weiter ausgeführten Predigt sprach er sich aus über die Liebe gegen fremde Religionsverwandte. Goeze vertritt hier den Standpunkt der wahren, gottgewollten Toleranz gegenüber der falschen Toleranz, die „eine bloße Larve ist, nur gebraucht, um eigennützige, tückische und wirklich feindselige Absichten gegen die Wahrheit und die Bekenner derselben zu bedecken.“ Die Liebe zu den Andersdenkenden dürfe der Sicherheit und Wohlfahrt unserer Kirche keinen Abbruch thun.

Gegen Ende seines Lebens geriet Goeze noch in heftige Kontroversen mit einigen seiner Amtsbrüder. So im Jahre 1780 mit seinem Spezialkollegen, dem Diakonus Winckler an St. Katharinen, über die 3. Mose 18 verbotenen Ehen naher Verwandten, und über den von demselben bestrittenen Titel eines Hauptpastors zu Hamburg. Im Jahre 1782 hatte Pastor Sturm an St. Petri sich in einer Predigt dahin geäußert, die Erkenntnis christlicher Lehre unter den Juden, Türken und Heiden werde mehr durch Künste und Wissenschaften, Schiffahrt und Handel ausgebreitet, als durch die Mission; Goeze verteidigte ihm gegenüber in einer ausführlichen Schrift das gute Recht und die Bedeutung der Mission. Mit den Pastoren Rambach an St. Michaelis und Moldenhawer am Dom geriet er ebenfalls im Jahre 1782 in einen Streit über die Auffassung der Worte Christi im Evangelium des 2. Advents: Lukas 21, 25—36, die diese nicht von der Wiederkunft Christi zum Weltgericht, sondern von dem Gericht über Judäa und Jerusalem erklärt wissen wollten. Der Streit zog sich mehrere Jahre hin und nahm eine sehr persönliche Färbung an. Endlich hatte er sich gegen eine ihm von einer auswärtigen Gesellschaft von Ärzten aufgebürdete boshafte Verleumdung und gegen die Schmähungen eines gewissen Litteraten Cranz, der 1784 ein „unparteiisches Gemälde des Herrn Hauptpastor Goeze“ herausgab, zu verteidigen.

Über die innersten Motive für seine Kampfesstellung der ganzen Religions- und Weltanschauung seiner Zeit gegenüber hat Goeze sich in der Vorrede zu einer seiner Schriften aus dem Jahre 1782 ausgesprochen: „Man wird mir den Einwurf machen, daß ich mir alle diese Unruhen, diese Arbeiten, diese Angriffe selbst gemacht und selbst zugezogen hätte. — Kanntest du die Zeichen dieser Zeit und den in denselben herrschenden Geschmack nicht? Wußtest du nicht, daß gegen-

wärtig die Zahl der Athener sehr groß ist, welche auf nichts anderes gerichtet, denn etwas Neues zu sehen und zu hören? Was konnte dich also bewegen, das alte Evangelium dennoch beständig zu predigen, und die Lehre von JEsu, sein Verhalten, seine Wunder vornehmlich zum Hauptgegenstand deiner Vorträge zu machen? — Hättest du nicht das Evangelium herlesen und aus demselben einen Umstand ergreifen und einen blos philosophisch-moralischen Diskurs halten können? — Auf diese und noch mehrere Vorwürfe dieser Art kann ich nur ganz kurz antworten: Ich habe das, was ich nach diesen Urteilen hätte unterlassen sollen, gethan und werde es ferner bis an mein seliges Ende unter göttlichem Beistande thun; ich habe das, was ich hätte thun sollen, unterlassen, weil ich meinem Eide treu bleiben, mein Gewissen nicht beschweren und mir kein Sterbebett von Dornen bereiten will." Unzählige Male beruft er sich für seine Offensiv- und Defensivstellung auf die in der Formula committendi bei Antritt seines hiesigen Amtes vor Gottes Angesicht ihm feierlichst auferlegte und von ihm beschworene Verpflichtung, „alle dem Worte Gottes widersprechenden Irrtümer, wie sehr sie auch durch das Ansehen der Menschen begünstigt werden mögen, gründlich zu widerlegen und vor denselben seine Zuhörer zu warnen." In allen Kämpfen behielt er ein getrostes Herz und einen fröhlichen Mut. „Mir hat," bekennt er, „bisher die Güte Gottes Mut und Freudigkeit gegeben, alle Angriffe mit Mitleiden anzusehen und mit herzlicher Fürbitte zu erwidern. Noch keine schlaflose Nacht haben sie mir verursacht, noch viel weniger an meiner Gesundheit mir den geringsten Schaden zugefügt. Von Schmähschriften und Pasquillen werde ich durch die Gnade meines Gottes gewis nicht sterben, sondern, solange es meinem HErrn gefällt, leben, sein Wort verkündigen und unter seinem Beistand nach seiner Vorschrift so lange verteidigen, so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann."

In seinem Amte war er ein bis an sein Ende gern gehörter Prediger. Seine Hauptpredigten füllten von Anfang bis zu Ende die Katharinenkirche mit einer andächtigen Gemeinde. Seine Kathariniten wußten, was sie an diesem treuen Seelenhirten besaßen. Seine Gegner warfen ihm freilich vor, er habe seine Predigten „mit heißerer, engbrüstiger Stimme und mit einem heulenden, schleppenden Ton" gehalten. Dagegen nennt ihn der Senator Günther einen „Kanzelredner von Feuer und Kraft." Einer seiner Feinde, der Litterat Cranz, rühmt Goezes Festigkeit und Treue, wodurch er seine zahlreiche Herde

auf seiner Weide unzerstreut zusammengehalten habe. Gegen Arme und Notleidende hatte er eine offene Hand, und wer zu ihm ging, um Rat und Trost zu holen, fand in ihm einen überaus freundlichen, leutseligen und wohlwollenden Berater. Auswärtige, die nach Hamburg kamen, um dieses „Monstrum eines Pfaffen und Zeloten" kennen zu lernen, haben sich von seiner Leutseligkeit und von der Rechtschaffenheit seines Charakters und Privatlebens überzeugen müssen. So spricht Musäus, der Verfasser der physiognomischen Reisen, von dem „kreuzbraven Exsenior in H.," und höhnt diejenigen, denen es ausgemacht ist, daß Goeze ein ungestümer Zelot und Ketzermacher sei: „Der Mann darf nur einmal in die gelehrte Welt hineinhusten oder niesen, so kneipt und beißt alles auf ihn, läuft ihm jeder literarische Troßbub nach und rauft ihm ein Haar aus dem Bart! Lieben Brüder, beurteilt den Mann doch nicht blos nach der Physiognomie seiner Schriften, sondern nach der Thatsache seines Lebens und Wandels!"

In seinem Hause und in seiner Familie führte Goeze ein stilles, von mancher Trübsal durchwobenes Leben. Am 16. Oktober 1755, gerade an seinem 38. Geburtstag, hatte er an der Hand seiner Gattin, Johanna Rosine, geborene Derling, mit welcher er seit 1746 in glücklichster Ehe verbunden war, und mit vier blühenden Kindern sein großes neugebautes Pastorat betreten. Im Jahre 1763 starben ihm innerhalb acht Tagen zwei Kinder, das zweite war sein einziges, heißgeliebtes Töchterlein. Sehr schwer traf ihn der Verlust seines ältesten Sohnes Johann August, eines Jünglings, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte; derselbe starb als Student in Leipzig am 15. September 1769. Am 8. Februar 1771 feierte er seine silberne Hochzeit. Seine Frau, die lange kränklich und gemütsleidend gewesen, starb am 1. Juni 1774. Nun blieb ihm noch sein einziger Sohn Johann Gottlieb, dem er eine sorgfältige Erziehung gab. Um diesen Sohn für Geschichte und Kunst zu interessieren, legte er eine Münzsammlung an, die zum Teil sehr seltene und merkwürdige goldene und silberne Münzen enthielt. Goeze erlebte die Freude, daß sein Sohn am 6. November 1785 zum Pastor an der Johanniskirche erwählt wurde. Derselbe überlebte den Vater nur um wenige Jahre. Er starb schon 1791. — Unter seinen Büchern fühlte Goeze sich am wohlsten. Er hatte eine höchst vollständige und wertvolle Sammlung alter und seltener Bibeln angelegt, die der Sohn in seinem Testament der Stadtbibliothek vermacht hat. Im Sommer suchte er auf seinem kleinen, nahe gelegenen Garten seine Erquickung, teils um die Natur

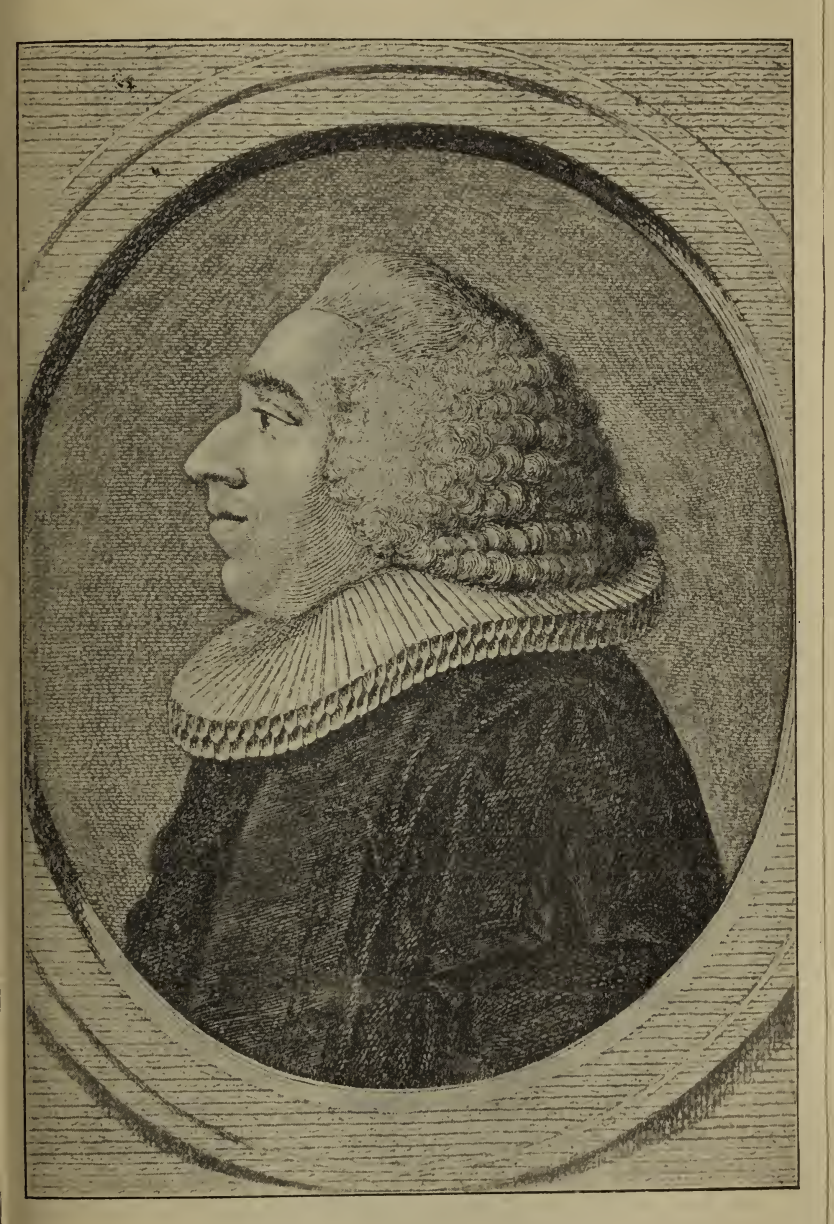
in ihrer Schönheit zu betrachten, teils um daselbst ruhiger studieren zu können. Im Winter kam er wenig aus seiner Studierstube. Seiner Gesundheit wegen hatte er sich eine strenge Diät auferlegt und seit dem Tode seiner Frau entzog er sich allen gesellschaftlichen Verpflichtungen. In der letzten Zeit seines Lebens litt Goeze an der Wassersucht. Von seinen letzten Wochen schreibt einer seiner Gegner, der mehrerwähnte Cranz: „Er war kein Heuchler. In seiner letzten Krankheit sah er den annähernden Tod. Mit ruhiger Miene kann den der Heuchler nie kommen sehen. Aber Herr Pastor Goeze blieb ruhig, so weit und so lange es körperliche Schmerzen erlaubten. Sein Geist war frei und heiter.“ Am 19. Mai 1786, mittags um ein Uhr entschlief der müde Streiter. Zehn Jahre vorher hatte er geschrieben: „Wie sehr würde ich mich betrogen haben, wenn ich mit der Absicht, Menschentage zu finden, nach Hamburg gegangen wäre! Gottlob, der größeste Teil der Last und Hitze meines Tages ist überstanden. Mein Abend rückt immer näher herbei. — Die beruhigende Versicherung meines Gewissens kann ich mit ins Grab nehmen, daß unsere, Gott wende es in Gnaden ab, vielleicht sehr bedauerungswürdigen Nachkommen kein Recht haben werden, über meine Trägheit, Kreuzesflucht, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu seufzen!“ Wir scheiden von diesem Manne mit dem Zeugnis eines seiner Nachfolger an St. Katharinen, des seligen P. Wendt:

„Man muß Respekt haben vor diesem Mann, auch wenn man ihn tadeln muß und mit ihm nicht übereinstimmen kann. Ehrfurchtgebietend steht er da in seiner Zeit, wie eine alte, hochemporragende Burg, nur von wenigen gekannt und gewürdigt. Es wird immer einsamer um ihn; unerschrocken kämpft er mit den feindlichen Mächten seiner Zeit, aber fruchtlos und vergebens. — Als er vom Schauplatz abtrat, war der Sieg des Rationalismus in Hamburg vollständig entschieden!“ Aber auch sein Leben und seine Arbeit ist nicht vergeblich gewesen in dem Herrn.

---

25. Christoph Christian Sturm.

In den Jahren 1783 und 1784 befand sich der Hof- und Stadtvikarius Christoph Friedrich Rinck auf einer Studienreise durch Deutschland. Am 23. Januar 1784 kam er nach Hamburg und besuchte am darauf folgenden Sonntag, den 25. Januar, den Hauptgottesdienst in St. Petri. Hören wir seine Schilderung dieses Kirchenbesuches aus seinem „Tagebuch": „Ich ging in die Petri Kirche, wo Sturm erster Prediger ist. Sturms Kirche war sehr voll, doch sagte er mir nachher, daß sie bey besserem Wetter viel völler, gewöhnlich mit 6000 (!) Personen besetzt seye. Um $1/4$ auf 10 kam er auf die Canzel in einem langen, nach Art der Zürcher gemachten schwarzen Rock, Mantel und Kragen und einer ganz besondern Perucke; diese Art besteht nehmlich aus lauter unzehlich vielen, kleinen Löckchen, ist sehr dick, geht weit in das Gesicht hervor, aber nicht lang, sondern hinten ganz abgestuzt, daß sie auf dem Kragen aufruhen kann. Sturm hat ein gutes Ansehen auf der Canzel, munter, frei, würdig, natürlich, lebhaft. So wie das Gesang sich endigte, zog jedes einen gedruckten Zettel hervor; diß ist nehmlich eine Skizze von der zu haltenden Predigt. Sturm spricht sehr deutlich, langsam, distinkt, mit würdigem Ton, so laut, daß die ganze große Kirch ausgefüllt wird. Sein Aeußerliches ist auch anständig und beredt, er macht schickliche Gestus. Er sprach würklich eine volle Stund, aber das Interesse, womit er sprach und das er zu erregen wußte, bewahrte jeden Zuhörer für Langerweile. Nach der Predigt verlas Herr Sturm ein Gebet. Nun aber ein unausstehlicher Schlendrian mit Fürbitten — für glücklich entbundene, für schwangere, für reisende, für studierende auf Akademien, für solche, die von einer Reise zurückkamen, für verstorbene Anverwandte, für Verlobte u. s. w. Die Rubriken sind unzehlich, die alle in die Fürbitte kommen. Die Fürbitten währten dißmal nur $1/2$ Stunde, mir $1/2$ Ewigkeit, Sturm sagte mir, daß sie sonst oft eine ganze Stunde währten. — Nach der Kirch besuchte ich gleich Herrn Sturm. Er ist ein sehr angenehmer Gesellschafter, hat überhaupt eine vortreffliche Gabe, sich mitzuteilen und sich geltend zu machen. Um 12 Uhr ging ich in die Katharinen Kirche, den jungen Herrn Winckler zu hören. — Nach der Kirch blieb ich zu Hauß, biß gegen 6 Uhr, gieng dann zu Herrn Sturm, der mich in Gesellschaft zu sich geladen. Herr Prediger Rambach war auch da, einige Kaufherrn mit ihren Frauen. Mit den beeden Predigern unterhielt ich mich von den



Christoph Christian Sturm.

Angelegenheiten der Kirche und der Religion. Sie schilderten mir den großen Haufen von Menschen in Hamburg, vermischt aus allerlei Nationen, von ganz steifer Denkungs-Art in der Religion; desto weniger Kenntnisse sie haben, desto mehr eifern und wüten sie, wenn nur das geringste gefährliche ihnen bekannt wird." — Der Herr Hofvikarius hat uns im Vorstehenden mit einem der beliebtesten Prediger Hamburgs aus der Anfangszeit des Rationalismus bekannt gemacht.

Christoph Christian Sturm wurde am 25. Januar 1740 zu Augsburg als Sohn des dortigen Kaiserlichen Notars und Aktuarius Johann Jakob Sturm geboren. Nachdem er in Jena und Halle studiert hatte, wurde er 1767 zum Diakonus an der Marktkirche in Halle gewählt. Im Juni 1769 erhielt er den Ruf zur zweiten Predigerstelle an der Heiligen Geistkirche in Magdeburg. Er war bei seiner Gemeinde außerordentlich beliebt, und dieselbe ließ ihn nur ungern scheiden, als er im April 1778 nach dem Tode D. Fridericis zum Hauptpastor an St. Petri in Hamburg erwählt wurde. Am 1. September hielt er seine Antrittspredigt, die gleich einen starken Eindruck auf die Hörer machte und ihm großen Beifall erwarb. Durch seine vorzüglichen Predigtgaben, durch seine Amtstreue, durch seine Gutherzigkeit wie durch seinen ganzen Sinn und Wandel wurde er sehr bald der beliebteste Prediger Hamburgs. Seine Theologie war diejenige der Aufklärungszeit, allerdings gemildert durch eine warme persönliche Frömmigkeit, die vor den großen Geheimnissen unsers Glaubens, der Menschwerdung Christi und seinem stellvertretenden Versöhnungsleiden die Vernunft zurücktreten ließ. Er schrieb an einen Freund: „Sie wissen, wie sehr ich die Vernunftreligion ehre, aber sie muß auch nicht auf Kosten und zur Verkleinerung der Christusreligion, der sie doch allein ihr gegenwärtiges Licht zu verdanken hat, gelehret und gepriesen werden." Er predigte von dem hohen Wert der Versöhnung Jesu Christi; von der in der Geburt Jesu erschienenen Gnade Gottes; — aber auch von dem Vergnügen eines Christen aus der Betrachtung der Natur; von dem Pflanzenreich als einer Schule des Todes, von dem christlichen Dank für die Erhaltung unserer Gesundheit; von der Pflicht der Sparsamkeit und den natürlichen Folgen der Verschwendung; von der Sorge für die Unsrigen vor unserm Absterben, u. s. w. So war er denn in den Augen seiner Zeitgenossen „ein sachverständiger, rechtschaffener Religionslehrer, der die redliche Absicht hatte, christliche Gottseligkeit

und Tugend unter den Menschen zu befördern," und da er außerdem „ein sehr teilnehmender, mitleidiger Mann und ein zärtlicher Freund" war, so konnte ihm der Beifall „der Besten seiner Zeit" nicht fehlen.

Sturm war ein fruchtbarer Erbauungsschriftsteller. Seine „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden, auf jeden Tag des Jahres", zuerst 1768 erschienen und in vielen Auflagen verbreitet, sind bis in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts ein beliebtes Hausandachtsbuch gewesen. Ebenso waren die 1763 zuerst erschienenen „Heilige Betrachtungen eines Communicanten" ein vielbenutztes Kommunionbuch. Seine „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und Vorsehung auf alle Tage des Jahres" wurden von der verwitweten Königin von Preußen ins Französische übersetzt. Auch als geistlicher Liederdichter hat sich Sturm einen Namen erworben. Er dichtete mit „der Gabe frisch strömender Äußerung" Natur-, Kinder- und Kirchenlieder, von denen 24 sich in unserm jetzigen Gesangbuch finden, darunter das schöne Lied: „Ich weiß, an wen mein Glaub sich hält," und das Konfirmationslied: „Herr, dir gelob ich neue Treue." An der Abfassung des Hamburger Gesangbuches vom Jahre 1788 hat Sturm als Mitglied der Gesangbuchskommission thätigen Anteil genommen. Die Einführung desselben erlebte er nicht mehr. Als „thätiger Menschenfreund" war er ein warmer Gönner und Förderer der von Professor Johann Georg Büsch ins Leben gerufenen Anstalt zur unentgeltlichen Heilung und Verpflegung armer Kranken. Auch an den Bestrebungen Büschs zur Hebung des Armenwesens, die zur Gründung der Allgemeinen Armenanstalt führten, beteiligte sich Sturm. Gegen Ende seines Lebens wurde er durch eine am Sonntag Mis. Dom. 1782 in der Predigt gethane Äußerung gegen die Heidenmission in einen Streit mit Johan Melchior Goeze verwickelt. Von zarter Gesundheit, wurde er am 10. August 1786 auf seinem Garten von einem Blutsturz befallen und starb am 26. August mit „heiterer Miene", nachdem er leise die Worte gesprochen: „Ich bin meiner Seligkeit gewiß, ich sehe meinen Lohn vor mir, dort glänzt meine Krone!"

---

26. Ein Streit über die Mission im Jahre 1782.

„Erweitere die Grenzen deines Gnadenreiches, und laß noch viele ungläubige Völker durch das Licht deines Evangelii erleuchtet und zu deiner Heerde geführet werden.“ So betete man im allgemeinen Kirchengebet am Dankfest zum hundertjährigen Andenken an den Westphälischen Frieden, den 27. Oktober 1748, in allen Hamburgischen Kirchen. Und am Dankfest zum Gedächtnis des zweihundertjährigen Religionsfriedens, den 5. Oktober 1755, betete man: „Erleuchte und bekehre die bisherigen Widersacher deiner Heerde, und laß die Evangelische Wahrheit auf dem Erdkreis immer weiter ausgebreitet, ja alle Völker dadurch erleuchtet werden, daß man dir überall in einem Geiste diene!“ Man betete für die Mission, ohne das Wort zu nennen. Seit 1705 gab es eine lutherische Mission, die dänisch-hallesche Mission in Ostindien, und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Mission auch in Hamburg Freunde und Förderung gefunden hat; in welchem Umfange, das entzieht sich unserer Kenntnis. Zu ihren wärmsten Freunden gehörte jedenfalls der Senior Johan Melchior Goeze. Als nun die Aufklärung, ihren Prinzipien getreu, die Mission für überflüssig erklärte, weil Gott die guten und redlichen Seelen unter den Heiden um ihrer natürlichen Tugenden und Rechtschaffenheit willen selig machen werde, konnte Goeze unmöglich solche Behauptungen unwidersprochen lassen.

Es war D. Gottfried Leß, seit 1763 Professor der Theolgoie und Universitätsprediger in Göttingen, welcher in seinem 1774 in dritter Auflage erschienenen Buche: „Die Wahrheit der christlichen Religion“ zuerst die Behauptung aufstellte, daß „nach den Versicherungen der Bibel diejenigen Nicht-Christen, welche ohne ihr Verschulden das Christentum nicht kennen und annehmen, bei dem treuen Gebrauch des ihnen von Gott verliehenen Maßes der Kenntnis und Kraft durch das Verdienst Jesu eben so wohl selig werden als die Christen.“ Goeze erhob gegen diese Behauptung seine Zweifel und Bedenken in den „Beiträgen zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reich der Gelehrsamkeit.“ Jahrg. 1774. D. Leß wiederholte seine Behauptung in seinem 1779 erschienenen „Versuch einer praktischen Dogmatik“. Dagegen schrieb Goeze 1781: „Prüfung einiger neuen und sonderbaren Meinungen des Herrn D. Leß.“ Inzwischen wurden die Gedanken des D. Leß über die Seligkeit der Heiden als ausgemachte

und unwidersprochene Grundsätze verbreitet und vielfach auch auf den Kanzeln gepredigt.

Am Sonntag Misericordias Domini 1782 predigte Pastor Sturm an St. Petri über Joh. 10, 12—16 von dem richtigen Urteil über diejenigen, welche außer der christlichen Kirche leben. In dieser Predigt sagte Sturm: „Durch die gnädige Fürsorge Jesu sind schon so viele Millionen Heiden zu seiner Kirche gebracht worden. Und noch immer sucht er sie zu sich zu ziehen. In seinen Händen sind tausend Mittel und Wege, ihre Erleuchtung zu befördern. Die Verbindung, in welcher Juden, Türken und Heiden mit christlichen Nationen leben, und die daher entstehende Aufklärung durch Künste und Wissenschaften, die Schiffahrt und Handlung, die Kriege und Empörungen sind unter der Regierung Gottes die Mittel, durch welche die Erkenntnis der christlichen Lehre weit allgemeiner als durch Missionen ausgebreitet wird." Hiergegen schrieb nun Goeze seinen „Beweis, daß nicht die Verbindung der Juden, Türken und Heiden mit den Christen, nicht die daher entstehende Aufklärung durch Künste und Wissenschaften, nicht die Schiffahrt und Handlung, noch weniger Kriege und Empörungen, sondern allein die Missionen die Mittel gewesen sind und noch sind, die Erkenntnis der christlichen Lehre auf dem Erdboden auszubreiten." Diese Schrift hat der alte Goeze mit seinem Herzblut geschrieben. Sie ist eine noch heute lesenswerte Apologie der Heidenmission. „Wäre der oben angeführte Satz Wahrheit," so sagt Goeze, „so haben alle diejenigen, welche die Missionen als ein Werk Gottes angesehen haben, solche veranstaltet, befördert, für dieselbe gebetet, sich selbst zu Missionaren gebrauchen lassen, und, um ihrem Berufe treu zu bleiben, unaussprechlich viele und schwere, und Menschenkräfte oft übersteigende Arbeiten, Beschwerlichkeiten, Gefahren und Mühseligkeiten übernommen haben, in einem offenbaren Irrtum gestanden und unnötige Bemühungen verschwendet." Und nun weist er nach, wie die „neuentdeckte Wahrheit" sowohl an sich ungereimt ist, wie auch dem Befehle Christi, der Geschichte der Kirche und der bisherigen, so reich gesegneten Missionsarbeit widerspreche. Er kommt dann auf diejenige Mission, „welche unter allen, die nach der Aussendung der Apostel von Christo und der von ihnen vorbereiteten Lehrer die wichtigste, wirksamste und heilsamste ist, und daher ganz vorzüglich verdienet, jener an die Seite gesetzt zu werden." Es ist die königlich dänische Mission in Trankebar, „die unmöglich einem wahren Christen, der auf die Wege der göttlichen Weisheit in

Erhaltung und Ausbreitung der evangelischen Wahrheit einige Aufmerksamkeit richtet, unbekannt sein kann.“ Diese Mission hat „zur Ausbreitung der Erkenntnis der wahren christlichen Lehre allein mehr beigetragen, als alle Verbindungen der Juden, Heiden und Türken mit den christlichen Völkern, als alle daher entstandene Aufklärung der Künste und Wissenschaften, als alle Handlung und Schiffahrt, als alle Kriege und Empörungen.“ Goeze weiß es, daß die Aufklärer diese Mission mit äußerster Verachtung ansehen; er ist aber versichert, daß „kein gegründeter Christ sich dadurch werde irre machen lassen, sondern daß er es der Weisheit, Gnade und Treue unsers Gottes zutrauen werde, daß Er es so wenig zugeben werde, daß diese feindseligen und wegwerfenden Urteile verblendeter Menschen dieses sein Werk in Indien zu Grunde richten werden, als Er es zugeben wird, daß sie in Europa JEsum von seinem Thron stürzen und sein Kreuz zu nichte machen können.“

Sturm hat auf diese geistesmächtige Schrift Goezes nichts zu antworten gewußt. Als aber die Ansichten Sturms über die Seligkeit der Heiden auch von andern Hamburgischen Predigern wiederholt wurden, als selbst Pastor Rambach an St. Michaelis in einer am neunzehnten Sonntag nach Trinitatis 1783 gehaltenen Predigt sich dahin aussprach, daß Gott die Heiden nach dem Gesetz, das er ihnen ins Herz schrieb, richten, und diejenigen unter ihnen, die nach der natürlichen Erkenntnis des Guten und Bösen treu und gewissenhaft handeln, an seiner ewigen Gnade um Jesu willen, der die Versöhnung ist für die Sünden der ganzen Welt, einigen Anteil haben lassen werde, da richtete Goeze im Januar 1784 „eine pflichtmäßige Anfrage an E. H. Ministerium in Hamburg nebst geziemender Bitte um gütige Belehrung über die neue Meynung von der Seligkeit der angeblich guten und redlichen Seelen unter den Juden, Heiden und Türken durch Christum, ohne daß sie an ihn glauben.“ Das Ministerium zog es vor, sich in Stillschweigen zu hüllen. Wohl aber griff der alte D. Moldenhawer, Pastor am Dom, zur Feder und schrieb eine Abhandlung „über die Seligkeit derer, die von Christo nichts wissen und ihren Umständen nach nichts wissen können.“ Goeze schrieb eine Abfertigung, eine Fortsetzung und eine Beilage zu seiner Wiederlegung der Moldenhawerschen Schrift. Moldenhawer ließ sich zu persönlichen Schmähungen Goezes hinreißen. Dieser erklärte, er werde keinen Funken Haß in seinem Herzen gegen seinen Gegner dulden, und er wünsche ihnen beiden im Hinblick auf ihre so

nahe herbeigerückte Todesstunde einen gnädigen Richter. Goeze starb 1786. Seine Auffassung von der Mission hat in der Kirche recht behalten.

---

27. Der Nachmittagsprediger auf dem Hamburgerberg, Johann Otto Thieß.

Die Vorstadt Hamburgerberg, das jetzige St. Pauli, hatte im Jahre 1682 ihre eigene aus Fachwerk erbaute und dem Apostel Paulus geweihte Kirche erhalten, die als ein Filial der großen St. Michaeliskirche angesehen und seit 1692 von dem Michaelitischen Kirchenkollegium verwaltet wurde. An dieser Kirche stand seit dem Jahre 1697 neben dem Pastor ein sogenannter „Nachmittagsprediger", der von dem Kirchenkollegium an St. Michaelis und den Kirchenjuraten des Berges aus der Zahl der Kandidaten erwählt, aber weder ordiniert noch der Gemeinde besonders vorgestellt wurde. Der Nachmittagsprediger hatte an sämtlichen Sonn- und Festtagen die Nachmittagspredigt zu halten, wofür derselbe ein Honorar von hundert Reichsthalern empfing. Von 1779 bis zu seinem am 23. Oktober 1783 erfolgten Tode hatte der Lehrer am Johanneum, Hieronymus Georg Heerwagen, diese Stelle inne. Zu seinem Nachfolger wurde der Kandidat rev. min. Johann Otto Thieß erwählt.

Johann Otto Thieß, geboren in Hamburg am 15. August 1762, war der Sohn des Dr. med. Johann Peter Thieß, eines originellen, vielbeschäftigten Arztes, und seiner Ehefrau Katharina Margaretha, geborene Wiebeking. Der Vater war ein Freigeist, der dennoch bisweilen die Kirche besuchte und zum heiligen Abendmahl ging. Den kirchlichen Lehrbegriff gab er preis, wenn er einem Zeloten, und verteidigte ihn, wenn er einem Spötter begegnete. Die Mutter war eine fromme Frau. Sie betete abends mit ihrem Kinde:

Hab ich was nicht recht gethan,
Ist's mir leid von Herzen,
Dahingegen nehm ich an
Christi Blut und Schmerzen!

und zeichnete ihm das heilige Kreuz vor die Stirn. Dann stand wohl der Vater dabei und sah über die Schulter der Mutter hinweg in

die Augen seines Kindes und sprach: „Unser lieber Vater lasse dich immer ruhig schlafen, liebes Kind!“ So erzählte später der Sohn. Mit acht Jahren trat er in die Quinta des Johanneums, in welcher er unter einem unfähigen Lehrer drei saure Jahre verbrachte. Das Leben Jesu beschäftigte den regen Geist des Knaben, der schon frühe eine lebhafte Neigung zum Studium der Theologie empfand, sehr: „Es gehörte zu meinen innigsten Genüssen, in stiller Einsamkeit die Denkwürdigkeiten dieses denkwürdigsten Mannes nach Matthäus und Johannes Bericht in Luthers kräftiger Übersetzung zu lesen.“ Seine erste Kommunion bewegte ihn tief. Hörte er den Subdiakon an St. Petri bei der Konsekration mit seinem schönen Baße die Worte singen: „Unser HErr JEsus Christus, in der Nacht, da er verraten ward,“ — so wurde er in tiefster Seele erschüttert. Mit siebzehn Jahren trat er in das akademische Gymnasium ein. Er wollte Theologie studieren, „um die Wahrheit zu erfahren und um die harrende Kreatur laut und mächtig zu trösten.“ Jetzt schon trat er schriftstellerisch auf. Noch vor seinem Abgang auf die Universität schrieb er ein zweibändiges Werk: „Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg.“ An diesem Werk fällt besonders die Art und Weise auf, wie der jugendliche Verfasser über verdiente und bewährte Männer aburteilt.

Um Ostern 1780 ging er nach Helmstädt, um Theologie zu studieren. Er hörte theologische, philosophische, juristische, ja selbst medizinische Vorlesungen. Bei seinen theologischen Studien geriet er immer mehr in drückende Zweifel. Die Lehrsätze der kirchlichen Dogmatik gab er einen nach dem andern auf. Die Lektüre von Kants Kritik der reinen Vernunft gab ihm das neue Licht. Fortan war seine Theologie die des Rationalismus. So kehrte er im Jahre 1783 nach Hamburg zurück.

Im elterlichen Hause bereitete er sich auf das Examen vor, um in die Zahl der Hamburgischen Kandidaten aufgenommen zu werden. Durch sein Hamburgisches Schriftstellerlexikon hatte er sich schon die Abneigung seiner Examinatoren, besonders des Hauptpastors Goeze, zugezogen. Diese Abneigung vermehrte er in hohem Grade durch die Herausgabe seiner Gedichte, unter denen einige lasciven Inhalts waren. Goeze protestierte gegen seine Zulassung zum Examen. Er richtete an das Ministerium die Frage, ob es mit gutem Gewissen geschehen könne, daß einem solchen Verführer die Thür zum Predigtamt geöffnet werde. Aber Thieß wurde trotzdem zugelassen und nach dem am 17. Mai 1783 bestandenen Examen in die Zahl der Kandidaten

des hochehrwürdigen Ministeriums aufgenommen. Zunächst suchte er als Hauslehrer sein Brot. Besonders hatte er heranwachsenden Töchtern Konfirmationsunterricht zu erteilen. Dieser Unterricht fiel ihm bei seiner theologischen Stellung sauer. Er selbst sagt davon: „Die sogenannten Abendmahlsstunden, bei welchen auf ausdrückliches Verlangen der Eltern oder der Beichtväter der Hamburgische Katechismus recht ausgenossen werden mußte, waren mir die widerlichsten. — Wie manches Mädchen mag über die Ängstlichkeit, mit welcher ich vor ihr saß, sich unschuldig gewundert, wie manche auch verkehrt sie ausgelegt haben! Indem ich selbst sie bemerkte, ward ich nur desto verwirrter So lang ich bei den zehn Geboten die Moral abhandelte, war ich noch ziemlich beredt, aber wenn es in den christlichen Glauben und die sieben Bitten tiefer hineinging, verging mir oft Hören und Sehen!“ Einmal konnte er sich nicht enthalten, „einem denkenden jungen Frauenzimmer“ wie in einer Gewissensangst zu sagen: „Von dem allen ist auch kein Wort wahr!“ Er gab nun den Katechismusunterricht auf. Dennoch kamen ihm oft Zweifel an der Richtigkeit der Grundsätze seines Rationalismus, und es gab Zeiten, wo er sich wieder der kirchlichen Lehre näherte. Das Ende war freilich der völlige Abfall von der positiven Religion.

Noch vor Ablauf des Jahres 1783 wurde Thieß vom kleinen Kirchenkollegium zu St. Michaelis zum unordinierten Nachmittagsprediger auf dem Hamburgerberg erwählt. In der „Geschichte seines Lebens und seiner Schriften“ giebt er selbst interessante Mitteilungen über das damalige kirchliche Leben in St. Pauli. „Der Hamburgerberg steht auswärts in üblem Ruf, den aber eigentlich nur eine Gasse verdient. Die christliche Gemeine dieser Vorstadt ist nicht nur orthodox, wie die, von welcher sie ein Teil ausmacht, sondern auch zum Teil fromm. Wenn in dem kleinen Teil, der nicht zu ihr gerechnet werden kann, Sonntags gepfiffen und getanzt wird, so wird in den Häusern, die sich zur Kirche halten, gebetet und gesungen. Wenigstens war es so zu meiner Zeit. Es gab Familien, von denen zum wenigsten der Hausvater keine Predigt versäumte, und die viermal im Jahre zum Abendmahl gingen. Außer diesen echten Lutheranern und mehreren Reformierten hielten sich auch einige Herrnhuter und andere eifrige Betbrüder, die zu den mancherlei in Altona zerstreuten Sekten gehörten, auf dem Hamburgerberge auf. Die ordentlichen Familien der Lutheraner besuchten die Vormittags- als die Hauptpredigt und schickten nachmittags ihr Gesinde zur Kirche, das aber

häufig einen andern Weg nahm. Fremde Religionsverwandte sahen nur dann und wann hinein. Dies thaten auch wohl Hamburger und Altonaer auf Spazierwegen, daher im Sommer bei offenen Thüren gepredigt wurde." — Am Neujahrstage 1784 trat Thieß sein „Ämtchen" mit einer Predigt über Galater 3, 23—29: Von dem seligmachenden Glauben an Jesum Christum, an. Er ließ diese Predigt drucken, weil in der Gemeinde das Gerücht ausgesprengt wurde, er sei nicht in der Lehre richtig. Im Ministerium war man darüber ungehalten, weil er die Predigt ohne die dem Senior zustehende Zensur herausgegeben hatte. Der Hauptpastor an St. Jakobi, D. Gerling, welcher die Senioratsgeschäfte in Vertretung des Seniors Winckler führte, gab ihm sein Erstaunen über den Inhalt der Predigt zu erkennen und fügte in seinem Schreiben an Thieß den Wunsch hinzu: „Gott verhüte alle ähnlichen Früchte Ihres Fleißes und erfülle Sie mit Weisheit und rechtschaffener Liebe zu dem reinen lauteren Evangelio Jesu, welches Sie zu verkündigen übernommen haben." „Sancta simplicitas!" rief Thieß bei dem Empfang dieses Schreibens aus und ging ruhig zu Bette. Pastor Goeze wandte sich an E. H. Rat mit einer Klageschrift über den Frevler. Thieß übersandte dem Rate mit einer Widmung eine von ihm gehaltene Predigt über das Spiel nach Aufhebung der Zahlenlotterie und erhielt zum Dank durch den Ratssekretär Dr. Schulte einen Portugalöser mit einem verbindlichen Schreiben eingehändigt. Er wurde nun vor eine Kommission des Ministeriums geladen. Man verlangte von ihm einen Widerruf, den er verweigerte. Goeze bat, man möge doch auch „auf die mündlichen Predigten dieses Menschen ein wachsames Auge haben und ihn hindern, Seelen zu verderben, für welche Christus gestorben sei." Darauf verlangte das Ministerium von ihm eine bündige Abhandlung über die Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott. Er lieferte diese Abhandlung ein — und man schien im Ministerio davon befriedigt zu sein. Als aber Thieß gleich den Hauptpastoren wöchentliche Predigtentwürfe herausgab und verkaufte, zog er sich aufs neue den Unwillen der Pastoren zu. Auch nahm man es ihm sehr übel, daß er sich „Nachmittagsprediger" nannte, wiewohl beides sein Vorgänger und sein Nachfolger öffentlich so genannt wurden. Der Gemeinde konnte das Gerede von diesen Vorfällen nicht unbekannt bleiben. Der Zulauf zu seinen Predigten vermehrte sich infolgedessen. Aber andererseits entzogen ihm manche Gemeindemitglieder ihr Vertrauen. Er erhielt häufig Zuschriften aus der Gemeinde über Äuße-

rungen, die er in seinen Predigten gethan. Man warf ihm vor, er sei kein rechter Buß- und Glaubensprediger, sondern ein bloßer Moralist. In seinen Predigten schlugen einige Zuhörer ihre mitgebrachten Bibeln auf, um seine Aussprüche mit der Bibel zu vergleichen. Ein Zuhörer, der zwei Jahre lang gehört, dankte ihm für das viele Gute, das er aus seinen Predigten gezogen. „Allein," fügte er hinzu, „das allerwichtigste, ja notwendigste wird in Ihren Vorträgen vermisset. Nehmlich, Sie weisen uns nicht zu dem Herrn Jesu! Da doch dieser Ihr Herr es Ihnen zu thun befiehlet, wenn er saget: Weiset meine Kinder, das Werk meiner Hände, zu mir!" —

Eine Predigt von der Gottheit Jesu zog ihm eine Vorladung vor das versammelte Ministerium auf den Jakobikirchensaal zu. Der Unterküster erschien und teilte ihm mit, E. Hochehrw. Ministerium sei allbereits seinetwegen versammelt, und er möchte nur gleich mitkommen. Thieß antwortete, er bedauere die viele Mühe, die E. Hochehrw. Ministerium sich seinethalben gebe, und ließ die Herren ersuchen, wenn sie bloß deswegen sich versammelt hätten, so möchten sie gefälligst wieder auseinander gehen. Durch Vermittelung des Thieß wohlgesinnten ältesten Bürgermeisters kam eine Art Kompromiß zwischen dem Ministerium und seinem widerspenstigen Kandidaten zu stande. Der Senior schrieb sein vidi unter die ihm im Manuskript zugesandten Predigtentwürfe, die Thieß drucken lassen wollte. Eine Zeitlang ging es so. Seine umfangreiche Schriftstellerei brachte aber neue Mißhelligkeiten. Seine oft geradezu frivolen Äußerungen über christliche und kirchliche Dinge, verbunden mit einem ungemein großen Bewußtsein seines eigenen Könnens und Wissens, bewirkten, daß seine Aussichten auf Erlangung eines ordentlichen Pfarramts immer geringer wurden. Auch Bewerbungen nach auswärts blieben erfolglos. Als nun am 8. April 1790 der Domprediger Moldenhawer starb, gab Thieß sich die allergrößte Mühe, an diese Stelle, die zu den angesehensten in Hamburg gehörte, gewählt zu werden. Er wußte es dahin zu bringen, daß er, der bereits seit dem Jahre 1785 Magister war, am 9. Juli 1790 von der theologischen Fakultät zu Gießen zum Doktor der Theologie ernannt wurde. Damit nicht seine bisherige untergeordnete Stellung als Nachmittagsprediger ihm hinderlich sei, bat er um seine Entlassung aus derselben und erhielt sie am 8. August 1790. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Die Dompredigerstelle wurde überhaupt nicht wieder besetzt. Thieß war nunmehr ohne Unterhalt und noch dazu verlobt. Er suchte zunächst durch Schrift-

stellerei sich zu ernähren und bemühte sich bei einer Universität als Dozent anzukommen. Er wandte sich an den König von Dänemark mit der Bitte, ihm eine theologische Professur in Kiel zu verleihen. Die dortige theologische Fakultät verlangte, er solle den üblichen Weg einschlagen und zunächst als Privatdozent theologische Vorlesungen halten. Thieß mußte sich fügen. Um Michaelis 1791 ging er nach Kiel und begann seine Vorlesungen. Hier verheiratete er sich im Oktober 1792. Am 17. Juli 1795 ernannte ihn der König zum Professor der Philosophie. Im Jahre 1799 wurde er plötzlich, weil er ohne Erlaubnis theologische Vorlesungen gehalten hatte, mit einem Wartegeld seines Amtes entlassen. Er zog nun zuerst nach Itzehoe, dann 1805 nach Bordesholm, wo er ein Privaterziehungsinstitut gründete. Hier beschloß er am 7. Januar 1810 sein unruhiges Leben. Sein Sohn Hermann Wilhelm Marcus Thieß († 1867 als Propst zu Kappeln an der Schlei) war einer derjenigen Prediger Schleswig-Holsteins, die nach dem Rationalismus den alten Glauben mit neuen Zungen predigten, ein bedeutender und origineller Mann.

Thieß hat sich auch als geistlicher Liederdichter versucht. Das Lied: „Religion von Gott gegeben" ist mit verändertem Anfang („O Himmelswort von Gott gegeben") in das Hamburger Gesangbuch vom Jahre 1842 aufgenommen worden. Von ihm stammt der berüchtigte Toleranzvers:

„Auch alle, die der Sektengeist
Noch immer von einander reißt,
Sind eines Leibes Glieder,
Sind, wessen Glaubens einer ist,
Er sei auch Türk, Heid, Jude, Christ,
Als Menschen alle Brüder."

---

28. Die letzten Domprediger.

Seit dem am 29. September 1593 erfolgten Tode des letzten Hamburgischen Superintendenten und lector prim., Mag. David Penshorn, gab es an der hohen Stifts- oder Domkirche zu Hamburg nur einen Prediger, der zugleich lector secundarius war. Derselbe war Mitglied des Ministeriums und wurde im Staatskalender als jüngster Hauptpastor aufgeführt. Als solcher hatte er dem Kolloquium

mit den vozierten Pastoren und dem Examen der Kandidaten beizuwohnen, gehörte aber nicht dem Scholarchat an. Außer einer Predigt im Dom am Sonntagnachmittag und einer Betstunde am Montag hatte der Domprediger Donnerstags von 10—11 Uhr in dem im Dom befindlichen Auditorium eine theologische Vorlesung zu halten, oder über aufgestellte Thesen zu disputieren. Auch wenn der Domprediger sein Amt „legendo et disputando fleißig und unverdrossen in acht zu nehmen" beflissen war, blieb ihm viel Zeit und Muße zu gelehrten Studien, da er mit „actibus ministerialibus" (Taufen, Trauungen u. s. w.) nicht beschweret war. Nachdem die auf dem Domkirchhof befindliche Wohnung des Lector primarius dem Stadtphysikus als Amtswohnung überwiesen worden war, hatte man von seiten der Stadt dem Domprediger ein Haus auf dem Pferdemarkt eingeräumt und dasselbe 1609 neu erbaut. Diese Stelle war, wie der letzte Domprediger, Dr. Moldenhawer, in seinem „Lebenslauf" bezeugt, für einen Gelehrten die allerbeste: „Denn die Thür seiner Wohnung ist bey vierzig Schritt von der Straße entfernet, und wird er daher nicht durch das Geräusch auf derselben gestöret, und hat auch aus keiner seiner Stuben eine Aussicht nach der Gasse hin. Außerdem hat er bey seinem Hause einen Garten, der ihm das, was Augen und Ohren, Geruch und Geschmack belustiget, gewähren, und ihm zugleich dazu dienen kann, sich Bewegung des Leibes zu verschaffen, welches beneficii alle übrigen Herren Prediger in Hamburg ermangeln."

Obwohl die rechtlichen Verhältnisse zwischen Einem Hochweisen Rat der Stadt Hamburg einerseits und Einem Ehrwürdigen Domkapitel andererseits durch den Bremischen Vergleich vom 2. Mai 1561 und den Stadischen Rezeß vom 14. Mai 1692 völlig geordnet waren, entstanden doch zwischen beiden Teilen häufig unliebsame „Irrungen und Differentien" besonders hinsichtlich der Dompredigerstelle. Das unter der Oberhoheit der Königlich Schwedischen Regierung zu Stade stehende Domkapitel maßte sich Rechte an, die es nicht hatte, und nötigte den Domprediger zu einer geheimen, den bestehenden Rechtsverhältnissen nicht entsprechenden geheimen Kapitulation, nach welcher derselbe, obwohl er in jeder Hinsicht unter der Jurisdiktion E. H. Rates stand, geloben mußte, „Sr. Königlichen Majestät zu Schweden als seinem Oberherrn treu und gewärtig sein zu wollen." Es führte dies im Jahre 1702 zu dem Verlangen, der Domprediger solle die von der Schwedischen Regierung zu Stade wegen der Siege Karl XII.

angeordneten Dankfeste im Dom abhalten. Der damalige Domprediger Caspar Büßing fühlte sich hierdurch in seinem Gewissen beschwert und legte 1709 sein Amt nieder, nachdem er vom König zu Dänemark zum Generalsuperintendenten der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ernannt war.

Es trat nunmehr eine siebzehn Jahre dauernde Vakanz ein. Inzwischen war der Besitz der Herzogtümer Bremen und Verden und damit des Domes zu Hamburg im Jahre 1769 an den König von England als Kurfürsten von Braunschweig-Lüneburg übergegangen. Im Jahre 1721 regte die neue Regierung zu Stade die Wiederbesetzung der Dompredigerstelle an. Es entstanden aber wieder langwierige Irrungen, die zu Anfang des Jahres 1726 zu einem Gewaltstreich der Stadischen Regierung im Einvernehmen mit dem Domkapitel führten. „Zur größten Befremdung E. H. Rates und ohne desselben geringsten Vorbewußt" erschien am 27. Januar ein fremder, E. H. Rate sowohl seiner Person als seiner Lehre nach ganz unbekannter Geistlicher in der Domkirche, betrat die Kanzel und hielt eine Antrittspredigt über Apg. 18, 9 und 10. Es war der von der Regierung zu Stade heimlich zum Domprediger vozierte bisherige Pastor zu Oppershagen bei Celle, Albrecht Peter Meyer. Der Rat legte am folgenden Tage durch ein Affixum (Maueranschlag) gegen dieses „höchstschädliche, gefährliche, darnebenst dieser Stadt Gerechtsamen höchst praejudicirliches Verfahren" Protest ein und verbot den Bürgern den Predigten und Betstunden des „heimlich sich ingerierenden, anmaßlichen Predigers" beizuwohnen. Die Regierung zu Stade blieb die Antwort nicht schuldig, und in einem Affixum am Dom und an andern Stellen beschuldigte sie den Rat, „er habe ungebührlicher Weise sich unterfangen, allen schuldigen Egard (Rücksicht) gegen Ihre Königliche Majestät und Chürfürstliche Durchlaucht aus den Augen zu setzen und habe seine Insinuation wider besseres Wissen und Gewissen vorgebracht!" Der Rat ließ nun eine „kurze Nachricht von der wahren Beschaffenheit und dem ganzen Verlauf der Sache" drucken und verbreiten. Die Schrift schloß mit den Worten, man wolle in ruhiger und friedfertiger Gelassenheit die Sache Gott, der Zeit und dem Rechte anheimstellen. Es wurden dann gütliche Unterhandlungen mit der Regierung in Stade angeknüpft. Aber erst nach elf Jahren, am 24. April 1737, kam ein Vergleich zu stande. Inzwischen war Pastor Meyer bis zu seinem am 11. Oktober 1736 erfolgten Ableben im Besitz der Dompredigerstelle geblieben. Sein

auf Grund des Vergleiches gewählter Nachfolger war Mag. Nikolaus Alardus, ein gelehrter Mann, der die lange Jahre unterbliebenen Vorlesungen im Lectorium wieder aufnahm. Ihm folgte 1756 Jakob Tiedemann, und diesem wieder 1762 Karl Otto Heinrich Marquard.

Nach Marquard's Tode wurde am 4. April 1765 der Professor der Theologie in Königsberg, D. Johann Heinrich Daniel Moldenhawer, zum Pastor am Dom und Lector sec. gewählt. Geboren zu Halle am 29. Oktober 1709, war Moldenhawer schon mit 21 Jahren Inspektor am Kollegium Friedericianum in Königsberg geworden. Im Jahre 1733 ward er zum Diakonus zu Kreutzburg in Ostpreußen erwählt. Von hier kehrte er 1737 nach Königsberg zurück. Nachdem er 1744 die theologische Doktorwürde erworben und 1756 zum Kirchenrat und Aufseher der Wallenrod'schen Bibliothek ernannt worden war, erhielt er 1764 eine ordentliche Professur für Theologie. Bald darauf zerstörte eine Feuersbrunst sein Haus und seine große, wertvolle Bibliothek. Mit Freuden folgte er nunmehr dem Rufe nach Hamburg, wo er sich bald in seinem Hause und Amt so wohl fühlte, daß er mehrfache Berufungen nach auswärts ausschlug. Mit einem Salarium von 424 Reichsthalern fand er zwar nicht die Mittel, sich eine neue Bibliothek anzuschaffen, wohl aber das beschauliche Leben eines Gelehrten zu führen, „wobei er sich vor Affekten gehütet und sein Gemüt in Ruhe zu erhalten gesuchet." Er suchte bei einem „milden und versöhnlichen Standpunkt in zahlreichen Schriften nicht ohne Gelehrsamkeit den Inhalt der heiligen Schrift den Gebildeten nahe zu bringen und gab zu diesem Zweck die einzelnen biblischen Bücher in neuen Übersetzungen mit Erläuterungen heraus." Am 22. Juni 1783 feierte er in großer Rüstigkeit sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum und pries in seiner Jubelpredigt die bewunderungswürdige Liebe Gottes gegen die Menschen. Um dieselbe Zeit geriet er mit Pastor Goeze an St. Katharinen in einen Streit über die Auffassung der Worte Christi Luk. 21, 27. Er starb am 8. April 1790 als der letzte Domprediger. Die Stelle wurde nicht wieder besetzt.

---

29. Das neue Gesangbuch.

Eine neue Zeit war zum Durchbruch gekommen: die Zeit des Rationalismus. Mannhaft hatte hier in Hamburg ein Johan Melchior Goeze gegen den immer mehr um sich greifenden Vernunftglauben sich zur Wehre gesetzt, und auch nach des treuen Mannes Heimgang im Jahre 1786 gab es auf den Kanzeln Hamburgs noch einzelne treue Zeugen des alten Evangeliums. Besonders hat der wackere Hauptpastor an St. Michaelis und spätere Senior, Johann Jakob Rambach, der 1780 nach des Seniors D. Herrnschmid Heimgang von Quedlinburg nach Hamburg gekommen war, bis zu seinem am 6. August 1818 erfolgten Tode das Panier des alten Glaubens unentwegt hochgehalten. Aber sie vermochten den Schritt der Zeit nicht aufzuhalten, und der unter göttlicher Zulassung die ganze Christenheit, auch die Kirche Roms heimsuchende Rationalismus zögerte nicht, sich auch in Hamburg häuslich einzurichten. Dazu gehörte auch die Beschaffung neuer gottesdienstlicher Bücher und Ordnungen, in denen der neue Vernunftglaube zum Ausdruck kam. Das Jahr 1788 brachte unserer Hamburgischen Kirche ein neues Gesangbuch und eine neue Agende.

Das Bedürfnis, an die Stelle des bisherigen ein neues Gesangbuch treten zu lassen, hatte schon Johan Melchior Goeze empfunden. Das Gesangbuch vom Jahre 1700, das zuerst nur 318 Lieder enthielt, hatte bei seiner Neubearbeitung im Jahre 1710 zwar eine Vermehrung auf 600 Lieder erfahren, wozu vom Jahre 1712 an noch ein Anhang von 32 Liedern gekommen war, aber die ganze, trotz mancher Auswüchse an trefflichen Früchten so reiche Liederdichtung der pietistischen Zeit und die ganze spätere Entwickelung des Kirchenliedes bis herab auf Gellert war an Hamburg spurlos vorübergegangen. Die Lieder eines Anastasius Freylinghausen, Chr. Friedrich Richter, Wolfgang Christoph Deßler, Benjamin Schmolke, Erdmann Neumeister, Joh. Andreas Rothe u. a. waren für den kirchlichen Gebrauch nicht vorhanden. So beantragte denn Senior Goeze im Ministerialkonvent vom 10. Dezember 1762 die Ausarbeitung eines neuen Gesangbuches. In einer Eingabe an den Rat vom 16. Dezember sprach er den Wunsch aus, die Hamburgischen Gemeinden, die sich mit manchen schlechten, matten, geist- und kraftlosen Liedern behelfen mußten, möchten doch auch die Glückseligkeit genießen, deren so viele andere Gemeinden schon teilhaftig geworden. Hätte Goeze voraus-

sehen können, welche Frucht nach 25 Jahren die nun beginnenden Bemühungen um ein neues Gesangbuch zeitigen würden, so hätte er wohl dazu niemals die Hand geboten.

Nachdem der Rat dem Ministerium aufgetragen, die Sache vorzubereiten, wurde zuerst eine Auswahl von etwa 300 Liedern getroffen, die aus dem alten in das neue Gesangbuch übernommen werden sollten. Die Auswahl der neuen Lieder wurde den Pastoren Mylius an St. Petri, Zimmermann an St. Katharinen und Lüttmann an der Heiligengeistkirche übertragen. Die Arbeit begann im Jahre 1765 und fand erst im Jahre 1786 ihren Abschluß, nachdem unter dem Senior J. D. Winckler im August 1780 eine neue aus neun Mitgliedern des Ministeriums bestehende Kommission gebildet worden war. Das Ministerium war ein anderes geworden als im Jahre 1762, wo Goeze die Abfassung eines neuen Gesangbuches beantragt hatte. Aber als das Ministerium seine Arbeit dem Rate zur Genehmigung vorlegte, hielt dieser es für nötig, sie noch „zeitgemäßer" umzugestalten. Die Vorlage wurde von mehreren Mitgliedern E. H. Rates durchgearbeitet. Besonders war es der Syndikus Matsen, der Referent in der Sache war, welcher nach eigenstem Ermessen die Vorlage im Geiste der Zeit kritisierte und abänderte. Matsen bezeichnete eine große Anzahl von Gesängen, die wegen ihres Altertums wegbleiben müßten, wie z. B.: „Wir glauben all' an einen Gott" — „Komm, heiliger Geist" — „Es wolle Gott uns gnädig sein" u. s. w. Alle Lieder von Luther seien hinauszuwerfen, weil sie sich nicht mehr für die Gegenwart eigneten. Er legte selbst Hand ans Werk, machte Änderungen, strich Verse aus und schrieb viele Gesänge eigenhändig um. Er verwies auf das neue Schleswig-Holsteinische Gesangbuch (1780) und das neue Braunschweigische (1779), in denen weit bessere Gesänge sich fänden. Senator von Spreckelsen war womöglich noch schärfer in seinem Urteil. Er fand das Lied Paul Gerhards: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld" kleinlich und kindisch. Er meinte, manches Lied enthalte unverständliche Mystik und eigne sich nicht für die neue, aufgeklärte Zeit. Es trat nun 1785 unter dem Vorsitz des Syndikus Matsen eine gemischte Kommission zusammen, in welche seitens des Ministeriums die Pastoren Sturm an St. Petri, Flügge an St. Michaelis und Krohn an St. Marien-Magdalenen entsandt wurden. Man einigte sich verhältnismäßig schnell, und im Frühjahr 1786 konnte die neue Redaktion dem Ministerium vorgelegt werden.

Goeze erhob sofort seine Stimme dagegen. Er griff das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" heraus und zeigte in mehreren Predigten, wie in der Umgestaltung desselben sozianistische Irrlehre enthalten sei. Es war die Stimme eines Sterbenden, der bis zum letzten Atemzuge für seines Herrn Ehre eintrat. Er starb am 19. Mai 1786. Am 10. August folgte ihm Pastor Sturm an St. Petri, einer der Haupturheber des neuen Gesangbuches. Es erhoben sich auch noch andere Stimmen gegen den Entwurf. Allein gegen Ende des Jahres 1786 genehmigte der Rat die Einführung des neuen Gesangbuches, und am 26. Januar unterzeichneten Senior, Pastores und sämtliche Prediger des Hamburgischen Ministerii den „Vorbericht", in dem die Erwartung ausgesprochen wurde, ein jeder werde das neue Gesangbuch für sehr heilsam erachten, der da wüßte, daß das bisherige Gesangbuch bei allem darin befindlichen Guten manches enthalte, was zu jetziger Zeit gänzlich unbrauchbar und der neuen Erbauung mehr hinderlich als beförderlich sei! Der Druck erfolgte im Laufe des Jahres 1787 in 50000 Exemplaren in drei Formaten, und am Neujahrstage 1788 wurde dasselbe zuerst in Gebrauch genommen.

Das neue Gesangbuch enthielt 441 Lieder, von denen die meisten rationalistischen und supranaturalistischen Ursprungs waren. Von Luthers Liedern hatte man nur 9 und von Paul Gerhards Liedern 15, noch dazu in gänzlich veränderter Gestalt aufgenommen. Gellert war mit 50 und Cramer mit 34 eigenen und 30 umgedichteten Liedern vertreten. Man hatte gründlich mit den Liedern des alten Glaubens aufgeräumt. Das neue Gesangbuch hat bis zum großen Brande des Jahres 1842 unserer Hamburgischen Kirche gedient. Mit der Nikolaikirche wurde am 5. Mai 1842 auch das ganze neben der Kirche befindliche Lager des Gesangbuches von den Flammen verzehrt.

---

30. Die neue Agende.

Die Hamburgische Kirche hatte nach Einführung der Reformation wohl ihre vortreffliche, von Bugenhagen verfaßte Kirchenordnung, in welcher die Ordnung der Gottesdienste und die nötigsten Anweisungen für den Vollzug der geistlichen Amtshandlungen enthalten waren.

aber eine Agende, in welcher alles darauf bezügliche zum unmittelbaren amtlichen Gebrauch zusammengestellt war, hatte sie nicht. Während man nun für die Liturgie und Gesänge in den Gottesdiensten in dem 1588 erschienenen Kantionale des Kantors Franziskus Elerus Ulyssens ein vortreffliches Hilfsmittel erhielt, welches bis zum Jahre 1700 in unsern Kirchen im Gebrauch gewesen ist, hatte man nach Anweisung der Aepin'schen Kirchenordnung vom Jahre 1556 „in allen Carspelkarken en sonderlick Agendenbock thogerichtet, darin alle Gebede und Collecten geschreven, de by der Döpe, by den Truwen und by der Institution der Kerkendener schölen gebrucket werden, up det alles in den Karken sine Ordninge und en ehrlich, lofflich, gottfruchtig und christlich ansehend hebbe." So gab es ein Jakobitisches, Kathrinitisches u. s. w. Kirchenbuch. Nachdem aber am 1. Dezember 1699 „zu desto erbaulicher Uebung des öffentlichen Gottesdienstes in dieser Stadt" eine neue Ordnung des Gottesdienstes, die sogenannte „Vesperordnung" angeordnet worden war, wurden im Jahre 1726 die bis dahin üblichen Formulare, Kollekten und Gebete zusammen mit der Vesperordnung in einem Buche veröffentlicht, welches fortan als Agende der Hamburgischen Kirche in allen Kirchen gebraucht wurde. Dies vom Ratsbuchdrucker Konrad König in Quartformat gedruckte und verlegte Buch hat den Titel: „In der Kirche zu Hamburg von Alters her gebräuchliche Formularia und öffentliche Gebethe. Nebst der Ordnung der Vespern und des Gottesdienstes an Sonn- und Fest-Tagen." Auf 146 Seiten enthält es: 1. Das Formular, „nach welchem in den Kirchen zu Hamburg gelehrte junge Leute zum Predigtamt ordiniert oder auch sonst Andere, so schon im Ministerio gelebt, daselbst eingeführt werden" (Formula Ministerii committendi). 2. Die sechs Hauptstücke unsers Christlichen Catechismi samt den Fragestücken. 3. Eine kurze Beichte und Bekenntnis. 4. Die Kollekten. 5. Das gewöhnliche Kirchengebet nach der Predigt. 6. Das Bußgebet für die Betstunden am Donnerstag. 7. Die zehn Bußpsalmen. 8. Das Gebet am jährlichen Buß- und Bettag. 9. Die Taufformulare. 10. Die Vermahnung vor der Austeilung des heiligen Abendmahls samt dem Vater Unser, den Einsetzungsworten und Präfationen mit Noten. 11. Die Trauformel. 12. Die „abgefassete und beliebte Ordnung, wie es mit denen Vespern an Sonn- und anderen Feiertagen-Abend imgleichen mit dem Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen allhier in Hamburg zu halten." Diese Agende zählte zu den besten ihrer Zeit und stand in ihren Ordnungen, Formularen

und Gebeten völlig auf dem Bekenntnisgrunde unserer Kirche. 62 Jahre durfte sie ihre guten Dienste leisten, bis auch sie der neuen Zeit zum Opfer fiel.

Und wieder war es, wie bei dem Gesangbuch, Pastor Goeze, der hierzu die erste Veranlassung gab. Unter seinem Seniorat wurden zunächst die lateinischen Präfationen, die an den drei großen Festen nach der Vermahnung vor der Kommunion gesungen wurden, und die die Vesperordnung beibehalten hatte, beseitigt, wie Goeze auch darauf hinwirkte, daß das Meßgewand, welches derjenige Prediger, der das Amt hatte, trug, durch ein Ratsdekret vom 7. September 1785 abgeschafft wurde. Man wird ihm hieraus keinen Vorwurf machen. Aber man ging nun weiter zu einer Revision der ganzen Agende, zunächst der Kollekten. Der Senior Gerling übertrug dem Pastor Rambach an St. Michaelis diese Arbeit, die Revision der Kollekten. Dieser im alten Glauben stehende Mann nahm die Änderungen mit schonender Hand vor, und die von ihm neu gebildeten Kollekten ruhen durchaus auf biblischem Grunde. Am 17. März 1787 legte Rambach seine Arbeit vor. Dieselbe wurde mit geringen Abänderungen angenommen. Nunmehr kamen die Gottesdienstordnung und die übrigen Stücke der Agende an die Reihe. Von der Liturgie des Hauptgottesdienstes blieb nur das Absingen der Kollekte und die Vorlesung der Epistel. Der Gesang: „Wir glauben all an Einen Gott," konnte nach Zeit und Umständen bleiben oder wegfallen. Bei der Feier des heiligen Abendmahles sollte aber nach wie vor die Vermahnung gelesen und das Vater Unser und die Einsetzungsworte gesungen werden. An den drei großen Festen sollte auch nach der Vermahnung das „Heilig ist unser Gott" gesungen werden. Aus dem Katechismusteil der Agende wurde aber das Hauptstück vom Amt der Schlüssel und der heiligen Absolution weggelassen. Das Kirchengebet nach der Predigt blieb im ganzen unverändert, ebenso das Gebet in den Betstunden. Doch betete man nicht länger, daß uns Gott wolle behüten „vor den Türken und allen barbarischen Völkern," sondern „vor Krieg und Blutvergießen und äußeren Feindseligkeiten." Der Exorzismus des alten Taufformulares war schon 1781 durch ein Dekret des Rates freigegeben und 1782 abgeschafft. Die neue Agende nahm ihn natürlich nicht wieder auf. Aber die Entsagung des Teufels behielt sie bei, wenn auch in anderer Form. Die alten Taufgebete und das alte Taufevangelium mußten freilich weichen. Das Trauformular erlitt bedeutende Abschwächungen und Verwässerungen. Auch die Formula

committendi mußte sich bedeutende Kürzungen und Änderungen gefallen lassen. Immerhin muß man zugestehen, daß die neue Agende weit besser war als das neue Gesangbuch und vorteilhaft von den um diese Zeit in andern lutherischen Landeskirchen erschienenen Agenden abstickt. Gegen Ende des Jahres 1787 war die neue Agende fertig und erhielt im Dezember die obrigkeitliche Sanktion. Sie erschien im Format der alten Agende im Verlage des Ratsbuchdruckers Karl Wilhelm Meyn unter dem Titel: „Ordnung des Gottesdienstes in den Hamburgischen Kirchen nebst den öffentlichen Gebeten und andern Formularen, wie solche von Rev. Ministerio entworfen und nach verfassungsmäßiger Genehmigung obrigkeitlich zum öffentlichen Gebrauch in dieser Stadt und deren Gebiete verordnet worden." Am 1. Januar 1788 wurde die neue Agende zuerst in Gebrauch genommen. Sie hat keine Nachfolgerin gehabt und ist noch immer in Kraft, wenn auch im Laufe der seit ihrem Erscheinen verflossenen mehr als hundert Jahren manche ihrer Bestimmungen veraltet und teils durch behördliche Verfügungen abgeändert, teils durch den Usus aufgehoben worden sind.

---

31. Die allgemeine Armenanstalt und ihre Sonntagsschule.

Das Jahr 1788 hat unserer Hamburgischen Kirche nicht nur ein neues Gesangbuch und eine neue Agende, sondern auch eine neue Armenordnung in Gestalt der Hamburgischen allgemeinen Armenanstalt gebracht. Die in der Reformationszeit kirchlich geordnete Armenpflege hatte durch die im Jahre 1711 publizierte und 1725 verbesserte neue Armenordnung einen wesentlich bürgerlichen Charakter erhalten, wenn auch die bei den fünf Hauptkirchen bestehenden Gotteskasten in alter Weise weiter verwaltet wurden. Aber weder die bürgerliche noch die kirchliche Armenpflege vermochte der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts infolge des Niederganges einiger früher blühenden Manufakturen und der Schiffsrhederei, sowie des starken Zuzuges auswärtiger Armen überhand nehmenden Verarmung und Bettelei zu steuern. Zu Anfang der achtziger Jahre herrschte in Hamburg ein wahrhaft grauenerregendes Armenelend. Einige Mitglieder der im Jahre 1765 gegründeten „Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung

der Manufakturen, Künste und nützlichen Gewerbe" (kurzweg „Patriotische Gesellschaft" genannt), allen voran der Professor am Gymnasium, Johann Georg Busch und sein Freund, der Kaufmann Caspar Voght (später in den Reichsfreiherrenstand erhoben), der Syndikus Nikolaus Matsen u. a. hatten endlich den Mut, den Finger auf die offene Wunde zu legen und eine wirksame Reorganisation des Armenwesens zu verlangen. Eine sorgfältige Visitation aller Straßen, Gänge und Höfe und ihrer Insassen im Jahre 1785 ergab, daß in Hamburg sich sechshundert Menschen ohne Lager und Decken, zweitausend ohne Hemden fanden; die meisten machten sich ein Lager aus ihren Lumpen und waren mit Ungeziefer bedeckt. Zweitausend Kinder dieser Armen lagen in gleichem Zustande auf den Sälen und in den schmutzigen Höfen umher; sehr viele wurden frühe zum Betteln angeleitet und wuchsen in der grenzenlosen Unsittlichkeit ihrer Eltern auf. „Die Gassen, die öffentlichen Plätze wimmelten von Bettlern, deren jammervolles Geschrei, die ekelhaft zur Schau gelegten, oft durch Kunst erzeugten Wunden da, wo der Hamburger Bürger nach gethaner Arbeit frische Luft schöpfen wollte, ihm ein trauriges Schauspiel darboten. Bettelnde Mütter zwangen junge Kinder zum Geschrei, ältere liefen in Lumpen umher und schrieen weinend um eine Gabe, weil sie von ihren Eltern mißhandelt wurden, wenn sie mit leeren Händen zurückkamen." Professor Busch gab nun im Jahre 1786 einen „Historischen Bericht von dem Gange und fortdauernden Verfall des Hamburgischen Armenwesens seit der Zeit der Reformation", sowie „Allgemeine Winke zur Verbesserung des Armenwesens" zur Belehrung seiner Mitbürger heraus, und hatte die Freude, daß sowohl im Rate als in den bürgerlichen Kollegien einsichtsvolle und thatkräftige Männer auf seine Vorschläge eingingen. Am 18. Februar 1788 konnte der erbgesessenen Bürgerschaft eine neue Armenordnung vorgelegt und am 3. September dieselbe publiziert werden. Zwei Monate später, am 1. November 1788, konnte die in Gemäßheit der neuen Armenordnung errichtete allgemeine Armenanstalt eröffnet werden und ihre segensreiche Thätigkeit für alle christlichen Armen der Stadt beginnen. Schon nach zehn Jahren konnte eine höchst erfreuliche Besserung der Armenverhältnisse konstatiert werden. In einer vom großen Armenkollegium veröffentlichten Parallele zwischen der Lage der unteren Klassen in Hamburg in den beiden Jahren 1788/89 und 1798/99 heißt es: „Es wird in Hamburg nicht mehr gebettelt. — Niemand kann in Hamburg Not leiden. — Jedermann ist in Hamburg bekleidet. — Jedermann in Hamburg, der nicht im Stande ist, Arzt

und Medizin zu bezahlen, kann seine Kur und Arzenei erhalten. — Keine arbeitsfähige Familie aus der erwerbenden Klasse wird durch Unglücksfälle oder durch eigene Schuld dahin gebracht, Almosen zu empfangen, ehe der letzte Versuch gemacht worden ist, ob sie sich nicht durch eigene Kräfte heben könne." Statt 5166 darbender, elender, erwachsener Armen, die vor zehn Jahren hilflos waren, fanden sich 1799 nur noch wenig mehr als die Hälfte jener Anzahl, und diese 2689 Menschen waren alle bekleidet, versorgt, genährt und wurden zu aller Arbeit angehalten, deren sie fähig waren. Statt 2225 Kinder der eingezeichneten Armen im Jahre 1788 gab es im Jahre 1798 deren nur 401.

In welchem Sinn und Geiste die ganze Arbeit betrieben wurde, zeigt am besten ein im Jahre 1798 in allen Höfen, Gängen und andern, von den unteren Klassen bewohnten Quartieren verteilter Aufruf, in welchem alle Einwohner Hamburgs, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, über die Hilfe unterrichtet werden, die sie von der Armenanstalt erhalten können, wenn sie durch Krankheit oder andere unverschuldete Vorfälle in Verlegenheit geraten. Hier heißt es: „Die Armen sollten Gott alle Tage dafür danken, daß unsere weise Obrigkeit und unsere wohlthätigen Mitbürger Anstalten trafen, diesem Uebel (Müßiggang und Betteln), das alle Tage weiter um sich griff, Einhalt zu thun. Jedermann in Hamburg gab und giebt noch jährlich etwas von seinem Vermögen dazu her, um das Geld herbeizuschaffen, das zur Versorgung so vieler Armen nötig ist. Die Armenpfleger verschaffen dem Armen Arbeit, damit er nicht müßig gehe und ein schlechter Mensch werde; er bekommt einen Zuschuß zu dem, was er verdient, damit er notdürftig leben könne u. s. w. — Dies alles hat der Arme nächst Gott und der Mildthätigkeit seiner Mitbürger seinen Vorstehern und Pflegern zu verdanken, die aus christlicher Liebe und aus Liebe zu dieser guten Stadt dies schwere Werk auf sich nehmen, ohne alle Nebenabsichten, ohne irgend einen Lohn als das zufriedene Herz, das ein Mensch hat, wenn er immer willig ist, andern Menschen zu helfen."

Von Anfang an widmeten die Leiter der allgemeinen Armenanstalt den unglücklichen Kindern der Armen ihre besondere Fürsorge. Handelte es sich doch um mehr als 2000 mit Schmutz und Lumpen bedeckte, umhertreibende und ans Betteln gewöhnte Kinder. In der „Nachricht an Hamburgs wohlthätige Einwohner über den Fortgang der neuen Armen-Anstalt" vom Dezember 1791 heißt es: „Die ver-

nachlässigten und verwilderten Kinder unserer Armen waren an die ekelhafteste Unreinigkeit, an Faulheit, Lügenhaftigkeit und alle schrecklichen Folgen der Bettelei so gewöhnt, so unglaublich tief gesunken, daß unsere ganze Aufmerksamkeit nur zuerst darauf gerichtet sein mußte, sie zur Reinlichkeit, zum Fleiß und zur Ordnung durch lange und genaue Aufsicht zurückzubringen. Dies geschah in den Spinnschulen. Nach und nach verminderte sich die Rohheit und Unsittlichkeit dieser Kinder, und am Ende des Jahres 1789 waren sie schon eines gewissen Unterrichts fähig." Man richtete nun neben den Industrieschulen auch Lehrschulen ein, in denen die Kinder vom 6.—16. Lebensjahre in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden. Mit Unterstützung der Patriotischen Gesellschaft wurden junge Leute nach Reckan bei Potsdam geschickt, um dort in der von dem Philanthropen, Freiherrn von Rochow gegründeten Musterschule zu Armenlehrern ausgebildet zu werden. Die ausgesprochene Absicht der Armenanstalt war es, dafür zu sorgen, „daß die Kinder der Armen nicht nur mit Arbeiten, die ihrem Alter angemessen, beschäftigt, sondern daß sie auch in allem, was ihnen in ihrem Stande als Christen, als Menschen und Bürgern zu wissen nötig und nützlich sei, unterwiesen würden." Im Jahre 1791 konnte man den Lehrunterricht auch auf die Kinder nicht eingezeichneter Armen, die sonst keine Schule besuchten, weil sie tagsüber bei den Fabrikanten arbeiteten, ausdehnen, indem man für dieselben eigene „Abendschulen" einrichtete. Aber es gab auch noch zahlreiche Armenkinder, die selbst in den Abendstunden ihr Brot verdienen mußten. Für diese richtete man nach englischem Muster „Sonntagsschulen" ein.

Schon am 27. November 1788 hatte der eifrige Armenfreund C. Voght in einer Sitzung der Schuldeputation Vorschläge „über die Erziehung der Kinder unserer Armen und über die Einrichtung der Sonntagsschulen" gemacht. Mit besonderer Wärme betonte er die Notwendigkeit der religiösen Unterweisung der Armenkinder. Gerade diese bedürften für ihre künftige Lebenszeit des Unterrichts und der Ermunterung zur Tugend, des Trostes und Mutes im Unglück und der Hoffnung auf eine bessere Welt, wie solche aus der Bekanntschaft mit der Bibel folgen. Er wies auf das Beispiel Englands hin, wo man, besonders in der Gegend der großen Manufakturstädte Birmingham, Sheffield u. a. für die in den Fabriken mit rastlosem Fleiße beschäftigten, aber auch zugleich in rohester Unwissenheit aufwachsenden Kinder Sonntagsschulen angelegt habe. Im Jahre 1787

bestünden in England bereits 387 solcher Schulen, in denen 24700 Kinder unterrichtet würden. Voght nannte nicht den Namen des Gründers dieser Sonntagsschulen. Es war der Zeitungsredakteur Robert Raikes zu Gloucester, der im Jahre 1780 die erste Sonntagsschule aus Mitleid mit den dortigen unglaublich verwahrlosten Kindern der Armen gegründet hatte. Voght hatte die Nachrichten über diese Sonntagsschulen von seinem Freund C. J. Matthiesen erhalten, der sie während seines Aufenthalts in England kennen gelernt hatte. Bei dem Vorzug der deutschen Pädagogik vor der englischen hoffte Caspar Voght, wie er in seinen Vorschlägen darlegte, in Hamburg noch etwas Besseres liefern zu können als die Engländer. Die Vorzüge der Sonntagsschule sah er erstens darin, daß die Kinder früh an eine wahre Feier des Sonntags gewöhnt und vor dem so seelenverderbenden als freudeleeren Herumtreiben bewahrt würden; zweitens, daß die Kinder durch den Unterricht des Katecheten befähigt würden, den späteren Unterricht von der Kanzel besser zu fassen und zu nützen; drittens, daß die Kinder an das zweckmäßige Lesen der Bibel, dieser einzigen Quelle des Trostes und der Erweckung zum Guten, gewöhnt würden. Der Unterricht in der Sonntagsschule müsse öffentlich sein, damit das Publikum durch den Anblick so vieler dem Elend und der Faulheit entrissener, zu Gott und zu ihrem Glück geführter Kinder gerührt nnd zu größerer Teilnahme an den Bestrebungen der Armenfreunde geführt werde. Die Schuldeputation eignete sich die Vorschläge Voghts an, es vergingen aber noch drei Jahre, ehe man mit der Ausführung beginnen konnte.

Am 3. Weihnachtstag 1791 konnte endlich die Sonntagsschule durch Pastor Bracke an St. Nikolai, der die spezielle Direktion des gesamten Schulwesens der A. A.-A. übernommen hatte, in Gegenwart des gr. Armenkollegiums und der dazu eingeladenen Armenpfleger feierlichst eröffnet werden. In der vormaligen Kirche des alten Waisenhauses am Schaarthor hatte man für die sonstigen Schulzwecke drei Schulzimmer eingerichtet, die durch Wegnahme der Zwischenwände für die Zeit der Sonntagsschule in einen großen Saal umgewandelt wurden. Hier wurde nun an jedem Sonntag eine Stunde nach dem Hauptgottesdienst den versammelten Kindern — anfangs etwa sechzig — Religionsunterricht durch den ersten Lehrer der Lehrschulen erteilt. Der Unterricht bestand wesentlich in einer Wiederholung des im Laufe der Woche in der Lehrschule durchgenommenen Pensums. Die erwachsenen Armen wurden so viel als möglich an-

gehalten, diesem sonntäglichen Religionsunterricht beizuwohnen. Nachmittags wurde außerdem Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilt. Hamburgs Einwohner begrüßten die neue Einrichtung mit ungeteilter Freude, denn man versprach sich sehr viel Gutes von derselben mit bezug auf die Moralität der Kinder und auf die Sitten ihrer Eltern. Die Sache hatte nun ihren gedeihlichen Fortgang. Die herbeiströmende Menge der Kinder machte im Jahre 1794 eine Trennung der kleineren von den größeren erforderlich. Während der Lehrer mit den größeren katechesierte, wurden die kleineren in einem separaten Zimmer in einer ihrem Alter und ihren Fähigkeiten entsprechenden Weise unterrichtet. Wenn man „zur Erweckung religiöser Empfindungen den Lehrunterricht mit dem Singen geistlicher Lieder abwechselte,“ ließ man die kleinen wieder mit den größeren Kindern zusammentreten. Die Quartiersboten der A. A.-A mußten abwechselnd die Kinder auf dem Heimwege beaufsichtigen, damit sie nicht lärmten und herumtrieben. Den fleißigsten und besten Kindern wurden Prämien erteilt. Im Jahre 1795 bestimmte man, daß jedes Kind, das die Sonntagsschule besuchte, im Sommer zwei Schilling und im Winter einen Schilling erhalten solle. Auch wurden die Kinder in den Stand gesetzt, in reinlicher und ordentlicher Kleidung die Sonntagsschule zu besuchen. — Den Untergang dieser ersten Sonntagsschule Hamburgs brachten die traurigen Jahre der französischen Herrschaft. Im Jahre 1811 wurden die Erziehungs- und Arbeitsanstalten der A. A.-A. mit Gewalt zerstört. Erst im Jahre 1825 sollte die Sonntagsschule in anderer und vollkommenerer Weise ihre Auferstehung feiern.

---

32. Der letzte Pastor an St. Marien-Magdalenen.

„In de ere des hilligen crutzes unde sante Marien-Magdalenen“ erbaute Graf Adolf IV. von Schauenburg nach der siegreichen Schlacht bei Bornhöved am 22. Juli 1227 in Hamburg das Marien-Magdalenenkloster. „Dat herrlik schone Kloster“, wie es in einer alten Reimchronik heißt, bestimmte er für die Franziskanermönche, wie das gleichfalls von ihm erbaute St. Johanniskloster für die Dominikaner. Am 12. März 1245 las der Graf, der wenige Monate vorher in Lübeck die Priesterweihe empfangen hatte, zu St. Marien-Magdalenen seine

zweite Messe. „Ich selbst will mich deinem Dienste weihen; nicht dir deine Güte zu vergelten, das kann ich nicht; aber ein Zeichen der Dankbarkeit dir zu geben.“ So hatte Graf Adolf einst gelobt. Und es war ihm heiliger Ernst mit seinem Gelübde. Er konnte es nicht hindern, daß in dem von ihm in aufrichtiger Frömmigkeit erbauten Kloster im Laufe der Zeit papistischer Aberglaube und Werkerei sich breit machten, — aber dreihundert Jahre später predigte der Franziskanermönch Stephan Kempe aus Rostock auf der Kanzel zu St. Marien-Magdalenen das lautere Evangelium von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden allein durch den Glauben. Es war um Ostern 1523. Arme und Reiche liefen in die Marien-Magdalenenkirche zur Predigt, und die Hamburger ließen sich den Prediger der reinen Lehre nicht wieder nehmen. Er predigte in St. Marien-Magdalenen, bis er um Michaelis 1527 zum Pastor an St. Katharinen gewählt wurde. Im Jahre 1529 zogen die Mönche zu St. Marien-Magdalenen ihre Kappen aus, und am 8. August 1531 erklärten der Guardian Joachim Ellerhof, der Lektor Peter Borchard und acht Brüder, sie hätten dem Rat zu Hamburg ihr Kloster übertragen, „weil sie durch das helle Licht des Heiligen Evangelii, das jetzt erscheint und verkündigt wird, berichtet worden, daß nicht aus dem Vertrauen, Halten und Vollbringen der Regeln Sancti Francisci, sondern allein aus dem Verdienst, Marter, Tod und Auferstehung des Herrn Christi Heil und Trost der Seligkeit zu gewinnen sei.“ Das Kloster ward darauf in ein Jungfrauen- und Witwenstift umgewandelt und mit dem Ilsabeenstift verbunden. Auf dem Klostersaal versammelten sich bei feierlichen Gelegenheiten die Oberalten. Auch wurde hier fortan der neuerwählte Senior ministerii seinen Amtsbrüdern vorgestellt. Den Pastor an St. Marien-Magdalenen erwählten die Oberalten unter Zuziehung des Pastors an St. Petri, welcher auch den Erwählten in St. Petri ordinierte. Sechzehn evangelische Pastoren haben hier nach Stephan Kempe ihres Amtes gewaltet, unter ihnen Georg Haccius, der spätere Pastor an St. Michaelis, und Peter Scheele, der seine ansehnliche Bibliothek dem Kloster in Preetz schenkte und ein Stipendium für Theologen stiftete. Der letzte Pastor an St. Marien-Magdalenen war der gelehrte Barthold Nikolaus Krohn.

Krohn wurde am 1. Oktober 1722 in Hamburg geboren. Auf dem Johanneum und akademischen Gymnasium vorbereitet, studierte er in Leipzig Theologie und wurde nach seiner Rückkehr im November 1745 unter die Hamburger Kandidaten aufgenommen. Er

besaß eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen und nicht gewöhnliche Kenntnisse in allen Fächern der Theologie und Philosophie. Sein sehnlichster Wunsch, Professor am Gymnasium zu werden, blieb unerfüllt, angeblich weil seine Gesundheit für die Beschwerden eines solchen Amtes nicht ausreichen würde. So widmete er sich denn fünfzehn Jahre ganz dem Unterricht der Jugend in verschiedenen Häusern und vermehrte seine Kenntnisse durch umfangreiche Studien. Als der Mennonit Hermann Goverts im Jahre 1751 mit seiner Frau und elf Kindern zur lutherischen Kirche übertrat, unterrichtete Krohn die drei ältesten Kinder in dem Lehrbegriff unserer Kirche. Dies gab ihm Veranlassung, mit der Geschichte der Mennoniten, sowie mit der gesamten Geschichte der Wiedertäufer sich eingehend zu beschäftigen. Eine Frucht dieser Studien war das im Jahre 1758 erschienene Werk: „Geschichte der fanatischen und enthusiastischen Wiedertäufer, vornehmlich in Niederdeutschland.“ Leider ist von diesem Werk nur der erste Teil, Melchior Hofmann und die Sekte der Hofmannianer behandelnd, erschienen. Das von gründlicher Gelehrsamkeit zeugende Buch fand in der gelehrten Welt vielen Beifall. Professor Walch in Göttingen empfahl es im Kolleg seinen Studenten mit warmer Anerkennung. Am 9. Juni 1760 wurde Krohn zum Pastor an St. Marien-Magdalenen erwählt. Am 11. August hielt er seine Antrittspredigt über Johannes 17, 20 und 21. Er bekannte: „In dem Vertrauen, in welchem auch ich mich eines mir versöhnten Gottes und meiner Gnadenkindschaft in Christo JEsu versichert halte, gewinne ich die Freudigkeit, dies Wort unseres göttlichen Hohenpriesters jetzt zu dem meinigen zu machen.“ Er übte seine Berufspflicht mit großer Treue, fand aber daneben Zeit genug, seinen wissenschaftlichen Neigungen sich zu widmen. Mit auswärtigen Gelehrten unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel. Besonders lag ihm die Ordnung und Vermehrung seiner großen Bibliothek, in welcher sich viele kostbare und seltene Werke befanden, am Herzen. Seine bibliographischen Kenntnisse waren staunenswert. Befragte man ihn über ein wenig bekanntes oder merkwürdiges Buch, so gab er sofort Auskunft über dessen Wert, Schicksale und Seltenheit. Nach dem im Jahre 1790 erfolgten Tode seiner Frau tief gebeugt und körperlich leidend, fand er Zerstreuung in der Ausarbeitung eines sorgfältigen Kataloges seiner Bibliothek, welcher 1793, ca. viertausend Nummern umfassend, in lateinischer Sprache erschien. Am 19. Oktober 1795 hielt er noch, obwohl sehr schwach, eine Rede zur Einweihung des neuen Altars

der Marien-Magdalenenkirche. Bei dieser Gelegenheit bekannte er: „Es ist eine nie genug zu preisende Barmherzigkeit des Allerhöchsten, daß er sich des gesamten durch die Sünde verderbten, dadurch vor ihm strafbar gewordenen Menschengeschlechts so herzlich angenommen, daß wir doch nicht hülflos ewig verderben möchten — ich will sagen, daß er uns einen HEiland und mächtigen Erlöser, einen glücklichen Erretter von allem Unheil der Sünde, einen treuen Erwerber der verlorenen Seligkeit aus freier Gnade geschenkt hat; einen solchen HEiland, der nichts geringeres ist als sein eigener, eingeborner Sohn, welcher dadurch, daß er eine wirkliche Menschennatur ohne Sünde in seine göttliche Person auf- und annahm, Einer unseres Geschlechts, unser Bruder, JEsus Christus, geworden ist.“ Es war sein Schwanengesang. Am 29. Oktober entschlief er. Die Stelle wurde nicht wieder besetzt. An Sonn- und Festtagen wurde von einem Kandidaten eine Predigt gehalten. Im Jahre 1806 wurde die Kirche gänzlich geschlossen und im folgenden Jahre abgebrochen. Durch Beschluß des Rates vom 15. Oktober 1821 erhielt der Platz, auf dem die Marien-Magdalenenkirche gestanden, zu Ehren des Grafen Adolph IV., dem ein Denkmal auf dieser Stätte errichtet wurde, den Namen: „Adolphsplatz.“



IV. Aus dem neunzehnten Jahrhundert.

1. Der Anbruch des neuen Jahrhunderts.

„Es ward Abend — und es ward Morgen! — und geschehen war der Übergang in ein neues Jahrhundert! Die feierliche Mitternachtsstunde schlug, und wer ihrer einsam, bei ernstem Nachdenken harrte, sank, überwältigt vom Gefühl, aufs Knie, um den Ewigen anzubeten. Die in Familien oder Freundeskreisen vereint waren, stürzten sich wechselseitig wünschend, jubelnd, betend (denn auch die erste Freude ist Gebet) in die Arme. Der Kranke hörte den Ton auf seinem Lager und vergaß der Krankheit. Der Sterbende — denn auch diese Nacht wird, wie jede, dem Tode und dem Leben ihren Tribut bezahlt haben — der Sterbende und die Gebärerin fragten nach der Stunde, vernahmen sie und wurden ihrer Wehen zum sterblichen und unsterblichen Leben leichter entbunden!" — So predigte am Nachmittag des 1. Januar 1801 — es war ein Donnerstag — der Diakonus Johann Michael Wolters in St. Katharinen vor zahlreich versammelter Gemeinde. Es war eine der zahllosen Predigten dieses Tages, in denen in ähnlicher Weise der Übergang vom achtzehnten Jahrhundert zum neunzehnten gefeiert wurde. In Hamburg feierte man aber an diesem Tage zugleich das Fest des tausendjährigen Bestehens der altberühmten Stadt. Ein Hochedler Rat hatte mittelst Dekret vom 22. Dezember 1800 auf diesen Tag ein allgemeines Dankfest für Stadt und Land angeordnet, und am ersten Weihnachtstage wurde dasselbe von allen Kanzeln der Gemeinden abgekündigt.

Am 31. Dezember, mittags, wurde das Fest, wie bei allen großen Festen üblich, feierlichst eingeläutet. Am Neujahrstage selbst füllten sich die Gotteshäuser mit Andächtigen. In der Frühpredigt wurde über Hebr. 13, 8, in der Hauptpredigt über Ps. 57, 8—12

und in der Nachmittagspredigt über Ps. 85, 8—9 gepredigt. In St. Petri fand im Hauptgottesdienst eine feierliche Kirchenmusik statt, während in allen andern Kirchen unter Pauken- und Trompetenschall das Tedeum (Herr Gott, dich loben wir) gesungen wurde. Vormittags von 10—11 und nachmittags von 3—4 Uhr wurde mit allen Glocken geläutet, sowie vormittags von 11—12 Uhr von allen Türmen der Hauptkirchen mit Pauken und Trompeten musiziert. Mittags zwölf Uhr wurde eine dreimalige Salve mit hundert Kanonen von den Wällen der Stadt gegeben, und endlich spielten nachmittags von 5—6 Uhr die Glockenspiele zu St. Petri und St. Nikolai Lob- und Danklieder. Zur Abkürzung des Vormittagsgottesdienstes fiel an diesem Tage die Feier des heiligen Abendmahles aus, und wegen des Geläutes und der Kanonade unterblieb die Mittagspredigt, während die Nachmittagspredigt von 2—3 Uhr stattfand. Auf allen Kanzeln wurde nach der Predigt das für diesen Tag verordnete Kirchengebet verlesen. Man betete: „Unendlicher und ewiger Gott, der du über allem Wechsel der Tage und Jahre erhaben bist: wir, deine Kinder, die wir noch im Lande der Unvollkommenheit wohnen, erheben heute bei dem Eintritt in ein neues Jahrhundert mit besonderer Inbrunst unsere Herzen zu dir. Auf der ganzen Erde und allenthalben, wo man die Lehre deines Sohnes Jesu Christi bekennt, hast du, unermüdeter Wohlthäter der Menschen, wie zu anderer Zeit, also auch in dem verflossenen Jahrhundert, deine Weisheit, Macht und Gnade überschwenglich verherrlicht. Durch deine Güte, o Gott, zählet unsere Stadt seit ihrer ersten Gründung binnen kurzer Frist volle tausend Jahre: Dich, dich hat sie unter noch so abwechselnden Schicksalen als ihren mächtigen und huldreichen Beschirmer, als ihren Helfer, Erretter, und als den milden Geber so vieler vorzüglicher Gaben erfahren. Wem anders als dir verdanken wir den hohen Vorzug, daß das zurückgelegte Jahrhundert, welches unsere Väter unter so verwirrten und traurigen Umständen anfingen, von uns in der gewünschtesten Eintracht und Zufriedenheit im frohen Genusse so manches unverdienten Guten und mit gegründeter Hoffnung auf eine lange Fortdauer unserer Ruhe und Wohlfahrt beschlossen ist.“ So betete man und konnte nicht ahnen, daß schon nach einem kurzen Jahrzehnt der geliebten Vaterstadt Trübsale widerfahren sollten, wie sie sie im Laufe ihrer tausendjährigen Geschichte noch nicht erlebt hatte. Und weiter betete man: „Wir bitten dich um deinen Beistand zur Erneuerung, Befestigung und Ausführung des

Vorsatzes, daß Religion und Tugend an uns selbst warme Freunde finden und nach unsern besten Kräften auf die kommenden Geschlechter fortgepflanzt werden soll. Laß wo möglich noch die spätere Nachkommenschaft für das Gute, welches wir unter deiner Hülfe zu stiften bemüht sein wollen, uns, ihre entschlafenen Väter, segnen." Man dachte an uns, die wir nun auch vor dem Wechsel eines Jahrhunderts stehen, und betete: „Gieb, daß diejenigen, welche nach hundert Jahren (wofern nach deinem Willen die Erde alsdann noch stehen soll) den heutigen Tag feierlich begehen werden, mit einem merklichen Zuwachs an Erkenntnis, Glauben, Liebe und Hoffnung begabet und den Bürgern des Himmels in einem höheren Grade als wir ähnlich sein mögen!" Man wollte gute Bürger der irdischen Vaterstadt, aber auch gute Bürger der himmlischen Heimat sein. Davon zeugten auch die „patriotischen Gedanken," die einer hatte, als „bei dem Eintreffen des neuen Jahrhunderts die Bürgercompagnie des Herrn Capitain C. F. Cober mit einer neuen Fahne feyerlich zum Wall marschierte." Der fromme Vaterlandsfreund ließ sich also vernehmen:

„Versammelt euch um unsre neue Fahne,
Ihr Bürger, unser Schwur sei neu:
Wir huldigen auf unsrer Lebensbahne
Der Gottesfurcht und Bürgertreu.

Die Erste muß den Grund zu allem legen,
Sie lebt und würkt, — doch sinket sie,
So stürzt des Bürgers Glück, der Länder Segen,
So stürzt die größte Monarchie.

Noch ferner wähl der große Herzenskenner
Uns Lehrer, welche glaubensvoll
Voll Gottesfurcht, wie rechte Flügelmänner
Uns zeigen, wie man wandeln soll!"

---

2. Johann Jakob Rambach.

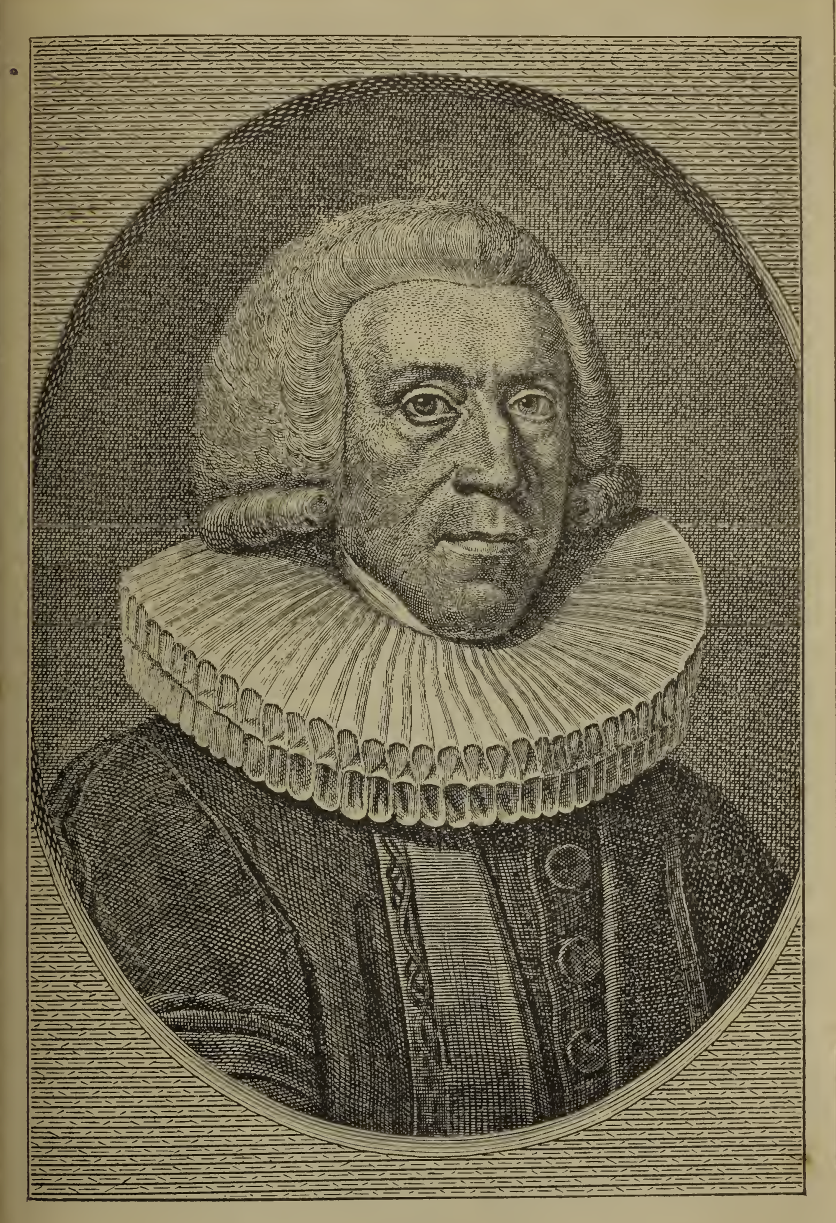
Am 13. Januar 1801 starb der Senior D. Christian Ludwig Gerling. Der gelehrte und fromme Mann war 1777 als Nachfolger Ulbers zum Pastor an St. Jakobi gewählt worden. Als Professor in Rostock hatte er in einer Abhandlung die Lehre von der ewigen

Gottheit Christi gegen die Irrtümer der Neueren verteidigt. Die Hamburger fanden in ihm „Neumeisters Geist und Ulbers Treue“ ersetzt. Bei dem Tode des Seniors Winckler im Jahre 1784 wurde der erst 39jährige Gerling zu seinem Nachfolger im Seniorat erwählt. Er hat noch die Schwelle des neuen Jahrhunderts überschreiten dürfen, dann mußte er seinen Hirtenstab niederlegen. Die Trauer um den trefflichen Mann war allgemein. Sein Nachfolger im Seniorat wurde der Hauptpastor an St. Michaelis, Johann Jakob Rambach, ein Mann, der zu den Besten zählt, die je in der Hamburgischen Kirche in Amt und Würden gestanden haben. Ihm war es beschieden, die Zeiten der tiefsten Erniedrigung Hamburgs, sowohl in politischer als in kirchlicher Hinsicht mit blutendem Herzen zu durchleben, aber auch die Morgenröte einer neuen Zeit vor seinem Scheiden anbrechen zu sehen.

Johann Jakob Rambach wurde am 27. März 1737 zu Teupitz, einem Städtchen in der Mittelmark, wo sein Vater, Friedrich Eberhard Rambach, damals Prediger war, geboren. In der heiligen Taufe wurden ihm die Namen seines berühmten Verwandten, des Gießener Professors und Liederdichters Johann Jakob Rambach beigelegt. Nachdem er das Pädagogium des Klosters U. L. Frauen in Magdeburg, wohin sein Vater als Pastor an der Heiligengeistkirche berufen worden, absolviert hatte, bezog er 1754, erst siebzehnjährig, die Universität Halle, um Theologie zu studieren. Mit hervorragenden Kenntnissen ausgerüstet, wurde er 1759 Lehrer am Pädagogium in Magdeburg, und noch hatte er dieses Amt kein volles Jahr verwaltet, als er, ein Jüngling von 23 Jahren, zum Rektor der Anstalt gewählt wurde. Bald genoß er eines ausgezeichneten Rufes als Schulmann. Im Jahre 1765 wurde er zum Rektor des fürstlichen Gymnasiums in Quedlinburg ernannt, und schon machte er sich mit dem Gedanken vertraut, sich ganz der Philologie zu widmen, als er im Jahre 1774 zum Oberprediger an St. Nikolai in Quedlinburg gewählt wurde. Es wurde ihm schwer, sich von seinem lieben Schulamt zu trennen. Noch in späteren Jahren, bei Gelegenheit einer öffentlichen Schulfeierlichkeit hier in Hamburg, bezeugte er mit gen Himmel aufgehobener Hand, daß er die fünfzehn im Schulamte verlebten Jahre zu den besten und wichtigsten seines Lebens zähle. Seine Quedlinburger Gemeinde hing an dem wahrhaft frommen und begabten Prediger mit großer Liebe, und diese Liebe machte es ihm leicht, ehrenvolle Berufungen nach auswärts, wie z. B. diejenige nach

Königsberg als Oberhofprediger, Generalsuperintendent und Professor der Theologie, auszuschlagen. Als ihn aber die Hamburger nach dem Tode des Seniors D. Herrnschmid am 21. Mai 1780 zum Hauptpastor an St. Michaelis erwählten, da erschien ihm diese Berufung wichtig genug, um aus seinen bisherigen Verhältnissen herauszutreten. In seiner Abschiedspredigt sprach er sich über die Beweggründe zur Annahme dieses Rufes aus: „Ich habe diesen Ruf, zu welchem ich gar nichts beitragen konnte, angenommen, nicht in Hinsicht auf irdische Vorteile, die ich bei der Zufriedenheit meines Herzens nicht brauchte und noch weniger begierig suchte, sondern weil ich hoffen und glauben konnte, bei einer Gemeine, die wohl aus mehr als 25000 Seelen besteht, noch mehr Nutzen unter dem Beistand meines Gottes stiften zu können. Gott ruft mich von euch weg und gebietet mir, daß ich und mein Haus in ein fremdes Land ziehen soll. Ich folge seiner Stimme in Demut und mit kindlichem Vertrauen wie ein Knecht seinem Herrn zu folgen verbunden ist.“

In Hamburg wurde Rambach mit großer Liebe von seiner neuen Gemeinde empfangen. War er auch als Anhänger der Orthodoxie den Rationalisten ein Dorn im Auge, so gab es nicht nur in St. Michaelis, sondern in ganz Hamburg Leute genug, die Gott dankten, daß er ihnen diesen begabten und unerschrockenen Zeugen des alten Evangeliums zugeführt hatte. Am 3. Oktober fand seine Amtseinführung statt. Die weiten Räume der großen St. Michaeliskirche waren bis auf den letzten Platz gefüllt. Rambach predigte über Apg. 10, 33: „Du hast wohlgethan, daß du gekommen bist. Nun sind wir alle gegenwärtig vor Gott, zu hören alles, was dir von Gott befohlen ist!“ Das herrliche Gotteshaus und die große Gemeinde, die er vor sich sah, überwältigten ihn: „Ich betrachte die reiche Gelegenheit, die mir der erbarmende Gott darbietet, in dieser Gemeinde, die eine der größten in der ganzen lutherischen Kirche ist, viele Eroberungen für den Himmel zu machen. — Ich sehe die übergroße Menge dieses hier versammelten und (o, ein entzückender Gedanke!) durch das Blut Jesu erkauften und zur Seligkeit berufenen Volkes.“ Dann wünscht er, daß die Predigt von dem gekreuzigten und über alles hochgelobten Heiland in ihnen kräftig sein möge, damit sie keinen Mangel hätten an irgend einer heilsamen und herzberuhigenden Gabe. Und dann bezeugt er seiner Gemeinde, daß in keinem andern Heil sei als in Jesu, dem Geliebten, und daß man zu diesem Heil nicht anders gelangen könne, als in der Ordnung der



Johann Jakob Rambach.

Buße und des Glaubens. So gab die neue Posaune einen deutlichen Ton, und in diesem Tone hat Rambach 38 Jahre lang unentwegt auf der Kanzel zu St. Michaelis das teuerwerte Wort, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, gepredigt. Es hat ihm auch nie, selbst im höchsten Alter nicht an einer dankbaren Zuhörergemeinde gefehlt, die ihm das Wort des Lebens von den Lippen nahm. Je mehr auf den andern Kanzeln Hamburgs der Rationalismus seine öden Moralpredigten hielt, desto mehr scharten sich um Rambachs Kanzel die altmodischen Leute, die mit dem lebendigen Brot, das vom Himmel gekommen, ihren Hunger zu stillen begehrten.

Rambach war ein hochbegabter und reichgesegneter Prediger des Evangeliums. Er durfte, wie er selbst bezeugt, erfahren, „daß die Wahrheiten des Evangelii von Jesu noch immer den Eingang finden, den sie wegen ihres göttlichen Ursprungs, wegen ihrer hohen Würde und wegen ihres kräftigsten Einflusses auf Gottseligkeit und Tugend so sehr verdienen." Er durfte wahrnehmen, „daß die meisten Mitglieder seiner Gemeinde diese in ihrem Lichte dargestellten und auf das Herz recht angewendeten Wahrheiten gern und mit vorzüglicher Aufmerksamkeit hörten," und er empfing zuverlässige Beweise, „daß dadurch viele tief gerührt und von ihren Irrtümern und Irrwegen so ganz zurückgebracht wurden, daß sie unter frohen Empfindungen des Dankes gegen Gott versicherten, seit der Zeit, da sie Jesum hätten erkennen und sein Wort lieben lernen, ganz andere und viel zufriedenere Menschen geworden zu sein."

Rambach ließ nach der Sitte seiner Zeit die Entwürfe der von ihm gehaltenen Predigten drucken. Es liegen 35 Jahrgänge solcher Entwürfe der von ihm in den Jahren 1781—1815 gehaltenen Predigten über die evangelischen Texte vor. Dieselben bestätigen das Urteil, das sein Sohn, der spätere Senior August Jakob Rambach, über ihn als Prediger fällt, daß er nämlich nicht ein Lehrer der Moral- und Lebensklugheit, sondern ein Verkündiger des Evangeliums, ein Botschafter an Christi Statt, ein Haushalter über die Geheimnisse Gottes, ein Führer seiner Miterlösten zur ewigen Seligkeit gewesen ist. Außer den Entwürfen hat Rambach eine vollständige Evangelien-Postille in zwei Bänden unter dem Titel „Predigten über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia zur häuslichen Erbauung" herausgegeben. Der erste Teil erschien 1796, der zweite Teil 1798. Höchst bedeutsam sind die Vorreden, mit denen Rambach diese Predigten seinen Zeit-

genossen vorlegte. Sie lassen einen Blick in die ganze theologische und kirchliche Stellung dieses einsamen Zeugen Christi thun.

Rambach war mit voller Entschiedenheit ein orthodoxer Lutheraner. In der Vorrede zum ersten Band seiner Postille bekennt er, daß es ihm unmöglich sei, von dem Lehrbegriff unserer lutherischen Kirche abzuweichen: „Ich bin ein lutherischer Prediger, und ich habe, als ich es ward, freiwillig angelobt und eidlich versichert, daß ich unsern symbolischen Lehrbüchern gemäß lehren wolle. Wie treulos würde ich handeln, wenn ich diesen Eid bräche! Wie würde ich das vor Gott verantworten können? Und wie viel schwerer würde ich mich versündigen, da ich den Lehrbegriff unserer Kirche, je länger ich ihn untersuche und mit dem Worte Gottes vergleiche, dieser untrüglichen Richtschnur aller Wahrheit immer gemäßer finde? Ich schäme mich nicht, dies zu bekennen, und es wird mich nicht beunruhigen, wenn ich deshalb von einigen getadelt werde. Weit mehr beunruhigt mich das, daß man jetzt in vielen Schriften unsern Lehrbegriff antastet, unsere symbolischen Bücher herabwürdigt und sie beinahe für ganz entbehrlich erklärt. — Die theologische oder christliche Aufklärung, wie man sie nennen mag, hat schreckliche Übel hervorgebracht und eine moralische Verfinsterung zur Folge gehabt. — Man hat den Verteidigern des bisherigen Lehrbegriffs unserer Kirche, die man schon ganz in die Enge getrieben zu haben glaubte, triumphierend zugerufen: Gebt euch gefangen! Eure Festung ist erobert, und das schwache Außenwerk, das ihr noch inne habt, kann sich nicht lange mehr halten! Nein; so weit ist es noch lange nicht gekommen. Die Wahrheit wird gedrückt, aber sie ist nicht unterdrückt; und sie, die schon oft so sehr gedrängt wurde, wird siegen, wenn sie, wie ich gewiß glaube und mit Freuden bekenne, Wahrheit ist.“ So schrieb der treue Mann am 12. November 1795. Und als man ihm seine Orthodoxie zum Vorwurf machte, da schrieb er in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Postille, im Mai 1798: „Man mache es mir nicht zum Vorwurf, daß ich dem auf Gottes Wort gegründeten und dem Unterricht JEsu und seiner Apostel gemäßen Lehrbegriff unserer Kirche treu geblieben bin. Was soll dieser Vorwurf? — Sind denn etwa die neuen Meinungen schon bewiesen? Sind nicht viele derselben so gewagt, so überspannt und dem Geist des Christentums so ganz zuwider, daß sie nie bewiesen werden können? Ist nicht durch den jetzt ausgebreiteten Rationalismus oder Vernunftreligion die Sache unendlich verschlimmert worden? Und sieht man nicht die unglücklichen Folgen davon an der Zweifel-

sucht und an dem Unglauben, der nun sogar unter dem großen Haufen um so mehr herrscht, weil es ihm an Einsicht fehlt, das Neue recht zu prüfen und das Wahre vom Falschen zu unterscheiden? Man mache mir also meine Orthodoxie nicht zum Vorwurf!" —

Als Rambach nach Hamburg kam, lebte noch der alte Kämpe, Johan Melchior Goeze. Beide Männer wurden bald befreundet. Goeze mochte hoffen, in Rambach einen Kampfgenossen in seinem unermüdlichen Streit wider die Neuerer zu finden. Aber Rambach war bei aller Treue und Festigkeit im Bekenntnis eine irenische Natur. Wo Amt und Gewissen ihm zu sprechen geboten, da sprach er sicher und ohne Ansehen der Person, aber er scheute den theologischen Zank. Und nun sollte gerade er mit Goeze in eine theologische Fehde geraten! Schon im Jahre 1781 hatte Rambach durch eine Predigt am 2. Sonntag nach Trinitatis, in welcher er die Worte Lukas 21, 25—36 nicht auf das Weltgericht, sondern auf die Zerstörung Jerusalems bezog, den Widerspruch Goezes hervorgerufen. Goeze schrieb dagegen seine „Anzeige der Gründe," nach welchen er vierzig Jahre lang die betreffenden Worte von der Zukunft Jesu zum Weltgerichte erklärt habe. Heftiger und unerquicklicher wurde eine Kontroverse zwischen den beiden Kollegen über die Frage nach der Seligkeit der Heiden. Es ist davon schon in der Darstellung des Hamburger Missionsstreites im Jahre 1782 die Rede gewesen. Auf Rambachs Gesinnungen gegen Goeze hatte dieser Streit keinen Einfluß, und als Goeze im Jahre 1786 das Zeitliche segnete, hat Rambach um den tapferen Streiter für die Ehre Christi ehrlich getrauert. Rambach war überhaupt auch in seinem Benehmen gegen Andersdenkende von vornehmer Gesinnung. Die geselligen Tugenden der Leutseligkeit und Höflichkeit waren ihm in vorzüglichem Grade eigen. Sie entstammten der lauteren Demut seines christlichen Charakters.

Merkwürdigerweise war es der Bruder unsers Goeze, der Quedlinburger Pastor J. A. E. Goeze, der in einem Brief an einen Freund in Hamburg von seinem damaligen Kollegen Rambach eine so begeisterte Schilderung gab, daß dieselbe nicht unwesentlich zu dessen Erwählung an St. Michaelis beitrug. Er schrieb: „Als Prediger setze ich Rambach unter die beliebtesten, angenehmsten und rechtschaffensten. Seine Kanzelgaben sind vorzüglich. — Sein Charakter ist so beschaffen, daß ich selbst wünschte in allen Stücken so zu sein, wie er ist. Sein Herz ist immer so sanft, so lauter, so rechtschaffen, so unschuldsvoll wie ein klarer Bach. Ein wahrer Israelit, in

welchem kein Falsch ist, ja, der nach meiner Überzeugung und Erfahrung zu keinem Unrecht oder Menschenfeindschaft oder Tücke fähig wäre. Ein rechtes Johannesherz, das sich selbst über alles legitimieren wird, was ich geschrieben habe, und nichts, gar nichts habe ich geschrieben, was ich nicht vor dem Herzenskündiger verantworten könnte." — Kein Wunder, daß ein solcher Mann sowohl als Prediger wie als Seelsorger in Hamburg sehr beliebt wurde, und daß er auch seinen theologischen Gegnern die vollste Achtung vor seinem Glaubensstandpunkt abnötigte.

Als Rambach im Jahre 1780 nach Hamburg kam, war der Turm der großen Michaeliskirche noch unvollendet. Der im Jahre der Kirchweihe, 1762, bis zur Höhe des Kirchendaches erbaute und mit einem Notdach versehene Turm wurde vom Jahre 1777 an nach den Plänen Sonnins seiner Vollendung entgegengeführt. Im September 1778 war der Bau so weit fortgeschritten, daß der Knopf und die Helmstange aufgesetzt werden konnte. Aber es vergingen noch sechs Jahre, ehe der Turm vollständig fertig war. Am 31. Oktober 1786 konnte endlich der Tag der Turmweihe feierlichst begangen werden. Rambach hielt die Weihepredigt über 1. Könige 8, 57—58. Sein Thema war: „Die Wünsche und Entschließungen einer durch große Wohlthaten Gottes erfreuten Gemeinde." Aus der Predigt selbst stehe hier folgende, für die ernste, erweckliche Art Rambachs zeugende Stelle: „Wenn der Schall der Glocken euch hierher ruft, so sei es der Vorsatz eines jeden: Ich will hingehen mit dem Haufen und mit ihnen wallen zum Hause Gottes! Wenn diese läutenden Glocken euch an die Beerdigung eines entschlafenen Mitgliedes erinnern, so rege sich in euch der ernstliche Gedanke: Ich will täglich daran denken, daß ich auch davon muß, und da ich nicht weiß, wie nahe mir mein Ende ist, so will ich die Buße nicht sparen, bis ich krank werde und sterbe! Wenn ihr den Stundenschlag hört, so sei es der Wille eines jeden, an sein Gewissen die Frage zu thun: Wie habe ich die verflossene Stunde angewendet? Wie werde ich die künftige anwenden? Und wenn die letzte Stunde schlägt, wie werde ich dann bestehen?" — Der gedruckten Predigt ist eine „Historische Nachricht" beigefügt, in welcher Rambach etwas über Türme und Glocken christlicher Kirchen im allgemeinen und über die Michaeliskirche im besonderen mitteilt.

Bei der Wende des Jahrhunderts, am 1. Januar 1801, hielt Rambach eine ernste Predigt über den vorgeschriebenen Text, Ps. 57, 8—12. Am Schlusse derselben warnte er seine Gemeinde aufs ein-

dringlichste vor den Neuerern, die das Christentum in eine dürftige Naturreligion zu verwandeln, die Herrlichkeit Jesu frech zu leugnen, seines Verdienstes zu spotten, seinen Wundern zu widersprechen wagten. Er schloß mit den Worten: „Wer Jesum gläubig verehrt, und wer es wünscht, daß seine Wahrheit und Gnade hier und allenthalben immer siegreicher werde, der bete zu ihm:

Hilf deinem Volk, Herr Jesu Christ,
Und segne, was dein Erbteil ist:
Wart' und pfleg' ihrer zu aller Zeit
Und heb' sie hoch in Ewigkeit!"

Wenige Monate später, am 10. April 1801, wurde Rambach an D. Gerlings Stelle zum Senior ministerii erwählt. Er stand im 65. Lebensjahre und war 21 Jahre Hamburgischer Pastor, als er zu dieser Würde erhoben wurde. Noch siebzehn Jahre durfte er an der Spitze der Hamburgischen Geistlichkeit stehen, und mit seinen vorzüglichen Gaben und Kenntnissen und seiner großen Ruhe und Besonnenheit in den schwierigen Zeitläuften, die über unsere Vaterstadt hereinbrachen, unserer Hamburgischen Kirche dienen. Es war eine wohlverdiente Anerkennung, als die theologische Fakultät zu Halle dem gelehrten Manne in Veranlassung seiner Erwählung zum Senior am 21. Mai die Würde eines Doktors der heiligen Schrift verlieh. Seine philologische Gelehrsamkeit, die womöglich seine theologische noch übertraf, kam ihm besonders in seinem Amte als Scholarch und Ephorus der gelehrten Unterrichtsanstalten Hamburgs zu statten. Bei der gänzlichen Umgestaltung des Johanneums in den Jahren 1801 und 1802 war Rambach besonders thätig. Er war es auch, der die Berufung des D. Dr. Johannes Gurlitt vom Pädagogium des Klosters Bergen bei Magdeburg, eines hervorragend begabten Schulmannes, zum Direktorat des Johanneums veranlaßte. Gurlitt war freilich Rambachs theologischer Gegner. Als ausgesprochener Rationalist huldigte er dem Grundsatz, „daß der Zweifel der erste Schritt zur Wahrheit ist." Als Senior Rambach ihn aufforderte, nach der Ordnung unserer Kirche, die symbolischen Bücher zu unterschreiben, schlug er das entschieden ab, um auch nicht den Schein auf sich zu laden, als ob er die Lehre der symbolischen Bücher für recht halte. Rambach mußte der Beharrlichkeit des bereits erwählten Direktors nachgeben, und sich mit der Erklärung desselben begnügen, „daß er sich zur evangelisch-lutherischen Kirche bekenne!" Rambach hatte auch in der Folge schwer an Gurlitts Freisinn zu tragen. Und

gerade Gurlitt mußte es erleben, daß u. a. zwei seiner Schüler, der Israelit David Mendel, der später die christliche Taufe empfing und unter seinem neuen Namen August Neander als Professor der Theologie in Berlin berühmt geworden ist, und der spätere St. Georger Pastor, Johann Wilhelm Rautenberg, sich der ihm verhaßten Orthodoxie zuwandten und Lebenszeugen der Kirche Christi geworden sind.

Das Jahr 1802 brachte der Hamburgischen Kirche den Tiefpunkt des Verfalls ihrer gottesdienstlichen Ordnungen. Rambach vermochte es nicht zu verhindern, daß E. H. Rat in einem Mandat vom 7. April es „zur Wissenschaft des Publikums" brachte, daß eine ganze Reihe von bisher üblichen Gottesdiensten an Sonn- und Festtagen fortan aufgehoben und eingestellt sein sollten. Der letzte Rest der alten Liturgie, das Absingen der Kollekte und die Verlesung der Epistel vor der Predigt, mußte fallen und den Predigern wurde untersagt, bei der Taufhandlung den Gevattern die Frage nach dem Glaubensbekenntnis vorzulegen. Dabei ermahnte der Rat „die hiesigen Bürger und Einwohner zu einem solcher Absicht entsprechenden Betragen, und erwartete, vorzüglich von den Gebildeten unter ihnen, daß sie darunter mit gutem Beispiel vorgehen würden." Und das geschah, nachdem E. H. Rat zwei Jahre vorher in dem Mandat über die Feier der Sonn- und Festtage vom 23. April 1800 sich dahin ausgesprochen, wie derselbe „ungern wahrgenommen, daß die Sonn- und Festtage durch äußere Stille und Ehrbarkeit von anderen Tagen wenig unterschieden würden" und den „aufgeklärten Teil der hiesigen Bürger" ermahnt hatte, „die traurigen Folgen zu bedenken, welche es am Ende für Religion und Moralität haben muß, wenn auch der Unwissende durch ihr Beispiel verleitet wird, an diesem Tage sich weniger mit der Religion zu beschäftigen als an jedem andern Tage!" —

Am 5. Oktober 1805 konnte Rambach das 25jährige Jubiläum seiner Hamburgischen Amtsführung und am 29. Januar 1809 sein 50jähriges Lehramtsjubiläum feiern. Dann folgten die traurigen Jahre der französischen Fremdherrschaft, unter denen Rambach, wie alle Hamburgischen Patrioten, persönlich wie amtlich unsäglich Schweres zu leiden hatte. Er liebte Hamburg wie sein zweites Vaterland und trauerte darum von ganzem Herzen, als im Dezember 1810 die Freiheit Hamburgs zu Grunde ging. Aber eben in der nun folgenden Periode der Leiden und Bedrückungen zeigte sich sein Patriotismus und sein fester Glaube im hellsten Lichte. Mit Wort und Wandel leuchtete er allen voran. Am 1. Januar 1811 erklärte Napoleon Hamburg

für eine der 49 „guten Städte“ (bonnes villes) des französischen Reiches. Als am 30. Januar die Stadt dem Kaiser gehuldigt hatte, erschien am 2. Februar der schreckliche Davoust, Herzog von Auerstädt und Fürst von Eckmühl, und erklärte in einer Proklamation vom 10. Februar, daß Hamburgs Glück mit dem Glück Napoleons und seines Reiches eins sei! Die Herzen der Patrioten bluteten. Am 13. März mußte Rambach es zu seinem großen Schmerz erleben, daß die kleine Michaeliskirche, die schon früher den spanischen Truppen zum Gottesdienst geöffnet worden war, den Lutheranern genommen und den Katholiken gegeben wurde. Da kam die Katastrophe von Moskau. Am 3. Dezember hatte Napoleon das 29. Bulletin über die Einnahme Moskaus ausgegeben. Aber erst am Weihnachtsabend verbreitete sich in Hamburg das Gerücht von Napoleons Niederlage. Mit allen Hamburgischen Patrioten jubelte auch Rambach. Die unvergeßlichen Tage des Märzmonats 1813, als Tettenborn mit seinen Kosacken Hamburg befreite, waren ihm Tage des Entzückens. Am 21. April weihte er am Altare der Michaeliskirche die Fahnen der neu errichteten Hanseatischen Legion. —

Aber die Feinde kehrten zurück und mit ihnen die Drangsal Hamburgs in unerhörter Größe. Am 28. Mai verließ Tettenborn die unglückliche Stadt, und am 30. Mai zog der Prinz von Eckmühl wieder ein. Schon am 3. April hatte Napoleon Hamburg für außerhalb des Gesetzes stehend erklärt und Davoust die Bestrafung der Stadt übertragen. Und er führte den ihm gewordenen Auftrag in grausamster Weise aus. In einer Chronik heißt es: „Hamburg verlor in dem einen Jahr durch Kummer, Seuchen und Ausstoßung ins Elend 30000 seiner Bewohner, durch Raubthaten 75 Millionen seines Vermögens.“ — Rambach hatte auf Zureden seiner Freunde in den ersten Tagen nach Rückkehr der Feinde die Stadt verlassen. Aber er kehrte bald wieder zurück. Am 6. Juni mußte er mit blutendem Herzen die Kanzel besteigen, um das erzwungene Dankfest für die Wiedereinnahme der Stadt zu feiern! Aber er verleugnete nicht seinen Patriotismus. Als er am 17. August mit dem gesamten Ministerium und vielen andern Bürgern auf das Stadthaus beschieden war, um aus dem Munde des rohen Gouverneurs von Hogendorp ein in sehr harten Ausdrücken abgefaßtes Mandat zu vernehmen, antwortete er im Namen der Geistlichkeit mit großer Ruhe und Unerschrockenheit. Es folgten nun Monate voll unbeschreiblichen Jammers. Die Kirchen Hamburgs, mit Ausnahme der großen Michaeliskirche, wurden in

Magazine und Pferdeställe verwandelt und in grauenhafter Weise geschändet. Dann kam die schreckliche Weihnacht 1813. Alle Einwohner, die sich nicht hatten verproviantieren können, wurden in der Petrikirche eingesperrt und am andern Morgen aus der Stadt vertrieben! Da kam die Wendung durch Gottes Fügung. Am 31. März 1814 rückten die Alliierten in Paris ein. Am 29. April wurde die Absetzung Napoleons in Hamburg bekannt, und vom Michaelisturm wehte das weiße Lilienbanner. Die Fremdherrschaft mit ihren Greueln hatte ein Ende. Am 29. Mai, dem ersten Pfingsttage, wurde im Kirchengebet zuerst wieder für E. H. Rat gebetet. Am Trinitatisfeste, den 5. Juni, wurde wegen glücklicher Befreiung der Stadt ein Dankfest gefeiert. Vormittags und nachmittags wurde das Tedeum (Herr Gott, dich loben wir) mit Pauken und Trompeten gesungen. In der Michaeliskirche wurde eine feierliche Musik aufgeführt. Senior Rambach hielt die Predigt über Psalm 77, 14—16. Am 3. Juli wurde in der Michaeliskirche ein besonderes Dankfest wegen der Rückkehr der Hanseatischen Legion gefeiert. Vor dem gesamten Offizierkorps, dem General Benningsen und dessen Generalstab hielt Rambach eine ergreifende Ansprache am Altar. Mit besonderer Kraft und Freudigkeit hielt er auch die Festpredigt an dem ersten feierlichen Gedächtnistag der Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober 1814. Es war eine Zeit, in der sein Alter war wie seine Jugend! —

Die Franzosenzeit hatte ihm und seinem Hause auch einen schweren persönlichen Verlust gebracht. Ein Sohn aus seiner ersten, kurzen Ehe mit Marie Juliane Louise Boysen, einer Tochter des Oberhofpredigers Boysen in Quedlinburg, Johann Jakob Rambach, ein besonders tüchtiger und beliebter Arzt, seit 1807 auch Landphysikus, hatte sich durch seine Berufstreue in den Lazaretten ein hitziges Nervenfieber zugezogen, dem er am 2. Februar 1812, im vierzigsten Lebensjahre erlag. Der greise Vater trauerte schmerzlich über den Verlust des inniggeliebten Sohnes. Ihm blieben noch zwei Söhne, sein ältester Sohn, Friedrich Eberhard, seit 1802 Professor in Dorpat, und ein Sohn aus seiner zweiten Ehe mit Eva Maria Elisabeth Boysen, der Schwester seiner ersten Frau, August Jakob, seit 1802 Diakonus an St. Jakobi, und nach dem Tode des Vaters sein Nachfolger als Hauptpastor an St. Michaelis. Seit dem im Jahre 1803 erfolgten Heimgang seiner zweiten Frau führte eine Nichte, Karoline Stroht, dem Vereinsamten den Hausstand. In seinem Hause herrschte der warme Ton eines wahrhaft christlichen Familienlebens. Gern

genoß er mit den Seinen die Freuden der Natur und der Kunst, besonders der Musik. Nach den Zeiten der Drangsal war ihm noch eine kurze Zeit gewohnten Wirkens beschieden. —

Das Dankfest für den Sieg bei Belle-Alliance, am 2. Juli 1815, mußte er in der einsamen Stille seines Zimmers feiern, denn einige Wochen vorher, am Trinitatisfeste, war er auf der Kanzel plötzlich erkrankt. Mitte Juli bezog er ein Landhaus in Ottensen, wo er sich so weit erholte, daß er mit Anfang des Jahres 1816 wieder die Senioratsgeschäfte übernehmen konnte. Auch begann er im Frühjahr wieder die öffentliche Kinderlehre zu halten, die ihm eine besondere Freude und Erquickung war. Weiter reichten freilich seine Kräfte nicht. Erst im Herbst des Jahres 1817, als er wieder von seinem Landsitz zur Stadt gezogen war, konnte er am 19. Sonntage nach Trinitatis zum erstenmal wieder die Kanzel besteigen. Zur größten Freude seiner Gemeinde hielt er im Mittagsgottesdienst die Predigt über Römer 12, 12. Bei der Feier des 18. Oktober weihte er die neuen Fahnen der Bürgerwehr. Mit hoher Freude trat er vor den Altar und sprach mit einer für seine Jahre bedeutenden Kraft die Worte der Weihe. Es war das letzte, das er an heiliger Stätte gesprochen. An der Feier des Reformationsjubiläums konnte er nicht mehr öffentlich sich beteiligen. Aber das für diese Feier verordnete öffentliche Dankgebet hatte er entworfen. In der ersten Hälfte des Jahres 1818 erfreute er sich eines verhältnismäßig ungestörten Wohlbefindens. Im Februar fand das Kandidatenexamen statt. Da sollte Rambach noch eine große Freude erleben. Unter den Kandidaten, die sich zum Examen meldeten, befand sich Johann Wilhelm Rautenberg. Im Gespräch mit ihm bemerkte der Senior, daß dessen Rede anders lautete, als er sonst zu hören gewohnt war, und zum Schluß richtete er mit feierlichem Ernst in lateinischer Sprache an ihn die Frage: „Glaubst du denn, daß unser Herr Jesus Christus wahrer Gott ist?“ Rautenberg antwortete mit den Worten des Katechismus: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr!“ Da faltete der greise Senior die Hände, und mit Thränen in den Augen sprach er: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn du willst in meinem Hamburg noch wieder das Licht deines Evangelii leuchten lassen!“ — Im Frühjahr bezog Rambach wieder sein Landhaus in Ottensen. Im Juli wohnte er noch einem Ministerialkonvente bei. Seinen Kollegen

sagte er, gleichsam Abschied nehmend, er habe ein praesagium mortis (Vorgefühl des Todes). Am 5. August abends ging er in seinem Garten spazieren. Er freute sich an dem aufgehenden Mond und setzte sich dann auf eine Gartenbank vor dem Hause. Hier traf ihn ein leichter Schlaganfall. Seine herbeieilende Nichte bemerkte eine ungewöhnliche Stille an ihm und bat ihn, doch heiter zu sein. Er antwortete: „Glaube mir, ich habe meine sehr ernsthaften Betrachtungen!" Es waren seine letzten verständlichen Worte. Man trug ihn ins Haus. Nachts um zwei Uhr hauchte er seine Seele aus. Am 10. August trug man unter allgemeiner Trauer seine irdische Hülle zu Grabe. Die Hamburger trauerten um ihren alten Senior wie um einen Vater.

---

3. Die Kirchen Hamburgs in der Franzosenzeit.

„Es drang bis zu der Kirchen heil'ger Schwelle
Eckmühls gewalt'ges Wort; die sanfte Lichteshelle,
Von der die Andacht einst sich dort umflossen sah,
Verschwand in trüben Dämmer — und als Ställe,
Mit Rossen angefüllet, stehn sie da.
Die Krippe hält den Säulenraum besetzt,
Kein heiliges Geschäft sieht man verwalten,
Kein Glaubenstrost, kein Hoffnungsruf empfängt
Den Kommenden, Gebet und Lied verhallten,
Von roher Buben Lärm, Fluch und Gezänk verdrängt." —

Mit diesen Worten schildert ein vaterstädtischer Dichter, K. G. Prätzel, in seinen „Drei Episteln an Davoust-Eckmühl, Hamburg 1814" die schändliche Entheiligung der Hamburgischen Gotteshäuser seitens der französischen Machthaber in den Jahren 1813 und 1814. Der unerbittlichen Geißel Hamburgs, dem schrecklichen Davoust, war nichts heilig. Auch durch die, nicht etwa von der eisernen Notwendigkeit gebotene, sondern willkürlich ersonnene Umwandlung der Gotteshäuser in Magazine und Ställe, wollte Davoust die Hamburger seine unersättliche Rachgier fühlen lassen.

Schon im November 1806 hatte der Marschall Mortier, nachdem er mit seinen größtenteils aus Italienern bestehenden Truppen im Namen Napoleons von Hamburg Besitz ergriffen hatte, aus der

im Jahre 1745 neuerbauten Kirche im Hiobshospital Altar, Kanzel und Taufstein fortgeschafft und dieselbe in eine Kaserne verwandelt. Auch nach der Franzosenzeit blieb die Kirche in diesem Zustand der Verwüstung. Im Jahre 1832 befand sich ein Wagenmagazin darin. — Ebenfalls im Jahre 1806 wurde die 1769 erbaute Kirche des Krankenhofes auf dem Hamburgerberg (St. Pauli) in ein Lazarett für erkrankte französische Soldaten umgewandelt.

Am 13. März 1811 nahmen die Franzosen die kleine Michaeliskirche der St. Michaelisgemeinde weg und bestimmten sie zuerst für den Gottesdienst der französischen Truppen und später auch für den Kultus der deutschen Katholiken, denen bis dahin die kaiserliche Gesandtschaftskapelle auf dem Neuen Wall als Kultusstätte gedient hatte. Am Sonntag Okuli, den 17. März, hielt der Diakonus Tönnies die letzte lutherische Predigt in dieser Kirche. Am 24. März wurde sie vom Priester Wigand für katholischen Gottesdienst eingeweiht. Am 9. Juni wurde in dieser Kirche das Tauffest des „Königs von Rom" mit großem Pomp gefeiert. Aus dem Dom zu Köln wurden kostbare Paramente für diesen Zweck geschickt. Die Kirche ist dauernd im Besitz der katholischen Gemeinde geblieben. Im Jahre 1824 erhielt die große St. Michaeliskirche nachträglich eine Entschädigungssumme von 30000 Mark Court. ausbezahlt. — Am 10. März 1811 bemächtigten sich die Franzosen des erst 1810 in England erbauten Konvoye- oder Wachtschiffes, in welchem sich die Schiffskirche befand, für welche ein eigener Schiffsprediger angestellt war. Die Gottesdienste hörten natürlich auf, und der Pastor Johann Hientzke wurde mit den Seinen brotlos. Er wurde später Pastor in Billwärder.

Nun kam das Jahr 1813 mit seinem jähen Wechsel zwischen Befreiungsjubel und wiederkehrender Gewaltherrschaft. Am 30. Mai zogen die Franzosen wieder ein. Am 9. Juli nahmen sie die St. Johanneskirche gewaltsam in Besitz. Sie wurde im Innern gänzlich zerstört. Altar, Kanzel, Orgel, Gestühl, die alten Gemälde, Monumente — alles wurde eiligst abgebrochen und weggeschafft, und die Kirche in ein Magazin verwandelt. Durch eine Balken- und Bretterlage in der Höhe von vierzehn Fuß vom Boden wurde die Kirche in zwei Stockwerke geteilt. Die Kirche ist seitdem nicht wieder zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt. Das obere Stockwerk wurde später als Turnsaal benutzt. Im Jahre 1829 wurde die Kirche abgebrochen. — Am 6. August kam die St. Gertrudskapelle an die



51. Katharinenkirche.

Reihe. Dieselbe wurde ebenfalls im Innern gänzlich zerstört und in ein Fouragemagazin verwandelt. Am 11. Oktober wurde die Kirche zum heiligen Geist in ein Heumagazin verwandelt. Am 18. Oktober 1816 wurde ein Teil der Kirche zum Betsaal eingerichtet, während der größere Teil von den Hospitalsvorstehern als Niederlagsort für allerlei Waren vermietet wurde!

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Davoust wollte Hamburg um jeden Preis für seinen Gebieter halten. Nach der Niederlage Napoleons bei Leipzig am 18. Oktober 1813 kannte die Wut und die Grausamkeit Davoust's keine Grenzen mehr. Nun fingen in Hamburg die Demolierungen der Gebäude und das Abhauen der Bäume vor den Thoren an. Fast alle Abend war der Himmel rot von Feuersbrünsten vor den Thoren. Am 12. November befahl der Präfekt, daß alle Einwohner sich für sechs Monate verproviantieren sollten bei Strafe der Ausweisung aus der Stadt. Am 11. November begann die unerhörte Beraubung der Bank. Am 10. Dezember erging der Befehl, das Waisenhaus zu räumen und am 15. mußte trotz der Vorstellungen der Provisoren die Räumung erfolgen. Das Waisenhaus samt seiner Kirche wurde in ein Militärhospital verwandelt. Erst im November 1814 konnte das Waisenhaus seiner Bestimmung wieder zurückgegeben werden. — Gleichzeitig mit dem Waisenhaus wurde auch das Werk-, Armen- und Zuchthaus samt seiner Kirche in ein Militärhospital verwandelt.

Und nun kamen die großen Kirchspielskirchen an die Reihe. Am 5. Dezember, gerade an dem Tage und zu der Stunde, da in den Kirchen ein Tedeum zur Krönungsfeier des Kaisers gesungen werden mußte, kam von dem Maire Rüder die schriftliche Nachricht, daß der Gouverneur Hogendorp die drei Hauptkirchen St. Katharinen, St. Nikolai und St. Jakobi zu Pferdeställen verlangt habe. Es sollte für 2200 Kavalleriepferde ein Unterkommen geschaffen werden. Die Prediger dieser Kirchen samt den verwaltenden Kirchenvorstehern vereinigten sich sofort zu den dringendsten Vorstellungen bei dem Maire, dem Gouverneur und dem Marschall Davoust. Nur den Jakobiten gelang es, für ihre Kirche den Befehl vorläufig rückgängig zu machen. Den andern wurde aufgegeben, die Kirchen binnen zweimal 24 Stunden zu räumen. Es wurden nun in den betreffenden Kirchen Kanzel, Altar und Orgel notdürftig verkleidet und abgebrochen und weggetragen, was möglich war. Die französischen Chasseurs sorgten für die weitere Umwandlung der ehrwürdigen Gotteshäuser



St. Nikolaikirche.

in — Pferdeställe. Sie zerbrachen und nahmen weg, was ihnen im Wege war. Aus den Orgeln wurden Pfeifen entwendet, Gemälde und Monumente geraubt und zerstört, Gräber erbrochen und dieselben mutwilligerweise mit Pferdedung angefüllt. Nichts war ihnen heilig. Es war ein wahrhafter Greuel der Verwüstung an heiliger Statt. Am 11. Dezember hatte sich in St. Nikolai und St. Katharinen die traurige Umwandlung vollzogen. Am 19. Dezember mußte die St. Jakobikirche trotz der anfänglich gestatteten Ausnahme folgen.

Es galt nun zunächst, Ersatz zu finden für die von den Franzosen beschlagnahmten Kirchen. Den Kathriniten räumte der später am Hospitalfieber verstorbene Arzt, Dr. Boutin, in den oberen geräumigen Zimmern seines Hauses auf dem Steckelhörn ein Lokal zum Gottesdienst ein, wo sich die Gemeinde am ersten Weihnachtstage zuerst wieder versammelte, und wo sie ihre Gottesdienste bis zum 25. September 1814 hielt. Die Nikolaiten fanden einen Ersatz in der Börsenhalle, wo sie ihre Gottesdienste vom 25. Dezember 1813 bis zum 5. Juni 1814 hielten. Übrigens war die Nikolaikirche diejenige unter den geschändeten Kirchen, die am wenigsten zu leiden hatte. Es sollen in derselben nur 24 Pferde untergebracht gewesen sein. Die Jakobiten zogen zuerst in die Spinnhauskirche ein. Als aber die Franzosen am 2. Februar 1814 das ganze Spinnhaus zu einem Aufenthaltsort für die Kriegsgefangenen machten, mußten sich die Jakobiten nach einem andern Lokal umsehen. Es fand sich kein anderes als das Haus des Pastoren Klefeker, wo alsdann die Gottesdienste der St. Jakobigemeinde bis zum 23. Oktober 1814 gehalten wurden.

Und nun kam die Weihnacht des Jahres 1813 heran, wohl die schrecklichste, die Hamburg je erlebt hat. Schon am 12. November hatte der Gouverneur Hogendorp den Befehl erlassen, daß alle Einwohner der Stadt sich „bis zur nächsten Ernte" verproviantieren sollten bei Strafe der Ausweisung aus der Stadt. Am 18. Dezember wurde der Befehl gegeben, daß alle Nichtverproviantierten, sowie alle fremden Handwerksgesellen, Lehrlinge und Bettler die Stadt verlassen müßten. So wanderten denn am 19. Dezember ganze Scharen von Menschen nach Altona, ohne zu wissen, was aus ihnen werden sollte. Die Altonaer nahmen sich der Unglücklichen, unter denen viele Kranke und Schwache waren, mit aufopfernder Teilnahme an. Der Befehl zum Auswandern wurde nochmals erneuert. Und so zogen denn, als am 20. und 21. Dezember die Stadtthore, welche sonst geschlossen waren, für die Stunden von 10—2 Uhr geöffnet wurden, abermals



St. Jakobikirche.

Tausende hinaus, Männer und Frauen, Greise und Kinder. Und nun kam der heilige Abend, der 24. Dezember, mit grimmiger Kälte heran. Abends neun Uhr befahl der Stadtkommandant den Bürgern, welche die Verproviantierung zu beaufsichtigen hatten, sofort zu ihm kommen. Jeder von ihnen mußte, von einem Offizier und dreißig Gemeinen begleitet, in sämtlichen Wohnungen seines Bezirks die Vorräte nachsehen und alle nicht genügend Verproviantierten aus den Häusern treiben und in die Petrikirche geleiten. Um Mitternacht begann diese traurige Arbeit. Hier half kein Weinen und Wehklagen. Aus den Gängen und Höfen traten die Unglücklichen, die unentbehrlichsten Habseligkeiten mit sich führend, auf die Straßen in die Kälte und in das Schneetreiben hinein. In der kalten, von wenigen Lichtern spärlich erhellten Petrikirche mußten sie die noch übrigen Stunden der Nacht zubringen. Und als der Morgen des Weihnachtstages graute, wurden sie alle zum Dammthor und zum Altonaer Thor hinausgetrieben. In dem Hauptgottesdienst des ersten Weihnachtstages war die Gemeinde vom tiefsten Entsetzen ergriffen, und niemand konnte sich der Thränen erwehren, als Pastor Willerding das Eingangsgebet sprach. An den beiden Weihnachtstagen waren die Thore abermals von 10—2 Uhr geöffnet, und nun verließen wieder Hunderte die unglückliche Stadt. Die grimmige Kälte, die ausgestandene Angst, die vorhergehenden Entbehrungen verursachten Krankheiten unter den Ausgetriebenen, denen allein in Altona etwa zwölfhundert Menschen erlagen, die auf dem Felde hinter Ottensen in einem gemeinsamen Grabe ihre letzte Ruhestätte fanden. Kein Geringerer als Rückert hat diesen Unglücklichen das Grablied gesungen:

„In Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft,
So traurig ist keine wie diese,
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Vater, Mutter, Bruder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.“ —

Am 28. Mai 1815 wurde auf dieser Ruhestätte der unglücklichen Hamburger ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: „An dieser Stätte ruhen die Gebeine von 1138 vertriebenen Hamburgern, welche mit vielen Tausenden ihrer Mitbürger von dem französischen Marschall Davoust im härtesten Winter aus dem belagerten Hamburg vertrieben



St. Petrikirche.

— ein Opfer ihres Kummers und ansteckender Seuchen wurden!" Später (1840) wurde das Denkmal mit den Überresten der Verstorbenen neben den St. Nikolai-Begräbnisplatz vor dem Dammthor versetzt. In Barmbeck wurden fünfzig Vertriebene, die dort gestorben, auf einem eigenen Begräbnisplatz an dem Wege nach Wandsbeck beerdigt. Der mit Lindenbäumen bepflanzte Platz erhielt 1817 einen einfachen Denkstein.

Das Jahr 1814 begann und mit ihm neues Leid. Die St. Petrikirche, in welcher die Jammerszenen der vorhergehenden Weihnacht sich abgespielt hatten, mußte geräumt werden, um ebenfalls zum Pferdestall zu dienen. Am 3. Januar erging der Befehl zur Räumung, und am 16. Januar wurden die Gottesdienste in die Prima des Johanneums im alten Johanneskloster verlegt. Die Verwüstung der Petrikirche war besonders arg. Von den fünf Hauptkirchen blieb nun nur die große Michaeliskirche verschont. Es gelang den energischen Bemühungen des Seniors Rambach und ganz besonders des Diakonus Tönnies, der den Franzosen anderweitig genügende Stallräume für ihre Pferde nachzuweisen vermochte, die Michaeliskirche der Gemeinde zu erhalten. Pastor Tönnies hat uns kurze handschriftliche Mitteilungen über die kirchlichen Begebenheiten zur Zeit der Belagerung Hamburgs hinterlassen. In den Tagen vom 3. bis 6. Januar wurde der Hamburgerberg in Brand gesteckt. Bei diesem Brande gingen am 3. Januar die Kirche St. Pauli, sowie am 4. Januar die Kirche des Krankenhofes in Flammen auf. Der alte Pastor Heidritter an St. Pauli, der im April 1814 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum hätte feiern können, verließ nach der Einäscherung seiner Kirche und seines Pfarrhauses Hamburg und ging nach Stade, von wo aus er im Februar 1819 freiwillig auf sein Amt resignierte. —

Das Dorf Hamm hatte besonders unter der tyrannischen Willkür der Franzosen zu leiden. Mehr als 300 Häuser mußten den Flammen geopfert werden. Am Dienstag vor Weihnachten, den 21. Dezember, ging auch das Pastorat in Flammen auf. Der Pastor Zimmermann fand mit seiner Familie Aufnahme im Hause des Herrn W. de Chapeaurouge in Horn. Auch das Schulhaus wurde ein Raub der Flammen. In der Kirche hatten viele arme, obdachlose Menschen ein Unterkommen gefunden. In den Gängen, im Gestühl, am Altar, auf dem Lektor und der Orgel hatten sich Männer, Frauen und Kinder mit ihrem Hausgerät hingelagert. Am Neujahrs-



Die alte große St. Michaeliskirche (abgebrannt im Jahre 1750).

tage 1814 versammelte Pastor Zimmermann die zerstreuten Glieder seiner Gemeinde in einem Saale des Chapeaurouge'schen Hauses zu einem Gottesdienst. In seinem Buche: „Hamms Verwüstung" schreibt Pastor Zimmermann von diesem Gottesdienst: „Unsere Thränen flossen heißer, und unsere Gebete stiegen inbrünstiger zu Gott empor, je mehr wir durch die überstandenen Begebenheiten gemeinschaftlich erschüttert waren." Am 15. Januar mußte die Kirche von den Unglücklichen, die dort ein Obdach gefunden hatten, geräumt werden und wurde nun mit Soldaten belegt, die vollends einen Greuel der Verwüstung an der heiligen Stätte anrichteten. Pastor Zimmermann schreibt: „Die Kirche mit ihren leeren, zerlöcherten Mauern, aufgewühlten Gräbern, umherliegenden Totenschädeln und mit den vom Rauch der Biwackfeuer geschwärzten Fenstern sah mehr einer Räuberhöhle als einer Kirche ähnlich." Am 26. Januar vertrieben die Russen die französische Besatzung aus Hamm, und am Ostersonntag konnte schon in der Hammer Kirche das „HErr Gott, wir loben dich!" aus dankerfülltem Herzen emporsteigen, während die Stadt noch unter dem Druck der Franzosenherrschaft schmachtete.

In der St. Johanniskirche zu Eppendorf war ein Teil der unglücklichen Insassen des Krankenhofes untergebracht worden. Nach der Angabe eines Augenzeugen hat sich das menschliche Elend wohl nie und nirgends in gräßlicheren Gestalten, auf so engem Raum konzentriert, versichtbart, als damals in Eppendorfs Kirchenmauern! Krüppel und Kranke aller Art, nebst Wöchnerinnen, Wahn- und Tiefsinnigen, so wie man sie nach und nach herbrachte, befanden sich anfangs hierin zusammen eingesperrt und lagen dort, vor Hunger und Kälte zähneknirschend, ohne Betten, ohne Stroh, ohne Wartung auf dem eiskalten Fußboden, mitten unter Sterbenden und Leichen! Von 717 jener dort Angekommenen hatten bis Ende März 1814 schon 141 ihr elendes Leben ausgehaucht. Die Gottesdienste der Eppendorfer Gemeinde fanden vom 4. Januar bis zum 23. Oktober im Pastorate statt. —

Endlich schlug die Erlösungsstunde. Am 29. April wehte mittags vom Turm der großen Michaeliskirche die weiße Fahne. Am Sonntag Rogate, den 15. Mai, konnte in der gesäuberten Spinnhauskirche wieder der erste Gottesdienst stattfinden. Am 16. Mai wurden die Betglocken in der Altstadt wieder angezogen, und fing das Glockenspiel zu St. Petri und St. Nikolai wieder an. Am 18. Mai wurde die Betglocke zu St. Michaelis wieder angezogen und auch

vom Turm wieder geblasen. Und nun ging man sofort an die Wiederherstellung der geschändeten Gotteshäuser, bei welcher mehrere Kirchen eine gründliche Umänderung ihres Inneren erfuhren. Die Zeitgenossen rühmen, daß sie „freundlicher und schöner geworden.“ Je nach dem Grade der Verwüstung nahm die Wiederherstellung kürzere oder längere Zeit in Anspruch. Am 5. Juni, dem Trinitatisfeste, konnten schon die Nikolaiten eine fröhliche Kirchweih halten. Eine Sammlung der Oberalten zum Besten der Kirche hatte 3239 Mark Court. 3 Schilling ergeben. Es wurde an diesem Tage zugleich das Dankfest wegen der glücklichen Befreiung der Stadt gefeiert. Am 25. September feierten die Kathriniten ihre Kirchweih. Es war die Kirche unter Leitung der Herren Kirchgeschworenen B. Matsen und J. Petersen „mit vielem Geschmack verschönert“ worden. Als wesentliche Verbesserung wurde „der neue, gegen die Kälte schützende, mit Bohlen belegte Fußboden“ angesehen. Am 23. Oktober folgten die Jakobiten mit der Einweihung ihrer wiederhergestellten Kirche. Am längsten dauerte die Reinigung und Wiederherstellung von St. Petri. Erst am 27. November konnte hier die Kirchweihe gefeiert werden. Die Eppendorfer Kirche wurde am 23. Oktober wieder in Gebrauch genommen. Die Waisenhauskirche wurde erst am 3. Dezember 1815 wieder eingeweiht und St. Gertrud erst gar am 23. April 1816. Zu einer neuen Kirche in St. Pauli wurde am 6. Mai 1819 der Grundstein gelegt. — Mit „überwallenden Gefühlen der Freude und des Dankes“ zogen die Gemeinden wieder in ihre Kirchen ein. „Gott sei Dank, daß wir dich nun wieder haben, du Heiligtum der christlichen Gemeine!“ so klang es durch die Predigten dieser Tage. Die Absicht Gottes aber mit der Zulassung der unerhörten Tempelschändungen seitens der Bedrücker deutete Pastor Bossau zu St. Katharinen in der Frühpredigt am 25. September 1815 seiner Gemeinde mit diesen Worten: „Gott hat es zugelassen, daß die Bewohner Hamburgs eine Zeitlang fast aller ihrer Kirchen beraubt wurden, damit sie es fühlen möchten, was es heißt, sie zu entbehren, damit sie desto lieber haben möchten die Stätte seines Hauses und den Ort, da seine Ehre wohnet, damit sie desto treuer sich halten möchten zu seinem Altar.“

Mit dem Kirchenbesuch vor und während der Franzosenzeit muß es in der That schlecht bestellt gewesen sein. Die meisten Predigten jener Zeit führen darüber schmerzliche Klage. Am unumwundensten sprach sich aber bei der Wiedereinweihung der St. Petrikirche am

27. November 1814 Pastor Johann Heinrich Mutzenbecher in seiner Nachmittagspredigt über den „in Absicht auf das Kirchliche und das damit in so genauer Beziehung stehende Religiöse unter uns herrschenden Geist" aus. Er sagte: „Nie haben wir vor der Unglückszeit, in welcher so ungeheure, auf mehrere Menschenalter hinaus wirkende Zerrüttungen unter uns angerichtet wurden, eine Störung des öffentlichen Gottesdienstes erlebt, und noch weniger sind uns unsre Kirchen vorher je von frevelnder Hand entzogen worden. Aber waren sie uns denn, als wir uns noch in ihrem ruhigen Besitz sahen, und sie in den Stunden der gemeinschaftlichen Andachtsübung uns ungehindert offen standen, waren sie uns denn damals so lieblich, diese Wohnungen des HErrn? Trug denn die Mehrzahl unter uns so sehnliches Verlangen nach Seinen Vorhöfen? Wußte sie es denn als ein Glück zu schätzen, zu weilen in dem Hause des HErrn, und war es herrschender Grundsatz, an den heiligen Tagen dies wirklich zu thun, und dazu Hausgenossen und Untergebene zu gewöhnen? Schwerlich läßt sich auf diese Fragen eine Antwort geben, wie der Freund der Religion und der öffentlichen Gottesverehrung sie so gern vernehmen möchte. Nur allzuviele unter uns, die doch nicht eigentlich und förmlich vom Christentum sich lossagen wollten, schienen in dem Wahn zu stehn, als ob die apostolische Mahnung: „Lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken, und nicht verlassen unsere Versammlungen, sondern uns unter einander ermahnen," sie und die Ihrigen garnicht angehe. Selbst in den noch am wenigsten vernachlässigten Predigtstunden pflegte die Zahl der Zuhörer nach dem Verhältnis unserer Gemeinde nichts weniger als bedeutend zu sein; und wie vollends in denen, welche zu der Väter Zeit besonders mit Rücksicht auf die Jugend und dienende Klasse sehr zweckmäßig angeordnet wurden, was aber die Hausväter und Hausmütter in unsern Tagen garnicht mehr scheinen begreifen zu können, oder zu wollen; der Erbauungsstunden an den Wochentagen nicht einmal zu gedenken! Der Kaltsinn gegen die Feier des heiligen Mahles nahm so sehr überhand, daß die Zahl derer, die noch daran teilnahmen, wie die öffentlichen Verzeichnisse ausweisen und nächstens wieder mit des Jahres Schluß aufs neue recht merklich bestätigen werden, seit einer Reihe von Jahren fortwährend tiefer und tiefer sank. Bitter fürwahr und ein christliches Gemüt schwer verwundend, war jenes nicht unbekannt gebliebene Wort derer, welche unsere Gotteshäuser, eins nach dem andern antastend, sagten: „Man bedürfe in Hamburg

der Kirchen nicht!" Aber wie sehr sie uns und das Heilige höhnen mochte, diese Äußerung, so zeigt sie doch, und die Lehre mögen wir nicht verschmähn, daß die Vernachlässigung unserer Kirchen selbst unsern Drängern nicht entging, und sogar ihnen auffallend war. — Selbst der für die Anzahl unserer Gemeindeglieder nur kleine Raum, wohin wir, als unsere Kirche uns geraubt war, flüchteten, wurde nur selten zu eng befunden, gewöhnlich völlig zureichend, oft genug noch zu groß, und das namentlich seit der Zeit, als nach Aufhebung des Belagerungszustandes die Thore wieder geöffnet wurden, und wie in der Stadt überhaupt, so auch in unserer Gemeinde die Menschenzahl täglich Zuwachs erhielt. Nicht erfreulich, ich gestehe es, und keineswegs zu günstigen Urteilen über den herrschenden religiösen Geist berechtigend, sind diese Betrachtungen, aber ich würde den Zweck des heutigen Tages, an welchem einen ernsten Blick auf unsern kirchlichen Zustand zu werfen wir schlechterdings nicht unterlassen dürfen, in einer hochwichtigen Rücksicht gänzlich aus den Augen lassen, ich würde der Pflicht meines Amtes entgegen zu handeln glauben, wenn ich mit diesen ohnedies sich von selbst aufdringenden Bemerkungen hätte zurückhalten wollen." — Das war ein offenes, männliches Wort, ein Bußwort für ein Geschlecht, das trotz der furchtbaren Demütigungen, die es erleiden mußte, nur wenig auf das bedacht war, was zu seinem wahren Heil und Frieden diente.

---

4. Die Gründung der Hamburg-Altonaischen Bibelgesellschaft.

Am 19. Oktober 1814 tagte in der Prima des Johanneums eine merkwürdige Versammlung. Da saßen bei einander Hamburger und Altonaer Prediger und Laien, Lutheraner und Reformierte, Mennoniten und Katholiken, Männer aus allen Ständen und Berufen, um miteinander über die Gründung einer Hamburg-Altonaischen Bibelgesellschaft zu beraten. Da sah man neben dem greisen Senior Johann Jakob Rambach, seinem Sohne, dem Diakonus Johann August Rambach an St. Jakobi, und andern Mitgliedern des Hamburgischen Ministeriums, die deutsch-reformierten Prediger Scheiffler und Philippo, die französisch-reformierten Prediger Dumas und Gabain,

die Mennonitenprediger Goos und Hoekstra, den Prediger der Brüdergemeinde Seyfart, die katholischen Priester Kosters und Versen. Da waren der Buchhändler Friedrich Perthes, der bekannte Patriot, und sein Schwiegervater, der greise Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, der bei dieser Gelegenheit zum letztenmal öffentlich erschien († 21. Januar 1815), der Professor J. G. Zimmermann, der Kaufmann G. van der Smissen, der Steindrucker und Kunstfreund J. M. Speckter und viele andere angesehene und bekannte Männer aus den beiden Schwesterstädten. Wie war diese Versammlung zustande gekommen?

Am 7. März 1804 war in London die britische und ausländische Bibelgesellschaft gegründet. Die Bibelnot in Wales hatte zur Gründung dieser Gesellschaft geführt. Aber der Baptistenprediger Joseph Hughes, einer der Sekretäre der Londoner Traktatgesellschaft, hatte schon 1802 das zündende Wort gesprochen: „Warum aber nur für Wales, warum nicht für das ganze Königreich, ja, für die Welt?“ Und so richtete die Bibelgesellschaft ihre Blicke auf die ganze Welt. Wie bei der Gründung der Gesellschaft 300 Personen der verschiedensten Bekenntnisse, Episkopale, Dissenters, Methodisten, Baptisten, Quäker, Lutheraner u. s. w. beteiligt gewesen waren, so hoffte man, daß die Bibelsache ein Vereinigungspunkt der getrennten christlichen Kirchen und Sekten werden sollte. Der Pastor der deutsch-lutherischen Savoykirche in London, C. F. A. Steinkopf, richtete die Blicke der Gesellschaft auf die Bibelnot in Deutschland. Steinkopf und der schottische Theologe Dr. Pinderton bereisten mehrmals den Kontinent, um die Bibelsache zu fördern. Im Jahre 1806 wurde die Berliner Bibelgesellschaft durch den Prediger der böhmischen Gemeinde, Jänicke, gegründet. In Hamburg ließ sich wegen der unruhigen Zeiten nichts machen. Aber kaum hatte im Mai 1814 die Stunde der Befreiung Hamburgs von der Fremdherrschaft geschlagen, so erschien als Abgesandter der britische und ausländischen Gesellschaft, der schottische Prediger John Paterson, um in Hamburg-Altona die Gründung einer Bibelgesellschaft anzuregen. Er trat mit Männern der verschiedensten Stände und Bekenntnisse in Verbindung und bot im Auftrage seiner Gesellschaft ein Geschenk von 300 Lst. für den Anfang an. Die Zeitumstände waren nicht eben günstig für eine solche Gründung. Hamburg blutete noch an tausend Wunden, die ihm die Zeiten der Bedrückung geschlagen. Altona seufzte noch unter der Last des Krieges, denn die Schweden hielten noch Holstein besetzt. Aber ein Hunger



August Jakob Rambach.

nach Gottes ewiger Wahrheit ging durch die Lande. Ein leises Herannahen eines neuen geistlichen Frühlings ließ sich spüren. So fand der für seine Sache begeisterte John Paterson Männer, die auf seine Vorschläge eingingen. Besonders war es der edle Friedrich Christoph Perthes, der 1796 eine Buchhandlung gegründet und sich 1797 mit Karoline Claudius verheiratet hatte, ein wahrhaft frommer, während der Fremdherrschaft in mancherlei Trübsal bewährter Mann, der sich mit warmem Eifer der Bibelsache annahm. Durch die vereinten Bemühungen dieser Männer kam die Versammlung am 19. Oktober 1814 zustande.

An dieser Versammlung nahmen auch ausgesprochene Rationalisten wie der Direktor des Johanneums, D. Gurlitt, und der Diakonus Rentzel an St. Jakobi u. a. teil. D. Gurlitt trat sofort gegen den ersten Grundsatz der Bibelgesellschaft, daß die Bibel ohne erklärende Anmerkungen und menschliche Zuthat verteilt werden müsse, auf. Galt es doch damals vielen für gefährlich, die Bibel ohne Erklärung unter das Volk zu bringen. Es war die Zeit, in welcher die berüchtigte Funksche Bibel in Altona das Licht der Welt erblickte. Gurlitts Widerspruch war freilich umsonst. Die Hamburg-Altonaer Bibelgesellschaft konstituierte sich nach den Grundsätzen der Muttergesellschaft. Pastor Willerding an St. Petri wurde zum ersten Vorsteher erwählt. J. A. Schlingemann übernahm die Kasse. Dr. Ferdinand Benecke, Pastor Mutzenbecher und die Kaufleute Johann Daniel Runge, Gilbert van der Smissen wurden Schriftführer, Pastor Rentzel und Friedrich Perthes Bibliothekare. Bürgermeister Lic. Friedrich von Graffen übernahm das Präsidium. Die Beschaffung der nötigen Geldmittel war die geringere Sorge. Die Einnahme des ersten Jahres betrug bei einer Anzahl von 483 Mitgliedern und Wohlthätern 3823 Mark Court. 9 Schilling. Größere Sorge verursachte die Beschaffung der erforderlichen Bibeln. Friedrich Perthes machte zu diesem Zweck eine Reise durch ganz Deutschland und konnte doch kaum die nötige Anzahl von Bibeln für Geld herbeischaffen. Man dachte anfangs an die Cansteinsche Bibelanstalt in Halle. Aber durch die gleichzeitige Entstehung mehrerer Bibelgesellschaften in Deutschland war der geringe Vorrat von Bibeln, der sich in Halle befand, bald erschöpft. So kam man in Hamburg auf den Gedanken, einen eigenen Bibeldruck zu veranstalten. Die englische Muttergesellschaft schoß 500 Lst. vor. Den Druck besorgte die Langhoffsche Druckerei. Pastor Amsinck an der St. Johanniskirche, der durch die Franzosen

seine Kirche verloren hatte, und nun seine Zeit fast ganz der Bibelgesellschaft widmete, besorgte die Korrektur. Die Bibel wurde im April 1818 fertig. Die erste Auflage von 10000 Bibeln und 2000 Neuen Testamenten war so bald vergriffen, daß man gleich nach der Vollendung derselben an eine zweite denken mußte. — Die Frage nach der Zulassung der Apokryphen wurde 1826 von der Muttergesellschaft in London dahin gelöst, daß die Gelder der Gesellschaft nur zum Druck und zur Verteilung der kanonischen Bücher der heiligen Schrift mit Ausschluß der Apokryphen verwendet werden sollten. Unsere Hamburg-Altonaische Bibelgesellschaft vermochte nicht auf diese Bestimmung einzugehen. Seitdem ist sie selbständig ihren Weg gegangen und ist dabei schon 85 Jahre in Segen alt geworden.

---

5. Die Gründung der Niedersächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften.

Am 10. Mai 1799 war die Londoner Traktatgesellschaft (Religious Tract Society) gegründet worden. Sie betrachtete es von vornherein als ihre Aufgabe, die Traktatsache über alle christlichen Länder der Erde zu verbreiten. In ihrem Auftrage bereiste der schottische Theologe Dr. Pinkerton im Jahre 1814 Deutschland, um die Gründung von Traktatgesellschaften anzuregen. Unter seinem Einfluß und mit Unterstützung der Londoner Gesellschaft bildeten sich 1814 die Wupperthaler Traktatgesellschaft und der Berliner Hauptverein für christliche Erbauungsschriften im preußischen Staate. Auch in Hamburg regte er die Sache an. Doch vergingen noch sechs Jahre, ehe dieselbe zur Ausführung kam. Als aber im Jahre 1818 hier die englisch-reformierte Gemeinde gegründet wurde, die später ihre Kirche am Johannisbollwerk erbaute, da waren es der Prediger und mehrere Mitglieder dieser Gemeinde, Philipp Oakden, Samuel Jackson u. a., die in Verbindung mit dem Prediger der französisch-reformierten Gemeinde, Merle d' Aubigné, und andern christgläubigen Männern der verschiedenen Konfessionen am 15. Juli 1820 zusammentraten, um „die niedersächsische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher

Erbauungsschriften" zu gründen. Sie erließen einen in tausend Exemplaren gedruckten Aufruf und Plan und sandten 124 Subskriptionslisten an Freunde des Reiches Gottes in Hamburg und andern Orten Niedersachsens mit dem Erfolg, daß etwa 170 Subskribenten mit regelmäßigen Jahresbeiträgen und 22 Wohlthäter mit einmaligen Gaben dem Verein beitraten. Unter den Subskribenten in Hamburg befanden sich Männer aus allen Ständen, Geistliche und Laien. Der erste im Dezember 1821 veröffentlichte Jahresbericht, die Zeit von Juli 1820 bis August 1821 umfassend, nennt uns als Subskribenten die Bürgermeister Heise, Schroeder und Bartels, den Syndikus Oldenburg, die Pastoren Willerding, Strauch, Eckermann, Tönnies, Bossau, Kunhardt, Stuhlmann, Hübbe, Behrmann, Mutzenbecher, Rautenberg, die Kandidaten Jahn, Wolters u. a. Unter den Wohlthätern befinden sich Senator Hudtwalcker und merkwürdigerweise Pastor Rentzel an St. Jakobi, der schon im Februar öffentlich als erbitterter Gegner der neuen Gesellschaft auftrat. Einen Beitrag zeichnete auch der „Selbstbildungsverein einiger Jünglinge" in Hamburg. Auswärts fand die Gesellschaft Mitglieder in Altona, Ottensen, Kiel, Ludwigslust, Bremen, Lübeck, Schleswig u. s. w. Die Einnahme des ersten Jahres betrug 913 Mark Court. 11 Schilling. Man bezog dafür Traktate aus Berlin, Barmen und London und ließ selbst fünf Traktate: 1. Das Ende der Zeit, 2. Die gute Mutter, 3. Erster evangelischer Unterricht, 4. Joseph der Schafhirte, 5. Die Hirtentreue, in zusammen 28000 Exemplaren drucken. Ausgeteilt wurden im ersten Jahre 25904 Traktate. Die Absicht der Gesellschaft war es, ihre Schriften umsonst zu verteilen, doch sah man es auch gern, wenn sie gekauft wurden, weil sie dadurch in die Lage versetzt wurde, ihren Wirkungskreis zu erweitern. Als Sekretäre der Gesellschaft fungierten in den ersten Jahren Karl Gericke und Philipp Oakden. Schatzmeister war Thomas Beckitt.

Leider ist der Aufruf zur Gründung der Gesellschaft nicht mehr vorhanden. In welchem Sinn und Geist sie aber ihr Werk angesehen wissen wollte, darüber giebt uns das den ersten Jahresberichten vorgedruckte Motto Auskunft: „Religiöse Traktate sollen aus lauterer Wahrheit bestehen. Mit lauterer Wahrheit, wenn nicht in Worten der Schrift ausgedrückt, verweiset die Comitée auf die evangelischen Grundsätze der Reformation, in welchen Luther, Calvin und Cranmer übereinstimmen. Sie hält dafür, daß auf diesem großen und allgemeinen Boden alle protestantischen Konfessionen arbeiten können,

daß christliche Vereinigung gestiftet, christliche Liebe erregt und christlicher Eifer zur thätigen Teilnahme ermuntert werde." Im ersten Jahresbericht heißt es: „Die Niedersächsische Gesellschaft trachtet keinen andern Grund zu legen als den, der gelegt ist, JEsum Christum. Sie ist bemüht gewesen, auf Versöhnung der Menschen mit Gott durch JEsum Christum, auf Wiedergeburt und Heiligung des Herzens durch den heiligen Geist als auf die ewigen Grundpfeiler der christlichen Kirche zu aller Zeit und in allen Ländern der Welt hinzuführen. Wir haben uns sorgfältig gehütet vor jenem neuerfundenen Glauben, der nicht zu Gott hinleitet, sondern vielmehr von Gott losmacht, und der, weil er den Menschen nur auf seine eigene Kraft vertrauen heißt, wahre Besserung des Lebens nicht hervorbringt, sondern immer weiter vom Ziel führt, ein Glaube, wenn er anders diesen schönen Namen verdient, der seit den letzten 30—40 Jahren einen jetzt endlich tief genug gefühlten Schaden in der protestantischen Christenheit herbeigeführt hat. Indem wir uns nun bestrebten, dem Geiste jenes kühnen gottvergessenden Selbstvertrauens nichts in unsern Schriften einzuräumen, wollten wir auch von dem gefährlichen Wahn nichts wissen, als bestehe das Wesen eines christlichen Lebens in der Schwärmerei einer erregten Phantasie und den Erzeugnissen eines lebendigen, aber mißgeleiteten Gefühls. Der Geist des HErrn ist kein Geist der Schwärmerei und Unbesonnenheit." — So entschieden und nüchtern trat die Niedersächsische Gesellschaft auf den Plan, um an ihrem Teile für die Wiedergewinnung des armen, irregeleiteten Volkes für den alten Glauben zu wirken. Denn sie erkannte: „Gott nicht kennen, ist die traurigste Unwissenheit, die schlimmste Krankheit ist ohne Zweifel die Sünde, deren Sold der Tod ist; und es giebt keine drückendere Armut als die, bei welcher wir auf alle ewigen Güter Verzicht leisten müssen." So wollte sie mit ihren kleinen erbaulichen Schriften zu der Erleuchtung und Bekehrung solcher Ärmsten unter den Armen wirken. Und das hat sie gethan auf einem reichgesegneten Wege. Als sie im Jahre 1870 ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, hatte sie 19 250 000 Bücher und Traktate verteilt. Und die Frucht dieser reichen Aussaat wird der Tag des Herrn offenbar machen.

---

6. Der Friedensbote.

Es sollte wieder Frühling werden in der Kirche Hamburgs nach langer winterlicher Zeit. Und die Frühlingsboten blieben nicht aus. Sie huben an, dem Herrn zu singen ein neues Lied. Schon waren die Bibelgesellschaft und die Traktatgesellschaft auf dem Plan. Nun gesellte sich zu ihnen eine christliche Zeitschrift: „Der Friedensbote.“ Vor mir liegen die fünf stattlichen Jahrgänge, die von 1821—1825 zu Hamburg bei Johann Georg Langhoffs Witwe gedruckt und bei Hoffmann und Campe erschienen sind, die ersten vier je 416, der fünfte und letzte 424 Seiten umfassend. Ich blättere darin. Auf jedem Titelblatt der fünf Jahrgänge, auf jedem Kopf der einzelnen alle vierzehn Tage erschienenen Nummern steht der Spruch Epheser 2, 14—17: „Christus ist unser Friede. — Er hat uns mit Gott zu einem Leibe durch das Kreuz versöhnt, indem er die Feindschaft tötete durch sich selbst, und ist gekommen und hat verkündigt den Frieden im Evangelio euch, die ihr ferne waret, und denen, die nahe waren.“ Und wo ich mich ergehe unter dem Laubdach dieses geistlichen Waldes, da weht mich der Friede Gottes an, welcher höher ist denn alle Vernunft. „Friede sei mit euch, geliebte Brüder und Schwestern, Friede sei mit euch! Nicht der Friede, den die Welt giebt, sondern der Friede von oben!“ So heißt's im „Gruß des Boten,“ der die erste Nummer vom 5. Januar 1821 eröffnet. Und da heißt es gleich weiter: „Unser Geschlecht hat keinen Frieden. Schauet um euch, und ihr werdet überall Bewegung und Unruhe gewahr werden; überall Mühe, Qual, Sucht nach Gütern, die erreicht, das Verlangen nicht stillen, das Herz nicht sättigen.“ „Aber welchen Frieden willst du denn bringen?“ hört der Friedensbote seine Leser fragen. Antwort: „Nicht meinen Frieden, nicht Frieden aus Menschen, sondern den Frieden, den das Evangelium verkündet, wenn es sagt: Christus ist unser Friede! Diese Wahrheit ist Friede, und dieser Friede ist Wahrheit! Ich kenne keine andere, die dem Menschenherzen Frieden geben könnte: sie allein ist göttliche Kraft und göttliche Weisheit, nicht Weisheit dieser Welt, welche Gott zur Thorheit gemacht hat. — Diesen Frieden erlangt aber nur der, welcher gerecht geworden ist durch den Glauben, nur der, in dessen Herz die Liebe Gottes ausgegossen ist durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben worden; dessen Leben verborgen ist mit Christo in Gott: Christus allein ist der Baum, der solche Frucht bringt.“ Und nun weiß der Friedensbote, wo er seine Leser

zu suchen hat: „Ihr aber, ihr Siebentausend, die der HErr sich aufbehalten hat in Zion, die ihr das Knie nicht gebeugt habt vor Baal, ihr, denen das Heilige heilig ist, ihr Auserwählten des HErrn! — O möchtet ihr willkommen heißen den neuen Freund! O Gemeinde des HErrn, erhebe dein Haupt! Lange genug hast du es zur Erde gebeugt! Ein schreckliches Schwert des Unglaubens ist dir durch die Seele gedrungen, aber sei getrost! Schon fleugt der Engel mitten durch den Himmel und hat ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden wohnen und allen Heiden und Geschlechtern und Sprachen und Völkern!“ So führt sich der Bote ein. Er singt das neue und doch alte Lied des Glaubens.

Dem Boten ist es im Laufe seiner Thätigkeit immer deutlicher geworden, was eigentlich seine Zeit bedurfte, und was er selbst an seinem Orte wohl dazu thun könnte und sollte, damit es besser werde. Und so sagt er es in dem Schlußwort zu seinem 4. Jahrgange (1824) ganz frei und offenherzig: „Unser Zeitalter liegt in einen schweren Streit verwickelt, der die Folgen einer flachen religiösen Aufklärerei am Ende des vorigen Jahrhunderts von der einen Seite, und das Bedürfnis der Herzen nach einer göttlichen Weisheit und Seligkeit von der andern, nun schon seit Jahren führen. Der Mittelpunkt dieses Streites ist das Christentum, und sein Ausgang wird die Entscheidung mit sich führen, was dafür gelten dürfe, und wie es in unserer Zeit sich wieder gestalten solle. Aber noch scheint die Entscheidung fern, und wohin wir blicken, begegnet uns Partei gegen Partei, ein Gegensatz wider den andern aufs schärfste gespannt, viel Unruhe und Leidenschaft. Während der eine in bloßer Erkenntnis, der andere im Gefühl, ein dritter im Leben, und noch ein vierter in äußerer Zucht und sichtbarem Glanz der Kirche die Vereinigung sucht, hat sich der Bote fest überzeugt, daß ein wahrer und sicherer Friede nicht anders als über dem Worte des lebendigen Gottes, und dieses in seinem vollen Umfange und in seiner ganzen göttlichen Würde anerkannt, geschlossen werden könne. Er bescheidet sich, daß seine Stimme nur schwach und untergeordnet sei, und will daher auch nicht den lauten Wortführer machen — aber seiner Sache vertraut er über alles, denn es ist Gottes Sache, Gottes Wort, an dem sich die Kirche in den Zeiten ihrer ersten Jugendkraft gebildet, und woran sie sich bisher noch jedesmal von allen Verfälschungen und Verderbnissen gereinigt hat.“ Und so wünscht denn der Bote „in dem Kreise seiner Freunde mit der Fackel

einer reinen, einfachen und ungeschminkten Verkündigung der ursprünglichen Schriftlehre umherzugehen, klare und geordnete Vorstellungen über den Inhalt der Bibel zu verbreiten, Zweifel zu zerstreuen, Einwürfe zu beleuchten und durch die Kraft der lauteren Wahrheit die Herzen zu erwärmen." Und so hat's der Bote gehalten von seiner ersten bis zur letzten Nummer. Gottes lauteres, seligmachendes Wort wurde hier in Betrachtungen und Geschichten, in Auszügen aus Luthers und anderer Gottesmänner Schriften, in Biographien und Gedichten immer wieder in voller Wahrheit und Klarheit auf den Leuchter gestellt. Dabei war das Blatt auch darin ein Friedensbote, daß es alles, was es sagte, in der Liebe sagte, getreu seinem Programm, welches in einem dem Erscheinen desselben vorausgegangenen Aufruf enthalten ist: „Wir wollen das, was wir sagen, mit Liebe aussprechen. — Aber die Liebe schließt nicht die Kraft aus, denn ohne Kraft keine Liebe, ohne Liebe keine Kraft. Nur soll diese nicht gegen einzelne Menschen gerichtet werden."

Als Redakteur des Friedensboten zeichnete der Hamburger Kaufmann Johann Jakob Theveny. Aber er war nur einer aus der Zahl der glaubensstarken und liebeswarmen Männer, die sich zur Herausgabe dieser Zeitschrift zusammengefunden hatten. Es waren außer Theveny besonders Jean Henry Merle d' Aubigné, welcher einer alten Hugenottenfamilie entstammend und durch den Schotten Robert Halfdane als Student in Genf zum lebendigen Glauben erweckt, im Sommer 1818 zum Prediger der französisch-reformierten Gemeinde in Hamburg gewählt war und hier bald eine gesegnete Thätigkeit entfaltete, sowie die hiesigen Kaufleute Linnich und Gravenhorst und die Altonaer Kaufleute Bahre, van der Smissen und Wiechers. An diese Männer schlossen sich die Hamburger Kandidaten Otto Ludwig Siegmund Wolters, der spätere Hauptpastor an St. Katharinen, und Johann John, der spätere Diakonus an St. Petri, an, die Erstlinge jener edeln Kandidatenschar, die eine neue Blütezeit unserer Hamburgischen Kirche herbeizuführen berufen war. Im September 1820 sandten diese Freunde des Reiches Gottes einen Aufruf zur Gründung einer christlichen Zeitschrift, die „als ein Gegengift gegen viele unsittliche und unchristliche Schriften dienen und zur Lesung und Beherzigung der heiligen Schrift ermuntern sollte," an namhafte kirchliche Männer aus, z. B. an den Archidiakonus Klaus Harms in Kiel, Baron von Kottwitz in Berlin, Pastor Müller in Bremen, Direktor Heubner in Wittenberg, Regierungs-

assessor Hassenpflug in Kassel u. a. Zustimmende Antworten liefen von allen Seiten ein, und so konnte „Der Friedensbote" am 5. Januar 1821 getrost seinen Weg beginnen. Es fehlte der neuen Zeitschrift nicht an trefflichen Beiträgen. Die Professoren Neander in Berlin und Tholuck in Breslau, der reformierte Prediger Geibel in Lübeck, Klaus Harms in Kiel, Pastor Mallet in Bremen, Merle d' Aubigné, Kandidat John u. a. reichten Aufsätze ein. Ehe sie abgedruckt wurden, wurden die Beiträge von sämtlichen Mitgliedern beurteilt, und Nichtgeeignetes wurde ohne Ansehen der Person zurückgewiesen. Vielfach wurde auch die ältere asketische Litteratur (Luther, Heinrich Müller u. a.) in trefflichen Auszügen herangezogen. Es gewährt noch heute Freude und Erbauung, die gediegenen Aufsätze dieser Zeitschrift zu lesen, die, wie das mir vorliegende Exemplar bezeugt, nicht nur unter den Gebildeten, sondern auch in den Kreisen gläubiger Handwerker ihre Leser fand. Jene Zeit des neu erwachenden Glaubenslebens hatte noch kein Verständnis für die Unterschiede der Konfessionen. Man freute sich an dem lebendigen Glauben, wo man ihn fand. Dem trug auch „Der Friedensbote" Rechnung, und so fand er seine Leser, etwa 800 an der Zahl, in allen Lagern der evangelisch-gläubigen Christenheit, ja, selbst fromme Katholiken erbauten sich an seinem Inhalt. „Durch ganz Deutschland, bis in die Niederlande, nach St. Petersburg, ja, übers Meer nach Amerika ging sein Weg, und überall fand er bei den Liebhabern Jesu Christi eine freundliche Aufnahme," heißt es im Schlußwort des fünften Jahrganges.

Es konnte dem Friedensboten auf seinen Friedenswegen dennoch der Kampf mit dem Rationalismus seiner Zeit nicht erspart bleiben. Es war der Diakonus Rentzel an St. Jakobi, welcher in der Nr. 28 der „Privilegierten wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg" vom 1. Februar 1821 als entschiedener Gegner der neuen Zeitschrift auftrat. Wir werden diesen ersten Zusammenstoß zwischen den Rationalisten und den Mystikern, wie man die Anhänger des alten Glaubens nannte, in einem besonderen Bilde betrachten. Die Herausgeber unsers Friedensboten ließen sich durch den Rentzelschen Angriff nicht einschüchtern. Die auswärtigen Freunde sandten ermutigende Zuschriften. Auch später fehlte es nicht an Angriffen und Verdächtigungen. Kein Geringerer als Klaus Harms in Kiel trat diesen Verdächtigungen mit einem Artikel: „Was er treibt und vertreibt, der Friedensbote" entgegen. In diesem Artikel heißt es: „Neuerer sind wir nicht, denn wir verkünden das Alte; Dünkeler

sind wir nicht, denn wir haben, Gott verzeih es uns, wenn es Sünde ist, eine Freude daran, wenn unser Widerpart sich recht klar ausspricht und unverhohlen, holten gern selber ihr klares Wort hervor; Schwärmer, Pietisten, Kopfhänger sind wir nicht, denn wir bewegen uns in allen wohlanständigen Formen des geselligen Lebens und widerraten keine Freude, als die einem jeden sein erleuchtetes Gewissen verbieten muß; Separatisten sind wir nicht, denn wir treiben zu allen öffentlichen Formen des Gottesdienstes hin; — Schlängler sind wir auch nicht, oder Undulisten, wie Goethe diejenigen nennt, welche das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, denn es ist ja offenbar, daß wir Hörner und Zähne lieber der ungläubigen Welt zeigen, als daß wir durch Tuschen und Täuschen durch ein bischen ab und ein bischen zu — uns sollten zu heben suchen und unser Blatt, u. s. w."

Als Harms diese Worte schrieb, neigte sich schon der Lauf der Zeitschrift ihrem Ende zu. Es war nicht der Mangel an Lesern, nicht der Widerspruch der Andersgesinnten, sondern der Mangel an Mitarbeitern, der die Herausgeber nötigte, die ihnen so liebgewordene und reichgesegnete Arbeit am Friedensboten aufzugeben. Es half nichts, daß Mallet aus Bremen schrieb: „Glaubet ihr Redaktoren nicht, so bleibet ihr Redaktoren nicht," und selbst Aufsätze schrieb und Beiträge anderer vermittelte. Auch John, der mehr und mehr die Seele des ganzen Unternehmens geworden war, konnte das Blatt nicht halten. Am 23. Dezember 1825 erschien die letzte Nummer mit einem von John geschriebenen „Letzten Abschied des Friedensboten an seine Leser." Aber über diesem Abschied, wie wehmütig und schwer er sich auch gestaltete, lag der Morgenglanz einer lebendigen Hoffnung: „Der Herr der Kirche hat der Boten viele. Er kann euch einen besseren und mächtigeren senden als dieser war, wenn es euch not ist. — Die Menschheit lechzt nach Frieden; die unruhigen, geplagten Völker sehnen sich nach einem ewigen Heil; das Bedürfnis nach Licht und Leben macht sich geltend, so weit der blaue Gotteshimmel reicht; die Heiden rufen nach dem Morgen, und überall ist ein Fragen und ein Seufzen: Wo ist der König des Friedens, der uns seine Wege lehre, daß wir wandeln in seinen Steigen? Getrost und sorget nicht, der Herr ist nahe! Die Sonne geht im Osten auf. Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Ja, Friede über Israel! Amen." —

---

7. Die Gründung des evangelischen Missionsvereins.

Gegen Ende des Jahres 1821 traten vierzehn christgläubige Männer aus Hamburg und Altona zusammen, um zu beraten, „auf welche Weise auch von hier aus zur Beförderung der großen und guten Sache der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden mitgewirkt werden könne.“ Es waren die Herren Senator Dr. Hudtwalcker, Dr. F. Beneke, Professor Hartmann, Syndikus Dr. Sieveking, P. Keetmann, die Pastoren Rambach, Strauch, Mutzenbecher und Hübbe, die reformierten Prediger Führer und Merle d' Aubigné hieselbst, sowie der Kaufmann A. F. Wiechers und die Mennoniten Gilbert und Jakob van der Smissen in Altona. „Nicht Furchtsamkeit, sondern Besonnenheit riet ihnen, keineswegs laut aufzutreten, sondern im stillen erst die Art und Weise ihrer Thätigkeit zu verdeutlichen, gleichgesinnte Freunde zu versammeln und an sich zu ziehen, und dann erst ihre Mitchristen sowohl in der Stadt als in deren Umgebungen und in der Nachbarschaft zur Theilname aufzufordern.“ Als sich die Zahl der Missionsfreunde vermehrt hatte, erließen die Genannten im Januar 1822 eine in nur fünfhundert Exemplaren gedruckte „Aufforderung zur Bildung eines Missionsvereins.“ In diesem Aufruf wurde darauf hingewiesen, daß die Bildung eines Missionsvereins das dauerndste und christlichste Denkmal sei, um den tausendjährigen Bestand Hamburgs zu feiern. „Hamburg, welches zum Teil sein Entstehen selbst dem Eifer, das Christentum zu verbreiten, verdankt, war von Anfang an eine Sendanstalt, von der fromme Hirten (Ansgarius, Rembert, Uno u. a. m.) auszogen und, bereit das Kreuz des Herrn auf sich zu nehmen, keine Gefahr scheuend, das Gotteswort in den Ländern verbreiteten, auf denen damals noch die Finsternis des Heidentums lastete. Könnten spätere Nachkommen jenes Beispiels und des Segens, der daran geknüpft war, uneingedenk, weniger geneigt sein, Werkzeuge und Vermittler der Beförderung jenes Gotteswerks zu werden?“ Als Zweck des Vereins wurde „die Mitwirkung zum Gesammtzweck der evangelischen Missionssache, vorzüglich mittels deutscher Missionsanstalten“ bezeichnet. Der Erfolg war, wenn auch nicht glänzend, doch auch nicht ungünstig. Aus allen Klassen und Ständen liefen Versicherungen der Teilnahme und des Beifalls, sowie milde Beiträge zur Unterstützung des Unternehmens ein. Es wurde ein vorläufiger Entwurf der Ordnung des Missions-

vereins entworfen. Die Leitung des Vereins übernahm ein aus sieben Mitgliedern bestehender engerer Ausschuß. Pastor Strauch an St. Nikolai übernahm den Vorsitz als Wortführer, der reformierte Prediger Führer den auswärtigen Briefwechsel, Pastor Hübbe am Waisenhaus die Führung des Protokolls und Peter Keetmann die Rechnungsführung. Senator Hudtwalker, Pastor Merle d' Aubigné und Jakob van der Smissen fungierten als Beisitzer.

Das erste Streben des Ausschusses ging nun dahin, „die Freunde und Teilnehmer des Werkes mit der Geschichte des Missionswesens, seinen bisherigen Leistungen der Thätigkeit der kleinen und größeren Vereine in Europa, der Arbeit und dem Wirken der ausgesandten Boten des Evangeliums unter den Heiden, aber auch mit dem unermeßlichen, noch zu bearbeitenden Felde bekannt zu machen." Es wurde daher ein Umlauf älterer und neuerer, sowie neuester Schriften, welche auf das Missionswesen Bezug hatten, eingerichtet. Diese Einrichtung fand allseitigen Beifall. Dann trat man in nähere Verbindung mit den Missionsvereinen in andern deutschen Städten, Leipzig, Berlin, Dresden, Bremen, Lübeck u. s. w. In Bremen war 1819 und in Lübeck 1820 ein Missionsverein entstanden. Von allen Seiten liefen die ermunterndsten Glück- und Segenswünsche ein. Pastor Mallet in Bremen erinnerte daran, daß, wenn auch in Hamburg große Vorsicht nötig sei, es doch nicht recht sei, mit der heiligen Sache ins Verborgene zu fliehen; des Glaubens Sache könne nicht ohne Glauben getrieben werden, er müsse an der Spitze stehen und die Vorsicht als demütige Dienerin ihm zu Füßen sitzen; wenn sie am Ruder sitze, bleibe das Schifflein ewig im Hafen der Ruhe liegen!

Im ersten Jahre seines Bestehens zählte der Verein 74 hiesige und auswärtige Mitglieder. Die Einnahme an Jahresbeiträgen und Geschenken belief sich auf 778 Mark Court. 7 Schilling. Der Verein entschloß sich nun, „einen tüchtigen, erweckten jungen Mann von innerem Beruf und äußeren Gaben zu dem wichtigen Amt eines Heidenbekehrers ausrüsten und vorbereiten zu lassen." Ein solcher fand sich in der Person des Schulgehilfen Heinrich Hieronymus Wulff aus Altona. „Die Lesung der heiligen Schrift und anderer geistreicher Bücher hatte sein Herz so mächtig ergriffen, daß er einen Drang in sich fühlte, das Evangelium, wodurch er erleuchtet und getröstet worden, denen zu bringen, welche noch den Abgöttern dienen, und ihnen den lebendigen Gott und den, welchen er gesandt hat, zu verkünden." Man trat mit dem Missionshause in Basel in

Verbindung, und Wulff wurde als Aspirant angenommen. Am 28. November 1822 hielt der Verein seine erste öffentliche Versammlung in dem Saale des Schimmelmann'schen Hotels in der Mühlenstraße. Die Hamburger Zeitungen durften auf Befehl des Zensors, des Syndikus von Sienen, die Einladung zu dieser Versammlung nicht aufnehmen, weil der Verein höheren Ortes nicht anerkannt sei. Man lud daher die Mitglieder durch Karten ein und ersuchte jeden Empfänger der Karten, einen Freund mitzubringen. Die Versammlung war sehr zahlreich besucht. Pastor Strauch eröffnete dieselbe mit einer Anrede, in welcher er darthat, daß das Unternehmen des Missionsvereins ein christliches sei, Pastor Führer gab eine Übersicht über den Gang, Umfang und Segen des evangelischen Missionswerkes. Pastor Hübbe erstattete den Bericht über die Entstehung und die bisherigen Leistungen des Vereins. Sodann sprach der angehende Missionar Wulff († 22. Dezember 1828 in Liberia nach nur $^{3}/_{4}$jähriger Thätigkeit) seine Empfindungen in der Stunde der Trennung aus. Pastor Strauch sprach das Schlußgebet. Hoffnungsfroh und frisch begann der Hamburgische Missionsverein seine Thätigkeit. Als derselbe im Jahre 1828 einem hiesigen Blatte die Anzeige zugeschickt hatte, daß der Missionar Wulff, durch den hiesigen Verein unterstützt, nach der Westküste von Afrika gehen wolle, „um seinen schwarzen Brüdern, den Negern, das Evangelium von Christo zu verkündigen," strich der Zensor diese Worte als anstößig und setzte dafür: „um dort seinen wichtigen, mit so viel Schwierigkeiten verknüpften Wirkungskreis anzutreten." Es war dieselbe Zeit, in welcher die Anzahl der die Missionsstunden besuchenden Missionsfreunde die Zahl sechzehn nicht übersteigen durfte, „da nur unter der Bedingung der Kleinheit der Versammlung die Gestattung von seiten unserer hohen Obrigkeit erwartet werden kann." —

---

8. Der Rationalismus und das wiedererwachte Glaubensleben.

Der Rationalismus hatte in Hamburg zwei hervorragende Vertreter, die nicht thatenlos zusehen mochten, wie der alte Glaube, den man längst für tot und begraben hielt, wieder sein Haupt erhob, und nicht allein bei dem unwissenden Volk, sondern selbst in Kreisen, die man durch ihre Bildung vor solchem „Rückfall in den Aberglauben einer vergangenen Zeit“ geschützt wähnte, Eingang fand. Es waren der Direktor des Johanneums, D. Johannes Gurlitt, und der Diakonus an St. Jakobi, Hermann Rentzel. Beide Männer sahen in dem „Mysticismus,“ wie man das neu erwachte Glaubensleben nannte, eine gefährliche und ansteckende religiöse Krankheit, die sie im Namen der gesunden Vernunft und der wahren Religion zu bekämpfen so verpflichtet als berechtigt wären.

Johannes Gurlitt, geboren zu Leipzig am 13. März 1756, hatte schon als Student mit voller Entschiedenheit sich dem Rationalismus zugewandt. Als Leiter des Pädagogiums zu Kloster Bergen bei Magdeburg, zu welchem Amte er in jungen Jahren berufen wurde, hatte er die ihm anvertraute Jugend im Sinne des Rationalismus erzogen. Er genoß eines ausgezeichneten Rufes als Schulmann und Gelehrter, als er im Jahre 1802 einer Berufung nach Hamburg als Direktor des Johanneums und Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium folgte. Hier erwarb er sich unvergeßliche Verdienste um die Reform des Johanneums, das in tiefen Verfall geraten war. Aus seiner theologischen Stellung machte er von Anfang an kein Hehl. Als er bei dem Antritt seines Amtes nach Hamburgischen Recht vor dem Senior min. die symbolischen Bücher unserer Kirche unterschreiben sollte, weigerte er sich aufs entschiedenste, die damit verbundene Lehrverpflichtung zu übernehmen. Um den Neugewonnenen nicht gleich wieder zu verlieren, mußte man sich mit der nichtssagenden Erklärung begnügen, die Gurlitt seiner Unterschrift hinzufügte: „Ich bekenne hiemit, daß ich der Lutherisch-Protestantischen Kirche zugethan bin und zugethan bleiben werde.“ Sein Unterricht wie seine Vorlesungen im akademischen Gymnasium atmeten den Geist der rationalistischen Theologen Röhr und Wegscheider, von denen letzterer in seiner berüchtigten Dogmatik, deren Studium Gurlitt seinen Schülern dringend empfahl, Jesus für einen bloßen Menschen erklärte, der kein anderes Geschick als das eines Menschen gehabt habe. In einer seiner Schul-

reden, die er gern dazu benutzte, um seinen Schülern die Herrlichkeit der Vernunftreligion anzupreisen und sie vor dem „Buchstabenglauben und dem Mysticismus“ zu warnen, versicherte er, die Lehre von einem höchsten Wesen und von den Tugendpflichten, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und von einer Vergeltung nach dem Tode sei die reine Wahrheit des Evangeliums, alles andere sei disputables Dogma und Menschensatzung! —

Als der Kieler Archidiakonus, Klaus Harms, zur dritten Säkularfeier der Reformation, am 31. Oktober 1817, Luthers 95 Thesen wieder herausgab und denselben 95 neue Thesen hinzufügte, in denen er dem Rationalismus mit wuchtigen Geisteshieben zu Leibe ging, entbrannte Gurlitts Zorn gegen den kühnen Thesensteller, und er benutzte das Lektionsverzeichnis des Gymnasiums zu Ostern 1818 dazu, um darin „seine Geringschätzung des anmaßenden Predigers Harms“ kundzuthun und seine Schüler vor dessen Schriften zu warnen. Er empfehle zwar den angehenden Theologen unter seinen Schülern Bescheidenheit, Mäßigung und Humanität bei Beurteilung abweichender Meinungen, aber diese Geduld und Milde empfehle er nicht gegen diejenigen, die bei höchster Dummheit und Unwissenheit in so wichtigen Fragen sich allein für klug hielten. Die 95 theologischen Thesen jenes Postillenschreibers, dem es an aller Gelehrsamkeit fehle, seien voll Dummheit und Arroganz. — Trotzdem mußte es Gurlitt erleben, daß etliche seiner Schüler, die sich dem Studium der Theologie widmeten, von der Universität als begeisterte Anhänger der von ihrem alten Direktor als „illiberal“ und „köhlergläubig“ bezeichneten Richtung in die Vaterstadt zurückkehrten und sich rüsteten, auf den Kanzeln Hamburgs das alte teure Evangelium zu verkündigen. Da waren Johann Wilhelm Rautenberg, seit 1820 Pastor an der Dreifaltigkeitskirche in der Vorstadt St. Georg, Otto Ludwig Siegmund Wolters, seit 1819 Kollaborator am Johanneum und 1823 zum Diakonus an St. Katharinen erwählt, und der etwas jüngere Johann John, der 1827 Diakonus an St. Petri wurde, sowie der schon ältere Ludwig Christian Gottlieb Strauch, der 1819 zum Hauptpastor an St. Nikolai erwählt wurde, nachdem er bereits seit 1809 als Lehrer und Professor am Johanneum gewirkt hatte. Das waren Männer, auf die Gurlitt große Hoffnungen gesetzt, denen er ein väterlicher Freund gewesen, die er immer wieder vor dem Gift des „Mysticismus“ gewarnt hatte — und die nun doch der Theologie ihres alten Direktors den Laufpaß gaben, um mit neuen Zungen den alten Glauben zu predigen.

Durch solche Erfahrungen geriet der sonst so treffliche Mann, der völlig außer stande war, den Umschwung des religiösen Lebens, der sich nicht nur in Hamburg, sondern in der ganzen evangelischen Christenheit vollzog, zu begreifen, in einen derartigen Haß gegen die von ihm für eitel Schwärmerei und Heuchelei gehaltene Orthodoxie, daß er alle Rücksichten beiseite setzte und in einer am 18. April 1822 „bei dem Abgange einiger studierenden Jünglinge aus dem Johanneum" gehaltenen „Rede zur Empfehlung des Vernunftgebrauchs bei dem Studium der Theologie" der ihm verhaßten Richtung offen den Fehdehandschuh hinwarf. Vorher aber hatte schon Gurlitts Gesinnungsgenosse, der Diakonus Rentzel, einen Streit vom Zaune gebrochen.

Hermann Rentzel, seit 1793 Diakonus an St. Jakobi und seit 1810 zugleich Prediger am Krankenhof, als welcher er am 28. Juni 1821 den Grundstein zum jetzigen alten Allgemeinen Krankenhaus legte, entstammte einer angesehenen Hamburger Familie. Am liebsten hätte er sich der Landwirtschaft gewidmet, studierte aber auf Wunsch seines Vaters, des Lizentiaten Garlieb Rentzel, Theologie. Anfangs dem alten kirchlichen Lehrbegriff zugethan, wandte er sich mit der Zeit immer mehr dem Rationalismus zu und wurde ein entschiedener Gegner des alten Glaubens. Er war ehrlich überzeugt, daß der gesamte orthodoxe Lehrbegriff nicht Christi und der Apostel Lehre sei, sondern auf einer vernunftwidrigen Deutung der heiligen Schrift beruhe. In den Augen seiner Zeitgenossen gehörte er „zu den aufgeklärtesten Verteidigern eines vernunftgemäßen Christentums." Als im Jahre 1818 die neuen Katechismen, das „Lehrbuch der christlichen Religion" und der „Kurze Inbegriff der christlichen Lehre" eingeführt wurden, schrieb Rentzel eine „Anleitung zum verständigen, wahre Religiosität befördernden Katechesieren über den kleineren Hamburgischen Katechismus." In dieser Anleitung heißt es: „Braucht jeder Mensch Bekehrung? Antwort: Nein, der Tugendhafte ist schon auf dem rechten Wege, nur der Lasterhafte muß sich bekehren. — Wenn Eph. 1, 7 gesagt ist, daß wir an Jesu haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, was heißt das? Antwort: Daß uns durch seinen Tod die Versicherung zu Teil geworden ist, daß Gott kein Opfer wolle und bedürfe, um Sünden zu vergeben, sondern daß er dasjenige verzeihe, was nach seinem unparteiischen Urteil der Verzeihung wert ist." — Im Volke genoß Rentzel großes Ansehen. Er war ein Wohlthäter der Armen und widmete dem Unterrichtswesen sein besonderes Interesse. Eine gewisse

ungehobelte Derbheit seines Wesens trug zu seiner Volkstümlichkeit bei. Mit wachsender Besorgnis erfüllte ihn das Umsichgreifen des „Mysticismus". Besonders waren es, nach dem Ausdruck eines zeitgenössischen Autors, „die ungereimten, die Gemüter verwirrenden dogmatischen Äußerungen des für Verbreitung der beliebten Sünden-, Blut- und Kreuzestheorie rüstig kämpfenden ‚Friedensboten', sowie die Traktate der Niedersächsischen Gesellschaft, die ihn in Harnisch brachten. So griff er denn zur Feder.

Am Morgen des 1. Februar 1821 lasen die Hamburger in der Nummer 28 der „Privilegierten wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg" unter den gewohnten politischen und kommerziellen Tagesneuigkeiten einen theologischen Aufsatz: „Über zwei neue Erscheinungen in Hamburg," der ausdrücklich als „von Pastor Rentzel zum Einrücken eingesandt" bezeichnet war. Rentzel erklärte in diesem Aufsatz, wie Jesus gegen die ihm entgegenstehenden Schriftgelehrten und Pharisäer geeifert, und Paulus gegen die Irrlehrer, welche in die Gemeinden sich eingeschlichen, sich erklärt hätte, so könne er unmöglich ein stillschweigender Zuschauer bleiben bei einem religiösen Unwesen, das seit einiger Zeit durch ein paar neue Arten von Schriften, die von der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften unter die Leute gebracht wurden, und noch mehr durch den sogenannten „Friedensboten" sich breit mache. Er fände in diesen Schriften vernunftwidrige, ja, sogar verderbliche Lehren. Es sei z. B. vernunftwidrig, zu behaupten, daß man die Sünde mit auf die Welt bringe, da es ja nichts Unschuldigeres gebe, als ein neugeborenes Kind. Verderblich sei die Lehre, daß Gott unser Herz von der Sünde befreien solle, und daß wir nicht selbst unser Herz umwandeln könnten. Dies bestärke ja nur in dem gemeinen Glauben, daß Jesus für alle unsere Sünde gebüßt und bezahlt habe. Was solle das ewige Posaunen, daß wir durch den Glauben gerecht und selig werden? Das sei eine höchst beklagenswerte und verwerfliche Art von Religiosität. Das sei Schwärmerei, die zur Lasterhaftigkeit des Heidentums zurückführe. „Ich bitte euch, ihr Herren," ruft Rentzel aus, „schweiget, denn ihr rufet Friede, wo kein Friede sein soll; ihr seid dem Seelenheil eurer Mitbürger viel schädlicher als der offenbar Lasterhafte!" Daß Prediger, welche auf diese Art predigen, mehr Zulauf hätten als die, welche auf regen Tugendeifer und treue Pflichterfüllung drängen und sich nicht hinter Bibelworte versteckten, das sei natürlich. Aber er werde ewig ein Gegner solcher

Schriften sein wie der Friedensbote und aller, die etwa predigen möchten wie er.

Dieser Angriff ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Mochten die Männer des Friedensboten und der Traktatgesellschaft sich im Bewußtsein ihrer guten und gerechten Sache in Stillschweigen hüllen, — die von Pastor Rentzel genügend gekennzeichneten Pastoren konnten um ihres Amtes willen nicht zu diesem plumpen Angriff schweigen. So erschien denn in der Nummer 39 desselben Blattes vom 14. Februar eine Erwiderung von fünf Mitgliedern des Hamburgischen Ministerii, der Pastoren Strauch an St. Nikolai, Behrmann und Mutzenbecher an St. Petri, Hübbe am Waisenhause und Rautenberg an der Dreifaltigkeitskirche zu St. Georg: Sie hätten auch das sehnliche Verlangen nach Kirchenfrieden, aber ließen sich dadurch nicht abhalten, gedrungen durch ihr Amt, ihre Verpflichtung gegen ihre Gemeinden und ihr Gewissen, öffentlich zu erklären, daß sie den in Nummer 28 der wöchentlichen Nachrichten enthaltenen Äußerungen keineswegs beistimmten, vielmehr die durch diese und ähnliche Behauptungen bestrittenen Lehren der evangelischen Kirche, der heiligen Schrift und unseren Bekenntnisbüchern gemäß vortragen und dabei mit Gottes Hilfe ruhig beharren würden.

Vorher schon war die Sache im Ministerium verhandelt worden. Man hatte per majora beschlossen, an Pastor Rentzel eine brüderliche Vorstellung und Vermahnung zu richten, er möge doch in Zukunft mit der einmal autorisierten Kirchenlehre etwas säuberlicher verfahren. Damit glaubten jene fünf Pastoren sich nicht begnügen zu können, weil sie der Überzeugung lebten, daß dem öffentlichen Ärgernis öffentlich begegnet werden müsse. Als nun ihre öffentliche Erklärung erschienen war, legte sich E. H. Rat ins Mittel. Derselbe mißbilligte in seinem Beschluß vom 15. Februar zwar das Auftreten Rentzels, noch mehr aber das der fünf Pastoren. Am 14. März begaben sich daher die Pastoren Behrmann und Strauch zum präsidierenden Bürgermeister Amsinck und erklärten, daß sie und ihre Freunde durch ihr Gewissen zu ihrem Handeln getrieben worden seien. Zugleich sprachen sie ihren Schmerz und ihr Befremden über den Beschluß E. H. Rates aus. Amsinck entließ sie freundlich. Rentzel seinerseits gab vor dem Senior die Erklärung ab, er wolle künftig vorsichtiger handeln, da es sein Wille nicht sei, Uneinigkeiten zu veranlassen. Damit schien die Sache beendigt zu sein. Aber der Stein war ins Wasser geworfen und zog seine Kreise.

Auf der Kanzel der Dreieinigkeitskirche in der Vorstadt St. Georg stand seit dem 12. Oktober 1820 Johann Wilhelm Rautenberg, ein Mann voll Geist und Leben, ein Erster unter den Jungen, die mit feurigen Zungen den alten Glauben in ihrem geliebten Hamburg predigten. In seinen Predigten, die die St. Georger Kirche bis auf den letzten Platz füllten, und in seinen Denkblättern, die das gepredigte Wort durch ganz Hamburg trugen, legte er ein unerschrockenes Zeugnis ab für die Wahrheit und Herrlichkeit des alten biblischen und lutherischen Glaubens. Mit scharfem Stahl ging er dem Rationalismus zuleibe. Mochten seine theologischen Gegner ihn als einen Mystiker und Obskuranten schmähen, mochte die Tagespresse, allen voran der „Hamburger Beobachter“ und der „Zuschauer“, sich lustig machen über die Lämmleinspredigten, zu denen die Weiblein aus den Thoren wanderten — Rautenberg ließ sich seinen Mund nicht stopfen. Die Gegner schalten sein mutiges Zeugnis ein „Belfern.“ Die „Hallesche Litteraturzeitung“ tadelte an seinen Denkblättern „die krasse Hyperorthodoxie und die hin und wieder zu barem Unsinn gesteigerte Mystik, sowie die Verdammungs- und Verketzerungssucht des Verfassers.“ Am meisten fände sich diese Hyperorthodoxie und Mystik in der Predigt zum 3. Sonntage nach Trinitatis: Jesus nimmt die Sünder an. 1. Er nimmt nur Sünder an. 2. Er nimmt alle Sünder an. Man müsse das saubere Machwerk ganz lesen, um von dem Geiste, in welchem und aus welchem der Verfasser rede, eine Idee zu gewinnen! Man bewunderte die Toleranz des Hamburgischen Ministeriums, daß es einen solchen Mann wie Rautenberg in seiner Mitte dulde. — Die Zensur strich in seinen Denkblättern vermeintlich anstößige Stellen und ließ den Verkauf derselben inhibieren. Rautenberg wies dem Zensor nach, daß er die Grenzen seines Berufes überschritten, und der Verkauf der Blätter mußte freigegeben werden. In der Vorrede zu seinen Denkblättern schrieb er: „Ich leite das neue höhere Leben des Menschen allein aus der lebendigen Gemeinschaft des Herzens mit der Person oder mit dem Leben des Erlösers selber ab und nicht aus dem Gehorsam gegen eine sogenannte Lehre JEsu, in welcher man das höchste und beste wegläßt. Jene Gemeinschaft mit Christo ist vielmehr, wie ich die Schrift verstehe, des Glaubens Mark und Wurzel. Wollt ihr das Mysticismus nennen — nun meinetwegen; findet sich doch auch gar manches darin, was noch von keinem völlig begriffen, obwohl von vielen wahrhaft empfunden ist. Dann aber kann ich in eure Klagen über den Mysticismus nicht einstimmen,

noch minder den unbändigen Zorn entschuldigen, mit welchem ihr gegen dies vermeinte Ungeheuer zu Felde zieht, sondern muß vielmehr wünschen, daß je eher je lieber alle Menschen Mystiker werden!"

Mit welcher Angst seine Gegner dem steigenden Einfluß Rautenbergs zusahen, läßt eine Stimme erkennen, die sich in der Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung hören ließ: „Schon ertönen mehrere unserer Kanzeln von mystischem Unsinn, der auch durch öffentlichen Druck und Denkblätter reichlich verbreitet wird. Und leider findet dieser Bombast doch hin und wieder Beifall, wenn das Hinströmen der Menge in die Kirche, wo in solcher Manier gepredigt wird, wirklich als ein Zeichen des Beifalls gelten kann und nicht vielmehr als Folge der Neugier, mitunter auch wohl der Spottlust genommen werden muß. Vorzüglich sind es die jüngeren, erst kürzlich in das Ministerium eingerückten Männer, und fast der größte Teil der noch unversorgten Kandidaten, die in diesen Ton einstimmen!" — Aber schon regten sich auch in den Gemeinden Hamburgs die vom Evangelium erfaßten Laien, um ihre Stimme zur Verteidigung des alten Glaubens zu erheben. Allen voran trat der Senator Dr. Martin Hieronymus Hudtwalcker auf den Plan, um mit Wort und That ein mannhaftes Zeugnis für den alten Glauben gegen den Rationalismus abzulegen. Einer angesehenen Hamburger Familie entstammend, war er im Hause seines Onkels, des Pastoren an der Deutschen Kirche in Kopenhagen und späteren Propsten in Itzehoe, Christian Martin Hudtwalcker, erzogen worden. Nach Vollendung seiner Studien in Heidelberg und Göttingen ließ er sich im Jahre 1809 in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Während der französischen Fremdherrschaft lebte er in Wien. Im Juni 1815 kehrte er zurück nach Hamburg und nahm seine Praxis wieder auf. Er war einer der beschäftigtsten Rechtsanwälte, als er am 29. März 1820 zum Senator gewählt wurde. Ein Mann von reichen Gaben des Geistes und Herzens, hatte er in der kahlen und kalten Religiosität des Rationalismus keine Befriedigung gefunden und hatte sich mit ganzer Seele dem alten Glauben der Väter zugewandt, von dessen Schrift- und Bekenntnismäßigkeit er tief durchdrungen war.

Mit steigendem Unwillen erfüllte Hudtwalcker das Vorgehen der rationalistischen Eiferer, eines Rentzel, eines Gurlitt u. a., und er hielt es endlich für gewiesen, E. H. Rate über das Treiben dieser Männer die Augen zu öffnen. Nach ernsten Beratungen mit seinen

Freunden, dem Sekretär der Oberalten, Ferdinand Beneke, dem Syndikus Karl Sieveking und dem Buchhändler Friedrich Perthes, hielt er am 29. Juni 1821 im Senat einen Vortrag, in welchem er auf die systematischen Angriffe des Direktors Gurlitt gegen das positive Christentum, sowie auf die Gewaltthat hinwies, mit der er seinen Schülern an Stelle des Christentums, dessen Grundlehren er als beseitigt proklamiere, einen entschiedenen Deismus unterschiebe, während zugleich der Religionsunterricht im Johanneum in der unverantwortlichsten Weise vernachlässigt und unter den Schülern eine haarsträubende Unwissenheit in christlichen Dingen großgezogen werde. Die Mißachtung des christlichen Glaubens bringe aber in der Bevölkerung ihre verhängsvollen und tief beklagenswerten Früchte, wie das die sittlichen Zustände Hamburgs zur Genüge bezeugten. Hudtwalckers Rede rief im Senat große Aufregung hervor. Der damalige Protoscholarch, Senator Bausch, verlangte vom Präsidium, es solle dem Vortragenden Stillschweigen gebieten, was freilich nicht geschah. Vielmehr wurde eine Kommission niedergesetzt, um die von Hudtwalcker gerügten Mißstände zu untersuchen. Dabei ließ man es aber auch bewenden. Vergeblich drang Hudtwalcker auf eine gründliche Reform des Religionsunterrichts.

So kam der 18. April 1822 heran. Direktor D. Gurlitt, der sicherlich von dem Hudtwalckerschen Antrag im Senat Kenntnis erhalten hatte, benutzte die an diesem Tage stattfindende öffentliche Entlassungsfeier von sieben Abiturienten, unter denen fünf angehende Theologen waren, um seinem Groll gegen die „hyperorthodoxen Störer des Kirchenfriedens" Luft zu machen. In seiner „Rede zur Empfehlung des Vernunftgebrauchs bei dem Studium der Theologie" setzte er alle Rücksichten beiseite und warnte eindringlich vor einem „gewissen verkehrten theologischen Zeitgeist, der, abhold dem Vernunftgebrauch in Sachen des Glaubens, der Schwärmerei und dem Mysticismus, ja, fast möchte man sagen mehr dem katholischen Aberglauben als dem wahren Glauben huldigt und der so manche noch unwissende und unerfahrene junge Männer bethört." Man fordere Glauben ohne alle Prüfung, noch dazu in Dingen, die der Vernunft widersprächen und hielte Lehrmeinungen, das heißt menschliche Meinungen von Lehren, über welche die heilige Schrift sich nicht bestimmt erkläre, für notwendig zur Seligkeit. Als solche Lehrmeinungen führte Gurlitt an die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im heiligen Abendmahl

und von den Höllenstrafen. Er wies auf die übeln Folgen hin, die es haben werde, wenn man die Lehrmeinungen, die durch die kirchlichen Konzilien oder durch einzelne Kirchenlehren früherer Jahrhunderte in die theologischen Systeme gebracht seien, als wichtige Wahrheiten hartnäckig verteidige und für unerläßliche Gegenstände eines heiligen Glaubens halte, ohne welche kein Wohlgefallen, keine Gnade Gottes stattfinden könne. Die starre Anhänglichkeit an feststehende Glaubensnormen verleite zur völligen Vernachlässigung gelehrter Studien, bewirke bei den Menschen Leichtgläubigkeit bis zu den Legenden katholischer Heiligen herab und Glaube an noch geschehende Wunder, führe Streitsucht und Zwietracht herbei und störe den herrlichen Kirchenfrieden, den die Aufklärung herbeigeführt habe. Eine weitere üble Folge des schwärmerischen und mystischen Glaubens sei die Heuchelei, das schändlichste Laster eines menschlichen Gemütes, und die Lieblosigkeit gegen Andersdenkende. Die hartnäckigen Anhänger und Verteidiger von Religionsmeinungen, die eine gesunde Philosophie oder gründliche Gelehrsamkeit verwerfe oder doch unentschieden lasse, würden gar leicht lieblos und unduldsam gegen Andersdenkende und vermöchten es über sich selbst, Pietät und Dankbarkeit gegen frühere Freunde, Wohlthäter und Lehrer zu verleugnen. Sie neigten gar leicht zu argwöhnischem Wesen hin und verlören an Offenheit und Gradheit in Charakter, Rede und Antlitz; und manche von ihnen würden, wenn sie es vermöchten, Andersglaubende von Amt und Würden ausschließen und nur Männer und Jünglinge ihrer Ansichten in allem fördern, ja, manche würden anklagen, verfolgen, zu Schwert und Flammen verurteilen, wenn alte Zeiten wiederkehrten. Und das alles unter Vorwand und Mißbrauch der Worte: um Christi willen! „Sehet da“ — rief er am Schlusse seiner Rede aus — „sehet da, meine geliebten Jünglinge, dies sind die traurigen moralischen Folgen einer illiberalen, zu eng auf unwesentliche Meinungen beschränkten theologischen Denkart, vor welcher ich euch ernstlich warne, falls ihr auch künftig andere Meinungen von dieser oder jener Lehre fassen solltet, als die meinigen sind!“ Gurlitt glaubte sich zu solchem Angriff auf die Kirchenlehre um so mehr berechtigt, als er durch seine Würde als Doktor der heiligen Schrift sich verpflichtet fühlte, „über die Reinheit der Christuslehre nach Maßgabe der heiligen Schrift zu wachen und bereits eingerissenen oder beginnenden Verderbnissen derselben mit unbesiegbarer Wahrheitsliebe und Freimütigkeit wie sein Muster Luther zu begegnen.“ Gurlitt war eben ein Fanatiker

des Rationalismus, den er mit allen Mitteln seiner Gelehrsamkeit und seines Einflusses bei Kraft und Macht zu erhalten suchte.

Unter denen, die der Schulfeierlichkeit, bei welcher D. Gurlitt seine Rede gehalten hatte, von Amtswegen beiwohnen mußten, befand sich auch der Hauptpastor an St. Nikolai und Scholarch Dr. phil. Ludwig Christian Gottlieb Strauch. Geboren zu Hamburg am 24. Juli 1786 als Sohn des Kornverwalters Strauch, war er seit 1802 Gurlitts Schüler gewesen. Dieser hatte auf den begabten jungen Mann große Hoffnungen gesetzt und begrüßte es deshalb mit Freuden, als Strauch nach Beendigung seiner Studien im Jahre 1809 zum Kollaborator am Johanneum ernannt wurde. Für die Sinnesänderung seines früheren Schülers, der als Rationalist die Universität bezogen und als altgläubiger Christ zurückkehrte, hatte Gurlitt kein Verständnis. Strauch, der seit 1815 Professor am Johanneum war, wurde am 28. Februar 1819 als Nachfolger Schäffers zum Hauptpastor an St. Nikolai erwählt. Er wurde nun als Mitglied des Scholarchats der Vorgesetzte seines alten Direktors, dem er stets eine pietätvolle Anhänglichkeit bewahrte. Nur in Glaubensfragen wußte er sich von ihm geschieden.

An der Rede Gurlitts am 18. April 1822 nahm Strauch schmerzlichen Anstoß. Der alles Maß übersteigende Angriff auf die Schriftlehre und den Bekenntnisstand der Hamburgischen Kirche machte es ihm unmöglich, zu schweigen. Vielmehr fühlte er sich durch sein Amt verpflichtet, einen derartigen Angriff zurückzuweisen und womöglich für die Zukunft zu verhüten. Zunächst ging er zu Gurlitt, um demselben seine innere Erschütterung über den Vorfall auszusprechen und ihm ehrlich und gerade anzuzeigen, daß er genötigt sei, darüber Beschwerde zu führen. Dann ging er zum Senior Willerding und bat ihn, den Gurlitt'schen Angriff nicht unbeachtet zu lassen. Willerding bat, man möge ihn mit Einmischung in dieser Sache verschonen. Nunmehr wandte sich Strauch an den präsidierenden Bürgermeister Dr. Bartels und ersuchte ihn ehrerbietigst um Sicherstellung seines Amtes gegen Angriffe wie der des D. Gurlitt, damit er nicht gezwungen werde, um Entlassung vom Scholarchat nachzusuchen. Bürgermeister Bartels hielt sich zunächst nicht für kompetent in dieser Sache, da er der Meinung war, eine Klage über Irrlehren gehöre vor das geistliche Ministerium, eine Klage über Versäumung der Achtung des Lehrers gegen seinen Vorgesetzten vor das Scholarchat. Dennoch brachte er die Sache am 19. April im Senat zur Sprache.

Der Senat war der Ansicht, es müsse Friede sowohl von der einen als von der andern Seite gehalten werden. Man wolle sich aber das Konzept der Gurlitt'schen Rede zu verschaffen suchen, und falls etwas Anstößiges darin gefunden werde, müsse dem Herrn D. Gurlitt anempfohlen werden, sich aller anstößigen Äußerungen in Religionssachen zu enthalten und alles zu vermeiden, was dazu geeignet sei, Andersdenkende zu reizen und zu Streitigkeiten zu führen. Andererseits sei auch Pastor Strauch zum Frieden aufzufordern. Gurlitt ließ seine Rede dem präsidierenden Bürgermeister mit der Erklärung überreichen, daß er nie eine vernünftige Orthodoxie bekämpfe, sondern nur die Unvernunft in Glaubenssachen, Schwärmerei und Mysticismus, weil diese Krankheit die Jugend gar zu leicht anstecke und die damit Behafteten zur Ansteckung anderer geneigt mache; auch störten die Hyperorthodoxen durch ihre Intoleranz und durch ihre Predigten gegen die Vernunft den Kirchenfrieden und die Eintracht im Leben gar leicht! Bürgermeister Bartels schrieb an D. Gurlitt, er habe die Rede mit höchstem Interesse gelesen und danke ihm für den Eifer, mit dem er die Finsternis, die man herbeizuführen wünsche, abzuwehren suche; vielleicht hätte hie und da, wo auf Personen gedeutet zu werden scheine, der Ausdruck gemildert werden können. An Pastor Strauch aber gelangte am 6. Mai 1822 ein Schreiben von Bürgermeister Bartels, in dem er aufgefordert wurde, Frieden zu halten; dem D. Gurlitt sei auch die Erhaltung des Friedens empfohlen und ihm eine dahingehende väterliche Weisung zugekommen. Beide Parteien schrieben sich daraufhin den Sieg zu, und die Sache schien damit beendigt und abgethan.

Da erschien in der Nummer 12 der Allgemeinen (Darmstädter) Kirchenzeitung vom 11. Mai 1822 ein anonymer Artikel aus Hamburg, als dessen Verfasser der Freund und Gesinnungsgenosse Gurlitts, D. Bernhard Klefeker, Hauptpastor an St. Jakobi, angesehen wurde. Der Artikel begann mit folgenden Worten: „Auch hier scheint Mysticismus, Religionsschwärmerei und der damit so vielfach verbundene Verketzerungseifer und die Verfolgungssucht sich ausbreiten zu wollen.“ Es wurde dann zuerst eine von Ausfällen gegen die „Obskurantensekte“ strotzende Darstellung des Rentzel'schen Streites gegeben. Von der Predigtweise der Altgläubigen entwarf der Verfasser folgende abschreckende Schilderung: „Christus wird nicht nur, wie es ja allerdings geschehen soll, nach seinen großen Verdiensten um die Menschheit zur Beförderung eines vernünftigen

Glaubens dargestellt, sondern „das Lamm" muß jeden Augenblick herhalten, „Blut und Wunden" werden unaufhörlich den lieben Zuhörern bis zum Ekel vorgezeigt, und weil nun einmal der Teufel die ganze Natur verpestet hat, so kann es per antithesin laut einer neulich gehaltenen und durch ein Denkblatt verherrlichten Predigt nicht einmal „eine Frühlingsfreude ohne Christum" geben." Sodann erzählte der Einsender von „einem ganz neuen und in jeder Hinsicht empörenden Vorfall." Gemeint ist das Auftreten Strauchs gegen die Gurlitt'sche Rede. In dieser Darstellung erscheint Gurlitt als der „ehrwürdige, treffliche Mann", der lediglich seine Schüler vor der bösen Hyperorthodoxie habe warnen wollen, während der freilich nicht genannte, aber genügend gekennzeichnete Hauptpastor Strauch als der böse Störenfried geschildert wird, „den das wahr und kräftig gesprochene Wort" gereizt habe, gegen seinen Freund und Wohlthäter als Ankläger aufzutreten.

Pastor Strauch, dem dieser Artikel erst im August vor Augen kam, sandte nunmehr eine Berichtigung ein, die in der Beilage zu Nummer 45 der Allgemeinen Kirchenzeitung vom 4. September selbigen Jahres erschien. Strauch wies dem anonymen Berichterstatter nach, daß er zwar aus den nächsten Quellen, nur nicht mit Wahrheit und Treue geschöpft habe. Und weil das Wahre entstellt und viele Unwahrheiten beigemischt seien, so habe er es für seine Pflicht gehalten, zugleich im Auftrage seiner mitangegriffenen Kollegen, der Pastoren Behrmann, Mutzenbecher, Hübbe und Rautenberg, die Unwahrheiten aufzudecken und eine wahrheitsgetreue Darstellung der Vorgänge zu geben. Er sei gezwungen, öffentlich, wie sehr es seinem Gemüte widerstrebe, über einen Mann zu reden, den er als seinen um ihn hochverdienten Lehrer, solange sein Herz schlage, achten und lieben werde. Aber er müsse es als seine heilige Pflicht ansehen, kraft seines Amtes die Angriffe D. Gurlitts gegen den Glauben und das Bekenntnis unserer Kirche, die nicht erst aus neuester Zeit stammten, zurückzuweisen. Bei derartigen Angriffen könne kein Friede bestehen, und Unterlassungssünden würden schwer treffen. — Gleichzeitig mit dieser Berichtigung Strauchs erschien a. a. O. eine Berichtigung Hudtwalckers, in welcher er die Entstellungen und Unwahrheiten des ersten Berichts, soweit sie ihm aus eigener Wissenschaft bekannt seien, kurz und bündig zurückwies. In einer Erklärung zu diesen Berichtigungen erwiderte der erste, anonyme Berichterstatter auf die Aufforderung Hudtwalckers, die Maske der Anonymität fallen zu

lassen: „Einsender bleibt vor der Hand in seinem Inkognito und überläßt es der Zeit, ans Licht zu bringen, auf welcher Seite die Wahrheit, auf welcher die ihm vorgeworfene Verunglimpfung und Verleumdung sei!" Die Redaktion der Kirchenzeitung aber schloß die Debatte mit der Erklärung, sie wünsche nicht, daß ihr Blatt als ein Tummelplatz der Leidenschaften angesehen werde möchte. —

Doch war hiermit die Sache noch keineswegs beendigt, D. Gurlitt hatte vielmehr den Mut, seine Rede drucken zu lassen und sie in Veranlassung des am 1. Oktober 1822 stattfindenden Amtsjubiläums des Seniors D. Willerding demselben zu widmen. Dieselbe erschien nebst einem Vorbericht, einem Anhange und zwei Gedichten von Dinter unter dem Motto: „Diejenigen wissen nicht, was glauben heißt, die denen zürnen, die anderer Meinung sind als sie." In der Widmung an den Senior Willerding beruft sich Gurlitt darauf, daß derselbe die Rede seinen eigenen Grundsätzen nicht ungemäß gefunden habe. So möchte ihm diese Schrift ein kleines Denkmal ihrer gleichmäßigen Ansichten und Grundsätze über die edelste und erhabenste Religion der Welt sein. In dem Vorbericht erzählt D. Gurlitt den Hergang des Streites nicht ohne neue Ausfälle gegen die Anhänger des alten Glaubens. Da Pastor Strauch in seiner Berichtigung in der Kirchenzeitung ihn des öfteren Angriffs auf die Kirchenlehre beschuldigt habe, so sei er zu seiner Selbstverteidigung genötigt, die vielbesprochene Rede dem Druck zu übergeben. Übrigens sei ihm von seiten der Obrigkeit weder ein Verweis noch ein Verbot, nicht einmal ein Wunsch mitgeteilt, der seine Rede- und Schreibfreiheit beschränke. Der Vorbericht schließt mit den Worten: „Und nun sei Friede, wenn man dem Frieden Freund ist, wie ich!" Die gedruckte Rede selbst ist mit einer Fülle von Anmerkungen und Zusätzen versehen, in denen D. Gurlitt seinen Standpunkt mit größter Entschiedenheit behauptet. Seine Gegner konnten dazu unmöglich schweigen.

So erschien denn zu Anfang des Jahres 1823 eine ausführliche Schrift Strauchs, betitelt: „Zur Berichtigung des Urteils über eine hier gehaltene und im Druck erschienene Rede zur Empfehlung des Vernunftgebrauches bei dem Studium der Theologie." In dieser Schrift widerlegte Strauch die Auffassungen Gurlitts und wies ihm aus der heiligen Schrift und den Bekenntnisschriften die völlige Unhaltbarkeit seines Standpunktes nach. Und nun griff auch Senator Hudtwalcker zur Feder. Er schrieb zwar anonym, aber doch so, daß jeder Kenner der Verhältnisse ihn als Verfasser mutmaßen mußte:

„Betrachtungen eines Laien über das evangelisch-lutherische Glaubenssystem und über den Rationalismus mit besonderer Rücksicht auf Hamburg." Er stellte dieser geistesmächtigen, vom tiefsten Ernste getragenen Schrift ein Wort des alten Matthias Claudius als Motto voran: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, das die Gelehrten einbrocken." „Dem aufmerksamem Beobachter," sagt der Verfasser in der Einleitung, „kann es nicht entgehen, daß besonders seit der politischen Emanzipation Deutschlands und vornehmlich in der jüngeren Generation ein anderer religiöser Geist erwacht ist, als der früher herrschende, und daß dieser Geist, der auch schon der Wissenschaft sich mitgeteilt hat, dem Rationalismus abhold ist." Es gebe aber Orte, wo Dezennien verstrichen seien, ohne daß jemand es gewagt habe, oder es für gut befunden habe, sich dem herrschenden Rationalismus entgegenzustellen. So wolle er es hier in Hamburg thun in einer aus lebendiger Überzeugung von der Wichtigkeit der Sache hervorgegangenen freimütigen Opposition, wie sie dem Protestanten gezieme, teils um Nichttheologen zu einem selbständigen Urteil über die wichtigsten Gegenstände der Religion zu verhelfen, teils um den vielen eingeschüchterten Christen den Mut zu neuer Prüfung alter Wahrheiten zu erwecken. Denn nicht mit Unrecht habe Professor Kähler in Königsberg in einer kürzlich gehaltenen Predigt über Religionsduldsamkeit gesagt: „Wie viele unserer Zeitgenossen bewahren ihren geheimen Zug zu Christo wie das gefährlichste Geheimnis!" Dies sei auch ganz natürlich. Denn wer möge sich gern als köhlergläubig, kindisch und verrückt dem Spotte von Schulknaben preis geben lassen!

Und nun formuliert Hudtwalcker mit knappen, klaren Worten den Kernpunkt des ganzen Streites: „Es kommt auf den Bestand des ganzen Christentums an, auf die Frage, ob es sei eine von Menschen ersonnene Lehre und Einrichtung, die mithin auch von Menschen könne ganz oder zum Teil wieder abgethan werden und verbessert, oder ob es ruhe auf göttlicher Offenbarung und ob es daher, wie der Stifter desselben versichert, bestehen muß, wenn auch Erde und Himmel vergehen, oder ob Menschen, ohne zu freveln, ihre Hände an dasselbe legen dürfen." Die Formulierung der Frage verrät den feinsinnigen Juristen, der die hadernden Parteien vor seinen Richterstuhl gestellt sieht, um ihnen leidenschaftslos, aber mit unerbittlichem Gerechtigkeitssinn das Urteil zu sprechen. Hudtwalcker erwartet den Vorwurf, er habe den Kirchenfrieden gestört. Er antwortet

darauf: „Freilich, wenn die Anhänger des alten Christentums nur schweigen, um alles über sich ergehen zu lassen, nur jeder noch so frevelhaften Entwürdigung ihres Glaubens geduldig zusehen wollten, so wäre an manchen Orten Friede, etwa wie er im Grabe ist. Und das wird verlangt. Und man sucht diesen Grabesfrieden auf jede Weise zu erhalten. Aber nimmermehr wird sich der Verfasser unter ein solches Joch beugen. Lange genug ist das äußerste erduldet, jedes Mittel der Beschwichtigung erschöpft worden. Der Erfolg war immer, daß man neue und stets kühnere Angriffe versucht; so daß mit Luther gesagt werden muß: „Was hat uns nun aber solche überflüssige Liebe und Demut geholfen, ohne daß dadurch alles ist ärger geworden, und unsere gute Hoffnung jämmerlich gefehlet hat!" Auch durch seine Hochachtung vor den großen Verdiensten D. Gurlitts wolle der Verfasser sich nicht zu der „Philosophie des Schweigens", die freilich bequemer sei und vornehmer scheine, bestimmen lassen. Er erwartete keine glimpfliche Behandlung von seiten seiner Gegner; aber auch wenn er der letzte und einzige wäre, der sich ihnen entgegenstelle, würde er seine Arbeit nicht bereuen, denn „in Sachen Wahrheit und Irrtum betreffend, gilt keine Mehrheit der Stimmen."

Die Schrift gliedert sich in fünf Hauptabschnitte, in denen Hudtwalcker eingehend das alte kirchliche Lehrsystem besonders die von den Rationalisten angefochtenen Hauptlehren dargestellt und beurteilt und sodann eine vernichtende Kritik des Rationalismus giebt, stets mit besonderer Beziehung auf Hamburg. Er weist nach, wie der Grundirrtum des Rationalismus in dem Anspruch bestehe, daß die Vernunft die höchste Richterin in den Angelegenheiten der Religion sein müsse. „Wir befinden uns hier sofort in großer Verlegenheit und Unsicherheit, indem wir uns mit einem Zauberschlage plötzlich den festen Boden der Geschichte und der Erfahrung unter den Füßen entschwinden sehen und uns, der homerischen Juno nicht ungleich, zwischen Erde und Himmel, in dem Gebiete der bloßen Spekulation schwebend finden." Gegenüber der Behauptung Gurlitts, daß die Erörterungen der rationalistischen Theologen seit etwa siebzig Jahren so ruhig und allmählich fortgeschritten seien, während die starren Orthodoxen den herrlichen Kirchenfrieden störten, ruft Hudtwalcker aus: „Uns scheint die Art, wie der Rationalismus seinen jetzigen Besitz erlangt hat, kein Lob zu verdienen. Der Besitz ist erschlichen, und die protestantische Kirche hat eine Schlange im Busen genährt, mit der sie selbst auf Tod und Leben kämpfen muß!

Die meisten unserer Rationalisten, sagt Hudtwalcker, denken sich unter der Kirche eine Art Akademie oder Versammlung von Gelehrten, die miteinander die Wahrheit erforschen. Aber sie vergessen ganz, daß in der Kirche die Gelehrten nur dazu da sind und zu dem Ende von den Gemeinden unterhalten werden, damit sie die Aufbewahrer der ewigen Wahrheiten, die über allem Wogen der veränderlichen menschlichen Meinungen stehen, seien, und aus der unergründlichen Tiefe einer göttlichen Offenbarung die Quellen eines himmlischen Trostes und einer übermenschlichen, heiligenden Kraft in die Herzen der durch die Mühen und Verwirrungen des Lebens abgematteten Menschen leiten. Nicht Menschenweisheit, nicht schwankende Mutmaßungen und trügerische Hoffnungen, nicht gelehrtes Streiten über Privatansichten, nicht philosophische Argumentation sucht der in seinem Gewissen Beängstigte, der Kranke und Sterbende, der Geschäftsmann, der eine Erhebung verlangt aus dem Sumpf des Berufslebens, der Arbeiter, der die Woche hindurch seine physischen und moralischen Kräfte aufgerieben hat, sondern ein lebendiges, kräftiges, wahrhaftiges Wort Gottes, in dem die Geheimnisse einer höheren Welt ihm aufgeschlossen sind, die er nicht erst zu ergrübeln braucht, die vielmehr mit dem Siegel einer göttlichen Untrüglichkeit versehen, stärkend, tröstend und erhebend in sein irdisches Leben eintreten und dasselbe läutern und verklären."

Gurlitt hat auf diese Schrift Hudtwalckers nicht geantwortet. Einem solchen Gegner waren weder er noch seine Gesinnungsgenossen gewachsen. Pastor Rentzel an St. Jakobi griff zu dem Mittel öffentlicher Beschimpfung des alten Glaubens. Bei einem Katechismusexamen in seiner Kirche warnte er seine Examinanden vor Pastor Rautenberg, den er mit Namen nannte, und vor seiner Lehre, namentlich vor der Lehre von der Gnade Gottes in Christo, die er eine Teufelslehre schalt. Als Rautenberg ihn darüber zur Rede stellte, antwortete er: „Ihre und Ihrer Konsorten Lehrart führt geradezu zum Papsttum. Wie Sie die Gnadenlehre vortragen, ist sie eine Teufelslehre, das scheue ich mich nicht zu behaupten, denn sie ist unsinnig und recht dazu gemacht, Satans Reich zu bevölkern!" Das Ministerium nötigte auf Rautenbergs Antrag Rentzel dazu, die Beleidigung und sein hartes Urteil bei dem nächsten öffentlichen Katechismusexamen zurückzunehmen. Auch mußte Rentzel eine schriftliche Erklärung darüber abgeben, daß er sich jedes Angriffes auf die in den Glaubensbekenntnissen der evangelisch-lutherischen Kirche vor-

getragenen Lehren enthalten wolle. Er gab diese Erklärung, wenn auch in ziemlich gewundenen Ausdrücken. Der alte Glaube hatte in Hamburg seine Lebenskraft bewiesen uud der Rationalismus mußte mit verbissenem Groll zusehen, wie derselbe sein Heimatsrecht in der Hamburgischen Kirche mit Geist und Feuer geltend machte.

---

9. Der böse „Mysticismus.“

Der Mysticismus hatte seinen Einzug in Hamburg gehalten. „Eine Seuche, die im Finstern schleicht“ nannten ihn die einen. Als „eine wahre Landplage“ bezeichneten ihn die andern. Man sprach von einer „Partei der Mystiker,“ von „Separatisten,“ „Obskuranten,“ „heiligen Kopfhängern,“ „jesuitischen Heuchlern“ und dergleichen. Man beschuldigte sie, daß sie „die mystische Bluttheorie von der Erlösung und Versöhnung“ und andere „längst verschollene, der Vernunft widersprechende und daher nutzlose und unvermeidlich mehr oder weniger für die Moralität schädlichen Lehren“ wieder herstellen wollten. Mit einem gewissen Grauen hörte man, daß die Predigten des Pastors Rautenberg in der Vorstadt St. Georg voll „mystischen Unsinns“ seien, daß „die Leute auf dem Wege zur Kirche zu weinen anfingen und den nachherigen Kanzelvortrag desto höher schätzten, je heftiger ihr Thränenguß durch ihn geworden,“ daß in der von Rautenberg gegründeten Sonntagsschule die Lehrer fest und steif darauf bestünden, daß „der Mensch wegen der Erbsünde keine gute Natur haben könne, vielmehr voll Maden und Moder sei,“ daß „die Kolporteure der Traktatgesellschaft ihre Schriften in die Häuser würfen und auf der Gasse den Leuten heimlich zusteckten,“ wie z. B. ein wohlgekleideter Mann auf öffentlicher Promenade einem Tagelöhner eine kleine Schrift mit dem Zuruf überreicht habe: „Da, nimm, und werde selig!“ Besonders aber munkelte man von heimlichen Zusammenkünften der Mystiker in Privathäusern, in Kellern und Dachstuben, aber auch schon in ansehnlichen Häusern der Stadt, wo Betbrüder und Betschwestern mit einander die Bibel läsen und unter Auspressung von Bußthränen beteten. Auch sei von England her ein unstudierter Herr Oncken, ein früherer Schneidergeselle, nach Hamburg gekommen und halte hin und her in den Häusern Versammlungen ab, „in denen er

die Menschen zur Bußangst treibe und sie dann wieder durch den Glauben an JEsum tröste und erheitere.“ Man konnte zwar nicht begreifen, daß in Hamburg „in einer freien Stadt, von so verschiedenen Menschenklassen bewohnt, und unter einer so aufgeklärten Regierung der Mysticismus sich habe zeigen und Wurzel fassen können.“ Aber an der Thatsache selbst war nicht zu zweifeln: Hamburg barg in seinen Mauern einen unheimlichen Gast, und die Aufregung darüber wuchs von Tag zu Tage. Es mußte entschieden ein Unglück geschehen. Und es geschah.

Am 30. März 1826 starb der Postsekretär Hencke, ein starker, kräftiger Mann im Alter von 44 Jahren, nachdem er nur wenige Tage krank gewesen. Durch „eine Art geistigen Einflusses von höchst gefährlicher Art, nämlich durch Mysticismus, sei er wahnsinnig gemacht und an den Folgen dieses religiösen Wahnsinns gestorben.“ So ging das Gerücht. Man erzählte sich grausige Dinge. Das Dienstmädchen des Verstorbenen, die am Mysticismus leide, habe einen Gesinnungsgenossen, einen tollen Schwärmer, zu dem Kranken gelassen, und dieser habe demselben, trotz ausdrücklicher Warnung des Arztes, dermaßen mit Bekehrungsversuchen zugesetzt, daß der Kranke in Raserei gestorben. Man habe bei dem Kranken höchst verdächtige Bücher voll mystischen Inhalts gefunden, so z. B. ein Buch, betitelt: „Das Herz des Menschen, ein Tempel Gottes, eine Werkstatt des Teufels,“ mit schrecklichen Bildern; ein anderes, betitelt: „Himmlisches Freudenmahl der Kinder Gottes auf Erden,“ gleichfalls mit merkwürdigen Kupfern: Jesus klopft ans Herz, Jesus durchsucht das Herz u. s. w. Vor seinem Ende habe der Verstorbene von der Missionsgesellschaft und der Traktatgesellschaft, in die er aufgenommen würde, vom Blut, das fließen müsse, und andern wunderlichen Dingen geredet, die keinen Zweifel daran zuließen, daß er vom Gift des Mysticismus infiziert sei. Viele Leute, die sich sonst nicht viel um Religionsangelegenheiten zu bekümmern pflegten, ergingen sich in Schmähungen über den zunehmenden Mysticismus und dessen traurige Folgen. Die Beunruhigung der Gemüter wurde so stark, daß die Obrigkeit einschreiten mußte.

Die Zeugen der Vorgänge bei dem Tode des Postbeamten wurden verhört. Der Arzt, der den Kranken behandelt hatte, Dr. H. W. Buek, sprach sich freilich unter Darlegung des ganzen Verlaufes der Krankheit entschieden für die Annahme mystischer Einflüsse aus, zumal da der Verstorbene an Hypochondrie gelitten und schon seit längerer Zeit

eine Neigung zur Frömmelei gezeigt habe. Aber die Aussagen der Dienstmagd des Verstorbenen und des Herrn Fittig, jenes Mannes, der durch seine Bekehrungsversuche hauptsächlich den Tod des Postbeamten verschuldet haben sollte, ergaben nichts weiteres, als daß Fittig, ein einfacher Mann aus dem Volk, seines Standes Kornauktionsansager, der dem Dienstmädchen „als rechtgläubiger Christ und reiner Bekenner des Evangeliums“ bekannt war, von demselben als Krankenwärter angenommen sei, da ihr Herr einen stillen, sinnigen Menschen um sich zu sehen wünsche. Auf Wunsch des Kranken habe Fittig mit demselben gebetet, und ihm einige Bibelsprüche zur Beruhigung vorgesagt. Er sei überhaupt nur zweimal auf wenige Minuten bei dem Kranken gewesen, da ein Verwandter desselben seine Anwesenheit nicht gewünscht habe. Über den blutigen Opfertod Christi habe er mit dem Kranken nicht gesprochen. Auch habe er weder der Missions- noch der Traktatgesellschaft Erwähnung gethan, geschweige denn dem Kranken geraten, sich in dieselben aufnehmen zu lassen. So mußte denn die obrigkeitliche Untersuchung, soweit sie sich auf den Tod des Postbeamten bezog, niedergeschlagen werden.

Die Untersuchung erstreckte sich jedoch weiter auf die Frage, wie weit in Hamburg von einem Vorhandensein des Mysticismus die Rede sein könne. Es ergab sich als Resultat genauester Nachforschungen, daß in Hamburg seit etwa zehn Jahren eine sehr bedeutende Reaktion gegen die rationalistische Auffassung des Christentums vorhanden sei. Diese Reaktion habe sich keineswegs nur unter den Theologen kundgegeben, sondern sei von Menschen aller Stände, besonders aber von der jüngeren Generation ausgegangen. Die Anhänger dieser Richtung behaupteten, die Dogmen und Mysterien, auf die das alte Luthertum so sehr dringe, seien in der Bibel begründet und könnten aus derselben ohne gewaltsame Mittel nicht weginterpretiert werden. Infolge dieser Reaktion zeige sich seit einiger Zeit besonders bei Personen aus den unteren Ständen ein Hang zu Privat- oder sogenannten Winkelandachten, besonders auch aus dem Gefühl, in vielen Predigten nichts von dem zu finden, was man suche. Aber die Polizei habe in vier Fällen, wo Versammlungen von zehn bis vierzig Personen zum Beten, Singen und Lesen der Bibel gehalten wurden, die Leute auseinandergetrieben. Weiter ergab sich, daß die Niedersächsische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften, die mehrere sehr geachtete hiesige Bürger und mehrere lutherische Prediger unter ihren Mitgliedern zähle, im Jahre 1825 etwa 87 000 Erbauungsschriften ver-

teilt habe, die allerdings die altlutherische Ansicht vom Christentum als die allein richtige und zur Seligkeit notwendige empföhlen. Endlich seien in Hamburg einige Personen vorhanden, die eine gewisse Liebhaberei für Bücher theosophischen Inhalts hätten und sich gegenseitig mit süßlichen Redensarten erbauten. Eine Veranlassung, obrigkeitlicherseits gegen diese Erscheinungen vorzugehen, konnte nicht gefunden werden.

Da erschien im Juni 1826 ein „Zweiter Bericht über die Administration des allgemeinen Krankenhauses," der mit einer Nummer der „Wöchentlichen Nachrichten von und für Hamburg" in etwa dreitausend Exemplaren gratis verteilt und so dem großen Publikum zugängig gemacht wurde. In diesem Bericht fand sich folgender Passus: „Was aber noch bedeutender (als die Trunksucht) in seinen Folgen sich zeigt, ist der jetzt im Dunkel schleichende Mysticismus, und die aus dieser religiösen Schwärmerei folgende Geistesverwirrung, die bei vielleicht gutgemeinter Absicht der bethörten Urheber derselben, doch höchst nachteilig und gefährlich ist und die Menschen um ihre Ruhe und Vernunft bringt. — Wie viel Selbstmorde durch diese verkehrte Geistesrichtung veranlaßt sein mögen, läßt sich dann nur selten bestimmen, wenn diese Geisteskranken ihren Zweck erreichen; allein gewiß ist eine große Anzahl der leider so häufigen Selbstmorde dadurch mit veranlaßt, wenn die Einbildungskraft dieser oft guten, aber häufig beschränkten Menschen durch dunkle, unverständliche Phrasen verwirrt und erhitzt wird; wenn sie dann bei ihrem traurigen Hinbrüten keine Kraft zur Ertragung von Widerwärtigkeiten irgend einer Art behalten, sondern mit großer Schlaffheit durch Selbstmord dem Himmel vermeintlich auf geradem Wege zueilen zu müssen wähnen und alle Pflicht gegen sich und die Ihrigen feig aus den Augen setzen u. s. w." Diese Meinungsäußerungen einer hochansehnlichen Behörde erregten in und außerhalb Hamburgs das peinlichste Aufsehen. Nun war es öffentlich und behördlich konstatiert, daß die „grausenerregenden Grundsätze" des Mysticismus die Schuld trugen an der beklagenswerten Zunahme der Geisteszerrüttungen und der Selbstmorde in Hamburg.

Die Presse bemächtigte sich des Falles. Im „Hesperus", im „Hamburger Beobachter", in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" und andern Blättern erschienen die gehässigsten Aufsätze gegen die Altgläubigen. Eine Probe aus dem „Hesperus" wird genügen: „Leider hat sich auch die mystische Seuche bis nach unserm Norden verbreitet.

Eine Traktätchen-Gesellschaft, von den Beförderern des eingegangenen Friedensboten gestiftet, verteilte allerlei schwulstige Schriften unter das Volk, ist indessen von unserer wachsamen Polizei bereits daran verhindert. Manche Prediger und einige junge Kandidaten predigen die Lehre von der Abwaschung aller Sünden in Christi Blut und die noch lieblichere Lehre von dem Seelenbräutigam, dessen „Küsse", wie sich kürzlich einer ausdrückte, „durch Mark und Bein gehen," den angehenden alten Jungfern und verdrehen diesen den Kopf, indem sie auf die Nerven wirken. Selbst unter die so verständige untere Klasse dringt der Unsinn." Und nun folgt die Geschichte vom Tode des jungen Postbeamten und eine weitere Geschichte vom Selbstmord der Gattin eines englischen Kaufmanns. Der Aufsatz schloß mit den Worten: „Sollte eine gewisse Gesellschaft ihre mystischen Umtriebe fortsetzen und namentlich die jetzt in Hamburg lebende, neuerstandene Bourignon (gemeint ist Amalie Sieveking) fortfahren, jungen Frauenzimmern die Köpfe zu verwirren — und mit ihrem jesuitischen Freunde in Christo (gemeint ist Pastor Rautenberg) im Rapport, Rutenhiebe als Bekehrungsmittel zu empfehlen, so wird ein geachtetes Blatt Deutschlands gewiß die Pflicht erfüllen, ihre Namen zur Nachachtung und Warnung öffentlich kundzumachen."

Eine Zurückweisung dieser plumpen Angriffe ließ nicht auf sich warten. Zunächst erschien in der „Zeitschrift für Kriminalrechtspflege" unter dem Titel: „Angeblicher Einfluß mystischen Unfugs auf den Tod eines Postbeamten in Hamburg" eine aktenmäßige Darstellung dieses Ereignisses, die auch in einem Sonderabdruck erschien. Der anonyme Verfasser, der sich eine vollständige Abschrift der Akten verschaffte und dadurch eine genaue Kenntnis des Vorfalls erlangt hatte, wies die völlige Grundlosigkeit der umlaufenden Beschuldigungen nach. Nun mußte der in diesem Aufsatz angegriffene Dr. Buek antworten. Er that dies in einer „Beleuchtung des Aufsatzes des ungenannten Verfassers," in welcher er den ganzen Verlauf der Krankheitsgeschichte jenes Unglücklichen unter dem Gesichtspunkt mystischer Beeinflussung in einer Weise darstellte, die es dem Advokaten Dr. Preller in Lübeck leicht machte, in einem „offenen Schreiben an Dr. H. W. Buek, praktischen Arzt in Hamburg," demselben Verstöße gegen die Gesetze logischer Geschichtserzählung, voreiliges Aburteilen über Dinge, die außerhalb des Kreises seines Berufes liegen, und übelwollende Insinuationen und Eingriffe in die Glaubens- und Gewissensfreiheit seiner Mitbürger nachzuweisen. Auf

die Frage nach seiner Legitimation zu seinem Schreiben an Dr. Buek antwortet Dr. Preller: „Wenn ich in einer engen Straße, wo Kinder spielen, oder alte Leute gehen, einen Reiter dahersprengen sehe, der sein Pferd nicht in der Gewalt hat, so falle ich ihm in die Zügel und bringe den Gaul wahrlich zum Stehen. So weit bin ich jetzt, Ew. Wohlgeboren, mit Ihnen. Wie sich der Herr, der darauf sitzt, dann gegen mich benimmt, davon hängt ab, wie ich weiter mit ihm verfahre." — Dr. Buek hatte darauf nichts zu erwidern.

Nicht so sehr der Tod des Postbeamten als vielmehr der Bericht der Administration des Krankenhauses war es, der Senator Hudtwalcker veranlaßte, auch seinerseits sich zu der obschwebenden Frage zu äußern. Er that dies in einer Schrift, betitelt: „Über den Einfluß des sogenannten Mysticismus und der religiösen Schwärmerei auf das Überhandnehmen der Geisteskrankheiten und des Selbstmordes besonders in Hamburg." Er unterzog den betreffenden Passus im Bericht der Krankenhaus-Administration einer ebenso nüchternen als ruhigen Kritik und legte mit voller Sachkenntnis dar, daß weder im allgemeinen ein Einfluß des sogenannten Mysticismus auf Geistesverwirrung und Selbstmord angenommen werden könne, noch im besonderen in Hamburg Thatsachen vorlägen, die zur Annahme eines solchen Einflusses berechtigten. Die Ursachen der Zunahme der Geisteskrankheiten und der Selbstmorde möge man vielmehr in der in Hamburg so überreich gebotenen Gelegenheit zu Schwelgerei, Unzucht und wüstem Leben suchen. Auch der vielfach herrschende Unglaube sei daran schuld. Kein einziger noch so krasser Anhänger des positiven Christentums werde ja auch nur entfernt dem Selbstmord das Wort reden. Gegen die Schrift Hudtwalckers richtete Ernst Stange, Dr. phil. und Hilfsprediger an St. Jakobi, der schon 1824 eine größere Schrift über den Mysticismus herausgegeben hatte, „Einige Worte". Stange eignet sich ein Wort des Philosophen Moses Mendelssohn an: „Die Quelle der Schwärmerei kann nicht anders als durch Aufklärung verstopft werden. Man helle die Gegend auf, so verschwinden die Gespenster!" Die Schriften der Niedersächsischen Gesellschaft scheinen ihm „wahrhaftig nicht geeignet, um das Volk in Weisheit und sittlicher Güte heraufzuziehen, vielmehr trefflich eingerichtet, um es herunterzuziehen und methodisch dumm zu machen."

Und nun schlug auch Pastor Rentzel in einer Schrift, betitelt: „Durch des Senator Hudtwalckers Schrift veranlaßte und abgenötigte

freimütige Äußerungen" mit der Plumpkeule drein: „Wenn nach Augustins und Luthers Lehre die menschliche Natur so verderbt ist, daß wir für Kinder des Teufels und des Zorns von den sich ihrer Orthodoxie rühmenden Herren erklärt werden; wenn diese Seelenhirten ihre Zuhörer in eine Höllenangst hineinpressen, es ihnen als schuldige Demut vorstellen, sich und ihrer Tugend allen Wert abzusprechen und die ärgsten Schmähausdrücke von sich zu gebrauchen, und die erbarmende Gnade Gottes mit Herzensangst und mit immer angstvollerem Gebet zu suchen, bis man sich erhört fühlt: so sind das allerdings positive Lehren der lutherischen Kirche, die um Vernunft und Gemütsruhe bringen können — und dann ist allerdings Mysticismus Ursache der Verrücktheit, und so können allerdings mystische Prediger, dumme Zeloten und mystische Schriften Wahnsinn befördern." Besonders eifert Rentzel sodann gegen die von der Partei der Mystiker gegründete Sonntagsschule in St. Georg, die er für überflüssig, zweckwidrig und schädlich erklärt. In der „Zuschrift eines Hamburgischen Bürgers an Herrn Pastor Rentzel über dessen freimütige Äußerungen" fand Rentzel einen geistesmächtigen Gegner, der mit heiligem Ernst und brennendem Eifer die ganze Haltlosigkeit des Rentzel'schen Standpunktes aufdeckte. Es ist weitaus die bedeutendste Schrift, die in diesem Kampfe erschienen ist. In der Abfertigung Rentzels empfängt der ganze Rationalismus den Todesstreich. Auf die Frage: Was will dieser Mysticismus? antwortet der Verfasser kurz und deutlich: „Dieser sogenannte Mysticismus will das alte, biblische Christentum wieder haben. Mit dem wieder erwachten Mannessinn hat sich auch die Sehnsucht nach dem verloren gegangenen Christentum wieder eingestellt." „Ihr Herren," ruft der Verfasser aus, „sehet wohl, daß der Himmel rot ist; aber ihr irret euch in der Weltgegend. Es wird im Osten rot, nicht im Westen. Diese Reaktion geht mehrenteils von der frischen, lebendigen Jugend aus, die noch nie eine besondere Liebe für das Altherkömmliche gezeigt hat. Für uns liegt nichts Altherkömmliches in diesen Glaubenslehren, wir haben sie fast alle erst in späteren Jahren kennen gelernt. Wir wollen aber das uns auf eine beispiellose Art entrissene und vergeudete Erbe unserer Väter wieder haben. — Unser Neubau wird nicht auf Sand gegründet. Mag er langsam vorrücken, mag ein ganzes Menschenalter darüber hingehen, mögen wir ersten Handlanger desselben unter der Last erliegen und eure Füße uns zertreten: Der Bau wird vollendet werden!" Rentzel schrieb eine „Notgedrungene Selbstverteidigung gegen Mißdeutungen seiner letzten Schrift." Sie war sehr matt.

Wenige Monate später, am 8. Dezember 1827, starb Pastor Rentzel, nachdem ihm sein Gesinnungsgenosse, D. Gurlitt, am 14. Juni selbigen Jahres im Tode vorangegangen war.

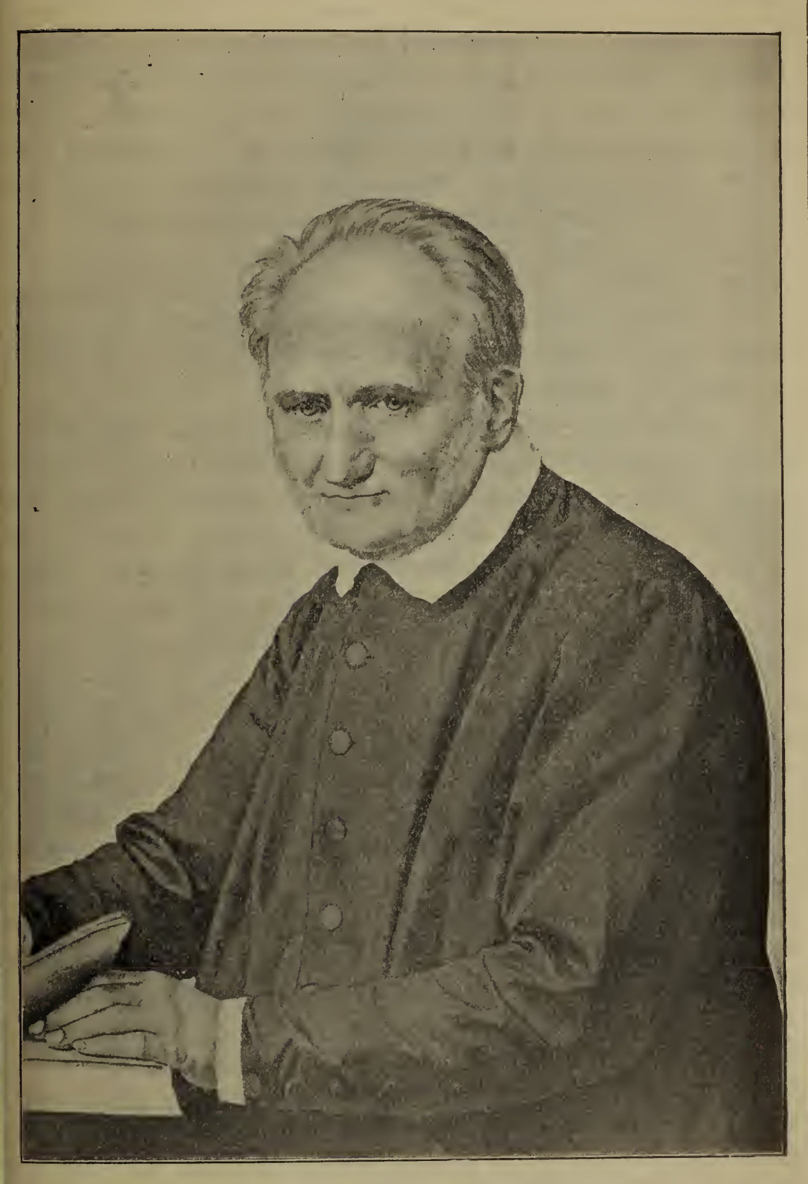
Der böse Mysticismus hatte den beiden Kämpen des Rationalismus „den Abend ihres dem Wohl der Menschheit gewidmeten Lebens verbittert.“ So hieß es wenigstens in einem Rentzel gewidmeten Nachruf im „Neuen Nekrolog der Deutschen.“

---

10. Johann Wilhelm Rautenberg.

Am 7. Mai 1820 wurde Pastor Schunk an der Dreifaltigkeitskirche zu St. Georg im Anfang seiner Predigt vom Schlagfluß betroffen und starb noch an demselben Tage. Am 3. September fand die Wahl seines Nachfolgers statt. Die Wahl fiel auf den Cand. rev. min. Johann Wilhelm Rautenberg, für den eine bedeutende Anzahl von Gemeindegliedern eine Petition eingereicht hatte. Kurz vor seinem Tode hatte Pastor Schunk noch bei voller Gesundheit, als Rautenberg eines Abends eine geschäftliche Angelegenheit mit ihm zu besprechen hatte, ihn einer zufällig versammelten Gesellschaft zu Rautenbergs großem Schrecken als seinen Nachfolger vorgestellt. Am 12. Oktober wurde Rautenberg vom Hauptpastor an St. Jakobi, D. Bernhard Klefeker, ordiniert und eingeführt. In 45jähriger, unermüdlicher Amtsthätigkeit bis zu seinem am 1. März 1865 erfolgten Heimgang, hat Pastor Rautenberg seiner St. Georger Gemeinde die gelobte Treue gehalten. Und nicht nur seiner Gemeinde, sondern der ganzen Hamburgischen Kirche ist dieser treue Zeuge zu unermeßlichem Segen gewesen. Er gehörte zu den Männern, „welche die neue Morgenröte eines lebendigen Christentums nach einer langen und trüben Dämmerung am Anfange dieses Jahrhunderts selbständig mit heraufzuführen berufen waren, und schwerlich hat ein anderer diesen wichtigen Beruf in dem Maße und so volkstümlich erfüllt wie er.“ Nach seinem Tode ließ sich eine Stimme dahin vernehmen: „Wir haben einen Vater an ihm verloren, und die Kirche hat einen väterlichen Helden verloren. Hamburgs und seiner Gemeinden geistliches Gedeihen ist nicht mehr zu trennen von dem Namen und dem Gedächtnis Rautenbergs.“

Geboren zu Moorfleth am 1. März 1791 als elftes und jüngstes Kind des Bäckermeisters Christian Friedrich Rautenberg auf der Sandwisch, eines kernhaften, originellen und altgläubigen Mannes, und seiner Ehefrau Gesa, geb. Heitmann aus Curslack, einer lebhaften, gemütsinnigen und frommen Frau, hatte Johann Wilhelm Rautenberg schon als Knabe den tiefen, inneren Trieb verspürt, dem Herrn zu dienen. Er wollte Schullehrer, vielleicht Organist werden, denn der Gedanke, Pastor zu werden, schien ihm zu vermessen. Nach seiner Konfirmation trat er in das Grüning'sche Institut auf dem Hamburgerberg als Gehilfe ein. „Muschö" Rautenberg lernte hier bei schmaler Kost — Federposen schneiden und Schönschreiben. Noch nicht sechzehn Jahre alt, vertauschte er diese Lehrlingsstelle mit der Stelle eines Schulgehilfen an einem Institut in Altona. Er hatte hier Knaben und Jünglinge, die meistens älter als er selbst waren, zu unterrichten. Aber Rautenberg war ein Lehrer von Gottes Gnaden. Sein Gemüt war damals beherrscht von der rationalistisch-sentimentalen Zeitstimmung, die durch Jean Pauls und verwandter Geister Schriften mächtig genährt wurde. Eine Herzensfreundschaft mit dem etwas älteren Kandidaten Petersen, der Rautenbergs Hausgenosse und Mitlehrer am Institute war, brachte ihn zu dem Entschluß, sich der Theologie zu widmen. Rautenberg war zwanzig Jahre alt, als er zu Neujahr 1811 als Schüler in die Quarta des Johanneums eintrat. Der Direktor Gurlitt nahm sich des jungen Mannes mit wahrhaft väterlicher Fürsorge an. Die gewaltigen Zeitereignisse beschleunigten seinen Abgang von der Schule. Im Frühling 1813 stand auch er unter Mettlerkamps Führung bei der Bürgergarde. Als die Franzosen am 29. Mai wieder in Hamburg einrückten, entfloh er, zunächst nach Altona und später nach Kiel, das er Ende Juli 1813 erreichte. Er wollte das Studium der Theologie beginnen. Aber die Universität war geschlossen, Briefe und Gelder aus Hamburg blieben aus. So nahm er zunächst eine Hauslehrerstelle an. Damals schrieb sein alter Direktor Gurlitt an ihn: „Gott, an den ich fest glaube, und dessen Weltregierung ich still im Staube verehre, wird auch Sie führen, wie es Ihnen am besten ist. So hat er auch mich wunderbar geführt." Im Frühjahr 1814 nahm er eine Hofmeisterstelle auf dem Gute Ascheberg am Plöner See an. Er lebte hier nach langer, schwerer Bedrängnis auf, aber ihm fehlte der innere Friede. Im Winter 1814 ging er mit seinem Zögling nach Kiel. Die Vorlesungen des Professors Twesten brachten ihm zuerst das



Johann Wilhelm Rautenberg.

biblische Christentum in gründlicher und wissenschaftlicher Weise nahe. Er wurde auf das entschiedenste angefaßt und bekannte später oft mit Nachdruck, er verdanke Twesten seinen Glauben. An seine Schwester Marie schrieb er damals: „Von Furcht und Angst ist meine Seele frei. Ein Geist der Liebe lebt jetzt in mir, welcher ausströmend von Gott und Christo mich und alle Frommen zu einem hehren Bund durchdringt.“ Einem Freunde schrieb er: „Ich habe eine neue Gottesweihe empfangen, eine neue Salbung ist über mich ausgegossen — daher ist auch mein Leben auf Erden ein ganz anderes geworden. Der eigentliche Mittelpunkt meines Seins ruht nur in dem Reiche Gottes über der Erde.“ Damals schon glaubte Gurlitt, ihn vor dem „Mysticismus“ warnen zu sollen, dessen Feind er immer sein werde.

Ostern 1816 ging Rautenberg zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin, nachdem er im Februar d. J. in Kiel seine erste Predigt gehalten. In Berlin wurden Schleiermacher und Neander seine hochgeschätzten Lehrer. Mit seinem Freunde Gustav Sieveking, der Ostern 1817 nach Berlin gekommen war, Amalie Sievekings Bruder, lebte er in trauter Gemeinschaft. Sieveking, der auch Theologie studierte, hatte ihm schon von Leipzig aus geschrieben: „Immer mehr freue ich mich, ein Studium ergriffen zu haben, das so herrlich lohnt. Die Finsternis schwindet mehr, und der Glaube gewinnt die Oberhand. Überall Bekehrungen, Bekenntnisse und erneuter Eifer. — Das himmlische Reich der unsichtbaren Kirche ist wieder aufgethan.“ Und Rautenberg schrieb in dieser Zeit an seine Mutter: „Das Wort von der Versöhnung will ich predigen und die Himmelskraft mitteilen, die darin wohnt, zunächst meinen Brüdern in meiner Vaterstadt.“ Am 20. April erkrankte Gustav Sieveking und schon am 1. Mai entschlief der hoffnungsvolle Jüngling. Rautenberg, der nicht vom Krankenlager des Freundes gewichen war, war tief erschüttert. Damals schrieb Amalie Sieveking an den ihr persönlich noch unbekannten Rautenberg: „Ich kenne Sie nicht, aber durch das, was Sie für ihn gethan, haben Sie ja ein heiliges Recht an mein Vertrauen.“ Es war der erste Schritt zu der Freundschaft und Gemeinschaft, die später unsere Hamburgische Tabea mit Rautenberg verband. Er dachte nun an die Rückkehr nach Hamburg. Aber er fürchtete, Hamburg werde nicht der Ort sein, wo er im Segen das Evangelium des Herrn treiben könne. Er schrieb an seine Mutter: „Man wird mich nicht begreifen, wenn ich auftrete im Namen JEsu Christi, zu predigen

Buße und Taufe des Geistes. Ich werde tauben Ohren reden, man wird mich anfeinden und an vielen Orten ausstoßen." „Aber," fügte er hinzu, „wenn Gott nicht anders ruft, so werde ich dennoch dahin gehen und Gottes Kraft, Wonne und Licht die Fülle, die nie in mir erlöschen können, werden mich begleiten. Es geschehe mir dann, wie der HErr will." Mit Beginn der Sommerferien 1817 kehrte er zurück in die Vaterstadt.

Zunächst galt es nun, sich aufs Examen zu rüsten. Im Dezember ließ er sich von dem alten, ehrwürdigen Senior Johann Jakob Rambach tentieren (vorprüfen). In dem Gespräch mit dem angehenden Kandidaten bemerkte der Senior, daß dessen Rede anders lautete, als er seit Jahren bei den Kandidaten zu hören gewohnt war. Als er nun mit feierlichem Ernst in lateinischer Sprache die Frage an Rautenberg richtete: „Glaubst du denn, daß unser HErr JEsus Christus wahrer Gott ist?" und derselbe aus vollem, freudigem Herzen mit dem Katechismus antwortete: „Ich glaube, daß JEsus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei mein HErr!" — da traten dem greisen Senior die Thränen in die Augen und er faltete die Hände und sprach: „HErr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn du willst in meinem Hamburg noch wieder das Licht deines Evangelii leuchten lassen!" Auch Rautenberg war zu Thränen bewegt. An seine Mutter, die ihm Rambachs „Texte" geschenkt hatte, schrieb er: „Meinen besten Dank, liebe Mutter, für die herrlichen Texte von dem alten herrlichen Rambach. Welch ein Glaube ist doch in dem köstlichen Greise! — Wie freue ich mich, noch unter seinem Segen mein geistlich Leben und Wirken begonnen zu haben." Am 28. Februar 1818 fand das Examen statt, das er mit Ehren bestand. Am 5. August starb der Senior Rambach, 82 Jahre alt. Er hatte in dem Kandidaten Rautenberg die Morgenröte eines neuen Tages für seine Hamburgische Kirche anbrechen sehen.

Rautenberg gab nun Unterrichtsstunden und predigte, wo sich eine Gelegenheit bot. Seine Predigten erregten jetzt schon Aufsehen. Die zerstreuten Kinder Gottes in Hamburg sammelten sich unter den Kanzeln, auf denen Rautenberg predigte und freuten sich der Heimatsklänge, die aus seinem Herzen drangen. Er selbst schrieb an seine Mutter: „Mir war's da oben auf der Kanzel so wohl, so fröhlich und so kräftig im Geist, daß ich glaube, ich hätte zu der Gemeinde reden müssen und können auch ohne alle Meditation." Auch die

Gegner des alten Glaubens wurden auf den feurigen Zeugen aufmerksam. Man schalt seine Predigten katholisch. Am dritten Sonntag nach Epiphanias 1819 predigte er zur Wahl in St. Jakobi und am ersten Sonntag nach Trinitatis selbigen Jahres in St. Michaelis. Er wurde nicht gewählt. Aber die von ihm gehaltenen Predigten wurden im Druck begehrt. Sie erschienen unter dem Titel: „Des Glaubens Trost und Hilfe. Zwei Kanzelreden." Die in St. Michaelis begann mit den Worten: „Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit!" Die in St. Jakobi gehaltene, ruft angesichts der Leiden und der Not, die in der Welt sind, aus: „Christus ist hier, der dem Tode die Macht genommen, der die Welt überwunden, der die Hölle vernichtet hat." Es waren Klänge eines neuen Liedes, die aus dem Munde des jungen Predigers daherbrausten. Auch in St. Pauli und in Altengamme predigte er zur Wahl ohne Erfolg. Er trug schwer an den fehlgeschlagenen Hoffnungen, um so mehr, als er in Elisabeth Duncker, der Tochter einer angesehenen Hamburger Familie, eine Seele gefunden, die bereit war, mit ihm durchs Leben zu pilgern. Die Kollaboratur am Johanneum, die er gern angenommen, schlug ihm D. Gurlitt ab, weil er Christum höher hielt als Sokrates, und die Bibel höher als die lateinischen und griechischen Klassiker. Eine Reise nach Kiel brachte ihm die persönliche Bekanntschaft und Freundschaft mit Klaus Harms, dem gewaltigen Gottesmann. „Selige Stunden der Wonne für den Himmel gelebt," so nannte Rautenberg das Beisammensein mit Harms. Mit Amalie Sieveking schloß er auch in dieser Zeit den Freundschaftsbund, der bis zu ihrem Tode währen sollte. Sie hatte sich an ihn mit ihren Zweifeln über die biblische Versöhnungslehre gewandt. „Rautenberg," so schrieb sie, „hat mir so viel Köstliches erwidert, das, so scheint mir, einen neuen Sinn in mir aufschließt und mich Gott und Christo, der mir nun auch ganz Gott ist, näher bringt."

So kam jener 7. Mai 1820 heran, an dem durch den plötzlichen Heimgang von Pastor Schunk die Gemeinde verwaist wurde, an welcher Rautenberg vom Herrn zum Hirten ausersehen und bereitet war. Ein Jubel ging durch die gläubigen Kreise Hamburgs, als Rautenberg gewählt war. Als er am 12. Oktober ordiniert und eingeführt wurde, war die Kirche bis in die letzten Winkel gefüllt. Rautenberg betete bewegten Herzens: „Herr, du hast mich gerufen an diese heilige Stätte; siehe, hier bin ich. Die Stunde ist da, mein Vater, daß du mich weihest zum Boten deines Lichts und deiner

Liebe. Die Stunde ist da, mein Heiland, daß du dich neu verklärst in mir, damit ich verkläre deinen Namen unter meinen Brüdern. Die Stunde ist da, Geist meines Gottes, daß du dich in neuer Fülle ergießest in meine Seele, meine Zunge nun rührest, recht zu predigen in Jesu Namen Buße und Vergebung der Sünden allen Seelen, die du von heute an mir zu eigen giebst, bis du sie einst von meinen Händen wieder forderst!" — Und nun predigte er über 1. Petri 5, 2—4: „Eine apostolische Antwort auf die Frage: Was hat eine Christengemeinde von ihrem Seelsorger zu fordern? Sie lautet: 1. Daß er weide die Herde Christi, nicht um schändlichen Gewinns halber, sondern von Herzensgrunde; 2. nicht als der über das Volk herrsche, sondern als Vorbild der Herde." „Jesu Herde bist du," ruft er seiner Gemeinde zu, „so umschließt dich meine Seele, so wird sie dich halten in Ewigkeit. Du bist getauft auf Jesu Namen. Damit hast du gethan das ewige Gelübde, dessen keine Gewalt dich entbindet, daß du ihm angehören wollest mit Seel und Leib. — So sehe ich dich an, du liebe Herde, danach will ich dich auch weiden, will dir immer predigen, nicht mich selbst, sondern Christum, den Gekreuzigten und Auferstandenen!" — Und weiter: „Ich predige und lehre nicht in meinem Namen, sondern im Namen Jesu Christi und unserer evangelischen Kirche. Herrschen ist mir fremd; ich weiß auch nicht einmal, wie das unter uns zugehen sollte. Aber wachen will ich über der reinen und lauteren Lehre unserer Kirche von dem rechtfertigenden und beseligenden Glauben an Christum — wachen mit allem Ernst, aber auch mit aller Sanftmut, mit aller Strenge, aber auch mit aller Milde, so viel Gott mir geben wird." Und endlich: „Und nun freudig hinaus in die Wallfahrt miteinander. Wir gehen keine dunkle Bahn. Bethlehems ewig strahlend Gestirn leuchtet uns vor. Eure Hand auch, Geliebte, daß nicht so locker sein soll das Band zwischen euch und mir, daß nicht bloß im Namen, sondern in der That ich sein solle euer geistlicher Vater, Bruder und Freund. — Ich darf euch nicht erst bitten um eure Liebe. Haltet mich nur so fest in eurem Herzen, wie ihr fast alle mich schon darin traget, da wird mich Gott schon größer werden lassen bei euch, da kann seine Verheißung nicht verziehen, es muß sein Segen ruhen auf uns!"

Die Predigt machte einen gewaltigen Eindruck. Die Stillen im Lande, von denen es in St. Georg noch viele gab, lauschten mit seliger Freude dem neuen und doch so alten Lied, das diese Nachtigall nach langem Winter wieder zu singen begann. Und nicht nur sie,

sondern die ganze Gemeinde bekam den Eindruck, daß wieder ein Hirte aufgestanden, der sie weiden werde mit unvergänglicher Speise. Bei der Einführung sang man das Haeser'sche Salve regina mit deutschem Text:

„Preis dir, Jesu!
Dein ist die Macht und Herrlichkeit,
In Ewigkeit!
Heiland der Welten, sei uns gnädig!
Mittler voll Gnaden,
Unsre Hoffnung für und für!"

Und Rautenberg zu Ehren erschienen mehrere Lieder im Druck. Ein Doktor der Weltweisheit, C. W. Röding, sang:

„Die alte, feste, rechte Wahrheit,
Die uns den Gott im Herzen weist, —
Verleiht uns reine Himmelsklarheit
In Vater, Sohn und heil'gem Geist;
Die Irrgewinde des Verstandes,
Sie führen uns zur Dunkelheit;
Indes sich des errung'nen Pfandes
Der Gläubige mit Recht erfreut!"

Rautenberg war 29 Jahre alt, als er sein Amt antrat. „Es war etwas von der nordischen Eiche an ihm zu spüren, knorrig, vierkantig, vorspringend, scharf und eckig, beherrschend und imponierend, fest und markiert war alles an ihm. Doch auch wieder alles wunderbar beweglich und behende, sogar anmutig und zierlich, fast wie an einem südländischen Menschen. Das geistige Vernehmen und der Willensausdruck, Wort und Gebärde, alles rasch, sicher, klar und scharf ausgeprägt, Geistliches und Körperliches wie aus einem Guß. — Auffassen, nachdenken, reden, sich entschließen, handeln, das war ein ununterbrochener Strom des aus dem Innern hervorbrechenden Lebens vom ersten Moment des Tages bis zum letzten, jeder Aufforderung und jedem Ereignis und Menschen gegenüber fertig und bereit zu jeder Art der Thätigkeit und Einwirkung. Selbst die Rede war That, denn jedes Wort flog als rascher, scharfer Pfeil zum bestimmten Ziele; so hatte auch jede Handlung ihr genau entsprechendes Wort zum sicheren Begleiter. Alles dies ward je länger, je mehr von einer höheren Macht und Weihe in Herrschaft genommen, gemäßigt und verklärt. Es brach oft eine unbeschreibliche Lieblichkeit hervor aus all dem Ungestüm, der Geschwindigkeit und Schärfe. So war auch

der fast Napoleonische Kopf, die gewaltige Stirn, das scharfe, energische Untergesicht, der unruhig zuckende Mund, das alles ward übergossen von dem liebevoll hervorbrechenden Licht des Auges, wie eine schroffe Gebirgslandschaft vom aufgehenden Morgenlicht." (Lic. Löwe.) So war seiner persönlichen und körperlichen Erscheinung nach der Mann beschaffen, der nun berufen war, 45 Jahre lang die Vorstadtgemeinde St. Georg geistlich zu leiten und zu weiden.

Das Kirchspiel St. Georg hatte damals eine gewaltige Ausdehnung. Es umfaßte außer der eigentlichen Vorstadt mit etwa 5000 Einwohnern noch die Dörfer Borgfelde, Hohenfelde, Eilbeck und Barmbeck, sowie den Stadtdeich, einen Teil des Billwärder Ausschlags und die Veddel mit zusammen etwa 2—3000 Seelen. Im ganzen hatte der junge Pastor eine Gemeinde von 7—8000 Seelen zu weiden. Und seine Herde wuchs mit den Jahren immer mehr an, bis sie bei seinem Tode etwa 30 000 Seelen zählte. Das alte St. Georg war von dem heutigen nach mehreren Seiten hin verschieden. Die Bevölkerung war eine durchaus andere: Brenner, Bleicher, Holzhändler, Gärtner bildeten die Mehrzahl der vorstädtischen Bevölkerung. Dazu kamen die Bauern und Schiffer im Landgebiet. Rautenbergs Abkunft vom Lande kam ihm bei seinem Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung in seiner Gemeinde sehr zu statten, während er andererseits sowohl mit den kleinen Leuten als mit den gebildeten Elementen des städtischen Teiles seiner Gemeinde vortrefflich umzugehen wußte. Mit ungewöhnlicher Kraft, Begabung und Treue nahm er sich der ganzen Gemeinde an. D. Wichern rühmt in seinem Nachruf in dem Beiblatt der „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" vom April 1865 von ihm: „Rautenberg war vom Missionsgeist beseelt, er wußte, daß Christo das Reich gehört; ihm und seinem siegreichen Banner wollte er dienen, für dieses Reich wollte er Gebiete, die im Leben des Volkes für dies Reich längst verloren gewesen, wieder erobern, die im Ruin liegende Stadt Gottes wollte er wieder bauen mit rastloser Arbeit, zu der ihm die reichste Kraft verliehen war; sein Arbeitsgebiet waren die Herzen, die Häuser und das große öffentliche Leben. Wer hat in diesem Geiste unter uns eine Seelsorge geübt wie er? Für ihn war das Wort „Seelsorge" nicht ein Schein und ein Vorgeben, sondern er wandelte in seiner von Jahr zu Jahr fast maßlos wachsenden Gemeinde umher wie ein Vater; man sah ihn dazu über die Elbe fahren und auf die entlegenen Dörfer und in alle Häuser eilen, wo Vater oder Mutter oder

Kinder oder Dienstleute seiner bedurften." Es gab kaum einen Tag, wo man nicht den St. Georger Pastor im Amtskleide durch die Straßen und Feldwege laufen, oder die steilen und engen Treppen in den Armenwohnungen auf- und abklettern sah, meistens den Hut in der Hand, den Schweiß auf der Stirn; dabei hatte er stets ein freundliches Wort für jedermann, zumal für die Kinder, die ihm in klappernden Holzpantoffeln entgegen- oder nachliefen, um von ihm einen Händedruck, wohl auch etwas Süßes, das sich immer in seinen Taschen für sie vorfand, zu erhaschen. War er zu Hause, so wurde der Hausflur seines von Bäumen beschatteten Pastorates auf der Langenreihe von Besuchern kaum leer. Namentlich in den Morgenstunden drängten sich hier Trost- und Hilfesuchende aller Art, die dann nach einander in das enge Studierstübchen eintreten durften, wo der Pastor, am Schreibpult stehend, ihre Klagen und Bitten anhörte und sie nach Bedürfnis beschied. Vor oder nach dem Mittagessen pflegte Rautenberg die Schulen seiner Gemeinde zu inspizieren. Lehrer und Schüler freuten sich gleichermaßen über diese Besuche, denn mit großer Sachkenntnis und dem lebendigsten, persönlichen Interesse an Lehrern, Schülern und Lehrgegenständen waltete er seines Amtes als Schulinspektor.

Die Krone aller seiner Arbeit bildete die Sonntagspredigt. Seine glaubensinnige, feurige und lebendige Predigt sammelte jahrzehntelang Tausende um die Kanzel der Dreieinigkeitskirche. Mit den Bürgern aus der Vorstadt und den Bauern aus dem Landgebiet, deren Wagen in langer Reihe vor der Kirche hielten, mischten sich Zuhörer aus den gebildetsten und vornehmsten Kreisen Hamburgs. Rautenberg war ein Prediger von Gottes Gnaden. Er predigte das ganze Wort Gottes, Gesetz und Evangelium. Mit gewaltigem Bußernst konnte er die Sünden nennen und strafen, die Sünden des einzelnen, wie seiner Gemeinde und seines Volks. Zur Höhe eines alttestamentlichen Propheten trug ihn bisweilen der heilige Ernst, mit dem er für die Ehre seines Gottes eintrat. Und dann wieder bot er mit vollen Händen den Reichtum der Gnade dar und predigte mit holder Hirtenstimme das Heil der armen Sünder zum Glauben und zum Frieden! Wie konnte er locken und rufen: Kommt zu Jesu und lasset euch lieben von dem, der in die Welt gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist! Er predigte nicht über die Köpfe und für die Köpfe.

Alle seine Predigten zielten aufs Herz und wollten süße, selige

Frucht zeitigen für Herz und Leben. Bei hohem Schwung der Rede, oft poetischer Gestaltung seiner Gedanken, bei reicher Verwendung von Bild und Gleichnis, bot er sowohl den einfältigen Seelen, wie den Gebildeten unter seinen Zuhörern kerngesundes, nahrhaftes Lebensbrot. Die Dispositionen seiner Predigten waren oft formvollendet, klar und faßlich. Hier einige Beispiele. Am Neujahrstage 1823: In Jesu Namen 1. hinaus ins Leben, 2. hinunter ins Grab, 3. hinauf in den Himmel! — Am 2. S. n. Trin. s. J.: Kommt, denn es ist alles bereit! 1. Säumet nicht! 2. Entschuldigt euch nicht! 3. Täuschet euch nicht! — Am 13. S. n. Trin. 1823: Der tote Glaube. 1. Was ist der tote Glaube? 2. Was haben wir von ihm zu fürchten? 3. Wie halten wir seine Bande fern? — Am Weihnachtstage 1825: Wer hat ein fröhlich Weihnachtsfest? 1. Nicht die Gewaltigen und Hohen, sondern die Demütigen und Stillen. 2. Nicht die Weisen und Klugen, sondern die Unmündigen und Kinder. 3. Nicht die Unsauberen und Boshaftigen, sondern die Gütigen und Reinen. — Von 1821 bis 1833 gab Rautenberg sonntäglich „Texte“, kurze „Denkblätter“ seiner Predigten heraus, die zu dreizehn Jahrgängen gesammelt, der Gemeinde helfen sollten, das verkündigte Wort festzuhalten. Sie waren in vielen Hamburger Christenhäusern ein unerschöpflicher Born häuslicher Erbauung. Sie hatten etwa dreihundert regelmäßige Abnehmer. In den Vorreden zu den einzelnen Jahrgängen sprach sich Rautenberg über die die Herzen und Gemüter bewegenden kirchlichen Tagesfragen mit Wärme und Entschiedenheit aus. Mit Recht hat man von diesen Vorreden gesagt, daß sie die Geschichte unserer Kirche, speziell der Hamburgischen, gar trefflich beleuchten.

Mit dem Schluß des Kirchenjahres 1833 ließ Rautenberg das Erscheinen der Denkblätter aufhören. Er hatte keine Zeit mehr zu ihrer Anfertigung. Er brauchte seine kostbare Zeit für wichtigere Aufgaben seines Amtes. In der Vorrede zum letzten Jahrgang heißt es: „Ich kann's schon nicht wohl leiden, wenn's an der Hausflur heißt: „Der Herr Pfarrer sind heute nicht zu sprechen; Sie studieren!“ So habe ich's auch nie leicht über mich erhalten können, ein Anliegen deswegen abzuweisen, weil ich eben daran war, mein Denkblatt zu schreiben. Ich dachte mir dann wohl, wie 's lauten würde, wenn es hieße: Der Kranke muß warten, weil der Setzer wartet! So Gewalt brauchen, halte ich doch ein wenig unverantwortlich. Was mir aber mein Beruf an ungestörter Tagesmuße zum Schreiben läßt, reicht

für mein Blatt selten hin; und die Nacht dazu nehmen — wie ich's denn wirklich oft gethan — das nimmt meine Natur gar übel und straft dazu mit Vorenthaltung des stärkenden Schlafes und andern Leiden. Mich dünkt also wohl nicht irrig, es sei von Oben Befehl an mich eingelaufen, mit dieser Arbeit einstweilen inne zu halten; — und ich gehorche!" — In der Folgezeit ließ Rautenberg nur noch seine bei besonderen Gelegenheiten gehaltenen Predigten im Druck erscheinen. Es sind etwa fünfzehn solcher Einzelpredigten erschienen, die von seinen treuen Zuhörern als ein köstliches Vermächtnis aufbewahrt wurden. Unter diesen Predigten ragen hervor die drei im Jahre des großen Brandes (1842) gehaltenen: „Der HErr im Feuer, das unsere Stadt verheert," — „Der HErr auf unsern Trümmern," — „Der HErr in Thränen über unsere Stadt." Bei den Säkularfeiern der Grundsteinlegung und der Einweihung seiner Kirche in den Jahren 1843 und 1847 predigte er über die Themata: „Wo liegt der Kirche Grund im Segen?" — „Die Liebe zum Hause Gottes."

Die Predigten seiner ersten Amtsjahre brachten ihm mannigfache Anfeindungen seiner kirchlichen Gegner. Die Posaune auf der Kanzel St. Georgs gab einen zu deutlichen Ton, als daß nicht die Rationalisten in ihrem bisher ungestörten Besitzstande sich unliebsam gefährdet sahen. Wollte doch Rautenberg selbst keinen faulen Frieden in der Kirche! Er schrieb in der Vorrede zum zweiten Jahrgang seiner Denkblätter von seiner Predigt: „Sie tritt gar häufig scharf und in starken Zügen kämpfend gegen die ihr entgegenstehenden Irrtümer auf. Das geschieht nun eben, weil diese Irrtümer zu unserer Zeit in gar vielen, vielleicht in den meisten Gemütern das Regiment führen, den Seelen zum Verderben und dem Reiche Christi zu Hohn und Schmach. Ihre Ausrottung ist in diesen Tagen eine Hauptaufgabe aller, die den Beruf haben, zu lehren in größeren und kleineren Kirchen, insonderheit der Geistlichen, die noch immer sein sollen „das Salz der Erde!" — Sein Hauptgegner war der Diakonus Rentzel an St. Jakobi. Es ist in den vorhergehenden Bildern von den Kämpfen, in die Rautenberg mit Rentzel und seinen Gesinnungsgenossen verwickelt wurde, hinlänglich die Rede gewesen. Aber Rautenberg eiferte mit heiligem Ernst nicht nur gegen die Irrlehre der Rationalisten, sondern auch gegen die Sünden und Thorheiten der Zeit, wobei er auch der christlichen Obrigkeit ihre Pflichten mit männlichem Freimut vorhielt. Das brachte ihn oft in Konflikte mit der Zensur. Seine gedruckten Predigten waren zuweilen mit Zensurlücken wie mit ehrenvollen Narben ver-

sehen. Am Bußtag 1824 strafte er mit gewaltigem Ernst Hamburgs Sündengreuel. „Ich gedenke heute an meine Sünde — das spricht unsere Stadt und unser Land aus einem Herzen und Munde vor dem Herrn an diesem Tage.“ So beginnt die Predigt. Und nun nennt der Prediger offen „die großen geistlichen Mängel unsers gemeinsamen Lebens in Kirche, Staat und Haus,“ und straft rücksichtslos „alles ungöttliche Wesen, das um uns und bei uns seine Wohnung hat, alle weltlichen Lüste, die heimlich und offenbar bei uns ihr verderbend und zerstörend Spiel treiben, alle Laster, die in unserer Mitte ihre Opfer für die Hölle fällen, alle Schande, die ihren Fluch in unsere Mauern und über unsere Fluren wirft und bald diesem, bald jenem Namen ihr satanisch Brandmal aufdrückt“ — um dann zu schließen: „Wohlan, du geliebte Stadt meiner Väter, der sich der Herr in Christo so gnädig erbarmt hat, hältst du im treuen Bekenntnis deiner Sünden reuevoll und gläubig deinen Bußtag vor deinem Gott und Heiland, so nimm die Zusage aus des Herrn Munde: Ich tilge deine Missethat wie eine Wolke und deine Sünde wie den Nebel!“ — Eine besondere Aufregung und mancherlei Anfeindung verursachte die Predigt zum 300jährigen Verfassungsfest am Michaelistage 1828. In dieser Predigt heißt es: „Da das Schweigen der Diener Gottes in diesem Falle leicht so sündlich werden könnte, daß die Steine anheben sollten zu schreien, so will ich's kurz und rund und ohne Hörner und Zähne sagen, wie ich's im hellen Sonnenscheine des göttlichen Wortes sehe: Wir Kinder Hamburgs sollen heute im Sack und in der Asche zu den Gräbern unserer Väter wallfahrten, daselbst um Vergebung der Sünden bitten, daß wir so viel verloren von dem, was Gott ihnen gab. Der Glaube an das Evangelium ist aus den meisten Häusern entflohen und in wenige erst zurückgekehrt. Die Liebe und die Freiheit, die beiden Elemente unsers Gemeindelebens, sind von den Vätern rein in den Stamm des Glaubens gepfropft, wie sich gebührt in der Christenheit. Aber beide sind schwer erkrankt mit ihrem Stamm, ja, wir haben schmählich viel von der heiligen Beute eingebüßt und vergeudet, welche unsere Väter aus der segensreichen Hand des Herrn nahmen und uns zum teuren Erbe übergaben.“ — Rautenberg wurde vor den Polizeiherren geladen, um sich wegen dieser Predigt zu verantworten. Er gab eine Verwahrung zu Protokoll, daß ihm die Polizeibehörde nicht die kompetente Behörde für ihn als Mitglied des Ministeriums zu sein scheine. Aber selbst der Senior konnte ihn nicht schützen. Ein Senatsbeschluß sprach ihm

das ernstliche Mißfallen des Senats darüber aus, daß er sich nicht enthalten habe, in der qu. Predigt „auf eine die hiesige Staatsverwaltung schmähende und übrigens die Erregung von Unzufriedenheit gegen die hiesige Obrigkeit und gegen die Staatsverfassung und Verwaltung offenbar geeignete Weise sich zu äußern.“ Rautenberg bedauerte in einer Zuschrift an den Senat das Mißverständnis seiner Worte, die um so weniger in böslicher Tendenz gesprochen seien, als er durchaus nur das kirchliche Gebiet dabei im Auge gehabt habe.

Rautenberg stand im fünften Jahre seines frischen und mutigen Wirkens, als er durch Gottes Leiten sich berufen sah, ein Werk ins Leben zu rufen, welches für die Kirche Hamburgs von unermeßlichem Segen werden sollte: Die St. Georger Sonntagsschule. Rautenberg hatte, sowohl als großer Kinderfreund wie in seiner amtlichen Eigenschaft als Inspektor der Schulen seiner Gemeinde, die betrübende Wahrnehmung gemacht, daß ungefähr ein Zehntel aller unterrichtsfähigen Kinder ohne allen Unterricht aufwuchs. Die Folgen dieser geistigen und geistlichen Verwahrlosung waren höchst betrübend. Rautenberg fand in seiner Gemeinde Menschen von zwanzig, dreißig und vierzig Jahren, die vom Christentum weiter nichts besaßen, als daß ihre Namen im Taufbuch verzeichnet standen. Dies „mehr als heidnische Elend“ ließ dem treuen Seelsorger keine Ruhe. Er sann auf Mittel zur Abhilfe und hatte schon den Plan der Errichtung einer Sonntagsschule für diese unglücklichen Kinder ins Auge gefaßt. Aber die Schwierigkeiten schienen ihm unüberwindlich. Da ließ ihn der Londoner Schulverein im Sommer 1824 durch den in Hamburg thätigen Agenten der englischen Kontinentalgesellschaft, Johann Gerhard Oncken, auffordern, in Hamburg eine Sonntagsschule zu gründen. Oncken erbot sich, bei diesem Werk alle äußern Mühwaltungen zu übernehmen, und bot im Auftrage des Schulvereins eine Beihilfe von 10 Lstr. an. Rautenberg sah hierin einen Wink Gottes und schritt nun mit großer Freudigkeit zur Ausführung des Planes. Es fand sich ein Kreis von christlichen Freunden, die ihre Mitwirkung versprachen, und so trat dann der erste Hamburgische Schulverein ins Leben, der am 9. Januar 1825 die St. Georger Sonntagsschule mit etwa sechzig Kindern eröffnete. Die Sonntagsschule wollte den Kindern, die nicht lesen konnten, diese Kunst vermitteln, allen Kindern aber zur Erkenntnis Gottes und ihres Heilandes verhelfen, Ehrfurcht und Liebe zu Gottes Wort ihnen ins Herz legen und ihnen den Sonntag, der für viele nur ein Sündentag gewesen, zu einem Tag des Herrn machen.

„Glühende Liebe, welche dem Reiche Christi freudig die schwersten Opfer bringt, und innige Demut, welche sich selbst gering hält," fand Rautenberg bei seinen Mitarbeitern in diesem Werk, das der Herr sichtbar segnete. Am Ende des ersten Jahres waren es schon 249 Kinder, welche die Wohlthat der Sonntagsschule genossen hatten, und Rautenberg konnte bei der ersten Jahresversammlung des Vereins am 27. Februar 1826 von den erfreulichen Früchten dieser jungen Arbeit berichten. Rautenberg hatte an diesem Zweig seiner Hirtenarbeit eine ganz besondere Freude, wie sie aus der langen Reihe der von ihm erstatteten Jahresberichte immer wieder hervorleuchtet. Diese Jahresberichte sind keine Anhäufungen und Wiederholungen von trockenen Zahlen und Daten, sondern lebendige, geistvolle, immer aus dem Vollen geschöpfte Lebensbilder aus der Arbeit und den Früchten der Sonntagsschule, wobei Rautenberg immer wieder Fragen des christlichen Volkslebens beleuchtet, ergreifende Bilder aus der kirchlichen und sozialen Not des Volkes zeichnet und Mittel und Wege zur Abhilfe darlegt. Einige dieser Berichte erheben sich zur Höhe klassischer Kulturbilder aus dem Leben des armen Volks. So ist kaum je das unausbleibliche Herabsinken des Volkslebens in Auflösung, Anarchie und Verwirrung, wenn der Geist christlicher Gemeinschaft und Zucht fehlt, mit so lebenswahren Farben geschildert worden, wie dies Rautenberg in dem am 8. März 1832 erstatteten siebenten Jahresbericht thut. Wie wahr und warnend zugleich — man könnte ihn unserer Zeit Wort für Wort wieder als Spiegel vorhalten — ist der Satz: „Baut nun diesen Versunkenen die schönsten Schulen vor die Thür; ihre Kinder werden den Weg darüber hin durch Fenster und Ziegeln finden. Bauet sie mit derselben ein; sie werden euch die Kinder mit List und Gewalt entführen. O fürwahr, Freunde, wenn der Geist christlicher Gemeinschaft und Zucht nicht besondere starke Dämme gegen diesen reißend wachsenden Strom des Unheils aufführt, so mögen wir zehn Schulen in jeder Gasse errichten — ein großer Teil des aufkeimenden Geschlechts wird doch nicht viel besser sein, als wäre er aus den Hottentotten eingewandert!" Goldene Weisheit, wie sie das Geschlecht unserer Tage so gut wie vor 65 Jahren gebrauchen kann, enthält ein Satz aus dem neunten Bericht: „Die Freiheit, dies köstliche Gut, ist eine Chimäre, eine horrende Albernheit, wo die Leute nicht frei zu sein verstehen; das werden sie aber nirgends verstehen, wo sie nicht als Kinder schon lernen, dem Gesetze Gottes unterthan zu sein!"

In der Geschichte der inneren Mission unsers Jahrhunderts wird der fünfte Jahresbericht der Sonntagsschule, den Rautenberg am 8. März 1830 in einem Saale der Börsenhalle hielt, von unvergänglicher Bedeutung bleiben. Denn in diesem Bericht sprach Rautenberg die Worte, welche als der Quellort der inneren Mission angesehen werden müssen. Rautenberg hatte das geistliche Elend der unteren Klassen des Volkes mit ergreifendem Ernste gemalt. Und nun rief er aus: „Können wir denn nicht helfen? Was hält uns, daß wir nicht zutreten und anfassen? Was hindert uns, gleich unsern Brüdern in London, Glasgow, New-York und mehreren großen Städten Englands und Nordamerikas Missionare zu werden für das mehr als heidnische Elend in unsern Mauern? Was hindert uns, hineinzugehen in die Hütten des Unheils, an welche wir hier gedenken, den Jammer mit eigenen Augen zu sehen und die armen Leute zu bitten und zu ermahnen, daß sie sich selbst, daß sie mindestens doch ihre unglücklichen Kinder retten lassen aus den Stricken des Todes? — Und wäre es denn so schwer, dafür einen förmlichen „Besuchverein“ zu bilden, damit dies schöne Liebeswerk nach einer gemeinsamen Ordnung ins Leben träte?“

Bald darauf trat der „Männliche Besuchsverein“ ins Leben. Kandidaten, Lehrer, Kaufleute, Handwerker gehörten demselben an. Es waren meistens dieselben Männer und Jünglinge, welche an der Sonntagsschule wirkten. Alle einig in der feurigen Liebe zum Herrn, wollten sie an der Rettung der Armen aus ihrem leiblichen und geistlichen Elend arbeiten. Johann Hinrich Wichern, der in den Jahren 1832—1834 als Oberlehrer die St. Georger Sonntagsschule leitete, gehörte ebenfalls dem Besuchsverein an. Im Festbüchlein des Rauhen Hauses erzählte er später: „Es war eine reiche jugendliche Zeit, wo diese wenigen ernsten Männer und Jünglinge, die wir uns in dem einen Glauben zum Herrn zusammengefunden, Hand in Hand, in unsern Herzen eng verbunden in gegenseitiger Handreichung unsere Besuche machten bei Armen, Kranken, Notleidenden aller Art, ihnen zu helfen und zu dienen mit leiblichem und geistlichem Brot. — Welch unsägliches Elend Leibes und der Seele trat uns auf diesen Wanderungen in den Straßen und Höfen Hamburgs entgegen!“ — In einer Versammlung der Mitglieder des Vereins im Hause des Schullehrers Hoffmann am 8. Oktober 1832 besprach man das Elend der Kinder, welche unter den Augen ihrer gottlosen Eltern dem Verderben entgegengingen. Es wurden einige schmerzliche Fälle derart

zur Sprache gebracht. Die Frage wurde aufgeworfen, ob nicht von dem Besuchsverein ein Rettungshaus in Hamburg gegründet werden könne. Dies war, wie bekannt, die Geburtsstunde des Rauhen Hauses.

Die St. Georger Sonntagsschule hatte sich inzwischen durch mancherlei Kampf und Sturm hindurch lieblich entwickelt. In dem großen Armenkollegium hatte man die Frage erwogen, ob es nicht ratsam sei, für die Kinder der armen Eltern, welche die Wochenschule nicht besuchen könnten, eine Sonntagsschule herzustellen. Der Schulkonvent gab sein Gutachten dahin ab, die Sonntagsschulen seien sowohl überflüssig als schädlich. Das große Armenkollegium erklärte seinen Beitritt zu dieser Ansicht, doch wolle man die in der Vorstadt nun einmal eingerichtete Sonntagsschule konnivieren. Ein heftiger Gegner erwuchs der Sonntagsschule in dem Diakonus Müller an St. Katharinen. In einer 1827 erschienenen Schrift: „Über die Sonntagsschulen für die Jugend, in besonderer Beziehung auf Hamburg und die Vorstadt St. Georg," kam er zu dem bündigen Schluß: Bei den in Hamburg und in seinem Gebiet bestehenden Schuleinrichtungen seien Sonntagsschulen überhaupt und im besonderen auch für St. Georg sowohl überflüssig als schädlich. Aber zwischen den Zeilen blickte nur zu deutlich der Widerwille des Rationalisten gegen die in der Sonntagsschule herrschende religiöse Lehrunterweisung hervor. Pastor Rautenberg antwortete mit „Beruhigenden Nachweisungen über die Hamburgische Sonntagsschule." Da der Zensor sein Imprimatur nicht geben wollte, mußte das Schriftchen in Lübeck erscheinen. Die Antwort, die Rautenberg gab, war lebhaft und scharf. Aber er führte gerade in diesem Streit die Sache des armen Volks. „Es komme der Feind unserer Sonntagsschule und weise uns nach, daß in ihr Gottes Wort nicht recht gelehrt, unser Bekenntnis verletzt, unsere Kirche zerrissen, Separatismus und Pietismus gefördert, schlechte Sitten und böse Neigungen gepflegt werden, und wir wollen uns dankbar belehren lassen und das Übel abstellen. Kann er das aber nicht, und ist's ihm nur zuwider, daß wir die Kinder treu unterweisen in dem evangelischen Christentum, wie's unsere Kirche gestaltet, daß wir sie lehren, nicht bloß dieses oder jenes Stück, diese oder jene Wahrheit in der heiligen Schrift, sondern dieselbe, wie sie unbezweifelt echt in unsern Händen ist, im ganzen und im einzelnen als Gottes Wort zu achten und zu beherzigen, und darauf zu leben und zu sterben, so beweise er, daß das unrecht sei, oder er lasse uns unangefochten und suche nicht ein Werk der Liebe zu stören, welches

still sein Scherflein zum Bau des Reiches Gottes auf Erden trägt.“ Besonders war den Gegnern der Sonntagsschule die Mitarbeit Onckens ein Dorn im Auge. Rautenberg mußte sich dem Senat gegenüber darüber rechtfertigen. Senator Abendroth erklärte Oncken für einen gutmütigen, aber überspannten Menschen, der bei der zunehmenden religiösen Schwärmerei leicht gefährlich werden könne. Bürgermeister Heise riet Rautenberg, „diesen Menschen je eher je lieber aus der Schule zu entfernen.“ Rautenberg trat warm für Oncken ein und erklärte, es sei ein gegen die Schule selbst geführter Schlag, wenn man ihn zwingen wolle, Oncken zu entlassen. Er blieb, bis er später freiwillig ausschied, um zum Baptismus überzutreten. Übrigens ließ die Polizeibehörde durch einen ihrer Offizianten die Schule visitieren. Der darüber erstattete Bericht ist zu charakteristisch, um nicht einiges daraus mitzuteilen: „Einer der Lehrer stellte sich aufs Katheder und hielt nach Beendigung des ersten und letzten Verses aus dem Gesange Nummer 80 im Hamburgischen Gesangbuch eine sehr salbungsvolle Rede, während welcher derselbe stets die Augen verschloß, die Hände kreuzweise vor sich hinlegte und durch Verlängerung der Gesichtsmuskeln eine andachtsvolle Miene zu erhaschen suchte. Die Rede an und für sich war mit vielen Floskeln altförmlicher Gebete ausstaffiert. Besonders aber wurde darin der jetzigen im Schlamme der Sünde versunkenen und durch den Satan mit Finsternis überschatteten Welt erwähnt, und zu deren Heil zu dem Lamm, durch dessen Blut die Welt erlöset, gebetet; worauf nach Beendigung der Rede die Lehrer sich in der Schule verteilten.“ An verdächtigen Büchern hatte der polizeiliche Visitator außer der Bibel Luthers kleinen Katechismus, das Gesangbuch und ein Büchlein mit dem Titel: „Jesus nimmt die Sünder an,“ vorgefunden. Der Senat hielt die Sache aber für wichtig genug, um sie durch seine eigenen Mitglieder zu prüfen. Zwei Senatoren erschienen in eigener Person in der Sonntagsschule und prüften alles aufs sorgfältigste. Die Anfeindungen gegen die Sonntagsschule hörten nun auf.

Ihre Glanzzeit erlebte die Sonntagsschule in dem zweiten Jahrfünft ihres Bestehens (1830—35). Bereits 1826 hatte die St. Georger Sonntagsschule eine Filiale in Barmbeck erhalten und im Jahre 1831 bildete sich ein zweiter, städtischer Sonntagsschulverein, dem die Mitglieder des Hamburgischen Kandidatenvereins viel treue Arbeit widmeten. Aus sechzig Sonntagsschülern im Jahre 1825 waren Ende 1834 elfhundert geworden. Die Gesamtzahl der in den

städtischen und vorstädtischen Sonntagsschulen Lehrenden belief sich auf achtzig. Wenn Pastor Rautenberg bei den Jahresversammlungen, die anfangs im Saale der Börsenhalle, später meistens im Saale des Schneideramtshauses stattfanden, den Bericht erstattete, so leuchteten seine Augen vor Freude, wenn er die große Schar der Freunde der Sonntagsschulsache überblickte, und er wurde nicht müde, einerseits die Güte des Herrn zu preisen, der das Werk so sichtbar mit seinem Segen krönte, und andererseits mit tiefem Ernst die Schäden im Leben des Volks und der Kirche bloßzulegen, um zu neuem Eifer in dem begonnenen Werk anzuspornen. Um ihn scharte sich die Schar gläubiger Kandidaten, für welche die offizielle Kirche keinen Raum hatte, und die sich freuten, in der Sonntagsschule ein Feld ihres glühenden Eifers für das Reich Gottes gefunden zu haben, wie Wichern, Pehmöller, Brauer, Huther, Moraht, Wendt, Köster u. a. Eine überaus gesegnete Jahresfeier war die, welche am 25. Februar 1833 stattfand. Besonders ergreifend malte Kandidat Wichern den hilfsbedürftigen geistlichen und leiblichen Zustand der Armenjugend den zahlreichen Festteilnehmern vor Augen, und seine Rede wurde vorzugsweise in der Hand des Herrn das Mittel, die Gemüter lebendig und heilsam für die Sache Gottes zu bewegen. Es war das erste Mal, daß Wichern vor einer freien Versammlung redete. In späterem Alter sagte er, jener Stunde gedenkend: „Nur zweimal in meinem Leben habe ich das sichere, mich übermannende Bewußtsein davon gehabt, daß Gott mir in außerordentlichem Maße die volle Kraft des Wortes verlieh: das erste Mal bei jener Sonntagsschulfeier im Hamburger Schneideramtshause, das zweite Mal bei meiner Rede über die innere Mission auf dem ersten Wittenberger Kirchentage." Wenige Tage nach dieser Versammlung empfing Wichern von seinem väterlichen Freunde Rautenberg ein Billet, worin dieser ihm anzeigte, seine Beichttochter und die Freundin seines Hauses, Amanda Böhme, sei durch jene Rede bewogen worden, sich den Lehrerinnen der Sonntagsschule anzuschließen. Diese Jungfrau war berufen, einst Wicherns Lebensgefährtin und die treueste Gehilfin seines Lebenswerkes zu werden. — Wir können hier die weitere Geschichte der Sonntagsschule nicht verfolgen. Sie war und blieb Rautenbergs Lieblingswerk, für welches er bis an sein Lebensende sorgte und betete.

Welche Freude war es ihm, als ihm im Jahre 1846 in dem Kandidaten Carl Wilhelm Gleiß ein Mitarbeiter geschenkt wurde, der nicht nur als Oberlehrer die Sonntagsschule leitete, sondern als

„Pastoralgehilfe“ durch Hausbesuche und Bibelstunden sich der Armen St. Georgs mit großer Treue annahm. Zum zweiten Bericht über diese Thätigkeit des Kandidaten Gleiß, die Jahre 1848—50 umfassend, schrieb Rautenberg das berühmte Vorwort, das mit den Worten beginnt: „Geistliches Amt und geistlicher Stand sind für gut Zweidritteil unserer getauften Bevölkerung eine fast verschollene Erscheinung!“ — und in welchem er seinem Schmerze und Unwillen Luft macht über die entsetzliche Entkirchlichung des Volks, an welchem das Kirchenregiment unstreitig die größte Schuld trage, da es die Herden wachsen lasse und nicht für neue Hirten sorge. Erschütternd ist die Klage Rautenbergs darüber, daß das häusliche, gesellige und öffentliche Leben sich von dem kirchlichen fast völlig losgerissen, in dem doch seine Wurzeln ruhten. Tausende würden geboren — Tausende stürben — und die Kirche sähe sich nach ihnen nicht um, schon weil sie nichts davon wisse. Auch die Schule trage Schuld an diesen Zuständen. „Ich habe die stärksten Gründe anzunehmen, daß in den meisten Schulen unserer Stadt die Kinder fünfzehn Jahre alt werden können, ohne die geringste rechte Vorstellung von der Kirche, ihren Ordnungen und Gottesdiensten zu erhalten, geschweige denn sich allmählich in dieselbe einzuleben und sie lieb zu gewinnen.“ Um so mehr freut er sich der Hilfe, die der Kirche in dem neugegründeten Verein für innere Mission entstanden. Was seine eigene St. Georger Gemeine, 16—17 000 Seelen umfassend, betreffe, so stehe es in ihr im wesentlichen nicht anders als in den Stadtgemeinden, wenn auch im einzelnen manches nicht so verzweifelt böse sein möge. Um so wertvoller sei ihm aber die Hilfe, die ihm einerseits erwachsen aus der Arbeit des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege in St. Georg, andererseits aus der Thätigkeit des Kandidaten Gleiß, der unter den Freunden des Herrn in der Gemeinde die erbetene Unterstützung gefunden, um seine ganze Zeit dem geistlichen Heil der Gemeinde zu widmen.

Aus der treuen und unverzagten Arbeit seines „Pastoralgehilfen“ Gleiß an der St. Georger Gemeinde und der Sonntagsschule erblühte im Jahre 1853 als liebliche Frucht die St. Georger Sonntagsschulkapelle oder „Kinderkirche,“ die mit einem Kostenaufwand von über 30 000 Mark Bco. auf einem für 13 100 Mark Bco. gekauften Platz an der Stiftstraße gebaut wurde. Es waren Rautenbergs Beichtkinder, allen voran die Kaufleute Nagel, Bielenberg und Duncker, sowie die Leiterin einer Knabenschule, Fräulein

Elise Averdieck, welche in fröhlichem Glaubensmut dieses Werk in die Wege leiteten und andere zur Darbringung von Opfern willig machten. Am 14. September 1853 konnte die Sonntagsschulkapelle mit Loben und Danken eingeweiht werden. Leider konnte Rautenberg wegen gänzlicher Heiserkeit nur ein stummer Teilnehmer an dieser erhebenden Feier sein. In dieser Kapelle hatte nun die Sonntagsschule ein eigenes Heim gefunden, wo nicht nur am Sonntagnachmittag zahlreiche Kinder St. Georgs von Kandidat Gleiß und seinen treuen Helfern und Helferinnen in Gottes Wort unterrichtet wurden, sondern wo Gleiß auch am Sonntag- und Donnerstagabend regelmäßige Bibel- und Missionsstunden hielt. Auch für Taufen und Kopulationen konnte die Kinderkirche benutzt werden, und für die Alten, Schwachen und Armen, namentlich aus den naheliegenden Stiften, hielt Pastor Rautenberg hier von Zeit zu Zeit Beichte und Kommunion. An dieser Kapelle wurde nun im Jahre 1862 für die Diakonissenanstalt Bethesda und eine Anzahl benachbarter Stifte ein eigenes Pfarramt errichtet, und am 22. Juni 1862 konnte hier der erste Hauptgottesdienst stattfinden, in welchem Pastor Rautenberg seinen bisherigen Gehilfen, den am 20. Juni in der St. Jakobikirche ordinierten Pastor Gleiß, als Stiftsprediger einführen und der Gemeinde vorstellen konnte. Er that dies in inniger Mitfreude an dem aus seiner lieben Sonntagsschule erwachsenen Werk.

Der Ordination seines Freundes Gleiß in der Jakobikirche hatte Pastor Rautenberg nicht beigewohnt. Es hing dies mit der Stellung zusammen, die er gewissenshalber seit dem Jahre 1839 zu den Ordinationsfeiern Rev. Ministerii eingenommen hatte. Bis zu dem genannten Jahre war Rautenberg alleiniger Pastor an seiner Kirche und Gemeinde gewesen. Als nun im Jahre 1834 die Dreieinigkeitskirche zu St. Georg, die bis dahin nur Hospitalskirche gewesen war, eine Parochialkirche wurde und ein eigenes Kirchenkollegium erhielt, bei dessen feierlicher Einführung am 26. Januar 1834 Rautenberg eine von dankbarer Freude getragene Predigt über „die christliche Gemeine im Dienste ihres Herrn“ hielt, glaubten die Kirchenvorsteher die Zeit gekommen, wo an der ca. 11000 Seelen zählenden Gemeine ein zweites Pfarramt errichtet werden müsse. Rautenberg hingegen war der Ansicht, daß dafür kein dringendes Bedürfnis vorliege und vermutete, nicht mit Unrecht, daß bei dem Wunsche des Kirchenkollegiums das Motiv, ihm einen rationalistischen Prediger an die Seite zu stellen, mitgewirkt habe. Auch öffentliche Stimmen sprachen

sich dahin aus, daß die St. Georger Gemeinde in Rautenberg einen Seelsorger und Prediger besitze wie wenig andere Gemeinden, und daß nichts daran liege, wenn man noch einen „Kanzelredner" in den Kauf bekomme, „diese ganz neue Sorte von Kirchenbeamten, von welchen in der Bibel nichts stehe, und mit welchen keiner Seele zum ewigen Leben geholfen sei." Es half nichts. Am 12. Mai 1839 wurde der Kandidat Ferdinand Carl Friedrich Regedanz zum zweiten Pastor an der St. Georgskirche gewählt und am 18. Juli ordiniert und eingeführt. Rautenberg weigerte sich aus Gewissensbedenken, dieser Feier beizuwohnen. Er hatte mit diesem Entschluß auch bei ihm befreundeten Amtsbrüdern großen Anstoß erregt. Ein von ihm erbetenes Gutachten von dem von ihm hochgeschätzten Archidiakonus Claus Harms in Kiel hatte ihn in seiner Weigerung bestärkt. Den Versuchen seitens der Pastoren Mutzenbecher, Strauch u. a. gegenüber, Rautenberg umzustimmen, schrieb Harms: „Es ist nicht Kraut, welches Rautenberg essen soll, sondern es ist Opferfleisch, das ihr ihn nötigt zu essen; dafür hält er es, ich mit ihm, darum schont sein Gewissen. Es ist kein Gevatterstand bei einer christlichen Taufe, nein, bei einer heidnischen Taufe, den ihr von Rautenberg begehrt. Begehrt's nicht! Sein Gewissen irre? Dann irret meines auch. Er und ich geben's euch zurück. Ihr irret zweimal, denn ihr dürft kein Gewissen mit Drohworten zwingen wollen, wie ihr thut, und ihr solltet ebensowenig dabei gegenwärtig sein wollen, als er dabei gegenwärtig sein will. — Macht Rautenberg keinen Wind vor, als wenn er mit seinem Wegbleiben der gläubigen Gemeine schadete, sie zerstreute u. dergl. Ich sage: Nein, sie wird sein Wegbleiben fordern, und bleibt er weg, sich dichter um ihn versammeln. Dem ungläubigen Teil aber wird er ins Maul fallen, er thue, was er wolle." Rautenberg blieb der Einführung seines Kollegen fern und hat auch später nicht wieder an den Ordinations- und Introduktionsfeiern des Ministeriums teilgenommen.

Die schweren Heimsuchungen, die während Rautenbergs Amtszeit über seine geliebte Vaterstadt kamen, gaben ihm Veranlassung, in sonderlicher Weise seines Wächteramts zu warten. Im Jahre 1831 erfüllte die Kunde, daß die asiatische Cholera in Rußland sich gezeigt, ganz Europa mit Schrecken. Am 30. Juli wurde in Hamburg durch Rat und Bürgerschaft eine Deputation eingesetzt, um für jeden möglichen Fall die nötigen Maßregeln zu treffen. Am 5. Oktober wurde der erste Kranke im Hamburg, ein Bettler in der Bettler-

herberge, angezeigt und schon in der zweiten Woche wurden 247 Fälle angemeldet. Schon bei dem Herannahen der Seuche, im September 1831, hatte Rautenberg zur Feder gegriffen, um seine Gemeinde seelsorgerlich gegen die Gefahr zu wappnen. Unter dem Titel: „Beitrag zur geistlichen Rüstung wider die Cholera“ veröffentlichte er die Antwort D. Luthers an den würdigen Pfarrherrn D. Johann Heß zu Breslau und dessen Mitdiener am Evangelio Christi auf die Frage: Ob man vor dem Sterben fliehen möge. Das Vorwort Rautenbergs ist bezeichnend für seine Art: „Wie auf Eilwagen fährt die Seuche von Osten heran und passirt ohne Weggeld und ohne Gesundheitsschein. Das Entsetzen treibt die Rosse, und die Furcht in ihrer Verwirrung öffnet die Thore, welche sie dem schaurigen Gaste verschließen will. Sie schreitet wie ein auf Erden bisher noch unbekannter Geist des göttlichen Gerichts in dem großen Trauerspiel unserer Zeit daher, angethan mit einer Gewalt, vor welcher die Macht der Mächtigen zu schanden wird, und in ein Geheimnis gehüllt, vor welchem die Weisheit der Weisen dieser Welt verstummt. Dabei hält sie eine so starke Prüfung des Sinnes und Lebens der Menschen, daß selbst die Ärzte unwillkürlich zu halben Seelsorgern werden, indem sie solche Schutzmittel gegen das böse Übel als die sichersten empfehlen, welche auf den Apotheken nicht zu haben sind, wo man Chlorwasser holt, nämlich ein ruhiges, getrostes Gemüt und einen ordentlichen, keuschen und nüchternen Lebenswandel. Gewiß überaus köstliche und kräftige Vorarzeneien gegen jede Seuche; und die indische Cholera wäre wahrscheinlich nicht über die Schwelle Europas gekommen, wenn sie alle Europäer damit gehörig versehen angetroffen hätte. Indeß dem einzelnen thun sie gewiß immer und überall dieselben schützenden Dienste, und „dem Amte, das die Versöhnung predigt,“ liegt es ob, die Seelen in die Officin zu führen, wo man sie empfängt, nämlich in den Tempel des lebendigen und Leben gebenden Wortes Gottes, zu welchem der Eingang Buße und Glaube sind.“

Diesem seinem Berufe will denn Rautenberg mit Lehre, Trost und Ermahnung der Schrift dienen, so viel er vermag, auf der Kanzel und hin und her in den Häusern. Gleichwohl möchte er seiner lieben Gemeinde und allen, die es leiden und annehmen wollen, gern noch mehr Hilfe zur geistlichen Rüstung für den bevorstehenden Kampf bieten, und reicht ihnen zu diesem Zwecke den vorgenannten Traktat Dr. Luthers dar. Bezeichnend für seine Stellung zu Dr. Luther sind die folgenden Worte: „Kein Prediger hat je meinem Herzen aus

Gottes Wort so Muth einzusprechen gewußt, als dieser Held der Helden, und durch kein Menschenwort ist je der Geist der Kraft aus Gott so mächtig und so feurig in meine Brust gedrungen, als durch sein Wort. Das habe ich bei diesem Traktat aufs neue erfahren und gebe ihn nun weiter mit dem herzlichen Wunsche, daß Gott ihn an allen, die ihn lesen, nicht minder lasse gesegnet sein!"

Im Laufe des Winters erlosch die Cholera, und am Sonntag, den 12. Februar wurde in den Kirchen Hamburgs ein allgemeines Dankfest für die gnädige Vorüberführung der Seuche gehalten. Die Kirchen waren an diesem Tage so gefüllt, wie seit Jahren nicht. Es wurde, eine Seltenheit für Hamburg, über freie Texte gepredigt. Rautenberg hatte 2. Sam. 24, 10—25 zum Text gewählt. Er predigte gewaltig von dem Dankopfer auf der Tenne Arafnas und zeigte 1., wofür es dargebracht, und 2., wie es Gott angenehm werde. Die Predigt wurde besonders gedruckt und in vielen Häusern als ein Andenken an die ernsten Tage der Heimsuchung aufbewahrt. Der „Bergedorfer Bote", ein christliches Sonntagsblatt, das seit dem Jahre 1830 zur Förderung des Reiches Gottes herausgegeben wurde, brachte in seiner Nummer 8 vom 18. Februar 1832 die Dispositionen sämtlicher in Hamburg am Dankfeste gehaltenen Predigten. Im Sommer kehrte die Seuche in verstärktem Maße wieder, doch wurde sie nicht mehr so gefürchtet und beachtet. Eine Segensfrucht der Cholera war die Gründung des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege durch Amalie Sieveking, die edle Hamburgische Jungfrau, die Rautenberg so nahe stand. Am 23. Mai 1832 konnte der Verein seine segensreiche Thätigkeit beginnen. Im Jahre 1835 erlebte Rautenberg die Freude, daß sich ein ähnlicher Verein für die Vorstadt St. Georg bildete.

Zehn Jahre nach dem Auftreten der Cholera erlitt Hamburg die schwere Heimsuchung des großen Brandes. In der Nacht vom 4.—5. Mai 1842, der Nacht vor dem Himmelfahrtstage, brach in der Deichstraße ein Feuer aus, das in drei Tagen und Nächten wütete und einen großen Teil Hamburgs, darunter die Kirchen St. Nikolai und St. Petri, sowie die St. Gertrudkapelle zerstörte. Erst am Sonntag, den 8. Mai, nachmittags 2½ Uhr konnte der Senat durch eine „Proklamation" bekannt machen, „daß mit des Allmächtigen Hilfe der ungeheuren Feuersbrunst Einhalt gethan sei." Über 1200 Häuser waren abgebrannt, 20000 Menschen waren obdachlos geworden und 51 Menschen hatten das Leben eingebüßt. Von St. Georg, das eine

Zeitlang in ernster Gefahr schwebte, hatte der Wind die Flammen abgewandt. Aber die St. Georger und ihr Hirte empfanden das Unglück der Stadt, als hätte es sie selbst betroffen. Auf den Straßen und Plätzen St. Georgs lagerten die Obdachlosen aus der Stadt mit ihrem Hab und Gut. Die St. Georgskirche mußte den zahlreichen Bewohnern des Zucht-, Werk- und Armenhauses, Erwachsenen und Kindern, Gesunden und Kranken, zusammen etwa 1000 Personen, als Obdach dienen. Ihr Seelsorger, der Katechet Dr. Bertheau, hielt 24 Stunden lang ganz allein die Ordnung in der großen Schar aufrecht. Drei geistesmächtige Predigten hielt Rautenberg in jenen Tagen, die teils zum Besten der bei dem Brande Verarmten, teils zum Besten der abgebrannten Hauptkirchen gedruckt und verkauft wurden. Die erste Predigt, betitelt: „Der HErr im Feuer, das unsere Stadt verheert", hielt Rautenberg am Pfingsttage, den 15. Mai 1842, über Apostelgeschichte 2, 17—21. Die zweite Predigt: „Der HErr auf unsern Trümmern" hielt er an dem obrigkeitlich verordneten außerordentlichem Bußtage, den 7. Juli, über Hosea 6, 1. Die dritte Predigt: „Der HErr in Thränen über unsere Stadt" hielt er am 10. Sonntag nach Trinitatis über Lukas 19, 41—48. Diese letztere Predigt ist besonders erschütternd. „Ach, Freunde," ruft er aus, „wir können es nicht leugnen, es haust ein furchtbares, geistiges Elend in den uns noch übrigen Mauern, und die Flammenverwüstung in unserer Stadt ist das schaurige Zeichen davon. Das ist das tiefste Grauen und Entsetzen unserer Trümmer, daß sie ein wahres Bild unsers sittlichen Verderbens, daß sie nur der schaurige Wiederschein des Elends sind, welches schon lange unter uns gewohnt hat. Verwüstet liegen Gottesfurcht und Glaube, Wahrheit und Gerechtigkeit, christliche Zucht und Sitte, verwüstet wie unsere Gotteshäuser, unsere Paläste und unsere Hütten da, und in diesen Jammer sehen die Augen unsers HErrn — und weinen." Und dann zeigt der ernste Bußprediger die Gefahr, in welcher Hamburg schwebt: „Wenn es fortan bergab geht mit unserm Christentum und wir des Übertretens und Abweichens nach den empfangenen Schlägen nun desto mehr machen, wenn wir ferner die Wahrheit und die Seligkeit um Gold und Silber verkaufen und unser Erstgeburtsrecht im Himmel um das Linsengericht eitler, irdischer Güter und Freuden verhandeln, wenn wir die falschen Propheten und leidigen Lehren in unsern Mauern sorgsam pflegen, Gottlosigkeit und Laster in unsern Thoren wachsen und seelentötende Pest ferner wüten lassen, wenn wir keinen Damm aufwerfen gegen

die alles überschwemmende Flut der frechen Gottvergessenheit und dem in den Himmel steigenden Frevel keine Fesseln anlegen — so deuten die Thränen Christi uns ein Schicksal wie Jerusalem. Wann das kommen werde, wie viele Jahre unsere Stadt noch stehen, wie oft inzwischen noch teilweise fallen und wieder aufstehen wird, das weiß ich nicht, aber kommen wird, kommen muß alsdann die Zeit, wo kein Stein in ihr mehr auf dem andern bleibt und fremde Füße auf der Asche unserer Pracht und Herrlichkeit, ach, auch unserer Freiheit und unsers Friedens einhergehen. Bessern wir uns nicht, so geht Hamburg zu Grunde, heut oder morgen; das ist gewiß."

Aber der, welcher mit solchem prophetischen Ernste predigte, ging in den Häusern und Hütten der Abgebrannten umher und bewährte sich in geistlicher und leiblicher Sorge, Pflege und Vermahnung als ein rechter Hirte seiner Gemeinde. Und namentlich an den Kranken- und Sterbebetten wirkte der Herr durch ihn Großes.

Rautenbergs Leben stand auf seiner Höhe, als er am 21. Sonntag nach Trinitatis dem 12. Oktober 1845 den 25jährigen Gedenktag seines Amtsantrittes feiern durfte. Die Predigt hielt er über denselben Text, über den er am 12. Oktober 1820 gepredigt hatte: 1. Petri 5, 1—4. Hatte er damals aus dem Text die Frage beantwortet: Was hat eine Christengemeinde von ihrem Seelsorger zu fordern? so bewegte ihn an seinem Jubeltage die ernste Frage: Welcher Seelsorger wird einst die unverwelkliche Krone der Ehren empfangen? Ein lautes Halleluja entringt sich seinem Herzen darüber, daß es eine Herde Christi war, die ihm vor 25 Jahren befohlen wurde, und ein noch lauteres darüber, daß das teure Häuflein, welches er noch zu weiden hat, eine Herde Christi ist. Und vor dieser Herde darf er die Fragen aufwerfen: „Habe ich andere Nahrung euch licht-, trost- und lebenshungrigen Seelen gebracht als Gottes geoffenbartes, lebendiges Wort und die heiligen Sakramente Jesu Christi? Habe ich geistliche Falschmünzerei getrieben und das Blei der Menschenlehre mit dem Golde des göttlichen Wortes geschminkt? Habe ich träge zugesehen, wie euch die gottlose Lehre ihre Netze, das Laster seine Schlingen spannte? Habe ich Lug und Trug und Tücke mit dem Stabe Wehe der Wahrheit, Unbußfertigkeit und Gottlosigkeit mit dem Schwerte des Gesetzes verschont, und das wunde Zöllnerherz auf den Balsam des Versöhnerblutes vergebens warten lassen? Hat meine Zeit, meine Kraft, mein Leben dieser Hirtenarbeit gehört, oder hab' ich sie sonstwo geopfert und verschwendet?" Er wußte, daß aus dieser

Gemeinde ein lautlos Nein ertönen würde. Vor dem Herzenskündiger aber betete er: „Du weißt meine Gebrechen. Züchtige mich, doch mit Maß, und hilf mir die Herde besser weiden, die du mir gabst!" Bezeichnend für die Lauterkeit seines Sinnes sind folgende Worte der Predigt: „Zur Maske hat mein Angesicht nie getaugt. Versteckspielen habe ich verlernt, seitdem ich's nicht mehr schuldlos mit den Kindern übe, und ein Halt fehlt mir ganz, das ist der hinter dem Berge!" — Die Liebe der Gemeinde gestaltete ihm den Tag zu einem freudenreichen Ehrentage. Die sämtlichen Schullehrer seiner Gemeinde widmeten ihm als „dem Inspektor der Schulen des Kirchspiels St. Georg" eine Festkantate und sangen ihm ein Danklied:

„HErr, zu dir steig Dank und Flehen —
Du lässest heut' den Tag uns sehen,
An dem dein Wort den Knecht berief,
Der so treu als glaubeskräftig
Sein Hirtenamt geführt, geschäftig
Durch Wort und Wandel zu dir rief:
Dein Evangelium
Zu deines Namens Ruhm
Rein verkündend,
Bei Spott und Hohn
Dir, Gottes Sohn,
Nachfolgend mit der Dornenkron'!"

Es ist dies bezeichnend für das damalige Verhältnis zwischen Kirche und Schule. Einer der Schullehrer aus Pastor Rautenbergs Inspektion schrieb später über Rautenbergs Stellung zur Schule: „Christliche Kirche und christliche Schule bildeten nach seiner innigsten Überzeugung ein organisches Ganze. Jene betrachtete er als die Mutter, berechtigt, diese, die Tochter, zu überwachen, zu leiten und vor Ausschreitungen zu warnen. Prediger und Schullehrer in christlicher Gesinnung und Überzeugung im vollkommensten Einklange, das erschien ihm als die notwendigste Bedingung, Schule und Gemeinde zugleich sittlich und religiös zu heben, als das Grundprinzip jeder christlichen Schulordnung." So widmete Rautenberg auch mit Leib und Seele dem Gedeihen der Schulen einen großen Teil seiner Zeit und seiner Thätigkeit. Daher betrachtete er eine damals schon angestrebte neue Schulordnung mit Mißtrauen und sah in derselben einen Schritt weiter zur Untergrabung der christlichen Fundamente. „Und ohne Zweifel, hätte man ihm das Inspektorat über die Schulen der St. Georger Gemeine genommen, man hätte ihm damit einen Sarg

vor die Hausthür gestellt." Die Schullehrer schlossen sich ihrem Inspektor dann auch um so vertrauensvoller an, als er jedem ohne Unterschied des religiösen Standpunktes in traurigen, wie in frohen Tagen ein teilnehmender Freund, ein erfahrener Ratgeber und, wenn es nötig that, auch ein bereitwilliger Fürsprecher und Helfer war. Einmal im Jahre hielt Rautenberg in jeder Schule die Prüfung ab. Er verweilte dann wenigstens drei, oft auch vier bis fünf Stunden in der Schule und prüfte alles, Äußeres und Inneres, mit genauester Sachkenntnis und Umsicht. Neue Anregung strömte dabei jedesmal auf Lehrer und Schüler aus. Von Erschlaffung und Mattigkeit war bei dem doch so vielseitig in Anspruch genommenen Manne keine Spur. Hatte er mit neuen Schulamtsbewerbern Probelektionen abzuhalten, so ging er, der alle Oberflächlichkeit haßte, hierbei gründlich zu Werke. Unter vier Stunden that er es dabei niemals. Aus den Schulen strömten ihm alljährlich Scharen von Konfirmanden zu, die er kannte und die ihn kannten. Er forderte von seinen Konfirmanden Fertigkeit im Lesen und Bekanntschaft mit Luthers Katechismus, sowie mit manchen Bibelsprüchen und Gesängen. Seine Konfirmandenstunden waren voll Geist und Leben. Noch heute leben unter uns Christen, die dem Konfirmandenunterricht Rautenbergs ihr Bestes verdanken.

Am 24. September 1843 hatte Rautenberg mit seiner Gemeinde die erste Säkularfeier der Grundsteinlegung seiner Kirche feiern dürfen. „Wo liegt der Kirche Grund im Segen?" Das war die Frage, welche er in der Predigt über 1. Kor. 3, 11—15 beantwortet hatte. Er konnte der Gemeinde den Vorwurf nicht ersparen: „Es haben Tausende, die zu dir sich zählen, Christum verloren, an tausend Stellen hat dein Bau den ewig festen Grundstein verlassen, und es droht dort ein schrecklicher Trümmersturz!" Vier Jahre später, am 26. Oktober 1847, wurde die Säkularfeier der Einweihung der Kirche begangen. Rautenberg predigte über Psalm 26, 8: „Von der Liebe zum Hause Gottes." Indem er einen Rückblick auf die Gaben warf, mit denen die Liebe dies Gotteshaus vor hundert Jahren geschmückt hatte, wollte ihm das Herz bluten, wenn er an die immer wachsende Menge derer dachte, die nichts mehr in die Kirche bringen, nicht einmal sich selbst und ihre Sündengestalt. Aber andererseits mußte er bekennen: „O es ist doch die Schar derer auch nicht klein, die den Segen dieses Hauses in liebendem Herzen heimtrugen in ihr Haus, — in die ewigen Hütten!"

„Es ist dem Feinde nicht gelungen, mir das Jelänger-Jelieber

zu zertreten, welches Gottes Liebe mir in meinem Gemeindegarten in drittehalb Jahrzehnten groß gezogen hat. — Freunde haben mich beklagt, ich hätte keinen Ruhetag; o, laßt mich sagen, Freunde, ich habe bei aller sauren Mühe selten einen Werkeltag. Willig Hirtenamt in Christi Dienst ist Sonntagsleben, träuft auch der Schweiß vom Haupt." So hatte Rautenberg am Tage seines 25jährigen Amtsjubiläums gesprochen. Und die Freude an der Mühe und Arbeit seines Amtes ist ihm auch in der Folgezeit bis in die Tage des Alters geblieben. Wir nennen einige Zahlen aus seinem Amtsleben. In den achtzehn Jahren, in denen er alleiniger Hirte seiner Gemeinde war (1821—1839) taufte er im Durchschnitt jährlich 376 Kinder, kopulierte 133 Paare und konfirmierte 199 Kinder. Die Zahl der Konfitenten stieg von 2000 auf 3340. Im Jahre 1860 tauften beide St. Georger Prediger zusammen 830 Kinder und kopulierten 305 Paare, davon kamen freilich nur 147 Taufen und 82 Kopulationen auf Rautenberg. Aber von den 3899 Kommunikanten des Jahres 1860 hatte Rautenberg noch 2402 gegen die 1497 seines Kollegen. In dem genannten Jahre durfte Rautenberg als fast 70jähriger Greis in großer geistiger und körperlicher Rüstigkeit die 40jährige Jubelfeier seines Amtsantritts begehen. Alt und jung, reich und arm drängten sich in dankbarer festlicher Freude in der Kirche und im Hause um den geliebten Hirten.

Seit dem 13. März 1821 war Rautenberg verheiratet mit Johanna Elisabeth Duncker aus Horn, die ihm sechs Kinder gebar, von denen ein Sohn, der spätere Arzt Dr. Rautenberg in Ritzebüttel, und zwei auswärts verheiratete Töchter den Vater überlebten. An seinen Kindern hing Rautenberg mit großer Zärtlichkeit. Mit tiefem Weh erfüllte ihn der frühe Heimgang seines Johannes, eines ungewöhnlich schönen und reichbegabten Knaben. Ein noch schwereres Kreuz erwuchs ihm, als der Sohn Gustav, sein Liebling, von einem unheilbaren Leiden (Epilepsie) befallen wurde. Seine Kinder unterrichtete er in den ersten Jahren selbst, wobei er stets geistig frisch und lebendig war. Gemeinsame Spaziergänge belebte er durch Erzählungen. Auf den Fahrten zu Taufen und Trauungen durften ihn die Kinder oft begleiten. Rautenberg war ein Frühaufsteher. Nach dem Ankleiden ging er an die Elbe, um ein Bad zu nehmen, und das Baden setzte er bis zum Anfang des Winters fort. Im Sommer ging er wohl auf einige Wochen an die See. Er schrieb dann köstliche Briefe an die Seinen. An der Natur hatte er eine herzliche

Freude. Rautenberg hatte eine hervorragende poetische Gabe, die er teils in seinen Predigten, teils bei häuslichen Gelegenheiten zur Geltung kommen ließ. Auch manches Buch und Blatt, das er Freunden und Verwandten schenkte, trug eine poetische Widmung von seiner Hand. Nach Rautenbergs Tode hat Pastor Sengelmann seine Gedichte in zwei Bändchen unter den Titeln: „Festliche Nachklänge" und „Hirtenstimmen" herausgegeben. Es finden sich darunter wahre Perlen geistiger Dichtung.

Zu Neujahr 1865 fing Rautenberg an zu kränkeln. Anfang Februar wurde er bei einer Predigt in der Stiftskirche von einer Ohnmacht befallen. Am 16. Februar wiederholte sich dieser Anfall in seiner eigenen Kirche bei einer Donnerstagspredigt. Er hatte gerade von dem Kirchengebet den Schluß gelesen: „Und wenn nun zuletzt unser Ende kommen wird, daß wir aus dieser Welt werden scheiden müssen, so stehe uns bei mit deiner Gnade, und reiße uns mit deiner allmächtigen Hand aus der Todesnot" — als er totenbleich wurde und nach einem Stuhl wankte. Man schaffte ihn nach Hause. Hier erholte er sich bald und konnte noch auf ärztlichen Rat eine Ausfahrt machen. Aber am Sonntag mußte er sich zu Bett legen. „Ich verlasse mich ganz auf die Gnade meines Herrn und Heilandes Jesu Christi," war eines seiner letzten Worte. Am 1. März, seinem 74. Geburtstage, entschlief er sanft und selig. Durch die ganze Gemeinde ging die Wehklage: Wir haben unsern Hirten verloren! Am 6. März wurde er unter dem Geleit von Tausenden auf dem alten St. Georger Kirchhof zur letzten Ruhe bestattet. Im Sterbehause hielt D. Baur von St. Jakobi die Leichenrede. Die Kinderschar der St. Georger Sonntagsschule übernahm die Führung des Leichenzuges vom Pastorenhause bis zur Kirche, wo Pastor Sengelmann dem Heimgegangenen auf dessen Wunsch den „Nachruf" hielt. Auf dem Kirchhof sprach noch Pastor Detmer den Segen. Bis in die mondhelle Nacht aber wogte es am frischen Grabe von Leuten, die den Entschlafenen nicht vergessen konnten.

---

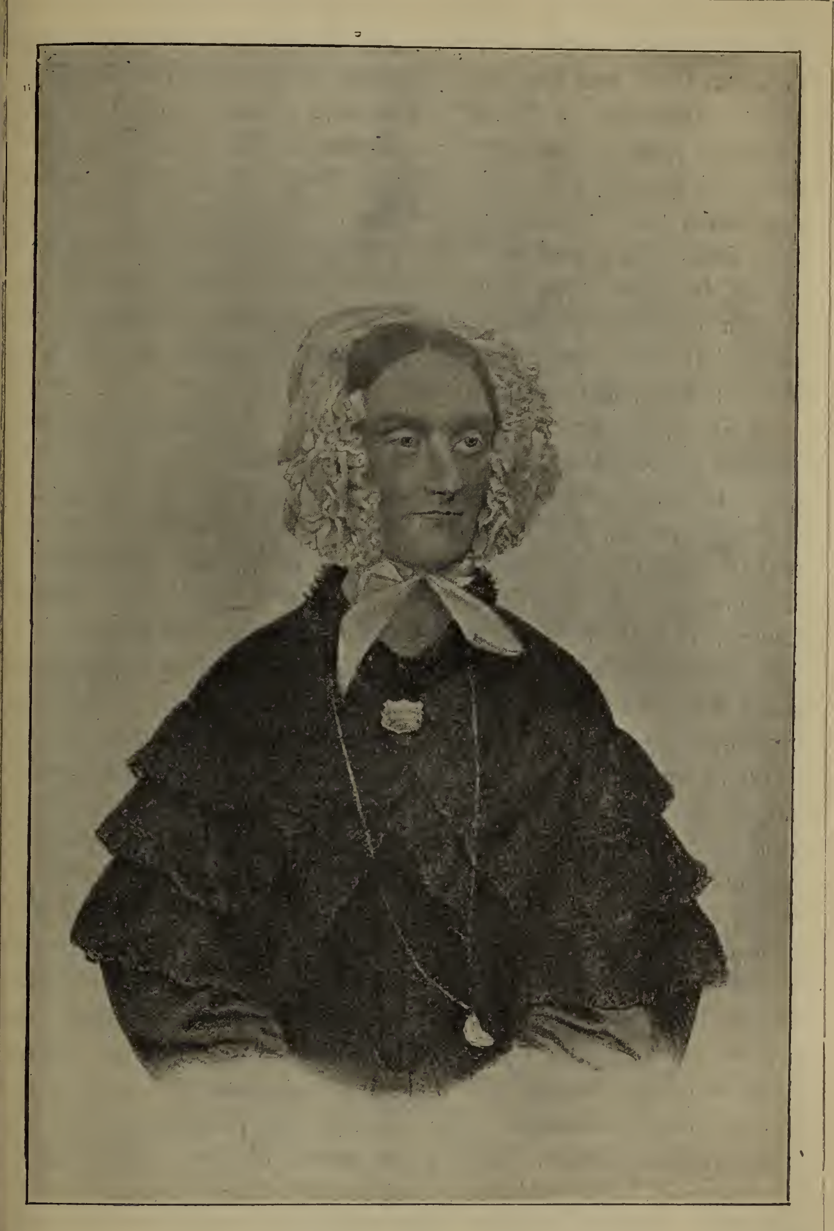
11. Amalie Sieveking.

Im Frühjahr des Jahres 1816 schrieb eine junge Hamburgerin, die schon mit neunzehn Jahren einen Unterrichtskursus leitete, an ihren in Berlin Theologie studierenden Bruder Gustav: „Ach, glaube mir doch, daß ich es recht erkannt habe, die Liebe sei das Höchste, Heiligste, Beste für den Menschen, und ihr sei nichts zu vergleichen. Nicht immer habe ich das so gefühlt, und wohl mag noch in meinem ganzen Wesen etwas Scharfes zurückgeblieben sein, das nicht jene Überzeugung verrät. — Aber einst, einst! Ich strebe und sehne mich nach dem schönen Einst! Wir sind ja alle im Werden; ich bin noch nichts, aber ich werde! Und was für ein himmlischer Genuß ist doch dies Werden!" Und drei Jahre später schrieb dieselbe in ihr Tagebuch: „Hat Gott nicht für seine verschiedenen Geschöpfe verschiedene Berufe, und hat nicht jeder seine Freuden? Sollte mir in dem meinigen nicht auch Ersatz werden können für anderweitige Entbehrungen? — Wenn nicht glückliche Gattin und Mutter, — dann Stifterin eines barmherzigen Schwesternordens!" Das „schöne Einst", von dem sie an den Bruder geschrieben, ist ihr geworden. Es kam die Zeit, wo dies Herz voll heiliger Gottes- und Nächstenliebe glühte. Und die Stifterin eines barmherzigen Schwesternordens ist sie auch geworden, wenn auch in anderer Weise, als sie sich's gedacht, sie, unsere Hamburgische Tabea, Amalie Sieveking, die erste Frau, die in unsern Bildern aus der Geschichte der Hamburgischen Kirche mit Fug und Recht einen Ehrenplatz beanspruchen darf.

Amalie Wilhelmine Sieveking, einem hochangesehenen Hamburgischen Geschlechte angehörend, war die Tochter des Kaufmannes und späteren Senators Heinrich Christian Sieveking und seiner Ehefrau Karoline Louise geb. Volkmann. Geboren am 25. Juli 1794, verlor sie bereits in ihrem fünften Lebensjahre ihre Mutter, die eine hochgebildete Frau von großer Milde und Sanftmut war. Amalie, oder wie sie in der Familie genannt wurde, Malchen mußte fortan die mütterliche Sorgfalt und Pflege in ihrer Erziehung entbehren, und sie äußerte später oft, es sei ihr unmöglich, auf ihre Kindheit als auf ein entschwundenes Paradies zurückzublicken. Zu ihrem jüngsten Bruder Gustav, einem sehr begabten, liebenswürdigen Knaben, fühlte sie sich am meisten hingezogen. In dem Garten ihrer Sommerwohnung vor dem Thor trieben die Kinder eifrig Spiele. Da kam es denn vor, daß sie „arme Kinder" spielten, die für ihre Eltern

verdienen mußten. Für die wissenschaftliche Ausbildung Malchens wurde ein rationalistischer Theologe angenommen. Beim Religionsunterricht kam die Bibel nie auf den Tisch, sondern ein dürres Lehrbuch, worin einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Schriftworte den rationalistischen Zwecken des Machwerks dienen mußten, vertrat deren Stelle. In ihrem elften Lebensjahre gründete sie mit den Brüdern eine Akademie, wo jedes Mitglied abwechselnd alle vierzehn Tage einen Vortrag über ein selbstgewähltes Thema zu halten hatte. Amalie wählte den Philosophen Diogenes zum Thema, weil ihr seine Bedürfnislosigkeit und die daraus hervorgehende Unabhängigkeit so gefiel. Früh regte sich in dem Kinde der Trieb zur Wohlthätigkeit. Für arme Verwandte in Amerika nähte sie allerlei Kleidungsstücke und schickte sie fort. An Arme gab sie heimlich etwas von ihrem Taschengelde. Sie wollte auch gut und tugendhaft werden und legte sich für die von ihr begangenen Fehltritte selbstausgedachte kleine Kasteiungen auf, z. B. kleine Steine in den Schuhen zu tragen.

Am 30. Januar 1809 starb der Vater. Der nach dem Tode seiner Frau tiefgebeugte Mann hatte schon mehrere Jahre gekränkelt. Sein durch die traurigen politischen Verhältnisse zerrütteter Vermögenszustand hatte seine Gesundheit noch mehr untergraben. Der Hausstand wurde nun aufgelöst und die Kinder getrennt. Malchen wurde bei der Demoiselle Dimpfel, einer Schwägerin Klopstocks, in Pension gegeben. Bei der alten, frommen Dame lernte sie besonders die biblische Geschichte kennen. Manche glückliche Stunde verlebte sie bei ihrer Tante, der Witwe von Georg Heinrich Sieveking, auf deren Landsitz in Neumühlen. Einen Teil ihres Unterhaltes mußte sie durch Handarbeiten erwerben. Sie trug sich mit manchen religiösen Zweifeln, wagte aber weder der Demoiselle Dimpfel noch dem Prediger, bei dem sie konfirmiert wurde, sich zu offenbaren. Als sie aber im Jahre 1811 in das Haus einer Kousine ihrer Mutter, der Witwe Brunnemann, übersiedelte, nahm sie von der „lieben, alten Dimpfel“ ein köstliches Samenkorn mit: ein Interesse an Gottes Wort, wie sie es nie zuvor empfunden, und den Wunsch, einmal derselben hohen Glaubensfreudigkeit teilhaft zu werden wie die fromme alte Dame. Von der Madame Brunnemann, die ihr eine gütige Pflegemutter wurde, und einer verstorbenen Großtante erbte sie das kleine Kapital, das nebst einer kleinen Pension aus einem Fonds für Senatorentöchter ihr die pekuniäre Unabhängigkeit gewährte. Der Umgang mit der frommen Louise Reichardt, der bekannten Tochter des Kapell-



Amalie Sieveking.

meisters Reichardt, bei welcher sie Singstunden nahm, diente zur Förderung ihres inneren Lebens. Sie empfand nun auch den Trieb zu einem Geist und Herz befriedigenden Beruf. Sie fand denselben in dem Unterricht der Jugend. Mit sechs kleinen Mädchen aus befreundeten Familien eröffnete sie, erst neunzehnjährig, im Jahre 1813 ihre erste kleine Schule. In religiöser Beziehung stand sie damals noch völlig auf rationalistischem Boden. So konnte und wollte sie ihren Schülerinnen auch nicht mehr geben, als sie selbst hatte. „Aber," schreibt sie später, „sie sind nicht durch meine Verschuldung im Unglauben geblieben, denn sobald mir selbst ein Licht aufgegangen, bemühte ich mich, ihnen den Glauben nahezubringen, den sie auch, Gott sei Dank! alle ergriffen haben."

Die Jahre der Fremdherrschaft (1813—14) brachten auch für Malchen Sieveking manche Aufregung und Unruhe. Leid und Freude ihrer Vaterstadt gingen ihr, der echten Hamburgerin, tief zu Herzen. So hatte sie am Tage des Einzuges der Russen unter Tettenborn, den 18. März 1813, mitgejubelt. Die Leiden der nachfolgenden Drangsalszeit empfand sie aufs schmerzlichste. Ihr älterer Bruder, Eduard, trat in die hanseatische Legion als Freiheitskämpfer ein. Der jüngere Bruder, Gustav, war zu jung, um mit in den Krieg zu ziehen. Er litt schwer darunter und Malchen mit ihm. Der Tag der Befreiung, der 31. Mai 1814, war ein Tag unbeschreiblichen Jubels. Nach Wiederherstellung der Ordnung bezog Madame Brunnemann, und Malchen mit ihr, ein Landhaus an der Elbe, wo sie bis zum Tode der Pflegemutter (1839) jeden Sommer zubrachten. Von hier aus wanderte Malchen dreimal wöchentlich morgens nach Hamburg, um ihre Schule zu halten. Die kleine Schule gab ihr viel zu denken und zu schaffen. Im übrigen war sie oft verstimmt und unbehaglich in ihrem Innern. Hatte sie diese Stimmung andere entgelten lassen, so eilte sie wohl fort, um in einem Gehölz hinter einem Busche, ungesehen von menschlichen Augen, sich mit Gott zu versöhnen. Ihres Bruders Gustav Abgang zur Universität, im Frühjahr 1815, nahm ihr fast allen Lebensmut. Sie empfand diesen Gemütszustand als unbeschreiblich peinlich. „Es muß anders werden," schrieb sie in ihr Tagebuch. Sie hatte eben nicht den Weg zum Frieden mit Gott gefunden. Ein unersättlicher Drang nach einem Wirken in der Liebe füllte in den nächsten Jahren ihre Seele. „Liebe, Liebe, heißt das große Mittel, das über mein ganzes Wesen den Zauber der Weiblichkeit verbreiten soll. Ich will die Menschen lieben, wärmer, inniger als

bisher.“ So schrieb sie an den Bruder. Dabei wurde sie von Zweifeln geplagt, ob ihre Schulthätigkeit sie nicht zu weit von ihrer eigentlichen weiblichen Bestimmung abführe und ihren sonstigen Pflichten dadurch Abbruch geschähe. In religiöser Beziehung wurde ihr der Rationalismus je länger je ungenießbarer. „Die bloße Vernunftreligion läßt die Herzen kalt,“ schrieb sie. Mit ihren Schülerinnen las sie das Evangelium St. Matthäi, um „sie schon früh für die Schönheiten des herrlichsten unter den Büchern zu erwärmen.“ Als ihr Bruder Gustav ihr die Abschrift seiner ersten Predigt gesandt hatte, schrieb sie an ihn: „Besonders gefiel mir die Wahl des Themas, und daß du gerade das erste Mal die christliche Demut dazu erkoren. Ja, mein Bruder, vor allen Tugenden sei sie deine und meine erwählte!“ —

Zu dem Glauben, der Frieden bringt, war Amalie Sieveking noch immer nicht durchgedrungen. Noch im Frühjahr 1817 schrieb sie an den Bruder: „Ich muß dir bekennen (o bitte, hab mich darum nicht weniger lieb), daß ich mir nie den Glauben an die Versöhnung Christi nach lutherischer Erklärung, und wie du ihn hast, habe aneignen können; er will sich bei mir einmal garnicht anreihen lassen an die Vorstellungen von dem Höchsten, durch welche ich ihn sonst am besten zu verehren meine!“ „Aber,“ fügt sie hinzu, „vielleicht kommt einmal auch für mich die Stunde, da ich den Sinn jener geheimnisvollen Glaubenslehre werde fassen können; vielleicht, — vielleicht aber auch nicht.“ Die Stunde war näher als sie dachte. Gustav Sieveking war Ostern 1817 von Leipzig nach Berlin gegangen. Völlig gesund kam er in Berlin an. Da überfiel ihn plötzlich eine Unterleibsentzündung, die in wenig Tagen seinem Leben ein Ende machte. Die Schwester wurde von diesem plötzlichen Schlage aufs tiefste erschüttert. Eine Reise nach London zu ihrem dort verheirateten Bruder Eduard brachte zunächst ihrem zerrissenen Gemüt einige Linderung. Sie las in dieser Zeit die Nachfolge Christi von Thomas von Kempis. Das Buch machte auf sie einen tiefen Eindruck. Nach ihrer Rückkehr widmete sie sich ihrer Schule mit neuem Eifer. Aber eine brennende Sehnsucht, ihrem dahingeschiedenen Bruder ähnlich zu werden, loderte in ihrem Herzen. Sie empfand tiefer als je die Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit ihres Wesens. Besonders schmerzlich erkannte sie die ihr anhaftende Eigenliebe und sehnte sich nach einem reicheren Maß von wahrer Gottes- und Nächstenliebe. Im Sommer 1817 kehrte der Hamburger Studiosus der Theologie

Johann Wilhelm Rautenberg aus Berlin zurück, um sich auf das Examen vorzubereiten. Er war ein Freund von Malchens Bruder Gustav und hatte in Veranlassung der Erkrankung und des Heimganges seines Freundes mit der Schwester korrespondiert. Dieser Briefwechsel führte nach Rautenbergs Heimkehr zu einer persönlichen Freundschaft zwischen beiden. Amalie Sieveking hatte angefangen, nach Anleitung von A. H. Frankes Traktat, wie man die Bibel lesen müsse, die Bibel zu lesen. Ihre alten Zweifel an der biblischen Versöhnungslehre tauchten wieder auf. Da war es Rautenberg, der schon zum vollen evangelischen Glauben durchgedrungen war, der ihr liebreich zur Überwindung ihrer Zweifel half. Es war im Sommer 1819, wo sie Rautenberg frei und offen alles bekannte, was ihr auf dem Herzen lag. Mit großer Wärme legte ihr Rautenberg die biblische Heilslehre dar. Und nun konnte sie in ihr Tagebuch schreiben: „So sollt' ich doch noch einmal zu dem festen, kindlichen Glauben an die trostreiche Versöhnungslehre gelangen! O mein Gott, du erweisest dich sehr gnädig an mir, daß du mich also mit sanfter Gewalt zu dir ziehst, so oft ich auch leichtsinnig von dir abgewichen bin!" Schon glaubte eine Freundin sie vor Schwärmerei und Mysticismus warnen zu sollen. Aber sie antwortete: „Vor Schwärmerei halte ich mich durch das Kaltvernünftige, welches doch einmal in meinem Charakter vorherrscht, gesichert, und daß die neue Lehre mich in müßiges Grübeln versenken sollte, kann ich auch nicht glauben um der Erfahrung willen, die ich schon von ihrer erwärmenden, alle meine Seelenkräfte in Anspruch nehmenden Kraft gemacht habe."

Wohl kehrten noch manchmal die alten Zweifel wieder. Aber immer mehr wich die Nacht des Zweifels dem Morgenrot des Glaubens. „O dieser holde, freundliche Glaube," schrieb sie in ihr Tagebuch, „ja ich fühl's, er wird sich mir immer fester und fester ins Herz legen, er wird sich auch mir immer mehr und mehr beweisen als eine Kraft Gottes, selig zu machen. Ja, es ist süß und selig, zu glauben." Die neu gewonnene Glaubenszuversicht und die damit verbundenen seligen Erfahrungen des inneren Lebens gaben ihrer Seele einen freudigen Aufschwung. Sie konnte oft nicht Worte finden, um ihren Dank und Jubel auszudrücken. In ihrer Seele flammte der Wunsch auf, dem Heiland sich ganz zu verloben und einzig ihm zu leben. Eine besondere Freude war es ihr, die konfirmierten jungen Mädchen, die sie unterrichtet hatte, einmal wöchentlich um sich zu versammeln und mit ihnen die heilige Schrift

zu lesen und sich über das Gelesene mit ihnen zu unterhalten. Eine Frucht dieser Beschäftigung war ihr erster schriftstellerischer Versuch. „Betrachtungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift" nannte sie ihr Buch, das 1822 anonym erschien. Doch sprach es sich bald herum, daß sie die Verfasserin sei, und manche Eltern entzogen ihr wegen ihres „Mysticismus" die Kinder.

Seit dem Jahre 1818 hatte Amalie Sieveking viel über die eigentliche Bestimmung des Weibes nachgedacht. Die landläufige Anschauung, daß jedes junge Mädchen zur Ehe bestimmt sei und nur in diesem Stande das höchste Lebensglück finden könne, wollte ihr je länger je weniger gefallen. Sie neigte immer mehr zu der Anschauung, daß auch der so oft verschrieenen alten Jungfer ein wahres Glück als Segen vom Herrn zu teil werden könne. Und sie wenigstens wollte eine „glückliche alte Jungfer" werden. Im Jahre 1823 fiel ihr ein kleines französisches Buch in die Hände, in dem viel von den barmherzigen Schwesternschaften der katholischen Kirche die Rede war. Unter der Lektüre dieses Buches kam ihr der große Gedanke ihres Lebens, einst eine solche Schwesternschaft in der protestantischen Kirche zu stiften. Bald darauf machte sie die Bekanntschaft des Professors der Geschichte am akademischen Gymnasium, Karl Friedrich August Hartmann. Derselbe riet ihr in einem Gespräch bei Tische, ihren Wirkungskreis zu erweitern. Sie müsse eine barmherzige Schwesternschaft stiften. Es berührte sie wunderbar, daß ein ihr bis dahin völlig Fremder ihre innersten Gedanken zu Worte brachte und dieselben dadurch gleichsam bestimmter ins Leben traten. In einem Brief an Professor Hartmann bekannte sie, die Stiftung eines Ordens barmherziger Schwestern habe seit ihrem achtzehnten Jahre ihrem Geist als schönes Ideal vorgeschwebt; mehr als einmal sei das hohe Bild in nächtlicher Einsamkeit in solcher Lebendigkeit vor sie hingetreten, daß sie, im Anschauen verloren, der Ruhe vergessen habe. Sei sie aber in ihrem Kreise damit hervorgetreten, so habe man ihren Plan als das Gebilde einer aufgeregten Phantasie angestaunt; und doch sei es ihr so innig bewußt gewesen, daß der Gedanke nicht von der Erde stamme, sondern vom Himmel. Aber sie dürfe noch nicht das Werk angreifen, weil es ihr noch an der nötigen Demut, Selbstverleugnung und aufopfernden Liebe fehle. Sie wolle und müsse den Wink ihres Gottes ruhig abwarten. Sollte sie aber vorher abgerufen werden, so möge Professor Hartmann die Sorge um das heilige Werk als ein teures Vermächtnis ansehen. Ihr Vermögen von ungefähr

18000 Mark Court. wolle sie ganz oder größtenteils für den Zweck, der ihr im Leben der heiligste gewesen, bestimmen. Gegen ihren Bruder Eduard sprach sie sich in einem Briefe vom Oktober 1823 in demselben Sinne aus: „Es ist ein fröhlicher Glaube in mir, daß die Stunde nicht ferne mehr sei, da der HErr auch seine protestantische Kirche durch solchen, in seinem Namen geschlossenen Liebesverein verherrlichen will." Dem Bruder entwickelt sie alsdann die Grundzüge der von ihr geplanten Gemeinschaft: „Was ist die befohlene, bezahlte Armen- und Krankenpflege gegen das Wirken freier Liebe? Die Seele all unsers Strebens sei die Verherrlichung dessen, der für uns gelebt, gelitten und gestorben, der uns zuerst geliebt mit überschwenglicher Liebe, der dadurch in unserm armen, kalten Herzen zuerst den göttlichen Liebesfunken geweckt. Die Liebe Christi dringe uns in allem, was wir für die Brüder thun, und so werde denn auch von ihnen sein heiliger Name gepriesen! Das Evangelium wollen wir tragen in die Hütten der Armen, daß auch der Arme, wie immer ihn die Last des Lebens drücke, jauchzen möge und frohlocke; an Kranken- und Sterbebetten wollen wir verkünden das Wort des ewigen Lebens, daß das Gemüt der armen Dulder sich erlabe an süßer Himmelshoffnung; in das Herz der Kindlein wollen wir legen das Senfkörnlein des Glaubens, daß es zu einem starken Baum erwachse und ihnen Schatten gebe gegen die Hitze der Trübsal und Versuchung, die ihrer wartet in der Zukunft Tagen!" —

Im Herbst 1824 weilte der bekannte Pastor Goßner, der frühere katholische Priester, bei seinen Freunden in Altona. Malchen machte seine Bekanntschaft und empfing im Verkehr mit ihm einen mächtigen Anstoß für das Werk, das ihr als künftige Bestimmung ihres Lebens vorschwebte. Goßner billigte ihren Plan, wenn er auch ihren stolzen Sinn demütigte und manches Unlautere in ihrem Streben aufdeckte. In der Stunde des Abschieds kniete sie nieder vor dem teuren Manne und wurde von ihm zu ihrem künftigen Berufe geweiht und gesegnet, nachdem sie in seine Hand das Gelübde der Treue abgelegt.

Sie brannte vor Verlangen, ihren Plan auszuführen, aber sie wußte, daß sie mindestens noch einige Jahre warten mußte. Und sie wollte geduldig auf die Stunde des Herrn harren. Zu ihrem Vorbild erkor sie sich den heiligen Vincenz de Paula, dessen Leben von Stolberg sie begeistert hatte. Inzwischen verfertigte sie eine aus 69 Artikeln bestehende Regel für ihre „liebe Schwesternschaft." Dabei

vernachlässigte sie keineswegs ihre nächsten Berufspflichten in ihrer Schule. Eine besondere Freude gewährte ihr ein kleines Liebeswerk, das sie im Jahre 1823 begann. An den Sonntagnachmittagen versammelte sie eine Anzahl armer Kinder um sich, die keine Freischule besuchen konnten, las ihnen einen Abschnitt aus der heiligen Schrift vor, erklärte ihnen denselben und betete mit ihnen. Eine Sonntagsschule vor der Sonntagsschule! Die nächsten Jahre vergingen im Wechsel von Freud und Leid. Der Heimgang ihrer Freundin Luise Reichardt im November 1826 erfüllte ihre Seele mit himmlischem Heimweh. In demselben Jahre veröffentlichte sie den zweiten Band ihrer Betrachtungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift. Professor Hengstenberg in Berlin tadelte eine derartige Schriftstellerei einer Frau. Von andern Seiten erntete sie Lob, und das Buch erwarb ihr neue Freunde. Öfters zog es sie nach Lübeck, wo der Verkehr mit Dr. Pauli, Pastor Geibel und andern christlichen Freunden ihr großen Genuß und reichen Gewinn brachte. Zu Professor Neander, der aus Berlin nach Hamburg zum Besuch gekommen, fühlte sie sich sehr hingezogen. „Sein ganzes Wesen," schrieb sie, „ist von einer stillen Himmelsglut durchdrungen." Seine Worte ergriffen sie aufs tiefste. Im Herbst 1830 erfuhr sie von einem Freunde, der Freiherr von Stein in Berlin beschäftige sich mit dem Gedanken der Stiftung einer barmherzigen Schwesternschaft in der protestantischen Kirche. Sie erkannte darin einen Wink der Vorsehung und sandte dem Minister ein Schreiben nebst Aufsätzen über die Sache ein. Sie erhielt eine freundliche Antwort, in welcher der Minister ihr seine, freilich nur oberflächliche Kenntnis des Institutes der barmherzigen Schwestern mitteilte und die friedevolle, selbverleugnende Wirksamkeit der Schwestern im Gegensatz zu dem unbefriedigenden Dasein unverheirateter, alternder Jungfrauen aus den oberen und mittleren, zum Broterwerb durch Handarbeit nicht berufenen Ständen schilderte. Den Entschluß Amalie Sievekings, ein Institut protestantischer barmherziger Schwestern zu gründen, bezeichnete von Stein als im höchsten Grade heilbringend und lobenswert. Und nun war die Zeit gekommen, wo der von ihr so lange und so treu gehegte Plan insofern der Ausführung näher gerückt wurde, als sie selbst den Beweis der Aufrichtigkeit und des Ernstes ihrer Bestrebungen liefern durfte.

Zu Anfang des Jahres 1831 erfüllte die Kunde, daß die asiatische Cholera sich in Rußland gezeigt hatte, ganz Europa mit Angst und Schrecken. Überall rüstete man sich auf den Empfang

des unheimlichen Gastes. Auch in Hamburg traf man die nötigen Vorkehrungen und richtete Hospitäler ein zur Aufnahme etwaiger Kranken. Am 3. Oktober kam der erste Cholerafall in Hamburg vor, und schon in der zweiten Woche wurden 247 Fälle gemeldet, von denen 141 tödlich verliefen. Schon bei dem Herannahen der Seuche war in Amalie Sieveking ein hochherziger Entschluß gereift. Sie meldete sich zuständigen Ortes zum freiwilligen Hospitaldienst und erhielt von dem Physikus Dr. Ebeling die Zusage, ihr erforderlichenfalls in einem der beiden Cholerahospitäler eine Anstellung vermitteln zu wollen. In einer Beilage zu Nr. 37 des christlichen Volksblattes „Bergedorfer Bote“ vom 10. September 1831 veröffentlichte sie ohne Nennung ihres Namens einen „Aufruf an christliche Seelen.“ Angesichts des Ernstes der Zeit fordert sie ihre Brüder und Schwestern in dem Herrn auf, sich für die kommenden Tage des Elends zu rüsten und der Not mit selbstverleugnender, aufopfernder Liebe zu begegnen. Ein jeder möge ernstlich in Anschlag bringen, was nach dem Maße der ihm verliehenen Mittel und Kräfte als Beitrag zur Milderung des Elends erwartet werden dürfe. Dann teilt sie ihren Entschluß, in den Hospitaldienst einzutreten, mit. Man möge ihr diesen Schritt nicht als etwas Großes anrechnen; derselbe werde ihr durch manche Umstände, körperliche Kraft und eine natürliche Neigung zur Krankenpflege sehr erleichtert. Auch fühle sie bei diesem Werke so viele geheime Unlauterkeit, daß sie sich nicht genug darüber demütigen könne vor dem Herrn und ohne seine in Christo geoffenbarte vergebende und bedeckende Gnade nicht hoffen dürfe, damit vor seinem Throne zu bestehen. Eine besondere Schwierigkeit bei dem von ihr zu übernehmenden Posten sei die, welche sich aus dem Zusammenwirken mit Krankenwärterinnen ergeben werde, die ihr Werk nicht im christlichen Sinn, sondern nur als Quelle des Erwerbs ansähen. Und an dieser Stelle des Aufrufs bricht nun wie ein lange verhaltener Strom die Aufforderung an ihre christlichen Mitschwestern hervor, sich mit ihr zu gleichem Werke zu vereinen: „Ja, wenn ich noch einige Gehülfinnen hätte, die nicht nach Mietlingsart, sondern in freier Liebe und wahrhaftig um des Herrn willen dem Dienste ihrer armen Brüder und Schwestern sich widmeten, dann dächte ich, müßte es uns wohl gelingen, ein Beispiel christlicher Krankenpflege aufzustellen, davon die Ungläubigen selber gestehen müßten, daß es darum etwas Anderes und viel Schöneres sei, als alle ihre nur auf dem Grunde einer

weltförmigen Moral erbauten Institutionen.“ Fände sich die eine oder andere gleichgestimmte Seele, die geneigt wäre, eine solche Verbindung mit ihr einzugehen, so würde man Auskunft über ihren Namen und ihre Wohnung bei Herrn Pluns oder Herrn Kandidat Pehmöller erhalten. Es möge sich aber niemand in flüchtiger Aufwallung des Gefühls melden, sondern nur nach ernster Prüfung vor dem Angesicht dessen, der Herz und Nieren prüft. Denn nur die Liebe Christi, nicht eitle Sucht, in den Augen der Menschen etwas Ungewöhnliches zu thun, dürfe zu diesem Werke dringen. In jedem Falle möge man ihr Thun mit fürbittendem Gebet begleiten, damit der Herr sich dazu bekennen und seine Gnade an ihr und durch sie verherrlichen könne.

Der warmherzige Aufruf hatte keinen Erfolg. Es fand sich auch nicht eine gleichgestimmte Seele, und Amalie Sieveking stand ganz allein mit ihrem flammenden Herzen in einer Welt, die ihr Thun nicht begreifen konnte. Unsinn nannten es die einen, Überspanntheit die andern. Ja, in der eigenen Familie blieb ihr der Tadel nicht erspart, daß sie durch ihren Entschluß näherliegende Pflichten verletze. Aber sie ließ sich nicht irre machen. Am 13. Oktober wurde die erste weibliche Kranke in das Ericus-Hospital auf dem holländischen Brook gebracht, und an demselben Tage erhielt Amalie Sieveking die Aufforderung, ihren freiwilligen Dienst im Hospital anzutreten. Sie packte ihre Sachen, nahm Abschied von den Ihrigen und ging gesammelten Sinnes und getrosten Mutes ins Hospital. Sie wurde gleich mit der Pflege zweier weiblichen Cholerakranken betraut, aber schon nach wenigen Tagen erkannten die Ärzte, welche schätzbare Kraft in der gebildeten, freiwilligen Helferin ihnen zur Seite stand, und boten ihr die Oberaufsicht über das gesamte weibliche und männliche Pflegepersonal des Hospitals an. Die wenigen freien Augenblicke, die ihr blieben, benutzte sie, um an ihre Pflegemutter zu schreiben. In einem dieser Briefe heißt es: „In den ersten Tagen, da ich so manches in mir niederzukämpfen hatte, fühlte ich mich sehr angegriffen; jetzt, da in mein Inneres völlige Heiterkeit, Klarheit und Ruhe zurückgekehrt ist, bin ich auch äußerlich frisch und kräftig zu Mute.“ Mit ihren sechzehn Krankenwärtern und vier Krankenwärterinnen lebte sie in gutem Einvernehmen. „Ein eisernes Scepter führe ich übrigens nicht in diesem Reiche,“ schreibt sie; „das weiß ich einmal nicht anzufangen und möchte ich auch nicht, wenn ich's schon könnte. Meine Befehle werden gewöhnlich bittweise erteilt; für mich fordere ich so wenig

als möglich, um desto nachdrücklicher alles für die Kranken fordern zu können. — So oft es gehen will, lese ich meinen Wärterinnen und Kranken etwas aus geistlichen Schriften vor. Mancher stirbt freilich dahin, ohne in den Schmerzen und der Ermattung der Krankheit nur eines ernstlichen Gedankens an Gott und Ewigkeit fähig zu sein."

Acht Wochen blieb Amalie Sieveking im Hospital. Von der Achtung und Liebe des gesamten Hospitalpersonals begleitet, kehrte sie am 6. Dezember 1831 frisch und gesund und um eine große, herrliche Lebenserfahrung reicher zu den Ihrigen zurück. Gleich am folgenden Tage begann sie wieder ihre Schule. War die Trennung von den Kindern ihr das schwerste Opfer gewesen, das sie bei ihrem Eintritt ins Hospital hatte bringen müssen, so war ihre Freude um so größer, nun wieder bei ihren Kleinen zu sein, die mit freudigem Stolz zu ihrer tapferen Lehrerin emporblickten. An Dank und Anerkennung für ihre aufopfernde Thätigkeit im Hospital fehlte es ihr nicht. Besonders erfreut war sie aber darüber, daß sie die Ärzte zu der Erkenntnis und dem Eingeständnis gebracht hatte, daß weder Mysticismus noch Beschäftigung mit Büchern ein Frauenzimmer notwendigerweise untüchtig machen müsse für das praktische Leben, und daß es ein Anderes und Besseres sei um eine aus christlicher Liebe übernommene und geleitete Krankenpflege, als um das, was sich von gewöhnlichen bezahlten Wärtern und Wärterinnen erwarten lasse.

Ihren Plan der Gründung einer barmherzigen Schwesternschaft hatte sie unter den Erfahrungen der Cholerazeit fahren lassen. Aber ein neuer, verwandter Plan war in ihr schon während ihres Aufenthaltes im Hospital gereift, die Stiftung eines weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege. Und in der Aus- und Durchführung dieses Planes sollte nach Gottes Rat und Willen fortan das Lebenswerk Amalie Sievekings bestehen. Schon am letzten Sonntag ihres Aufenthalts im Hospital hatte sie einen Entwurf über die Einrichtung und Thätigkeit eines solchen Vereins zu Papier gebracht, der die Billigung der Ärzte gefunden. Auch andere Herren, die mit den Vorzügen und Mängeln des Hamburgischen Armenwesens vertraut waren, hatten ihr ihre Unterstützung zugesagt. Die Hauptschwierigkeit lag darin, die nötige Anzahl von Gehilfinnen zur Ausführung ihres Planes zu gewinnen. Die Zahl derer, auf deren Mitwirkung sie rechnen zu können hoffte, war nicht so gar groß. Denn außer den äußeren Fähigkeiten zur Armen- und Krankenpflege mußte sie auf ein

lebendiges Christentum sehen, welches nach ihrer Überzeugung die einzige Quelle sei, aus der eine wahrhaft und auf die Dauer segensreiche Einwirkung auf die Hilfsbedürftigen hervorgehen könne. Und selbst aus dem so beschränkten Kreise erhielt sie auf ihre Aufforderung zum Beitritt viele abschlägige Antworten. Fast wollte ihr der Mut entfallen. Allmählich aber führte der Herr ihr sieben Gefährtinnen zu, die sich förmlich zur Teilnahme an ihrem Werke verpflichteten. Und einige andere stellten ihren Beitritt in Aussicht. So waren es denn zwölf Damen, die sich am 23. Mai 1832 im Hause ihrer Pflegemutter mit ihr zusammenfanden, um den „Weiblichen Verein für Armen- und Krankenpflege" zu gründen. Nach einem Gebet stellte Amalie Sieveking in einem Vortrag die Grundlagen der Vereinigung fest. „Der Beruf, dem wir uns weihen," so sprach sie „ist nach meiner innigen Überzeugung ein wichtiger, gottgefälliger und segensreicher Beruf — aber auch ein solcher, der seine große Schwierigkeiten hat." Sie möchte nicht, daß eine von ihren Mitschwestern das Werk unternehme, ohne diese Schwierigkeiten ernstlich ins Auge zu fassen. Da sei das menschliche Elend, das sich ihnen in einer Größe und Ausdehnung darstellen werde, wie manche bisher nicht geahnt. Da sei das unfreundliche und spottende Urteil mancher Menschen. Aber bitterer als dies werde die Erfahrung sein, daß die Armen oft nicht allein ihr Bemühen mit Undank lohnen, sondern auch durch Unverstand und Verkehrtheit alle wohlgemeinten Bestrebungen vereiteln würden. Aber der Glaube würde dies alles überwinden. Das erste und notwendigste Erfordernis im schönen Beruf der Armen- und Krankenpflege sei die Liebe Christi, die sie allezeit dringen müsse. Sodann die wahre Herzensdemut. Diese Demut werde ihnen auch helfen, das Band der Einigkeit zu erhalten, welche als dritte notwendige Bedingung eines gesegneten Wirkens anzusehen sei. Zu der Liebe zu den Armen müsse dann auch ein nicht geringes Maß von Weisheit sich gesellen. Auch die Gabe, die Geister zu prüfen, dürfe nicht fehlen. Endlich müsse man durch Freundlichkeit und Liebe, gepaart mit dem nötigen Ernst, das Vertrauen der Armen zu gewinnen suchen. Der Herr aber werde zum aufrichtigen Wollen auch das Vollbringen schenken.

Nachdem alsdann die Statuten des Vereins beraten und angenommen waren, wurde Amalie Sieveking zur Vorsteherin gewählt. Das Amt der Kassenführerin übernahm Frau Jenny Flor, geb Simon. Den Mitgliedern wurden sodann die Besuche, die sie in der ersten Woche bei den Armen und Kranken zu machen hatten, angewiesen.

An Geldunterstützungen konnte bei diesen Besuchen zunächst nicht gedacht werden, da dem Verein noch keine Geldmittel zur Verfügung standen. „So schwach, so gering war der Anfang unserer Arbeit,“ sagte Amalie neun Jahre später bei Gelegenheit eines von ihr im Saale der Seefahrt in Bremen gehaltenen Vortrages. Die Statuten enthielten die Grundzüge der ganzen Arbeit des Vereins. Die Mitglieder verpflichten sich zu persönlichen Besuchen der Armen, um ihnen so viel als möglich geistig und leiblich aufzuhelfen. In der Regel sollen alle Unterstützungen nicht in barem Geld, sondern in natura gereicht werden. Die vom Verein ausgehenden Hilfsleistungen sollen eine Auszeichnung für die bessere, rechtliche Klasse der Armen sein. Besonders sollen bei der Aufnahme der zu Unterstützenden die Empfehlungen der Herren Armenärzte berücksichtigt werden. Ob die Armen zu den eingezeichneten gehören oder nicht, soll kein entscheidender Grund für ihre Aufnahme oder Abweisung sein. Den gesunden Armen sollen nicht Almosen gereicht werden, sondern es soll ihnen Gelegenheit zum eigenen Erwerb eines notdürftigen Unterhalts geboten werden. Was die moralische und religiöse Einwirkung auf die Armen betrifft, so soll dieselbe im Geiste des Glaubens durch eine Liebe geschehen, die mit Wahrheit, Weisheit und Ernst gepaart ist. Die Armen sollen zur Buße und zur Ergebung ermahnt, zum Lesen der heiligen Schrift und zum Besuch des heiligen Abendmahls ermahnt werden. Die meisten armen Familien werden wöchentlich einmal besucht, einige seltener, andere wieder häufiger, je nach den Umständen. Über diese Besuche werden Bücher geführt, in die jedes Mitglied einen Bericht über die von demselben gemachten Besuche einträgt. Die Vorsteherin ist verpflichtet, abwechselnd alle Armen, über die sich die Fürsorge des Vereins erstreckt, zu besuchen. An jedem Mittwoch von 3—4 Uhr findet eine Versammlung der Mitglieder statt, in welcher die Vorsteherin über die gesamte Arbeit berichtet, die Vereinsangelegenheiten beraten und die in der folgenden Woche zu machenden Besuche aufgegeben werden. — Diese Versammlungen fanden zunächst im Hause der Pflegemutter Amaliens statt, als aber die Mitgliederzahl schnell anwuchs, bewilligte Senator Hudtwalcker dem Verein ein Zimmer im Stadthause für seine Beratungen.

Es konnte ja nicht ausbleiben, daß dem neuen und ungewohnten Unternehmen von manchen Seiten Widerspruch begegnete. Amalie Sieveking ließ sich dadurch nicht irre machen. Sie schrieb: „Es

würde mich in der That befremden, wo ich etwas Neues auf die Bahn brächte, keinen Widerspruch zu finden.“ Andererseits fehlte es nicht an Freunden, die ihre Sache mit Eifer vertraten, u. a. mehrere der geschicktesten Armenärzte und der alte Baron von Voght, der Begründer der Allgemeinen Armenanstalt. Ein ausgesandter Subskriptionsbogen bedeckte sich rasch mit Zeichnungen von Jahresbeiträgen. Eine Anzahl von Damen erboten sich, an bestimmten Tagen für die Armen zu kochen. Lebensmittel, Kleidungsstücke u. s. w. wurden dem Verein zugeschickt. Die Mitglieder arbeiteten mit Lust und Liebe und in herzlicher Eintracht. Sie bekannten, daß sie in und mit der Arbeit selbst einen großen Segen empfingen. So verlief das erste Vereinsjahr. Amalie erstattete ihren ersten „Bericht“ über die Leistungen des Vereins, ein Muster klarer und fesselnder Berichterstattung. Und nun folgten die Jahre frischer und stetig wachsender Vereinsarbeit. Die Jahresberichte gaben der Vorsteherin Gelegenheit, nach allen Seiten hin ihre Ideen und Erfahrungen in der freiwilligen christlichen Armen- und Krankenpflege zu beleuchten. Sie sind wahre Fundgruben für stichhaltige Gedanken und Grundsätze auf diesem Gebiet christlicher Liebesthätigkeit. Die ersten fünfzehn Jahresberichte erschienen im Jahre 1848, in einem stattlichen Band vereinigt, in der Agentur des Rauhen Hauses. Sie werden zum eisernen Bestande einer jeden Bibliothek für innere Mission zu rechnen sein.

Das von Amalie Sieveking übernommene Amt der Vorsteherin erforderte keinen geringen Aufwand an Zeit und Kraft. Dabei vernachlässigte sie keineswegs ihre nächsten Berufspflichten in Haus und Schule. Aber erst nach und nach fand sie das ihrem inneren und äußeren Leben so notwendige Gleichgewicht wieder. Sie lernte die ihr zur stillen Einkehr zum Gebet und zur Sammlung des Geistes so notwendige Zeit bei aller Geschäftigkeit des äußeren Lebens sich zu verschaffen. Ab und zu kehrte der Wunsch der Stiftung einer barmherzigen Schwesternschaft für die Krankenpflege in den Hospitälern wieder. „Es giebt Stunden, in denen ich mich einer tiefen Sehnsucht nach diesem Ziele nicht erwehren kann.“ So schrieb sie 1834 an die Geschwister in England. Aber der Herr hatte für den von Amalie Sieveking so tief und lange gehegten Plan ein anderes Werkzeug sich bereitet. Es war der Pfarrer Theodor Fliedner in Kaiserswerth, „durch Gottes Gnade Erneuerer des apostolischen Diakonissenamtes,“ wie die Inschrift auf seinem Grabe lautet. Von Gott in sonderlicher Weise dazu erwählt und ausgerüstet, gründete er am 13. Oktober 1836

in Kaiserswerth das erste Diakonissenmutterhaus. Und im Februar 1837 erhielt Amalie Sieveking von diesem Manne einen Brief, worin er in seiner Eigenschaft als Sekretär „des evangelischen Vereins für christliche Krankenpflege in Rheinland und Westphalen" ihr Nachricht gab von der Gründung dieses Vereins und der Diakonissenanstalt, und an sie die Anfrage richtete, ob sie nicht geneigt sein möchte, das Amt einer Vorsteherin dieser Anstalt anzunehmen.

Amalie Sieveking wurde durch das Anerbieten des ihr bis dahin völlig fremden Pfarrers Fliedner in die tiefste Gemütsbewegung versetzt. Hier war der von ihr so brennend gehegte Plan einer barmherzigen Schwesternschaft in der evangelischen Kirche Wirklichkeit geworden. Und nun wurde ihr ohne ihr Zuthun das Amt der Vorsteherin dieser Schwesternschaft angetragen. Mußte sie diesen Ruf nicht als einen göttlichen Wink ansehen? An den Bruder in England schrieb sie am dritten Ostertage 1837: „Wochenlang hat es mir Mühe gekostet, mein Gemüt so weit zu stillen, daß ich hoffen konnte, die Stimme des Herrn, dem ja doch auch in dieser Sache die Entscheidung bleiben muß, in meinem Innern deutlich zu vernehmen. Jetzt glaube ich sie vernommen zu haben, und danach habe ich meine Antwort abgefaßt." Ihre Antwort war weder entschieden bejahend nach verneinend, sie war an Bedingungen geknüpft, deren Erfüllung weder von Fliedners noch von ihrer Willkür abhing. Zunächst sagte sie, einem Wunsche des Vereins entsprechend, einen Besuch in Kaiserswerth im Laufe des Sommers zu. Inzwischen solle der Verein sich ernstlich nach einer andern Vorsteherin umsehen. Sollten alle Bemühungen in dieser Hinsicht scheitern, so könnte sie möglicherweise dem Rufe Folge zu leisten sich entschließen. Als sie nach sechs Wochen die Antwort erhielt, daß noch keine Vorsteherin gefunden sei, und man in sie drang, den Ruf anzunehmen, war sie zu der Überzeugung gekommen, daß es Gottes Wille sei, daß sie in Hamburg bleibe. Es war die Rücksicht auf ihre alte Pflegemutter, auf ihren Kinderkreis und besonders auch auf das gedeihliche Fortbestehen ihres Vereins, was sie bestimmte, den Ruf nach Kaiserswerth abzulehnen. „Und wer weiß," schrieb sie an den Bruder, „ob es mir nicht künftig noch einmal vergönnt sein wird, eine gleiche Anstalt wie die von Kaiserswerth, hier in der lieben Vaterstadt zu begründen?" Ihre Hamburger Freunde freuten sich dieses ihres Entschlusses.

Ein Jahr später, im Sommer 1838, durfte sie eine Bekanntschaft machen, die zu einer lebenslänglichen seltenen Freundschaft sich ent-

wickeln sollte. Der dänische Kronprinz Christian, der spätere König Christian VIII., und seine hochherzige Gemahlin Caroline Amalie kamen zum Besuch nach Hamburg und besichtigten bei dieser Gelegenheit auch das Rauhe Haus in Horn. Amalie Sieveking war schon durch Übersendung des ersten Berichtes über ihren Verein mit der Kronprinzessin in Verbindung getreten. Im Hause ihres Vetters, des Syndikus Karl Sieveking in Hamm, des bekannten Gönners des Rauhen Hauses, machte sie die persönliche Bekanntschaft der hohen Frau, eine Verbindung, die sich später durch Korrespondenz und wiederholte Besuche Amaliens auf dem Schlosse Sorgenfrei bei Caroline Amalie, als sie Königin und später Königin-Witwe geworden, immer inniger gestaltete. Im Jahre 1842 war sie, einem Wunsche des Königspaares folgend, auf dem Schlosse in Plön mit der königlichen Freundin zusammengetroffen, und im Spätherbst 1843 folgte sie einer dringenden Einladung nach Schloß Sorgenfrei, wo sie während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes im täglichen Umgang mit der Königin die tiefsten Eindrücke von der Frömmigkeit und Herzensgüte der hohen Frau empfing. Die Frucht dieses Aufenthaltes war die Gründung eines weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege in Kopenhagen. Im Verkehr mit der Königin bewahrte sich Amalie Sieveking ihr natürliches, einfaches Wesen. Sie fand es „wirklich garnicht so schwer, sich auch in der Sphäre des Hoflebens frei zu bewegen." Um auch mit dem gewöhnlichen Volk sich verständigen zu können, hatte sie sich schon in Hamburg mit dem Studium der dänischen Sprache beschäftigt. Sie machte mit der Vorsteherin des Kopenhagener Vereins Armenbesuche, und es gelang ihr, sich mit den armen Leuten dänisch zu unterhalten.

Im Juni des Jahres 1839 war ihre Pflegemutter, Frau Brunnemann, heimgegangen. Sie starb mit dem Ausruf: „Er ist mir wahrhaftig erschienen; mein Heiland steht vor mir, und Gnade, nichts als Gnade!" Amalie hatte dem 28jährigen Zusammenleben mit der Heimgegangenen manchen Segen zu verdanken. Um diese Zeit beschäftigte sie sich mit dem Plan der Errichtung eines Stiftes mit Armenwohnungen. Die Bewilligung ihres Gesuches um Schenkung eines städtischen Grundstückes erfüllte sie mit großer Freude. Im Oktober d. J. führte sie eine längst beabsichtigte Reise zu den Geschwistern in London aus. Sie besuchte hier viele wohlthätige Anstalten und machte u. a. auch die Bekanntschaft der englischen Samariterin Elisabeth Fry. Nach ihrer Rückkehr wurde ihr der

Vorschlag gemacht, die Oberaufsicht in dem weiblichen Flügel des Allgemeinen Krankenhauses zu übernehmen. Sie lehnte denselben ab. Mit um so größerem Eifer widmete sie sich nun ihrer Vereinsthätigkeit. Der Mangel zweckmäßiger Armenwohnungen hatte den Verein bewogen, eine Summe von 10 300 Mark Bco., die ein auswärts lebender Gönner demselben geschenkt hatte, zur Errichtung einer kleinen Anzahl solcher Wohnungen zu verwenden. Ein Grundstück an der Stiftstraße in St. Georg war dem Verein, wie schon erwähnt, geschenkt worden. Das vorhandene Kapital reichte nicht ganz aus. Da trat Amalie mit einem Arzte, Dr. Otto Moraht, der mit dem Plane umging, ein Kinderhospital zu errichten, in Verbindung und machte ihm den Vorschlag, zu dem von ihrem Verein geplanten Bau einen Zuschuß von 1500 Mark Bco. zu bewilligen gegen Überlassung der für seinen Zweck nötigen Räume. Dr. Morath ging auf den Vorschlag ein, und so konnte um Michaelis 1839 mit dem Bau begonnen werden. Das am 15. November 1840 feierlich eingeweihte „Amalienstift" umfaßte neun Armenwohnungen und zwei größere Zimmer zu vierzehn bis sechzehn Betten für kranke Kinder. Bei der Einweihungsfeier hielt Amalie vor den versammelten Bewohnern und einigen Freunden der Anstalt eine Rede, in welcher sie in herzlichen, einfachen Worten das Bild einer christlichen Hausordnung und Gemeinschaft entrollte. Die zum „Kinderhospital" bestimmten Räume wurden etwas später ihrer Bestimmung übergeben. Ein neues Werk war ins Leben gerufen, auf welches die Stifterin des Vereins mit Stolz und Freude blickte. Ihr Stift nannte sie wohl später die Perle ihres Vereins.

Im Oktober 1841 reiste Amalie nach Bremen, um mit ihrem Rat und ihren Erfahrungen dem dortigen nach dem Muster des Hamburgischen gegründeten Besuchsverein zu dienen. Vor mehr als dreihundert Zuhörern hielt sie am 25. Oktober im Saale des Hauses Seefahrt einen Vortrag, in welchem sie die Entstehung ihres Vereins und die Grundsätze, nach welchen derselbe wirkte, darlegte. Die Rede wirkte elektrisierend auf die Bremer Damen, und mit einer Freudigkeit, die ihnen bisher gefehlt, legten sie Hand ans Werk. Auch in Osnabrück und andern Orten entstanden um diese Zeit Frauenvereine, deren Statuten Amalie zur Begutachtung vorgelegt wurden. Sie war ungesucht eine Autorität auf diesem Gebiete geworden. An ihre Geschwister in London schrieb sie um diese Zeit: „So vervielfacht sich mein Leben gewissermaßen immer mehr, wird immer reicher, ein

immer schöneres Denkmal der überschwenglichen Gnade des Herrn, die auch durch das schwächste Werkzeug Großes ausrichten kann."

Und nun kamen die Maientage des Jahres 1842, die Hamburg das furchtbare Unglück des großen Brandes brachten. In einem Briefe an ihre königliche Freundin in Kopenhagen, die sich bei ihr dringend nach den näheren Umständen der schweren Heimsuchung erkundigt hatte, gab Amalie Sieveking ein überaus anschauliches und ergreifendes Bild. Am Himmelfahrtstage, den 5. Mai, war sie noch zur Kirche gegangen, ohne von dem in der Nacht in der Deichstraße ausgebrochenen Feuer besonders berührt zu sein. Am Nachmittag erfuhr sie, daß der Nikolaiturm brenne und die Sache eine sehr ernste Wendung nehme. Bald erreichte das Feuer auch das Haus, in welchem sie wohnte. Sie packte ihre Papiere, Briefe und Vereinsakten zusammen und begab sich in das Haus ihres Vetters, des Syndikus Sieveking in der Neustädter Fuhlentwiete. Aber bei dem Anwachsen des Brandes hielt man sich selbst hier nicht für sicher, und so wurden die Effekten des Syndikus und der von ihm aufgenommenen Flüchtlinge nach dem Landsitz in Hamm gebracht. Die Nacht brachte Amalie bei einer befreundeten Familie vor dem Dammthor zu. Am andern Morgen fühlte sie sich neugestärkt und eilte nun auf die Wiesen vor dem Dammthor, wo eine Menge Familien mit den Habseligkeiten, die sie gerettet hatten, unter freiem Himmel biwakierten. Sie nahm sich der Unglücklichen an. Mit den im Hause des Dr. Abendroth versammelten Herren beriet sie sich, wie am wirksamsten Hilfe zu leisten sei. Mit einem am Gürtel getragenen blechernen Schild mit der Aufschrift: „Hilfsverein", das ihren Worten Nachdruck verlieh, begab sie sich zunächst auf die Wälle und vor die Thore, um die dort lagernden Familien aufzufordern, in ihre vom Feuer nicht ergriffenen Wohnungen zurückzukehren, oder in die zur Aufnahme der Obdachlosen bestimmten größeren Lokale zu gehen. Den Kindern wurde Aufnahme im Waisenhause angeboten. Für die Speisung der Hungernden wurde im Überflusse gesorgt. Bald konnte der Verein auch wieder seine durch dies Brandunglück doppelt notwendige Thätigkeit aufnehmen. Das Amalienstift hatte in den Tagen des Brandes nahe an hundert Abgebrannten eine einstweilige Zuflucht gewährt. Von den auswärtigen Schwestervereinen in Lübeck, Bremen, Hannover, Frankfurt a. M. und andern Orten gingen reiche Liebesgaben ein, sodaß ausreichende Mittel zur Hilfe vorhanden waren. Der große

Brand sollte nun auch Veranlassung zur Erweiterung des Vereinsstiftes werden. Auf Anregung des Syndikus Sieveking wurde mit der Behörde folgende Vereinbarung getroffen: Der Verein verpflichtete sich, auf dem Grundstück an der Stifts- resp. Bernhardstraße zwei Gebäude, jedes mit 24 Wohnungen, bis Martini 1842 errichten zu lassen und dieselben dann der Unterstützungsbehörde für die Abgebrannten auf drei Jahre zu überlassen. Alle zum Bau erforderlichen Brandsteine wolle die Behörde frei an den Bauplatz liefern, auch zu den Baukosten dreißig Prozent beitragen u. s. w. Zu Martini 1845 sollten die beiden Gebäude in den freien Besitz des Vereins übergehen. So entstanden das zweite und dritte Amalienstift.

Im März 1843 machte Amalie die persönliche Bekanntschaft Fliedners. Derselbe war nach Hamburg gekommen, um sie als Vorsteherin für das von König Friedrich Wilhelm IV. in Berlin projektierte Diakonissenmutterhaus zu gewinnen. Sie lehnte ab, verwies ihn aber an ihre Freundin und frühere Schülerin Caroline Bertheau, die seit drei Jahren das Amt einer Oberaufseherin der weiblichen chirurgischen Station am allgemeinen Krankenhause bekleidete. Fliedner suchte sie im Krankenhause auf und ließ sich von ihr durch die Krankensäle führen. Als er am andern Tage wiederkam, fragte er sie, ob er sie dem Könige als Vorsteherin des künftigen Berliner Diakonissenhauses vorschlagen dürfe, oder ob sie sich entschließen könne, seine, des seit Jahresfrist Verwitweten, Lebensgefährtin zu werden. Caroline Bertheau gab nach mehrtägiger Bedenkzeit auf die zweite Frage eine bejahende Antwort, und am 29. Mai 1843 wurde sie mit Fliedner von Pastor Rautenberg getraut. In 22jähriger Ehe und fast eben solange nach Fliedners Tode ist Caroline Bertheau ihrem Manne eine Gehilfin und der Diakonissenanstalt eine „Mutter" von seltener Begabung und Treue gewesen. Amalie Sieveking aber war nun ganz mit sich darüber im Reinen, „daß sie nach ihrer ganzen Eigentümlichkeit da am besten stehe, wohin der Herr sie einmal gestellt und ihr so viel tausend Freuden geschenkt habe."

Eine Bereicherung ihres Lebens erfuhr Amalie um dieselbe Zeit dadurch, daß ihr Neffe aus London, Dr. Edward Sieveking, seine ärztliche Thätigkeit in Hamburg begann und seinen Aufenthalt auf mehrere Jahre ausdehnte. Alle vierzehn Tage widmete der Neffe der Tante einen Abend, an welchem sie miteinander Thee tranken, englisch lasen oder sich in englischer Sprache unterhielten. Der junge Arzt widmete dem Kinderhospital im Amalienstift sein besonderes Interesse.

Es war Amalie gelungen, für das Hospital zwei Diakonissen vom Elisabethstift in Berlin zu gewinnen. Als nun Dr. Sieveking die chirurgische Praxis in demselben übernahm, blühte das kleine Institut zu Amaliens Freude immer mehr auf. Die Erweiterung desselben durch den Bau eines eigenen Gebäudes bildete nun den Gegenstand eingehender Beratungen zwischen Tante und Neffen.

Der Bau, zu dem reichliche Gaben beigesteuert wurden, kam zu stande, und im Frühjahr 1847 konnte das neue Kinderhospital mit dreißig Betten bezogen werden. Leider verließ der junge Dr. Sieveking um dieselbe Zeit nach vierjährigem Aufenthalt Hamburg, um nach London zurückzukehren, wo ihm eine große Zukunft bevorstand. Er wurde später Leibarzt der Königin Viktoria und in den Adelstand erhoben. Amalie konnte die Trennung von ihrem Neffen schwer verwinden. Sie hatte die Hoffnung gehegt, daß er einmal an dem einsamen Kranken- und Sterbelager der Tante als Arzt und Freund mit treuer, herzlicher Teilnahme stehen würde. Für das Kinderhospital war der Weggang des tüchtigen und beliebten Arztes ein großer Verlust. Dem Verein, der doch das Hospital immer nur als Zweiganstalt ansehen konnte, erwuchsen dadurch neue Sorgen. Das schwere Jahr 1848 stellte die Vereinsmitglieder vor neue schwierige Aufgaben. Aber Amalie verlor den Mut nicht. Während eines Aufenthaltes bei den Geschwistern in London verfaßte sie ein treffliches Sendschreiben an ihre Freunde unter den Armen, um die schlimmen Einflüsse des Zeitgeistes nach Kräften zu bekämpfen. An die Königin Caroline Amalie schrieb sie um diese Zeit: „Ich glaube an ein Göttliches im Menschen, auch in dem am tiefsten Gesunkenen; ich glaube, daß der Funke des göttlichen Lebens unter dem Wust der Sünden wohl tief vergraben, aber nie ganz ausgelöscht werden mag. Ich gebe selbst bei dem Anblick des ruchlosen Sünders gerne der Hoffnung Raum, ihn dereinst noch als einen Bruder in Christo begrüßen zu dürfen.“ Mit diesem glücklichen Optimismus hatte sie in den Nöten der Zeit den rechten Boden für ihre gesegnete Thätigkeit gefunden. Die politischen Welthändel kümmerten sie wenig. Kam das Gespräch darauf, so verstummte sie leicht, was bei ihrer sonstigen Lebhaftigkeit bald als ein gewisses Mißbehagen an dem Gegenstand des Gespräches empfunden wurde.

Im Jahre 1849 machte sie einen Besuch in Berlin und brachte dort im Hause des Hofpredigers Snethlage, der eine frühere Schülerin geheiratet hatte, mehrere Tage zu. Auch hielt sie dort, wie im Jahre

vorher in Magdeburg, einen Vortrag vor einem auserlesenen Kreise von vornehmen Damen und Herren. Der Vortrag behandelte die Frage nach der Emanzipation des weiblichen Geschlechts im christlichen Sinne. Sie wies auf die große Lücke in der Erziehung der jungen Mädchen nach der Konfirmation hin und wies auf die Mittel und Wege hin, diese Lücke auszufüllen. Mit der edeln Königin Elisabeth hatte sie eine anderthalbstündige Unterredung. Trotz ihrer Verbindung mit den hohen und höchsten Kreisen der Gesellschaft bewahrte sich Amalie ihren besonnenen und klaren Blick für ihre eigene Stellung und deren Erfordernisse. Ja, gerade im Verkehr mit diesen Kreisen empfand sie einen gewissen Stolz, Republikanerin zu sein und einem freien Staate, wie Hamburg es ist, anzugehören. Bei aller Anerkennung, die ihr Wirken in immer weiteren Kreisen fand, konnte sie „ordentlich erschrecken bei dem Gedanken, wie sie an dem Tage, der alle falsche Glorie abstreift, so arm und bloß erscheinen werde in den Augen vieler, die jetzt ihr Thun in den Himmel höben." So still und anspruchslos Amalie Sieveking ihren Weg verfolgte, konnte sie es doch nicht verhindern, daß allerlei vornehme und angesehene Persönlichkeiten, die nach Hamburg kamen, sie auffsuchten und im Gespräch mit ihr Anregung und Gewinn davontrugen. Sie wurde mehrfach aufgefordert, eine Geschichte ihres Lebens zu schreiben. Aber sie konnte sich dazu nicht entschließen. Sie wußte auch die Zeit dazu nicht zu finden.

Mehrfache Reisen nach England und Dänemark füllten neben der regelmäßigen Thätigkeit in ihrer Schule und ihrem Verein während der nächsten Jahre ihre Zeit aus. Dazu kam ein ausgedehnter Briefwechsel, bei welchem sie ihrerseits es liebte, ihre Gedanken über Erziehung, Vereinsthätigkeit und Zeiterscheinungen in ausführlichster und fesselnder Weise darzulegen. Im Jahre 1855 veröffentlichte sie ihre „Unterhaltungen über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift" mit einem Anhang: „Vermächtnis für meine jungen Freundinnen." Sie wollte darin ein offenes, unumwundenes Bekenntnis ihres Glaubens ablegen. Man sollte erkennen, daß sie noch auf demselben Grunde des Glaubens stehe wie vor Jahren und daß das, was man müßige Träumerei oder gefährliche Schwärmerei nenne, durchaus vereinbar sei mit frischer, fröhlicher, verständig ins Leben eingreifender Thatkraft.

Amalie war 62 Jahre alt geworden. Ein hartnäckiger Husten, den sie sich durch vieles Sprechen und Vorlesen zugezogen, machte einen Badeaufenthalt in Lippspringe nötig. Sie kehrte nach fünfwöchentlichem Aufenthalt nicht völlig genesen nach Hamburg zurück.

Sie hatte, wie sie an die Königin Caroline Amalie schrieb, „in Lippspringe alle ihre Philosophie aufbieten müssen, um nicht dem Heimweh Raum zu geben.“ Aber in Hamburg besserte sich ihr Zustand nicht. Sie fühlte sich müde und abgespannt. Sie magerte auch zusehends ab und konnte auf der Straße nur einherschleichen. Dennoch setzte sie ihre Thätigkeit mit Aufbietung aller Kräfte fort. Am 23. Mai 1857 erlebte sie die große Freude des 25jährigen Jubiläums ihres Vereins. Trotz ihrer großen körperlichen Schwäche hielt sie mit großer Klarheit und Wärme bei dieser Gelegenheit eine Ansprache, in welcher sie die Führungen des Herrn pries und ihrer Überzeugung Ausdruck gab, daß ihr Lebenswerk bestehen werde, weil es auf dem einigen Grunde erbaut sei, der da Dauer verleihe, auf dem Glauben an Christum. Ein Aufenthalt in Soden schien ihre Kräfte zu heben. Sie konnte in Frankfurt und auch noch in Heidelberg für die ihr so teure Sache der christlichen Frauenvereine thätig sein. Auch nach ihrer Rückkehr nach Hamburg fühlte sie sich kräftiger als sonst. Dennoch waren ihre Tage gezählt. Sie zehrte mehr und mehr ab. Die Wege zu ihren Armen, die Sahltreppen hinan, in Gänge und Keller hinein fielen ihr immer beschwerlicher. Seit dem 1. November 1858 konnte sie das Haus nicht mehr verlassen. Am 5. März 1859 entließ sie ihre Schülerinnen und nahm Abschied von ihnen, nachdem sie noch eine halbe Stunde mit ihnen über 2. Petri 1, 10—17 gesprochen. Und nun wartete sie auf ihren Heimgang, still und geduldig. „Der Herr macht es mir leicht, leicht!“ bekannte sie. Am 1. April durfte sie nach schweren Beängstigungen mit den Worten: „Mein Herr, mein Herr!“ heimgehen. Am 5. April wurde ihrem Wunsche gemäß der schmucklose, aus vier schwarzen Brettern bestehende Sarg durch die beiden bestellten Armenträger auf der Armenleichenbahre nach der Hammer Kirche getragen. Reiche und Arme aus Stadt und Vorstadt waren in großer Zahl gekommen, um ihr das letzte Geleite zu geben. Pastor Rautenberg sprach in der Kirche über das Wort: „Ich habe dich je und je geliebet.“ Acht Brüder des Rauhen Hauses trugen den Sarg zur Sieveking'schen Familiengruft. Pastor Mumsen verlas die Geschichte der Tabea und sprach das Schlußgebet und den Segen. Eine „glückliche alte Jungfer“ und eine reichgesegnete Dienerin des Herrn war zu ihrer Ruhe gekommen.

---

12. Neue Angriffe des Rationalismus.

Eine Korrespondenz in der „Darmstädter Allgemeinen Kirchenzeitung" vom Jahre 1830 berichtete aus Hamburg, über den Mysticismus werde jetzt weniger geredet als sonst, wenn auch sein Unwesen im stillen fortschleiche. Hamburg sei so glücklich gewesen, einige aufgeklärte Geistliche, die dazu tüchtige Redner und ausgezeichnete Gelehrte seien, aus der Fremde heranzuziehen, und so werde schon durch sie dem Unwesen des Mysticismus ein haltbarer Damm entgegengesetzt. Gemeint sind die beiden Hauptpastoren Böckel und Wolff. D. Ernst Gottfried Adolf Böckel aus Danzig, seit dem 13. Oktober 1826 Hauptpastor an St. Jakobi, und D. Heinrich Wilhelm Justus Wolff aus Braunschweig, seit dem 15. März 1827 Hauptpastor an St. Katharinen, waren in der That gelehrte Männer und begabte Kanzelredner, aber zugleich entschiedene Rationalisten, die es für ihre Aufgabe ansahen, den alten Glauben der Kirche und dessen Anhänger mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen, und damit wohl auch den Erwartungen der Männer entsprachen, die ihre Wahl in Hamburg durchgesetzt hatten. Zu einem Zusammenstoß zwischen beiden Parteien kam es zunächst infolge des provokatorischen Vorgehens des D. Wolff.

Wolff, ein Mann von reichem Wissen und hervorragender Predigtgabe, aber leichtfertiger Lebensführung, trat mit dem Anspruch auf, die Kirche von dem veralteten Unsinn vernunftwidriger Lehren zu reinigen und vermöge seiner tiefen philosophischen und historischen Studien ein geläutertes Christentum herzustellen. Seine Predigten, die er in kurzen Predigtentwürfen veröffentlichte, waren keineswegs bloße Moralpredigten. Er scheute sich nicht, die Glaubenslehren auf die Kanzel zu bringen, aber doch nur um sie in ihrer kirchlichen Fassung zu bekämpfen und sie nach den Forderungen des gemeinen Menschenverstandes umzumodeln. Ja, mit großer Begeisterung wurde Christus in den Mittelpunkt der Verkündigung gestellt, aber doch nur, um ihn mit prunkenden Worten menschlicher Weisheit als den Vertreter des Vernunftideals hinzustellen. Die Anhänger des alten Glaubens schilderte er als „unwürdige Beförderer der Finsternis und des Unsinns", deren „thörichte und boshafte Absichten" nur deshalb nicht ihren Zweck erreichten, weil sie bei „einer erleuchteten und wahrhaft christlichen Obrigkeit" die gebührende Verachtung fänden.

Schon in seiner ersten Weihnachtspredigt 1827 hatte er zwischen der „reinen“ Lehre Jesu, wie er sie verkündige, und dem, was an Irrtümern, Mißverständnissen, absichtlichen Unwahrheiten und vernunftwidrigen Entstellungen im Laufe der Zeit mit derselben vermischt sei, unterschieden. Man habe das ursprüngliche Evangelium mit abergläubischen Hirngespinnsten umhüllt und dasselbe dadurch fast unkenntlich gemacht. Am ersten Weihnachtstage 1828 predigte er über die evangelische Klarheit der Person Jesu: „Blicken wir nun, absehend von allen Psalmen über seine Geburt, sein Wesen und seine Schicksale, z. B. Luk. 2, 9—14, Joh. 1, 1—18, Marci 16, 19, auf die als unwidersprechliche Geschichte uns mitgeteilten Umstände seines Lebens, so wird die Überzeugung: Jesus ist ein wahrer Mensch wie wir! vollkommen klar. Nie und nirgends hat er in seinen eigenen Reden, auch wo er mit der größten Begeisterung von seiner Würde spricht, behauptet, er sei der eine und einzige Gott. — Alles, was uns als Geschichte von ihm erzählt wird, beweist: Er ist ein Mensch!“ Die altgläubigen Christen stellte er als solche hin, die sich die Lehren von Jesu als einem Versöhner und Mittler, die ihnen auf eine vernunftwidrige Art gegeben seien, gedankenlos gefallen ließen. Unmöglich könnten andere den Unsinn, den man ihnen über die Person, den Beruf, den Zweck und die Lehre Jesu aufbürden wolle, mit Überzeugung glauben u. s. w.

Diese und ähnliche Ausfälle gegen die Lehre der Schrift und das Bekenntnis der Kirche erregten nicht nur in Hamburg, sondern auch auswärts Aufsehen und Ärgernis. Während man aber in Hamburg noch schwieg, griff kein Geringerer als der treue Glaubenszeuge Claus Harms, Archidiakonus in Kiel, zur Feder, um in einem Sendschreiben an den Hamburger Senat seinem Schmerz über die Duldung derartiger Angriffe auf das Allerheiligste unsers Glaubens Ausdruck zu geben und den Senat zu veranlassen, dagegen einzuschreiten. In diesem Schreiben heißt es: „Der Archidiakonus Harms in Kiel findet sich veranlaßt und nimmt sich die Freiheit, wegen des Zustandes der Hamburger Kirche an Sie zu schreiben. Er bittet: Fahren Sie nicht zurück! Verwerfen Sie seine Zuschrift nicht im Voraus, sondern lassen Sie dieselbe so vielerlei bei sich gelten, als sie, durchgelesen und unter Aufmerken auf Den, der zwischendurch in und zu Ihnen spricht, sich bei Ihnen geltend macht. Mein Schreiben beschränkt sich auf zwei Predigten, die zu Weihnachten in St. Katharinen gehalten und als Texte in Druck gegeben sind. Die lege ich vor Sie hin

und rufe darüber aus vor Ihnen: Wie können Sie doch, wie können Sie doch in Hamburg also predigen lassen!" — Harms zeigt dann, wie diese Predigten dem klaren Worte Gottes und den von dem Pastor an St. Katharinen beschworenen Bekenntnisschriften schnurstracks zuwider sind, und fährt dann fort: „Ich vermute, fürchte, einige von Ihnen hören solches und stimmen solchem bei. — Aber nicht der Glaube des Senats, auch nicht der Glaube des Ministeriums, noch eines Teils vom Ministerio, noch eines einzelnen Predigers, auch nicht der Glaube der Gebildeten oder der Ungebildeten — alles eins — soll gepredigt werden, sondern bis andere Bekenntnißschriften kommen, was überall Gott verhüte! der in den vorhandenen Bekenntnisschriften stehende Glaube, und Senates Amt und Pflicht ist, zu sehen, daß kein anderer als dieser gepredigt werde. Sie sind Herren, sind die Herren, jedoch, wofür Sie sich auch gewiß nicht halten, Herren des Glaubens sind Sie nicht, sondern Gehilfen der Freude, der, daß das Wort Gottes lauter uud rein in Hamburg gepredigt werde. O helfen Sie dazu!" — Das Schreiben soll vom Senate einfach ad acta gelegt sein. Kaum ein Laut desselben drang in die Öffentlichkeit. Als aber die Kunde von diesem mutigen Protest eines Claus Harms nach Hamburg drang, wurden die Anhänger des alten Glaubens dadurch gestärkt und ermutigt.

Zu einem weiteren maßlosen Angriff Wolffs gegen die treuen Bekenner des Evangeliums gab die Rußwurm'sche Agende Veranlassung. Pastor Rußwurm in Herrenburg im Mecklenburgischen hatte im Jahre 1826 eine „Musikalische Altar-Agende" herausgegeben. Pastor John an St. Petri besprach und empfahl diese Agende in Nr. 22 des Hamburgischen litterarischen Anzeigers vom Jahre 1828. In dieser Besprechung teilte John aus der Vorrede zur Agende den Abschnitt mit, in welchem der Verfasser seine Bekehrung erzählt: „Ich danke Gott, daß mir die Schuppen von den Augen gefallen sind, daß ich mich als einen von Natur verlorenen Sünder, und JEsum Christum, den wahren Gottessohn, als meinen HEiland erkannt habe und nun weiß, an wen ich glaube und im Glauben das trostreiche Evangelium verkündigen kann. Über vierzig Jahre lang, ach, eine lange, traurige Zeit! lag auch ich in Finsternis und Unglauben. — Ehe der HErr durch seine Gnade mir die Augen öffnete, schien das ganze Evangelium mir lächerliche Thorheit. Jetzt ist es mir göttliche Kraft und Weisheit!" Dies offene Bekenntnis versetzte den Hauptpastor D. Wolff in Wut. Am 5. S. n. Epiph. 1829 hielt er eine Predigt über das

Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. Sein Thema war: Vom Schonen oder Ausrotten des geistigen Unkrauts zwischen dem geistigen Weizen. In dieser Predigt nun machte er seinem Grimme gegen Rußwurm und dessen Freunde Luft: „Wenn ihr gewahr werdet, daß heuchlerische Förderer der Finsternis und verbrecherische Buben Versuche machen, listig, aber doch eigentlich dumm, gegen besseres Wissen und Gewissen das Unkraut des Aberglaubens auszustreuen, und also offenbar die Sünde wider den heiligen Geist zu begehen trachten, — wenn ihr gewahr werdet, daß solche ganz offenbar gegen die Freunde des unentstellten Evangeliums ankämpfen und meinen, euch zu betrügen, indem sie Reue über ihre früheren Sünden vorgeben, so rauft sie aus aus ihrem Wirkungskreis! — Fragt euch, was ein solcher Bösewicht verdiene. Ihr sehet ein, wer so zum Ausjäten am Wege stehen würde, offenbar bei seinen verruchten Worten, bei seinem scheußlichen Unkraut nichts anderes vernehmen könnte als die wahrhaftigen Worte: „Schlangenbrut und Otterngezüchte!" So hetzte D. Wolff gegen einen so aufrichtigen, als Theologe und Geistlicher in weiten Kreisen geschätzten Mann wie Rußwurm. Eine recht derbe Abfertigung wurde ihm von einem Ungenannten in der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung zu teil. Unter Anspielung auf die allgemein bekannte Leidenschaft Wolffs wies der Einsender darauf hin, wie der natürliche Mensch sich nicht als Sünder erkennen, viel weniger als solchen bekennen wolle. Das sei zu angreifend. Da müsse man eins trinken. Solche Getränke seien aber je geistiger, desto gefährlicher. Da fasse man denn Mut und lebe fröhlich dahin und vergesse, daß Gott einen gerufen. Aber endlich werde ein Mensch auf diesem Wege reif zum Gericht. Da gelte es, umzukehren, ehe es zu spät sei. So möge auch D. Wolff, ehe es zu spät sei, die Gnade ergreifen, die ihm Gott nicht vorenthalten werde, wenn er sie ernstlich suche.

D. Wolff ließ sich von dergleichen Warnungen nicht anfechten. Das Pfingstfest benutzte er, um einen neuen Ausfall gegen die Schriftlehre vom heiligen Geist zu machen. In seiner Predigt über Joh. 14, 23—31 behandelte er den Satz, daß der heilige Geist, den Jesus verheißen, bei jedem Christen sein kann und soll. Auf die Frage: „Was ist der heilige Geist?" habe die spätere christliche Kirche mit einem Wust von völlig unverständlichen Lehren, mit unverstandenen und folglich falsch angewandten Reden Jesu und Äußerungen der Apostel geantwortet, er sei ein Teil Gottes, der doch unteilbar sei, er sei eine dritte Person des Wesens, das doch nur eins sei, u. s. w. Der heilige

Geist sei aber nichts weiter als der Seelenzustand der Jünger, die durch Gottes Hilfe bewirkte Begeisterung der Apostel, ihre völlige Erfüllung mit lichtvoller Erkenntnis der Wahrheit. Am zweiten Pfingsttag redete Wolff von den drei Wegen, die der heilige Gottesgeist wähle, um zu uns zu kommen. Er komme durch das Evangelium, durch Naturwirkungen und durch den tugendhaften Erfolg. An manchen Orten liege ein Hindernis des Kommens des heiligen Geistes darin, daß diejenigen, deren Pflicht es sei, das Evangelium zu reiner Kenntnis zu bringen, statt dessen die Thorheit und den Unsinn finsterer Zeiten lehren und einen Wust von Grübeleien und Satzungen als christlichen Glauben preisen, den kein Mensch, der nicht verrückt sei, glauben könne. Dann apostrophierte er die künftigen Prediger des Evangeliums: „Hütet euch, euch selbst, das künftige Salz der Erde, mutwillig oder gar eigenmächtig dumm zu machen; blinde Führer blinder Anhänger zu werden und ein christlich sein sollendes Heidentum oder Judentum oder gar völlige Thorheit zu predigen!"

Gegen diesen Frevel an heiliger Stätte erhob sich nun Senator Hudtwalcker. Es gelang ihm, unter dem Widerspruch des Bürgermeisters Bartels, aber unterstützt von dem präsidierenden Bürgermeister Amsinck einen Beschluß des Senats herbeizuführen, daß dem Hauptpastor D. Wolff das ernstliche Mißfallen des Senats wegen seiner ungeziemenden Predigtweise ausgesprochen wurde. Vergeblich wartete man in Hamburg und auswärts auf das Einschreiten des Ministeriums gegen den Frevler. Eine Stimme in der Evangelischen Kirchenzeitung erklärte das bisherige gänzliche Stillschweigen des Ministeriums für unbegreiflich. Die Fortdauer desselben würde man als ein trauriges Zeichen der gänzlichen Auflösung der evangelischen Kirche in Hamburg ansehen. Da war es Pastor Rautenberg, der von dem Stellvertreter des altersschwachen Seniors Willerding, D. Rambach an St. Michaelis, forderte, er müsse die Sache im Ministerium zur Sprache bringen. Rambach war nicht geneigt, der Aufforderung Gehör zu geben, da er bei der Zusammensetzung im Ministerium sich keinen Erfolg davon versprechen könnte. Unter der Hand ermahnte nun freilich Senior Willerding unter „nachdrücklicher" Äußerung seines Mißfallens den D. Wolff, sich solcher Angriffe künftig zu enthalten. Wolffs Verteidigungsschreiben war eine große Wehklage darüber, daß er nach Hamburg gekommen sei. Er blieb ungestört im Amt. Das Ministerium als Korporation erwies sich

völlig unfähig, die Hamburgische Kirche gegen einen derartigen Wolf in Schafskleidern zu schützen.

Am Freitag, den 25. Juni 1830 waren dreihundert Jahre seit der Übergabe der Augsburgischen Konfession verflossen. E. H. Rat verfügte mittelst Dekret vom 4. Juni, daß dieser Tag in Hamburg als „ein außerordentlicher, großer Festtag" begangen werden sollte, welchen man „mit dem innigsten Danke gegen Gott für die durch die Reformation uns gewährten und erhaltenen hohen und unschätzbaren Wohlthaten zu feiern sich angelegen sein lassen werde." In allen Kirchen sollte als Hauptlied „Ein feste Burg ist unser Gott," das besonders gedruckt werden mußte, weil es in dem Hamburger Gesangbuch sich nicht fand, gesungen werden. Als Texte waren verordnet: Für die Frühpredigt 1. Kor. 3, 11; für die Hauptpredigt Joh. 18, 37; für die Nachmittagspredigt Gal. 5, 1. Sämtliche an diesem Tage in den Hamburgischen Kirchen gehaltenen Predigten hat in mehr oder weniger ausführlichen Auszügen der zweite Diakonus an St. Jakobi, L. H. Kunhardt, in einem Büchlein: „Hamburgs evangelische Jubelfreude am dritten Säkularfeste der Augsburgischen Konfession vereinigt.

In St. Jakobi hielt D. Böckel die Hauptpredigt über das vorgeschriebene Wort Joh. 18, 37: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll." Sein Thema war: „Das Gelübde der treuen Anhänglichkeit an die evangelische Wahrheit ist die zweckmäßigste Feier dieses Tages." In dieser Predigt führte er u. a. aus: Die Augsburgische Konfession könne nicht die Geltung beanspruchen, daß wir daran nichts tadeln oder ändern könnten, ohne uns von ihr loszusagen. Sie habe wie alle derartigen Darlegungen der Glaubensüberzeugung einzelner Personen oder ganzer Gesellschaften nur beschränkte, menschliche Bedeutung. Die Entscheidungen der Stifter unserer Kirche über das, was Jesu Lehre sei, könne nicht als Richtschnur unserer religiösen Überzeugungen gelten. Die evangelische Kirche müsse sich den Geist der Forschung und Prüfung erhalten. Sich selbst entfremdet und vernichtet sei die evangelische Kirche, wenn sie als etwas Abgeschlossenes und Vollendetes betrachtet werde u. s. w.

Ein ungenannter Hamburger — man wußte aber bald allgemein, daß es Senator Hudtwalcker war — wurde durch diese Predigt, die er zwar nicht gehört, aber gelesen hatte, veranlaßt, in einer kleinen Broschüre öffentlich die Frage an D. Böckel zu richten: „Was ist denn Wahrheit?" Er erklärt, die Predigt habe ihn unbefriedigt

gelassen. Der Herr Doktor habe zwar viel über die Erforschung, Verteidigung und Befolgung der evangelischen Wahrheit geredet. Aber die Frage sei doch eben, was denn diese evangelische Wahrheit sei? Aus den Bekenntnissen unserer Kirche könne man ja die Antwort nicht bekommen, wenn nach D. Böckels Ansicht in denselben „unleugbare, der Vernunft und dem Worte Gottes widersprechende Irrtümer" angetroffen würden. Auf die heilige Schrift zu verweisen, genüge auch nicht, da die Lehre Jesu in derselben nur in menschlicher und vergänglicher Form enthalten sei, wie aus D. Böckels Darlegungen gefolgert werden müsse. Da müsse denn der Laie entweder selbst Theologie studieren, oder einfach das für Wahrheit annehmen, was ihm sein Herr Pastor als evangelische Wahrheit verkündige. Das sei denn sehr schlimm und eigentlich schlimmer noch als das Papsttum, denn wir hätten dann eben so viele Päpste als Prediger, und jeder derselben wäre Herr über den Glauben seiner Brüder. Daß das nicht zuviel gesagt, könne man schon aus den Zuständen in Hamburg sehen. Fast auf jeder Kanzel werde etwas anderes als evangelische Wahrheit verkündigt, und zwar als wesentliche, hochwichtige Wahrheit. Welch ein ausnehmender Unterschied sei nicht zwischen den Predigten des Herrn Pastors Wolff und denen des Herrn Pastors Rautenberg? Und doch erklärten beide, daß sie das lautere Evangelium verkündigen. Hier höre man die Lehre des Herrn Wolff als lichthell preisen und die des Herrn Rautenberg als trübe und mystisch verdammen, dort wieder jene als unbiblisch und unvernünftig verwerfen, diese als rechtgläubig preisen. Jeder suche sich nun einen Lehrer und einen Führer zu Christo aus, nachdem ihm die Ohren jücken. Und in der Stadt könne man sich allenfalls noch seinen Seelsorger auswählen. Aber die armen Menschen auf dem Lande wären immer an ihren jeweiligen Geistlichen und dasjenige gebunden, was dieser als evangelische Wahrheit hinstelle. Sei das noch eine Kirche? Sei das noch evangelische Freiheit? „Nein, Herr Pastor," ruft Hudtwalcker aus, „so kann und darf es nicht bleiben. Wir müssen wieder eine Kirche und ein gemeinsames Glaubensbekenntnis haben oder wir mögen unsere Tempel zuschließen und allen Gottesdienst einstellen. Wir Laien sind zur elendesten Geistesknechtschaft verurteilt, wenn jeder einzelne Geistliche Herr und Meister über die Schrift ist! Einstweilen aber dürfen wir, so denke ich, fordern, daß diejenigen Männer, die sich von den kirchlichen Bekenntnisschriften

lossagen, uns Rechenschaft von ihrem Glauben geben!" Und so fordert denn der Verfasser von D. Böckel diese Rechenschaft, um seine Antwort an den Probierstein des Evangeliums legen zu können. Er erwarte aber etwas mehr als die allgemeinen Begriffe von Gott, Unsterblichkeit der Seele, Tugend und dergl. Seine Frage an D. Böckel laute kurz und gut: „Wie dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er?" Am Schlusse seiner kleinen Schrift schlägt der Verfasser einen warmen persönlichen Ton an: „Sehen Sie, Herr Pastor, Gott hat Sie mit ausgezeichneten Rednergaben ausgerüstet. Daher finden Ihre Vorträge viel Beifall, und es steht Ihnen besonders auf die vornehmere Klasse in Hamburg eine geistige Einwirkung zu Gebote, die nicht gering ist. Um so größer ist also auch dermaleinst Ihre Verantwortlichkeit. Wie wichtig könnte sonach ein freimütiges Bekenntnis zu Ihrem HErrn und HEiland werden, das Sie in dieser Zeit, da wir an den Segen der Reformation von Neuem lebendig erinnert worden sind, öffentlich ablegten? Und so wiederhole ich auch in dieser Hinsicht die Frage: „Wie dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er?"

D. Böckel antwortete in einer „Erklärung, veranlaßt durch die zudringliche Frage eines Hamburgers in Beziehung auf die Jubelpredigt." Diese Erklärung ist ein Zeugnis dafür, daß der ungenannte und doch wohl bekannte Hamburger den Kernpunkt der ganzen Differenz zwischen Rationalisten und Offenbarungsgläubigen mit seiner Frage: Wie dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er? getroffen hatte. Denn bei der Beantwortung dieser Frage gerät D. Böckel aus dem verhältnismäßig ruhigen Tone seiner Auseinandersetzungen über die Bedeutung der heiligen Schrift und der symbolischen Bücher als Quelle und Grund unserer Glaubenserkenntnis in leidenschaftliche Erregung: „Wenn ich aber fragte: Wer giebt dir ein Recht, mich so öffentlich, wenigstens vor meinen Mitbürgern in Hamburg, ins Verhör zu nehmen? mich dünkt, er mußte um eine Antwort verlegen sein, wenn ihm nicht das Visier der Anonymität, das so manche freche Stirn decken, so manches Brandmal den Blicken der Welt entziehen muß, aller Verlegenheit überhöbe. — Wohin würden wir kommen, wenn jeder Verkappte aus seinem Hinterhalt einem evangelischen Prediger zurufen dürfte: Gieb mir die Parole, an der ich meinen Glaubensgenossen erkenne, oder ich schlage dich moralisch tot? Wo ist die Grenze, jenseit derer ein rechtschaffener Lehrer vor solcher Zudringlichkeit sicher ist? Kein Mensch, weder eine geistliche, noch eine weltliche Obrigkeit, hat ein Recht, mich nach meinem

Glauben zu fragen; darüber darf ich nur mir selbst und Gott Rechenschaft geben und etwa dem vertrauten Freunde, vor dem ich kein Geheimnis haben will.“ Das ist denn allerdings die schrankenloseste Lehrwillkür, die sich denken läßt, und die Gemeinde ist wehrlos dem preisgegeben, was der „rechtschaffene Lehrer“ ihr als seinen Glauben zu verkündigen beliebt.

Aber D. Böckel will sich herbeilassen, so weit es möglich ist, eine Antwort auf die ihm gestellte Frage zu geben. So weit es möglich ist. Denn er müsse fürchten, das Verlangen des Ungenannten so zu erfüllen, daß er denselben befriedige. Wenn er nämlich sage, er unterschriebe gern und von ganzem Herzen den zweiten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses, so würde der Ungenannte jede Silbe auf die Goldwage legen und ihn immer weiter drängen, „vom sogenannten apostolischen Symbolum zum sogenannten nicänischen, und von da zum sogenannten athanasianischen, und Gott weiß, wohin noch mehr; und auf der langweiligen Jagd nach ketzerischen Meinungen werde er sieben andere Geister zu sich nehmen, ärger denn er selbst, und keine Ruhe finden, auch wenn er sie suchte.“ Aber so ein Ablegen des Glaubensbekenntnisses, so ein Antworten vor dem hochnotpeinlichen Halsgericht könne auch nicht nach seinem Sinne sein. Es würden ihm dabei immer die zentnerschweren Worte des Herrn einfallen: „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich eingehen.“ So ist denn seine ganze Antwort diese: Jeder Christ muß, wenn er den Quellen seiner religiösen Überzeugungen nachforscht, sich vor dem Erlöser beugen und sprechen:

„Was wär' ich ohne dich gewesen!
Was würd' ich ohne dich noch sein!“

Dabei hofft denn D. Böckel, es werde bald die Zeit kommen, wo auch die Weisesten und Edelsten unter den redlichen und aufgeklärten Israeliten uns Christen die Hand reichen und ihren Durst mit uns aus einer Quelle stillen würden, wenn nicht die Gemeinschaft mit Männern wie sein Glaubensrichter für sie etwas Unheimliches hätte! —

Schließlich verteidigt sich D. Böckel gegen den Vorwurf der Wortbrüchigkeit und Heuchelei. Als er mit 25 Jahren zum Prediger in Borchersdorf berufen ward und vor dem ostpreußischen Konsistorium eidlich versprechen sollte, nach der Bibel und den symbolischen Büchern zu lehren, habe er erklärt, diesen Eid nur leisten zu können, wenn das Lehren nach der Bibel und den symbolischen Büchern aufgefaßt

werde: quatenus (insofern) nicht: quia consentiunt (weil sie übereinstimmen). Damit hätten jene ehrwürdigen Herren sich zufrieden erklärt. Weder in Danzig noch in Greifswald, wohin er später berufen sei, habe man einen Religionseid von ihm gefordert. Die preußische Agende des Königs Friedrich Wilhelm III. habe er zwar freiwillig und zuerst eingeführt und darum auch das darin vorgeschriebene apostolische Glaubensbekenntnis in jedem Gottesdienst abgelesen. Aber das habe er unverfänglich thun können, auch wenn er dies Symbolum keineswegs für das Muster eines christlichen Glaubensbekenntnisses halte. Bei seiner Berufung nach Hamburg habe man gewußt, daß er sich keineswegs zur ungeänderten Augsburgischen Konfession bekenne, und daß er mit seiner Gemeinde in Greifswald faktisch der Union beigetreten sei. Wenn dessenungeachtet das Wahlkollegium ihn gewählt und der Senat diese Wahl bestätigt habe, so sei er berechtigt gewesen, vorauszusetzen, daß die in Hamburg herkömmliche Unterschrift der symbolischen Bücher, sowie die Verpflichtung auf dieselben bei der Einführung in keinem andern als im freien, evangelischen Sinn von ihm gefordert und erwartet werden würde. Hätte er geglaubt, seine amtliche Stellung nicht aus diesem Gesichtspunkt betrachten zu dürfen, so würde er sein Amt niedergelegt haben. Der Buchstabe der symbolischen Bücher sei Menschenwerk; der Tyrannei, die ihn an diesen Buchstaben fesseln wolle, würde er unter allen Umständen Trotz bieten. Aber der Geist, der die Stifter der evangelischen Kirche durchdrang, werde ihm ehrwürdig bleiben, so lange er lebe, und er werde es für das größte Unglück halten, wenn dieser heilige Geist je von ihm wiche. Darum habe er auch mit gutem Gewissen die Symbola unserer Kirche unterschrieben. —

Man sieht, es ist dieselbe Sophisterei, die noch heute die Unterschrift der symbolischen Bücher ohne Skrupel leistet, während man mit dem, was diese Bücher aussagen und bekennen, längst gebrochen hat. D. Böckel ist übrigens nicht lange in Hamburg geblieben. Schon im Jahre 1833 folgte er einem Ruf an St. Ansgarii in Bremen, und von da ging er 1836 als Generalsuperintendent und Oberhofprediger nach Oldenburg, wo er im Jahre 1854 gestorben ist.

---

13. Philalethes, Schleiden und Grapengießer.

Im Frühjahr 1839 erschien in einer Hamburger Zeitschrift, den „literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle," ein mit „Philalethes" unterzeichneter Artikel, betitelt: „Aus dem Schreiben eines Laien an einen jungen Freund, der Theologie studieren will." Der Artikel, welcher ein gewisses Aufsehen erregte, wurde bald darauf auch in Broschürenform herausgegeben. Als Verfasser wurde später Dr. Gustav Palm, Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Eppendorf, bekannt. Der Verfasser will seinen jungen Freund, den angehenden Theologen (es soll der spätere Kandidat Hermann Ludolf, der Sohn des Pastors Ludolf in Eppendorf, gewesen sein), vor dem namentlich auch in dem geistlichen Stande jener Tage herrschenden Lügen- und Scheinwesen warnen. So hoch ihm die wirklichen Hirten und Gottesboten stehen, die das wahre Seelenheil der ihnen anvertrauten Seelen auf treuem Herzen tragen, so unerbittlich geht Philalethes ins Gericht mit den Kanzelrednern, die mit philosophischen Floskeln über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit schwatzen, mit den geistlichen Lohndienern, die handwerksmäßig ihre Amtsgeschäfte verrichten, um dann um so schneller dem weltlichen Treiben und den Zerstreuungen nachzuhängen und nachzudenken, die viel von Liebe reden, aber auf die Missionsvereine, Bibelstunden, Jünglingsvereine, Sonntagsschulvereine, Magdalenenstifte, Rettungsanstalten für sittlich Verwahrloste und dergleichen mit vornehmer Miene und Geringschätzung herabsehen, weil es ihnen an wahrer Liebe gebricht. Das Schriftchen schließt mit den Worten: „Solch Unwesen wollen wir nicht mehr; à bas Lüge und Scheinleben! Flehe und bitte, daß neues Leben geboren werde, und daß heilige Propheten Gottes des Höchsten auferstehen und zeugen durch Liebe und Thaten!" Mit diesem Angriff auf die Rationalisten unter den Hamburgischen Geistlichen wurde ein Kampf eröffnet, der in den nächsten Jahren die Gemüter aufs lebhafteste erregte. Mehr als vierzig verschiedene Flugschriften sind in dem Zeitraum vom Frühjahr 1839 bis Herbst 1840 in dieser Veranlassung erschienen. Auch außerhalb Hamburgs verfolgte man diesen Streit mit großem Interesse. Franz v. Florencourt, der geistvolle liberale Schriftsteller, der von 1837—39 die „literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle" redigierte, schrieb darüber: „Es scheint uns damit der Anfang zu einem Kampfe gemacht, der wohl so leicht nicht wieder

einschlafen wird. In der Wissenschaft existiert dieser Kampf schon lange, aber hier wird er mit großer Lebendigkeit auf das Gebiet der Öffentlichkeit hinübergeführt und zur Entscheidung und Selbstbewußtsein der Gemeinden gebracht. Dem Verfasser der ersten Schriften gebührt das Lob, daß er den Anfang gemacht, und daß er zuerst dem das Wort geliehen hat, was schon lange in den Gemütern sich vorbereitet und herangewachsen war. Die Frucht war überreif, das leiseste Schütteln mußte sie vom Baum fallen machen."

Als Florencourt diese Worte schrieb, hatte „Philalethes" seinem ersten Schriftchen ein zweites, ausführlicheres folgen lassen unter dem Titel: „Die Schlange im Hause des Herrn. Erstes Sendschreiben an meinen Bruder", das in kurzer Zeit die zweite Auflage erlebte. Unter dem Motto: „Kein galiläisch Kleid verhülle den sächsischen Bauern!" geht der Verfasser mit tiefem Ernst, der öfters in die Form geistvoller Ironie sich kleidet, „den Speisemeistern im Speisehause der Kirche" zu Leibe, die anstatt der Hausmannskost des göttlichen Wortes den hungrigen Gästen spanischen Wind, arme Ritter oder geiles Mockturtleragout vorsetzen. „Du mußt wissen," schreibt der Verfasser, „ich habe genossen von königlicher Tafel Brot und Wein und kenne den Speisemeister und seine Art zu sättigen. — Du weißt ja längst und traust es mir zu, daß ich die Wahrheit hoch und heilig halte, höher, ewig höher die Wahrheit und den, der sich die Wahrheit nennt, als alle Gönnerschaft und jegliche Gunst bei Hohen und Niederen dieser Welt." Man habe ihm vorgeworfen, er habe mit seinem Schreiben an den jungen Freund, der Theologie studiere, Ehrenmänner verletzen und verhöhnen wollen. Nichts liege ihm ferner. Aber es sei ihm um die Wahrheit zu thun. Er wolle die Schlange im Hause des Herrn treffen, die gewandten Wortmacher und trügerischen Schönredner, diese Irrlehrer und Verführer, vor denen schon die heiligen Apostel so kräftig gewarnt, kennzeichnen und brandmarken. „Wir wollen nicht länger mit mancherlei und fremden Lehren uns umtreiben lassen." Die Diener Gottes sollen und müssen die echte Speise des Herrn geben, wenn sie nicht Betrüger und Irrlehrer sein wollen. Und die Gemeinde hat darüber zu wachen, ob ihre Diener und Knechte um des Herrn willen auch das Brot austeilen, das Gott für sie bestimmt hat. Sie dürfen als Diener Christi und Gottes Haushalter nicht eigengebackenes Brot geben. „Solch Machwerk, solche falsche Speise ist das Jämmerlichste und Ordinärste, was es nur giebt, Stoppeln, Sand, Kieseln, Erde und Stein, rechts und links aufgerafft

und zusammengeknetet, ist das Gericht des ganz gemeinen, ordinären Menschenverstandes." Der Rationalismus ist der geistlose, triviale Bauer im galiläischen Gewande. Hier verlange man nicht erst viel Umstände und Komplimente; mit Artigkeit und feinem Anstande richtet man gegen solche Gesellen nichts aus. A bas mit Lüge und Scheinleben! —

Die in diesen Schriften zunächst Angegriffenen schwiegen Aber ein Cand. rev. min., der Dr. phil. Carl Heinrich Schleiden, ein Sohn des angesehenen Stadtphysikus Schleiden, griff zur Feder. In Nummer 80 des Hamburgischen Korrespondenten vom 5. April 1839 bezeichnete er die Frage, welche in den Schriften des Philalethes behandelt werde, als die Lebensfrage unserer Zeit. Was schon lange in der Wissenschaft durch Rede und Gegenrede erörtert sei, das müsse auch für das Leben zu einer bestimmten Entscheidung gebracht werden. Auf die Sache selbst wolle er aber nicht eingehen. Er möchte nur die Frage zur Entscheidung bringen, ob die Art und Weise, wie Philalethes den Kampf begonnen, die rechte sei. Diese Weise sei nur geeignet, Kinder und Weiber zu täuschen, bei Männern aber Entrüstung und ernsten Tadel hervorzurufen. Wohin solle das führen? Man müsse doch anerkennen, daß, „bei aller Verschiedenheit der Ansichten, wir doch alle ein höchstes Ziel haben, und die Ausgleichung der Wissenschaft und einem höheren Richter überlassen müssen."

Von unerwarteter Seite ward dem Kandidaten Dr. Schleiden eine scharfe Abfertigung zu teil. Franz von Florencourt erklärte in einer kleinen Schrift, betitelt: „Philalethes und Dr. Schleiden", er habe sich von den Schriften des Philalethes auf höchst wohlthuende Weise angesprochen gefühlt, weil in denselben ein warmer, ehrlicher und wahrheitsliebender Charakter herrsche, während die Entgegnung Schleidens einen sehr widerlichen Eindruck auf ihn gemacht habe. Es finde sich in derselben wenig Seele, desto mehr aber Künstlichkeit, Berechnung und konventionelle Phraseologie. Philalethes habe so unrecht nicht, wenn er den Rationalisten den Vorwurf der Heuchelei mache. Ein Rationalist glaube an keine unmittelbare Offenbarung Gottes; er glaube nur an die Offenbarung Gottes in der Natur, in der Geschichte, in der Vernunft. Er halte darum Christus nicht für Gottes Sohn, er glaube nicht an die Wunder, wie sie in der Bibel berichtet sind, nicht an die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, nicht an Sündenfall, an Erlösung durch Christum im Sinne der Bibel. Da er nun doch bei der Einrichtung unserer kirchlichen Ver-

hältnisse über die Bücher der Bibel predigen müsse, auch unter seinem Eide heilig versprochen habe, die Lehren der Bibel, wie sie von den Reformatoren verstanden, der Gemeinde vorzutragen und nichts Widerstreitendes zu lehren, so sei er gezwungen, seine Worte auf Schrauben zu stellen, die Worte der Bibel doppelzüngig zu gebrauchen. Wenn er also von Christus, dem Sohne Gottes, spreche, so meine er es nicht geradezu, sondern bildlich, wie in dem Sinne wir Menschen alle Gottes Kinder genannt werden können u. s. w. Auf solche jesuitische Wortdreherei stütze sich der praktische Rationalismus, wie er bei uns auf den Kanzeln erscheine. Er wolle nicht behaupten, daß alle Rationalisten bewußte Heuchler seien, das thue Philalethes auch nicht, aber er behaupte, daß kein einziger rationalistischer Prediger ein streng wahrer Mensch sei, der es scharf und genau mit seinen Worten und seinen inneren und äußeren Verhältnissen nehme. Daß das religiöse Bedürfnis der zahlreichen Klasse, die nicht bibelgläubig sei, durch die rationalistischen Prediger befriedigt werde, wie Schleiden behaupte, sei nicht wahr. Er selbst sei kein Bibelgläubiger, aber durch eine rationalistische Predigt, die mühsam zusammengestoppelt, geschmacklos und unwahr zu gleicher Zeit sei, vermöge er sich nicht zu erbauen. Die Unwahrheit sei es, die jede reine Erhebung störe, denn Gott sei die Wahrheit. Er wolle, daß in allen Verhältnissen des Lebens, besonders aber auch in Sachen der Religion Wahrheit und Gerechtigkeit herrsche. Darum rufe auch er auf zum Kampfe, zur endlichen Beseitigung der großen Nationallüge, zur endlichen Beseitigung des Rationalismus. So lange jene große Gewohnheitslüge im schwarzen Rock unter uns umherwandle, könne es nicht besser werden mit dem Sinne für Wahrheit und Gerechtigkeit in der größeren Masse des Volks. Wer sich um diesen Kampf nicht der Religion wegen kümmere, der solle es doch der Wahrheit wegen und aus nobler Gesinnung thun.

Die Schrift des Herrn von Florencourt erregte das größte Aufsehen. Trat doch hier ein angesehener Schriftsteller, ein Vertreter der Bildung und des guten Tones, dem keine religiöse Voreingenommenheit nachgesagt werden konnte, offen und ehrlich ein für die als Bildungsfeinde, Reaktionäre und Finsterlinge verschrieenen Anhänger des alten biblischen Glaubens. Auch in den Kreisen, die sonst um religiöse Streitigkeiten sich nicht kümmerten, fing man an zu fragen, was denn in Hamburg vor sich gehe, wenn ein Mann von der litterarischen Bildung und der gesellschaftlichen Stellung eines Franz von Florencourt sich auf die Seite eines Philalethes und dessen Gesinnungsgenossen

stelle? Zunächst griff Schleiden wieder zur Feder. Er schrieb: „Zur Erwiderung auf die Beschuldigung des Herrn Fr. von Florencourt.“ In dieser Schrift verteidigte sich der Verfasser gegen den Vorwurf der Heuchelei und Unwahrheit und stellte eine Art Glaubensbekenntnis auf, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ: „Ich glaube nicht an die Erbsünde, wie Augustinus sie gelehrt hat; ich glaube nicht an die Dreieinigkeit, wie sie im Symb. Athan. dargelegt ist; ich glaube nicht an die Erlösungstheorie, wie sie Anselmus am entschiedensten ausgebildet hat; — ich halte die Schriften des N. T. nicht für inspiriert, wie die ältere Kirche es lehrt; ich bete Christus nicht an als Gott, sondern in frommer Liebe verehre ich ihn als Menschen, als göttlichen Propheten, als Stifter einer Religion, durch welche alle Menschen zu Gott geführt werden können, geführt werden sollen. — Als Gründer des Gottesreiches ist Christus der Erlöser der Menschheit. Ich glaube an eine christliche Kirche als die menschliche Verwirklichung der Idee des Reiches Gottes. Die Sündenvergebung erhält der einzelne allein durch den Glauben, d. h. durch die feste, in Herz und Gemüt übergegangene Überzeugung, daß unser Gott wirklich ein gnädiger Gott ist, nicht aber durch den Glauben, daß der Tod JEsu im eigentlichsten Sinne des Wortes ein Sühnopfer, den Zorn Gottes zu beschwichtigen, sei. Ich glaube an ein unverderbliches Sein unsers geistigen Wesens, an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode; ich glaube aber nicht an eine Auferstehung des Fleisches in dem Sinne der älteren protestantischen Kirche u. s. w. Für diese meine Überzeugung will ich stehen und bin bereit, ihr jedes Opfer zu bringen. Will unsere Kirche mich um dieses meines Glaubens willen nicht zu einem christlichen Lehramt zulassen, so habe ich nichts dagegen. Jedenfalls würde es mich freuen, daß sie seit langer Zeit zum ersten Mal wieder etwas Entschiedenes will.“

Von den 23 damaligen Mitgliedern des Hamburgischen Ministeriums fanden sich zwei bewogen, darauf anzutragen, daß dem Kandidaten Schleiden, der sich in seiner Schrift gegen Herrn von Florencourt öffentlich von den wesentlichsten Glaubenslehren unserer Kirche losgesagt habe, vorläufig und bis er erkläre, seine Irrtümer einzusehen und sie widerrufe, die Erlaubnis, in den Hamburgischen Kirchen zu predigen und in der Religion zu unterrichten, entzogen werde. Sie fanden damit kein Gehör.

Es erschien nun in schneller Folge eine Reihe von Flugschriften, die für oder gegen Schleiden Stellung nahmen. Eine „bedenkliche

und gemeinnützige Unterhaltung zweier Nachbarn über die Predigerwahl in St. Georg" (es handelte sich um die am 11. Mai 1839 erfolgte Wahl von Regedanz zum zweiten Pastor in St. Georg), erklärte den Zustand, daß die Pfleger und Verwalter der Kirche ganz nach ihrem Belieben ohne Rücksicht auf Christi Willen schalten und walten, für furchtbar. Wem die Kirche Christi heilig sei und das ewige Wohl seiner Mitbrüder am Herzen liege, müsse über diesen Zustand empört sein und wünschen, daß es bald anders werde. Auf die Seite Schleidens stellte sich hingegen der „Brief eines Theologen an einen Nichttheologen in Hamburg," der sich in billigem Spott über den „Schlangenmann" ergeht. Dieser Brief erfuhr eine „Beleuchtung für praktische Hamburger von einem praktischen Hamburger." Der Verfasser war J. H. Wichern. Derselbe sagte dem Theologen ohne Umschweife, daß er dem Philaleth mit seiner Schrift den allerbesten Dienst erwiesen; denn klarer als sein Exempel könne nichts beweisen, daß Philaleth die Schlange im Hause des Herrn nicht im Traume gesehen. Als lutherischer Christ müsse auch er protestieren gegen allen Hochmut des rationalistischen Papst- und Pfaffentums und gegen alle Sophistik, die da wähne, der Gemeinde die ausgemachte Wahrheit Gottes verkürzen oder verschließen zu können. Der „Theologe" ließ infolge dieser „Beleuchtung" einen zweiten und nach einiger Zeit noch einen dritten Brief folgen, während der „praktische Hamburger" in einer Schrift, betitelt: „Das rationalistische Papstthum und das Recht der protestantischen Gemeinden gegen dasselbe nebst etlichen andern, die Praxis betreffenden Stücken," dem „Theologen" den Beweis nicht schuldig bleibt, daß der Rationalismus mit seinem absoluten Vernunftprinzip ein Papsttum schlimmster Art sei, durch welches die Gemeinden geknechtet würden. Aber der Rationalismus sitze auf dem Stuhle Mosis und halte sich an dieser Lehne, weil er nicht die Kraft habe, auf eigenen Beinen als Kirche zu stehen. Bemerkenswert sei, daß der Rationalismus die Kraft nicht in sich trage, ein gemeinsames Bekenntnis abzulegen; es fehle ihm der Mut zur eigenen Sache. Ein zum Besten des weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege herausgegebenes „Sendschreiben an Dr. Schleiden" verteidigt die alten Glaubenswahrheiten gegen Schleidens Aufstellungen und richtet an denselben die wohlgemeinte Freundesbitte, die Rechenschaft zu bedenken, die der Herr einst auch von ihm fordern werde, und in seinen Predigten wie in seinem Wandel nichts anderes wissen zu wollen als Jesum Christum den Gekreuzigten.

Nun trat auch ein Geistlicher der Hamburgischen Kirche offen

gegen Schleiden auf. Es war Pastor Mummsen in Hamm und Horn, ein angesehener und in großem Segen wirkender Anhänger des alten Glaubens. In einer „Prüfung der Ansichten des Herrn Dr. Schleiden über die Offenbarung, Auctorität der heiligen Schrift und den Inhalt des christlichen Glaubens", erklärte Pastor Mummsen, nicht bloß wegen seiner amtlichen Stellung, sondern auch als Glied der Kirche, ja, als ein solcher, der da glaube an den Herrn der Kirche und sein Wort, die Ansichten des Dr. Schleiden einer Erwägung unterziehen zu wollen. Habe nämlich Schleiden recht, so falle der Grund unserer Hoffnung und unsers Lebens dahin und das, was man bis dahin für die Kirche Christi gehalten habe, sei eine Gesellschaft von Schwärmern; habe Schleiden aber unrecht, wie er davon völlig überzeugt sei, so sei es nötig und nützlich, daß das offen besprochen werde. Der Verfasser vergleicht alsdann das Glaubensbekenntnis des Dr. Schleiden mit den Aussagen der heiligen Schrift und kommt dabei zu dem Resultat, daß Schleidens Glaube mit der Bibel nicht zusammenstimme. Über die Schriftverwendung der Rationalisten sagt Pastor Mummsen treffend: „Habt ihr eine Stelle nach eurem Sinne erklärt, dann haltet ihr uns die Autoriät der Schrift vor, paßt aber eine Stelle nicht zu eurem Sinn, dann stehen Irrtümer in der Bibel. Ihr seid wie jenes Sinnbild, ein Aal in einer Hand mit der Unterschrift: Si laxes erepit; si premas, erumpit. (Wenn du ihn lose anfaßt, entschlüpft er, wenn du ihn drückst, entreißt er sich.) Euch kann man nicht fangen." Am Schlusse seiner Schrift fordert Pastor Mummsen in herzgewinnender Weise seinen Gegner auf, den Rationalismus fahren zu lassen und an den Namen dessen zu glauben, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohne. Den Kampf müsse und werde doch der gewinnen, der auf dem Stuhle sitze.

Dr. Schleiden antwortete nach einigen Monaten mit einer größeren Schrift: „Die protestantische Kirche und die symbolischen Bücher, zunächst in Beziehung auf Hamburg. Beantwortet durch ein Sendschreiben an Herrn Pastor Mummsen." Ihm komme es in dem Streit, der entbrannt sei, vor allem auf die Rechtsfrage an. Der unheilvolle, immer wiederkehrende Streit in der Kirche müsse endlich einmal durch Bestimmungen über das Maß und die Grenzen der Lehrfreiheit geschlichtet werden. Schleiden räumt ein, daß in Hamburg die Bestimmungen des Hauptrezesses von 1603, nach welchem die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche als „die

rechte Richtschnur und norma veritatis, danach alle Streitfragen hinfort gänzlich entschieden und abgethan werden sollen", bis auf den heutigen Tag Gültigkeit hätten und daß sämtliche Geistliche und Kandidaten zur Festhaltung und Aufrechthaltung der evangelischen Lehre, wie sie in den symbolischen Büchern dargelegt ist, unbedingt verpflichtet seien. Aber schon durch die 1753 eingeführten neuen Katechismen, in denen der Einfluß der Wolffschen Philosophie unverkennbar sei, sodann durch die neue Ordnung des Gottesdienstes vom Jahre 1788, die entschieden den Stempel eines freieren Geistes trage, trotzdem daß das Ministerium entschieden festhalten wolle an der streng orthodoxen symbolischen Lehre, vor allen Dingen aber durch die Praxis der letzten fünfzig Jahre, habe sich ein neues Gewohnheitsrecht gebildet, auf welches sich die Anhänger der neueren Theologie mit Recht berufen könnten. Wer in Hamburg lebe, müsse auch das Recht der Observanz anerkennen. Es sei aber wünschenswert, daß das, was als Gewohnheitsrecht sich eingebürgert habe, in neuen gesetzlichen Verordnungen zu allseitiger Befriedigung und zu einer Dauer verheißenden Gestaltung der Verhältnisse gelange. Für die Beseitigung der eidlichen Verpflichtung auf die symbolischen Bücher sprächen gewichtige Gründe, denen erhebliches nicht entgegengesetzt werden könnte u. s. w. Zunächst erhielt Dr. Schleiden eine Antwort von einem Ungenannten in einer: „Beurteilung des Sendschreibens von Herrn Dr. H. Schleiden an Herrn Pastor Mummsen," mit einem Anhang: „Der Rationalismus, das Papsttum in unserer Kirche von Dr. Troxler." Der Schleidensche Standpunkt wird in diesem Schriftchen in seiner ganzen Haltlosigkeit aufgedeckt. Etwas später griff auch wieder Pastor Mummsen zur Feder und schrieb: „Gegen das Sendschreiben des Herrn Dr. Schleiden an mich. Eine Selbstverteidigung im Interesse der guten Sache." Er sagt seinem Gegner: „Eine Rechtsfrage über symbolische Bücher thut es nicht, denn dahinter steht noch die rechte Frage: Bibel oder nicht?" Ein schweres Gewissen habe der, der die Bibel ihrer untrüglichen Autorität beraube und schriftwidrige Lehren verbreite.

Inzwischen hatte ein anderer Hamburgischer Kandidat ein schweres Ärgernis gegeben. Es war der Dr. phil. Christian Andreas Hieronymus Grapengießer, der Sohn des Kapitäns der Nachtwache, Johann Christian Grapengießer. In einer größeren Schrift, betitelt: „Beurteilung der historischen und dogmatischen Kritik von Dr. D. F. Strauß und meine Kritik der Dogmatik," trat er auf

gegen das leere Phantasiebild des Strauß'schen Christus. Er wolle die wahre Kenntnis Christi bringen, wobei er freilich sich dessen bewußt sei, daß seine Ansichten nicht minder von dem tausendjährigen Bekenntnis der Gemeinde Christi abweichen, als die von Strauß. Unser christliche Glaube habe einen andern Grund als historische Thatsachen, es sei die menschliche Vernunft eines jeden, in welcher der Glaube unwandelbar feststehe. Die Unechtheit der Evangelien sei ein ausgemachtes Resultat der wissenschaftlichen Kritik. Die Bibel sei ein Buch und Menschenwerk wie jedes andere; eine Inspiration Gottes sei undenkbar. Die Dreieinigkeitslehre sei unhaltbar. Es werde immer eine lächerliche Anforderung bleiben, sich ein Wesen wieder als drei Wesen vorstellen zu sollen. Die Bezeichnung Jesu als eines Mittlers und Versöhners sei bildlich zu verstehen. Statt in Jesu den Wunderthäter anzustaunen, statt ihn als das Lamm Gottes oder gar als ein totes Opferwerk für unsere Sünden zu preisen, sei er uns vielmehr das hohe Ideal männlicher Kraft und Heldenbegeisterung. Mit der bildlichen Bezeichnung Jesu als „Sohn Gottes" sei nichts weiter ausgedrückt als der Gedanke, daß nach unserer christlichen Weltansicht Jesus das bedeutendste Werkzeug in der Hand Gottes war, um nach seinem Plane die sittlich-religiöse Entwickelung unsres Geschlechts zu fördern. Jede Vorstellung von einer übernatürlichen Wahrheit und Einwirkung der heiligen Schrift sei als Aberglaube zu verwerfen. In die Ansicht von der Bedeutung der Sakramente habe sich der krassseste Aberglaube eingeschlichen u. s. w. Aufgabe des Predigers in unsern Tagen sei es, seiner Gemeinde ein Vorbild für das thätige Leben, ein Leiter der religiösen Gebräuche und ein Lehrer zur Aufklärung über die Religionswahrheiten zu sein.

Als diese Grapengießerschen Aufstellungen in weiteren Kreisen bekannt wurden, erregten sie das größte Aufsehen. Die allgemeine Erwartung richtete sich auf die Schritte, die Ein Hochehrwürdiges Ministerium gegen den Frevler am Heiligtum thun werde. Denn daß das Ministerium einschreiten müsse und werde, hielt man für ausgemacht, da doch die Kandidaten rev. min. nach der hierfür bestehenden Ordnung „ihre Vorträge nach der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern unserer Kirche einrichten und nie etwas lehren sollen, was denselben widerspricht." Aber man wartete vergeblich. Das Ministerium hüllte sich in tiefes Schweigen. Tief entrüstet und geärgert über den wiederholten Unfug in der Kirche Hamburgs übergaben 53 Männer, meist Familienväter, zum Teil angesehene Kaufleute,

zum Teil andern ehrenwerten Ständen angehörig, am 31. Juli dem Ministerium eine mit großer Mäßigung abgefaßte Vorstellung. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Kandidaten Schleiden und Grapengießer sich in ihren Schriften auf das entschiedenste gegen die Autorität der symbolischen Bücher unserer Kirche ausgesprochen hätten, ja, selbst gegen die Autorität der heiligen Schrift, soweit dieselbe nicht ihren Ansichten entspreche, sich erklärt hätten. Die christliche Gemeinde habe ein Recht, vor solchem Ärgernis bewahrt zu werden. Man wolle aber annehmen, daß die betreffenden Schriften nur als Verirrungen von Jünglingen anzusehen seien und daher dem Ministerium in der Wahl der anzuwendenden Mittel nicht vorgreifen, aber man bitte, auf angemessene Weise einzuschreiten, damit das Ärgernis und die Befürchtungen, zu denen die Schriften Veranlassung gegeben hätten, niedergeschlagen würden. Ein solcher Schritt war in Hamburg ganz neu und unerhört. Man wartete mit Spannung auf eine Antwort des Ministeriums. Aber eine solche erfolgte zunächst nicht.

Inzwischen hatten sich sechs unter denjenigen Hamburgischen Kandidaten, welche im Glauben und Bekenntnis der Kirche standen, gerührt. Schon vor dem Erscheinen der Grapengießerschen Schrift hatten die Kandidaten Brauer, Illiger, Köster, Wichern, Stöter und Raabe, nachdem sie zur Ausgleichung des Mißverhältnisses dasjenige versucht hatten, was ihnen das Gebot der Liebe und billige Rücksicht auf ihr kollegialisches Verhältnis zum Kandidaten Dr. Schleiden vorschrieb, das Ersuchen an das Ministerium gerichtet, dasselbe möge zur Aufrechterhaltung der Ehre ihres Standes und zur Verhütung größeren Ärgernisses den Herrn Kandidaten Schleiden bis zu dessen Resipiscenz (Sinnesänderung) ausschließen. Auf diese am 6. Juli 1839 vorgetragene Bitte erhielten die Petenten am 26. Oktober den mündlichen Bescheid durch den Senior, das Ministerium erachte das Ersuchen der sechs Kandidaten ihrer Stellung nicht angemessen und habe sich auch durch die in ihrer Petition enthaltenen Bemerkungen nicht bewogen fühlen können, die vorgetragene Bitte zu berücksichtigen. Da nun inzwischen auch die Grapengießersche Schrift erschienen war, so flüchteten sich die von dem Ministerium im Stich gelassenen Kandidaten in die Öffentlichkeit mit einer: „Öffentlichen Erklärung von sechs Kandidaten E. H. E. Ministerii in Veranlassung der von den Herren Kandidaten Schleiden Dr. und Grapengießer Dr. herausgegebenen Schriften.“ Sie erklärten freimütig: „Wir wollen auf keine Weise als solche angesehen werden, welche mit dem Bekenntnis der Herren Kandidaten

Schleiden und Grapengießer oder irgend sonst einem, dem ihren ähnlichen, unchristlichen oder widerchristlichen Bekenntnis eine Gemeinschaft haben. Wir glauben und darum bekennen wir den dreieinigen Gott, die Gottheit unsers HErrn JEsu Christi, die Versöhnung und Erlösung der sündigen Menschheit durch den Opfertod des HErrn; die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben an JEsum den Gekreuzigten u. s. w. Wir haben diesen Schritt nach reiflicher Überlegung gethan, und zwar nicht um Ärgernis anzurichten, sondern um unsersteils nicht zu fernerem Ärgernis Anlaß zu geben. Wir unterschreiben uns deswegen hiermit namentlich und öffentlich, unbekümmert um das Urteil derer, denen wir darin nicht gefallen, aber zugleich in zuversichtlicher Hoffnung, daß der HErr diejenigen, die da glauben an die Wahrheit des Evangelii, sammt uns in diesem Glauben stärken und behalten wolle."

Einer von den sechs Kandidaten, Johann Hartwig Brauer, seit 1837 Inspektor der Norddeutschen Mission, hatte am 21. Juli vertretungsweise die Nachmittagspredigt in St. Petri gehalten. Seine Predigt über Matth. 7, 15—23 war eine offenbar durch den entbrannten Kampf veranlaßte Warnung an die Gemeinde vor den falschen Propheten, die statt der göttlichen Gedanken ihre eigenen Einfälle und Hirngespinste verkündigen. Drei Wochen später, am 11. August, stand Kandidat Grapengießer in Vertretung des Hauptpastoren D. Moritz Ferdinand Schmaltz auf der Kanzel zu St. Jakobi. Er predigte über Lukas 18, 9—14: „Woher entspringt und wohin führt der Glaubenshochmut?" Die wahrhaft christliche Ansicht der besten Lehrer unter uns und der eifrigsten Leiter unserer Kirche sei es, daß die vielfältigsten Meinungen bei christlicher Gesinnung Raum hätten in dieser einen kirchlichen Gemeinschaft, und daß das Bild unsers Herrn und Meisters sich in den Herzen tausendfältig gestalten könne und dürfe. Und da kämen nun die Buchstabenknechte und die Eiferer und brächen wie wilde Zerstörer in unser Haus ein und legten die verwegene Hand an die Säulen unserer Kirche und trachteten danach, mit der Faust die Andersdenkenden hinauszujagen! Dahin dürfte es nicht kommen. Da müsse man reden und handeln im Dienste der Wahrheit und des christlichen Geistes! — Das war deutlich genug! Um dieselbe Zeit ließ auch der Hauptpastor D. Alt den Kandidaten Grapengießer auf der Kanzel zu St. Petri für sich predigen.

Die Thatsache, daß zwei angesehene Mitglieder des Ministeriums Grapengießer ihre Kanzeln besteigen ließen, während die Anklage jener

53 Bürger gegen Schleiden und Grapengießer bei dem Ministerium anscheinend keine Berücksichtigung fand, rief überall Verwunderung und in den Kreisen der Altgläubigen laute Entrüstung hervor. „Werden wir denn schon als die Ausgestoßenen betrachtet, an denen man jeglichen Mutwillen üben, die man mit Füßen treten kann?" so fragte eine Stimme jener Tage. Die beiden Hauptpastoren und Doktoren mochten das Gefühl haben, etwas zur Beruhigung der Gemüter thun zu müssen. So hielten sie denn am 17. Sonntage nach Trinitatis den 22. September, gleichzeitig „Friedenspredigten" über die Epistel Epheser 4, 1—6. Das Thema des D. Schmaltz war: „Worte des Friedens an die durch Glaubensmeinungen entzweiten Bekenner des HErrn," und D. Alt predigte über „das Friedenswerk in den Tagen des Glaubensstreites." D. Schmaltz meinte, der Unfriede in der christlichen Gemeine sei betrübend, man müsse über diese betrübende Zeiterscheinung nicht allzuviel klagen, man könne sonst leicht in eine bedenkliche Gemütsverstimmung versinken, welche den heiteren Lebensmut stören und die Freudigkeit zum Wirken rauben könne! Die Hauptsache sei, daß man seinen hohen Christenberuf beständig im Auge behalte, den Geist der christlichen Gemeinschaft recht festhalte und das Gemeinsame bedenke, was bei aller Verschiedenheit bleibe. Ein jeglicher lebe seines Glaubens, aber er werde auch bedenken, daß man in sehr verschiedenen Ansichten und Meinungen Antrieb und Stärkung zum heiligen und gottesgefälligen Leben finden könne. D. Alt meinte, in unserer teuren Stadt solle ein jeder seines Glaubens ungehindert leben dürfen, solange er mit demselben nicht störend in das Leben der übrigen oder in die gemeinsame Wohlfahrt aller eingreife. Er solle mit seinem Glauben nicht dem Spott, nicht der Lästerung, nicht der Verketzerung von denen preisgegeben sein, welche andere Ansicht von den göttlichen Dingen, als die allein richtigen, sich zugeeignet hätten. Es müsse bleiben bei der Duldung, die unter uns solange heilig gehalten sei, bei der Duldung, in welcher der eine den andern gern neben sich vertrage, bei welcher ein schöner Friede im Lande bleibe.

D. Alt hatte in seiner Predigt den Wohlgesinnten und Erleuchteten unter den Schriftforschern, „den Friedensräten," die „Eiferer ohne Erkenntnis", die „tobenden Eiferer" und „eifernden Thoren" gegenübergestellt und dabei auf den Kandidaten Brauer in unmißverständlicher Weise angespielt. Brauer schrieb nun: „Offene Bedenken gegen die von den Herren Doktoren Alt und Schmaltz gehaltenen

Predigten." Er verwahrt sich gegen die ihm und seinen Gesinnungsgenossen unterstellten Absichten: „Wir wollen nicht, daß jemand seines Glaubens wegen geschunden oder gespießt, geköpft oder gerädert, verbrannt oder ersäuft, todtgeschlagen oder gesteinigt, noch irgendwie an Leib, Gut und Ehre beschädigt und verkürzt werde; wir wünschen entschieden, daß jeder seines Glaubens frei und ungehindert leben könne, wir wollen allgemeine Duldung! Aber wir wollen nur das Eine nicht, daß die Wahrhaftigkeit leidet; wir wollen nur nicht, daß jemand, der ganz unevangelisch gesinnt ist, sich evangelisch nennt, daß jemand, der ganz unlutherisch geworden ist, noch als Lutheraner zu gelten Anspruch macht. Uns ist es nur zuwider, und wir können es nicht dulden, weil wir es lügenhaft finden, wenn Leute, die die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi, die Erbsünde, die Rechtfertigung durch den Glauben leugnen, sich doch so ansehen lassen, als ob sie das alles glaubten."

Brauers „Offene Bedenken" fanden bei dem Ministerium, das als solches garnicht angegriffen war, das größte Mißfallen, und man beeilte sich, ihm eine ernste Admonition zu erteilen, weil er die dem Ministerium gebührende Achtung verletzt habe. Brauer protestierte dagegen, weil man ihm weder mündlich noch schriftlich Gelegenheit zu seiner Verantwortung gegeben und ohne geringsten Beweis seine Schuld dekretiert habe. Nunmehr wurde ihm unter Androhung seiner Suspension folgender Revers zur Unterschrift vorgelegt: „Ich erkläre, daß ich mich der Rev. Min. gelobten reverentia gemäß künftighin in Wort und Schrift aller solchen Ausdrücke enthalten will, die mit der dem Predigtamt schuldigen Achtung streiten." Nach Ablauf der ihm gewährten Bedenkzeit von 48 Stunden schlug Brauer die Unterschrift ab. Am 10. Januar 1840 wurde ihm als Beschluß des Ministeriums (gegen welchen drei Mitglieder jedoch protestiert hatten), mitgeteilt, daß er zum Predigen nicht mehr werde zugelassen werden, bis er den Revers unterschrieben habe. Auf Zureden seiner Freunde verhielt Brauer sich zunächst ruhig. Spätere Versuche, das Ministerium zur Zurücknahme des Reverses zu bewegen, waren vergeblich. Ein angesehener Hamburgischer Prediger soll damals geäußert haben, es wundere ihn nicht, daß Schleiden und Grapengießer nichts geschehe, während man Brauer suspendiere; jene hätten nur den Herrn Christum, dieser aber die Herren Doktoren angegriffen!

Um dieselbe Zeit, als Brauers „Offene Bedenken" den Unwillen des Ministeriums in so hohem Grade erregten, war das Ministerium

zum Abschluß des auf die Eingabe der 53 Bürger gegen die Kandidaten Schleiden und Grapengießer eingeleiteten Verfahrens gelangt. Es hatte dem Ministerium einige Mühe gekostet, einen bei seiner Zusammensetzung gangbaren Weg zu finden. Als man den beiden Herren durch eine Kommission einen Verweis erteilen ließ und sie durch Unterschrift eines Reverses verpflichten wollte, nach der Bibel und dem Hamburgischen Katechismus zu lehren, erklärten dieselben, den Verweis als väterlichen Rat annehmen zu wollen, den Revers aber nicht unterschreiben zu können, da sie stets nach der Bibel und dem Katechismus gepredigt und unterrichtet hätten, soweit das darin Ausgesprochene mit ihren Ansichten übereinstimmte! Am 4. Oktober beschloß nunmehr das Ministerium per majora, die beiden Kandidaten durch den Senior auffordern zu lassen, sich bei ihren Predigten und in ihrem Unterricht „nach gewissenhaftester Überzeugung" an die Bibel und den Hamburgischen Katechismus halten zu wollen. Zu dieser nichtssagenden Verpflichtung verstanden sich Schleiden und Grapengießer natürlich sofort. Vier Mitglieder des Ministeriums gaben einen Protest gegen den Ministerialbeschluß zu Protokoll.

Nun erteilte das Ministerium auch den 53 Petenten seine Antwort. Zwei Deputierte der 53 wurden am 20. Oktober vor den Senior Rambach geladen, um mündlich den Bescheid zu empfangen, die Kandidaten Schleiden und Grapengießer hätten versprochen, künftig der Bibel und dem Hamburgischen Katechismus gemäß nach ihrer gewissenhaften Überzeugung lehren zu wollen. Diese Antwort, die von den beiden Deputierten mangels eines schriftlichen Bescheides auf der Stelle konzipiert und dem Senior mit der Frage vorgelegt wurde, ob man seine Worte richtig aufgefaßt habe, was derselbe bejahte, erregte bei den 53 Petenten den größten Unwillen. Man sah in der von dem Ministerium beliebten neuen Verpflichtung der beiden Kandidaten eine Überschreitung der verfassungsmäßigen Rechte des Ministeriums und beschloß, mit einer begründeten Beschwerde und Bitte sich an die oberste Kirchenbehörde, den Senat, zu wenden. Die in sehr ernster und entschiedener Sprache abgefaßte Beschwerdeschrift lag einige Tage zur allgemeinen Unterzeichnung aus. 175 Männer aus allen Ständen unterzeichneten dieselbe. Eine Abschrift wurde gleichzeitig dem Ministerium zur Kenntnisnahme überreicht.

Der Senat erteilte in kürzester Frist den Bescheid, derselbe erachte es, obwohl die Petenten im Rechte wären, nicht für zweckmäßig, auf die Sache weiter einzugehen. Die Supplikanten gaben

darauf dem Senat zu erkennen, daß sie den ihnen gewordenen Bescheid dahin verständen, daß die Kirchenverfassung gewahrt werden solle; daß sie aber, wenn sie sich vorläufig auch der weiteren Schritte enthielten, sich doch alle ihnen nötig erscheinenden Schritte vorbehielten. Bald nach den 175 Bürgern wandten sich die Pastoren Strauch und Rautenberg an den Senat mit ernster Beschwerdeführung und dringender Vorstellung, daß der Beschluß des Ministeriums hinsichtlich der Verpflichtung der beiden Kandidaten für null und nichtig erklärt werden möge. Sie wurden nach längerer Zeit abschlägig beschieden.

Angesichts dieser Vorgänge konnte ein Mann nicht länger schweigen, der in den früheren kirchlichen Kämpfen schon öfters sein gutes Schwert gegen die Feinde des kirchlichen Bekenntnisses geschwungen hatte. Es war der Senator Hudtwalcker. Er erhob einen ernsten „Protest in Veranlassung der neuesten kirchlichen Ereignisse in Hamburg.“ In der Vorrede erklärte er: „Die Sachen sind auf eine Spitze gekommen, daß ich es nicht länger vor Gott und meinem Gewissen verantworten kann, zu schweigen. Das Vertuschen hilft nichts, die Gemüter werden nur mehr erbittert, und der Schaden greift heimlich immer weiter um sich. Nur das helle Sonnenlicht der Öffentlichkeit kann eine Sache fördern wie diese, wo es sich um Dinge handelt, die für den Bettler und für den Millionär gleich wichtig sind.“ Nachdem er alsdann den bisherigen Verlauf des Streites geschildert, bespricht er die Supplik der 53 Bürger an das Ministerium: „So etwas war in Hamburg ganz neu und unerhört. Ich halte es für ein Ereignis, dessen Erheblichkeit nicht nach seinen nächsten Folgen gewürdigt werden darf. Es ist gleichsam die erste Spur des wiedererwachenden kirchlichen Sinnes unter uns, das erste Anzeichen des Bedürfnisses einer zu erneuernden kirchlichen Gemeinschaft. Die Frage, wo eigentlich die wahren Mitglieder der Kirche sind, wird immer unabweislicher werden, je mehr das Evangelium wieder Wurzel unter uns schlägt, und die Zeit auch ihrer definitiven Beantwortung wird kommen.“ Was eigentlich die Gegner des alten Glaubens in dem ausgebrochenen Streit verlangen, behaupten und verfechten, glaubt Hudtwalcker in folgende sechs Punkte zusammenfassen zu können: „Wir sollen uns gefallen lassen: 1. eine christliche Kirche ohne Glauben an eine übernatürliche, göttliche Offenbarung; 2. ohne gemeinsames, ein für allemal ausgesprochenes Glaubensbekenntnis, mithin ohne Symbol oder ohne Norm und Regulativ für die Lehre in dieser Kirche; 3. statt dessen als endlichen, höchsten

Glaubensrichter die Wissenschaft;“ 4. mit Abhängigkeit der Laien in Glaubenssachen von den Gelehrten, namentlich den Geistlichen; 5. aber auch letztere nicht als Lehrer, sondern als Schüler dastehend; 6. und dieses alles — mitten in einer Kirche, die von dem allen das gerade Gegenteil lehrt und ihre Diener auf diese gerade entgegengesetzten Schriften eidlich verpflichtet.

Nachdem Senator Hudtwalcker die einzelnen Punkte näher beleuchtet, entwirft er eine ergreifende Schilderung des tiefen Verfalls der sittlichen und religiösen Volksklassen in Hamburg, bei denen der Denkglaube (Rationalismus) in den völligsten Unglauben sich verkehrt habe: „Ich könnte ein Lied davon singen, daß den Herren die Ohren davon gellen sollten. Bei Gelegenheit der Verfügung über die wilden Ehen im Jahre 1833 habe ich die ersten Blicke in das Leben eines zahlreichen Teils der Hamburger Bevölkerung gethan, von deren Dasein fast niemand etwas ahnt, als wer mit der Polizei oder mit der Armenfürsorge zu schaffen hat. Da lernte ich diese Familien, diese Höfe und Gänge kennen, wo ungetaufte Kinder fast bei Dutzenden umherlaufen, wo das Band der Ehe fast unbekannt ist, wo niemand an den Besuch einer Kirche, geschweige denn an den Genuß des Abendmahles auch nur denkt, wo nur bisweilen zwanzig- und dreißigjährige Menschen, angeregt etwa durch den Eifer der neuen christlichen Vereine, sich zur Konfirmation melden; wo der Branntwein der Gott ist, und wo Lehren gepredigt werden, bei denen man darüber erstaunen muß, woher diese Intelligenz im Unglauben in solche Sphären geraten.“ Die Schuld für diese entsetzlichen Zustände seien eben in der Untergrabung des Offenbarungsglaubens zu suchen. Hudtwalcker meint alsdann, es wäre am leichtesten, aus einer Kirche auszutreten, in der die Dinge so weit gekommen wie jetzt in Hamburg, und die Bitte an die Obrigkeit zu richten, ein Kirchlein bilden zu dürfen, in welchem die Symbole festgehalten würden. Doch möchte er die Maßregel nicht billigen. Er wolle vielmehr mit seinen Gesinnungsgenossen sich dem vielfachen Unwesen in der Kirche mit jedem erlaubten Mittel auf das äußerste widersetzen. Und nun erhebt er seinen Protest: „Ich thue es hiermit, indem ich für mich und meine Kinder feierlich und öffentlich dagegen protestiere. Ich widersetze mich einer geistigen Unterdrückung und Anmaßung, die mich als Protestanten auf das tiefste verletzt. Ich will mir und den Meinigen das Kleinod des lauteren und unverfälschten Evangeliums, wie dessen Inhalt in den Bekenntnisschriften

unserer Kirche zusammengestellt ist, dessen Erringung unsern Vorfahren so viele Kämpfe gekostet hat, nicht nehmen lassen. Ich frage nicht, ob ich der Einzige bin, der diesen Protest erhebt, und würde es thun, wenn ich es auch wäre. In dieser Kirche will ich bleiben, bis sie auf gesetzlichem Wege — was ich für unmöglich halte — die hier angefochtenen Lehren sich aneignet. Das Wort sie sollen lassen stahn und keinen Dank dazu haben!"

Dieser Protest des in so hoher Stellung und allgemeiner Achtung stehenden Mannes erregte großes Aufsehen. Innerhalb dreier Wochen mußte eine zweite Auflage der Schrift besorgt werden, weil die erste nicht unbedeutende Auflage gänzlich vergriffen war. Eine Stimme im „Bergedorfer Boten" meinte, ein solcher Protest, in dem solche Dinge gesagt werden, ohne daß der Teil, gegen welche ein solcher Protest gerichtet sei, genannt werde, sei so gut wie eine gewonnene Schlacht. Nun waren freilich die Gegner wie auf den Mund geschlagen, aber die Sachlage selbst wurde dadurch nicht geändert. Weder nahm das Ministerium seine den Kandidaten Schleiden und Grapengießer einerseits und dem Kandidaten Brauer andererseits auferlegte Verpflichtung zurück, noch fühlte E. E. Senat sich bewogen, irgendwelche Schritte gegen das Verfahren des Ministeriums einzuleiten. So bemächtigte sich der Anhänger des alten Glaubens eine tiefe Niedergeschlagenheit. Man stand vor der für undenkbar gehaltenen Thatsache, daß weder die zu Recht bestehende Verpflichtung der Geistlichen auf die Symbole, noch die gesetzlichen Bestimmungen über die Kompetenzen des Ministeriums im stande seien, die Kirche Hamburgs gegen die Anmaßungen einer mit den Lehren der Schrift und der Bekenntnisse zerfallenen Partei, die nicht gewillt war, sich das Heft aus den Händen reißen zu lassen, zu schützen. Kein Wunder, wenn allen Ernstes in den Kreisen der Altgläubigen der Gedanke einer Trennung von der unheilbar, wie es schien, dem Verderben preisgegebenen Landeskirche erwogen wurde. Hatte doch selbst ein Hudtwalcker dies als letztes, wenn auch zur Zeit noch nicht beliebtes Mittel, um den Wirren zu entrinnen, in Aussicht gestellt. Eine kleine Schrift: „Die Wiederherstellung der ersten christlichen Gemeinde. Nebst einem Gespräch zweier Lutheraner über dieselbe," empfahl eine Trennung der Gläubigen von den Ungläubigen zur Wiederherstellung einer wahrhaft neuapostolischen Gemeinde ohne Unterschied der Konfessionen. Alles Übel in der Staatskirche wäre

einzig daher, daß alle, die getauft und konfirmiert sind, als Mitglieder der Kirche angesehen werden müßten, ohne gefragt zu werden, ob sie auch Christen seien. Auch eine zweite Schrift: „Zur Beherzigung für diejenigen jungen Geistlichen, welche der Gemeinde ihr Gelübde abzulegen haben über das, was sie glauben und über das, was sie zu lehren haben," redete der Trennung unbedingt das Wort und erklärte das Zerfallen in noch so viel Sekten für etwas wenig Bedenkliches.

Inzwischen hatte Kandidat Grapengießer den Mut gefunden, sich gegen die schwerwiegenden Angriffe des Senators Hudtwalcker zu verteidigen. Er that dies in einer Broschüre: „Wider die Angriffe des Herrn Senators Dr. Hudtwalcker." Nicht dem alten Rationalismus, den Hudtwalcker mit Recht einen trostlosen und eiseskalten genannt habe, sondern einem neuen, lebenswarmen, Philosophie und Glauben verknüpfenden Rationalismus huldige er. Die Entscheidung über die großen, wichtigen Fragen, um die es sich in dem entbrannten Streit handele, sei nicht von der Kirche, sondern allein von der Wissenschaft zu erwarten. Aus Liebe zur Wissenschaft, aus Liebe zur Wahrheit, aus heiliger Liebe zu seinem Beruf habe er sein Buch, das garnicht für die breite Öffentlichkeit, sondern für die Gelehrten bestimmt gewesen, geschrieben, und darum werde er auch fortfahren, so zu denken und zu reden wie bisher. Auch Grapengießers Schrift erlebte eine zweite Auflage.

Gegen Hudtwalckers Ausführungen richtete sich auch eine ziemlich konfuse, unter dem Motto: „Dich geht es an, wenn deines Nachbarn Haus in Brand gerät", erschienene Schrift eines „benachbarten Predigers": „Zur Verständigung über die neuesten kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg." Hudtwalcker hätte als hoher Staatsbeamter sich der Einmischung in die kirchlichen Händel enthalten sollen. Zu seinem Protest habe keine Veranlassung vorgelegen. Der entbrannte Streit sei so alt wie die Kirche selbst. Das Beieinandersein von Rationalismus und Supernaturalismus (Offenbarungsglaube) habe auch sein Gutes, indem es beide beim Wachen und in den gehörigen Schranken halte. Das Kirchenregiment habe allerdings die Gemeinden zu schützen vor der Willkür der Prediger, welche unchristlich lehren, aber es sei auch seine Pflicht, die treuen Prediger zu schützen vor der Willkür grundloser Verketzerungen!

Es traten nun auch Freunde und Verteidiger des alten Glaubens auf, die sich bis dahin der öffentlichen Einmischung in den Streit

enthalten hatten. Zu ihnen gehörte der Kandidat Hans Hinrich Wendt, der spätere Diakonus an St. Katharinen. In einem Schriftchen: „Wie dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er? Sendschreiben an einen Freund", bekennt er: „Eine tiefe Wehmut ergreift mich bei dem Gedanken an die Ereignisse, die hier im verflossenen Jahre vorgefallen; selten in meinem Leben bin ich wohl so tief verletzt worden, als durch die Schonungslosigkeit, mit der hier mitten in der protestantischen Kirche vor den Augen aller Welt über meine heiligste Überzeugung der Stab gebrochen. — Ich erkläre mich ganz bestimmt gegen einen destruktiven Protestantismus; ich wünsche von Herzen den Fortschritt in der christlichen Religionswissenschaft, eine immer tiefere Begründung des Dogmas, — aber ich will nicht eine Fortbildung des objektiv gegebenen Christentums, was seiner Natur nach garnicht fortgebildet werden kann, da es Geschichte ist, auf Thatsachen ruht. Wenn nun auch keinem ein Hindernis in den Weg gelegt werden darf, frei mit seinem Bekenntnis hervorzutreten, so kann doch die Kirche nicht dazu schweigen, wenn der, den sie zum Verkündiger des Wortes bestellt, sich auf eine solche Weise ausspricht, daß er mit den in ihr geltenden Prinzipien in Widerspruch tritt. — Erhöbe die protestantische Kirche unbedingte Lehrfreiheit an heiliger Stätte zum Gesetz, so gäbe sie sich selbst auf; ein Zustand allgemeiner Auflösung und Anarchie würde die unausbleibliche Folge sein. Einen solchen Zustand der Dinge fürchte ich, und deshalb sehe ich oft mit Zagen der nächsten Zukunft entgegen."

Eine etwas später erschienene Schrift eines „benachbarten Laien": „Beleuchtung der neuesten kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg und einer darüber erschienenen Schrift eines benachbarten Predigers", stellte sich entschieden auf die Seite Hudtwalckers. Er giebt den Rationalisten oder Neologen den Rat: „Scheidet aus einer Kirche, der ihr in Wahrheit nicht angehört! Baut euch eigene Kirchen, habt eure eigenen Prediger, die auch dasjenige predigen, was ihr glaubt. Noch mehr! Befindet ihr euch in der Mehrzahl, so mag eure Kirche die herrschende sein; aber seid ehrlich und wahr, gesteht geradezu den Gemeinden, daß ihr nicht Christum, der auferstanden ist von den Toten, predigt, nennt ihn nicht Heiland, Erlöser und Gottessohn, sagt vielmehr offen und unumwunden, was ihr von ihm glaubt, nämlich, daß er ein bloßer Mensch gewesen, der wie Sokrates, Solon, Plato und andere Weisen Vernunftlehren aufgestellt hat, die man hochstellen und daher anerkennen müsse! Wir verlangen, daß ihr euch lossagt von einer

Kirche, deren Bekenntnisschriften ihr verwerft. Wir aber wollen mit den Weisen im Morgenlande dem Stern folgen, der uns gen Bethlehem führt, um da unsern König und Herrn zu finden. Wir dürfen keine kirchliche Gemeinschaft haben mit denen, die „wollen der Schrift Meister sein und verstehen nicht, was sie sagen, oder was sie setzen." Wir können von den Regierungen fordern, daß sie dem Unwesen steuern und nicht zugeben, daß der Herr in seiner eigenen Kirche unter das Joch eines sich als unmaßgeblichen Richter geltend machen wollenden Verstandes gestellt werde. Nicht wollen wir ängstlich zum Frieden mahnen, nicht wollen wir ruhig dulden, daß man dasjenige, was unser innerstes Leben beseelt, in den Schmutz zieht oder lächerlich zu machen sucht. Mögen wir denn in diesem Kampfe wider die genannten Gegner nicht zaghaft und aus irdischen Rücksichten uns entziehen, wenn auch sein Endresultat eine Trennung der protestantischen Kirche sein sollte, wie es wohl nicht anders zu erwarten steht."

Zu dieser Trennung ist es zunächst nicht gekommen. Die rationalistische Majorität wollte sich wohl hüten, den errungenen Besitzstand freiwillig aufzugeben, und die altgläubige Minorität glaubte in Hoffnung besserer Zeiten sich bei ihren Protesten gegen den offenbar vollzogenen Rechtsbruch hinsichtlich des Konfessionsstandes der Hamburgischen Kirche beruhigen zu können. Auswärts hatte man den Kampf in seinen einzelnen Phasen mit größtem Interesse verfolgt. Der reformierte Pastor Mallet in Bremen schrieb in seinem „Kirchenboten" eine Reihe von Aufsätzen über: „Merkwürdige Vorfälle in Hamburg," die auf vielseitiges Verlangen auch besonders gedruckt wurden. Das Resultat, zu dem Mallet gelangte, war dieses: „So viel ist gewiß, daß für den Augenblick in Hamburg eine christliche Kirche lutherischen Bekenntnisses nur noch dem Recht und dem Namen nach, aber nicht mehr in der That vorhanden ist." Professor Hengstenberg in Berlin gab in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" ausführliche Berichte über den Verlauf des Streites. Und Professor Harleß in Erlangen gab in seiner „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" eine interessante Beleuchtung des Hamburger Kampfes in seiner Bedeutung für die gesamte evangelische Kirche. Harleß schrieb: „Niemand aber glaube, daß mit diesem anscheinenden Ende die Sache in Hamburg zu Ende ist. Es wird der Kampf über kurz oder lang, und, wir fürchten, mit verdoppelter Heftigkeit ausbrechen. Denn wo man mit Unrecht beschwichtigen will, da wird die Flamme erst recht angefacht. Der vereinzelte Fall gleicht nur einem Feuer-

zeichen, das neben den vielen bereits flammenden uns die allgemeine Not, den allgemeinen Krieg verkündigt. Es taucht ein solches Meteor nach dem andern auf, um womöglich die trunkenen Schläfer zu wecken, um uns zu weissagen, was da kommt, wenn es so bleibt: Zerfall unserer protestantischen Kirche!"

14. Der Missionsstreit.

Seit dem Jahre 1834 bewegten die evangelischen Missionsvereine in Bremen, Stade, Hamburg u. a. O. den Gedanken des Zusammenschlusses zu einer selbständigen „Norddeutschen Missionsgesellschaft." In einer Versammlung von Vertretern der einzelnen Missionsvereine in Hamburg am 9. April 1836 kam der Gedanke zur Ausführung. In zweitägiger Verhandlung auf dem Kirchensaal zu St. Nikolai unter dem Vorsitz des Hauptpastors D. Strauch wurde von den Hamburger, Altonaer, Bremer, Ritzebütteler und Stader Deputierten die Gründung einer „Norddeutschen Missionsgesellschaft" einmütig beschlossen. Ein aus neun Personen bestehender Ausschuß, der seinen Sitz in Hamburg haben sollte, wurde zur Verwaltung der laufenden Geschäfte gewählt. Die Leitung der Gesellschaft sollte durch die jährliche Generalversammlung stattfinden. Die Errichtung einer eigenen Bildungsanstalt für Missionare wurde künftiger Beratung vorbehalten. Der § 10 der Statuten lautete: „Um aller Willkür in der Lehre der Boten vorzubeugen und alles Unevangelische bei ihnen fern zu halten, wird die Augsburgische Konfession als Richtschnur angenommen." — Da die Statuten von sämtlichen Vereinen genehmigt werden mußten, fand in den Tagen vom 8.—10. Oktober eine außerordentliche Generalversammlung statt. Hier kam es zu eingehenden Erörterungen über den § 10 der Statuten. Stade beantragte, denselben ganz fallen zu lassen, da derselbe unter den Mitgliedern der Missionsvereine, die für die große Angelegenheit des Reiches Gottes bisher miteinander vereinigt gewesen wären, Zwiespalt erregen könne. Man einigte sich in dem Bewußtsein, „daß die Mission als ein Werk des Glaubens und der Liebe ihren Standpunkt weder in Wittenberg, noch in Genf, noch in Rom, sondern in Jerusalem habe", und nahm als § 2 der Statuten die Bestimmung auf, daß die Gesellschaft, be-

stehend aus lutherischen und reformierten Glaubensgenossen, die Verhältnisse der beiden Schwesterkirchen in keiner Weise beeinträchtigen wolle, hinsichtlich der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden sich aber an die Anweisung des Herrn, Matth. 28, 18—20 halte, in der Überzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen sei, sondern daß die Kirche unter den Heiden durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und seines Geistes sich eigentümlich gestalten werde.

Die Generalversammlung in Bremen in den Tagen vom 19. bis 22. Mai 1837 faßte den Beschluß, eine eigene Missionsschule zur Ausbildung von Missionaren zu errichten. Die Missionsschule sollte in Hamburg sein. Zum Inspektor derselben wurde der Hamburger Kandidat Johann Hartwig Brauer einstimmig gewählt. Das Haus Nr. 70 am Stadtdeich wurde gemietet und am 30. Oktober 1837 bezogen und eingeweiht. Jetzt entstand die Frage, welche Lehre die Zöglinge des Missionshauses empfangen sollten, die reformierte oder lutherische? Auf der Generalversammlung in Stade in den Tagen vom 22.—25. Mai 1839, die unter dem Zeichen des einmütigen Verlangens stand, um der konfessionellen Frage willen nicht die Gemeinschaft zu lösen, wurde beschlossen, den Inspektor hinsichtlich seines Unterrichts auf die gemeinsame Bekenntnisschrift der protestantischen Kirche, die Augsburgische Konfession, zu verweisen. Über die Lehre vom heiligen Abendmahl verhandelte man auf Grund von Vorschlägen, die der lutherische Pastor Schlichthorst in Stadingbüttel und der reformierte Pastor Müller in Lehe gemacht hatten, und stellte in sechs Punkten eine eigene Abendmahlslehre auf, dahin gehend, daß mit dem Brot und Wein eine wahre Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu verbunden sei. Außerdem beschloß man, daß die Ordination eines jeden Missionars in der Kirche zu geschehen habe, zu welcher er sich bekenne. Die ordinierten Missionare sollten dann ohne Berücksichtigung der konfessionellen Verschiedenheit von der Generalversammlung unter Gebet und Handauflegung abgeordnet werden. Alle Anwesenden, unter denen sich auch der Kandidat Ludwig Harms, damals Hauslehrer in Lauenburg, befand, stimmten diesen Beschlüssen einstimmig zu und, aufs tiefste bewegt, erhob sich die ganze Versammlung und stimmte das Lied an: Nun danket alle Gott!

Diese Stader Beschlüsse fanden zunächst viele Zustimmung. Der Rostocker Missionsverein, der sich bisher der Gesellschaft nicht an-

geschlossen hatte, beschloß einstimmig seinen Beitritt. Auch andere Vereine in Hannover und Holstein schlossen sich im Laufe der vierziger Jahre an, so daß die Norddeutsche Missionsgesellschaft im Jahre 1848 aus dreizehn Vereinen bestand. Andere Vereine wandten der Gesellschaft ihre gesamten Einnahmen zu, ohne formell derselben beizutreten. Unter den Theologen, die den Stader Beschlüssen zustimmten, befanden sich Professor Guericke in Halle, der namentlich die in Stade aufgestellten Artikel vom heiligen Abendmahl mit „freudiger Anerkennung" begrüßte, und Professor Lücke in Göttingen, der in seinen „Missionsstudien" die Norddeutsche Missionsgesellschaft lobte, weil sie den Unionsgrund und Unionszweck der evangelischen Mission offen bekannt und geltend gemacht habe. Andererseits riefen die Stader Beschlüsse in den Kreisen der bewußt konfessionellen Lutheraner den entschiedensten Widerspruch hervor.

In Hamburg hatte schon im Jahre 1836 ein lutherischer Laie gegen den unierten Charakter der Norddeutschen Missionsgesellschaft protestiert. Es war der Inhaber eines Weinkellers an den ersten Vorsetzen, Johann Matthias Heyn, der zu den damals noch vorhandenen wenigen Christen gehörte, welche die reine lutherische Lehre als ein Erbteil von ihren frommen Eltern überkommen hatten. Durch seine Beschäftigung mit den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche und seine Bekanntschaft mit den durch die Durchführung der Union aus Preußen vertriebenen Pastoren, die bei der Auswanderung mit ihren Gemeinden sich kürzere oder längere Zeit in Hamburg aufhielten, war er in seiner Liebe zur lutherischen Kirche und in seinem Widerwillen gegen alles unionistische Wesen mächtig gestärkt worden. Als Mitglied des Hamburger evangelischen Missionsvereins fühlte er sich durch die Beschlüsse der Generalversammlungen der Norddeutschen Missionsgesellschaft hinsichtlich ihrer konfessionellen Stellung beschwert und vollzog im Sommer 1836, nachdem er in Briefen an den Hauptpastor D. Strauch und den Kandidaten Moraht seinen Protest gegen den unierten Charakter der Norddeutschen Mission niedergelegt hatte, seinen Austritt aus dem Hamburger evangelischen Missionsverein. Ihm folgten eine Anzahl gleichgesinnter Freunde, die sich nunmehr an die im Jahre 1836 in Dresden gegründete „Evangelisch lutherische Missionsgesellschaft" anschlossen und im Jahre 1837 den Hamburger Hilfsverein dieser später nach Leipzig übergesiedelten Missionsgesellschaft gründeten. Heyn selbst schrieb in diesem Jahre ein Buch: „Die zur Union führende Mission nebst Ehrenrettung der unver-

änderten Augsburgischen Konfession und lutherischen Kirche," in welchem er die Vorgänge bei der Gründung der Norddeutschen Missionsgesellschaft und bei seinem Austritt aus derselben darlegte und dagegen protestierte, daß Lutheraner die reformierte Kirche als eine „Schwesterkirche" bezeichneten. Die Schrift erlebte mehrere Auflagen. D. Strauch schrieb dagegen: „Nachweis der Rechtfertigung für und von L. C. G. Strauch, Pastor zu St. Nikolai."

Gegen die Norddeutsche Missionsgesellschaft richtete einige Jahre später der bekannte Pastor L. A. Petri eine Schrift: „Die Mission und die Kirche. Hannover 1841." Er bekämpfte namentlich die Anschauung, daß die Missionare kein kirchlich bestimmtes Christentum den Heiden predigen sollten, sondern nur den unvermittelten Inhalt der heiligen Schrift ohne Rücksicht auf den Entwickelungsprozeß der verflossenen achtzehn Jahrhunderte. Alles Christentum müsse kirchlich sein. Da die Kirche sich in mehrere sichtbare Kirchen gespaltet habe, so müsse auch die kirchliche Verschiedenheit, so lange sie rechtlich bestehe, in der Missionsarbeit respektiert werden. Die Norddeutsche Mission habe sich mit ausdrücklichen Worten von den drei abendländischen Kirchen losgesagt und nehme ihren Standpunkt in Jerusalem, auf dem Ölberg. Sie komme dadurch in die Notwendigkeit, selbst als neue Kirche auftreten zu müssen, ein eigenes Glaubensbekenntnis aufzurichten, das Abendmahl halb nach lutherischer, halb nach reformierter Weise verrichten zu lassen u. s. w. Hiergegen schrieb ein anonymer Verfasser: „Die Kirche und die Mission in Norddeutschland. Ein Wort des Bedenkens an den Herrn Pastor Petri." Die N. M. lasse ihre Zöglinge von der anerkannten kirchlichen Behörde prüfen, ordinieren und auf die üblichen Symbole verpflichten, wenn auch die Lehrinstruktion für die Bildungsanstalt ihrer Missionare in Hamburg dasjenige betone, was den Reformierten und Lutheranern gemeinsan. In einer sehr lebhaft geschriebenenen Broschüre: „Die Kirchenspaltung und die Mission" trat nun auch J. W. Rautenberg zu St. Georg gegen die Petri'schen Ausführungen auf. Petri habe Kirche und Christentum, Glaubensform und Glaubenswesen, Bekenntnis und Gesinnung vermischt und verwechselt. Die Prediger der neuen Heidengemeinden sofort z. B. auf die Augsburgische Konfession zu verpflichten, widerspräche der Idee der christlichen Mission nicht minder, als sie unter die dreifache päpstliche Krone stellen. Die Kirche missioniere, aber nicht die Kirchenpartei, welche in der Kirche ist und in welcher die Kirchenglieder sind.

Es wurden noch verschiedene Schriften gewechselt, welche die tiefe Kluft offenbarten, die durch die Kreise der Missionsfreunde ging und über kurz oder lang zu einer Trennung innerhalb der Norddeutschen Missionsgesellschaft führen mußte. Inzwischen waren in Hamburg die ersten Zöglinge ausgebildet und standen zur Aussendung bereit. Fr. H. Wohlers wurde in Hamburg von einer Kommission des Ministeriums geprüft und von D. Strauch im Auftrage des Seniors D. Rambach ordiniert. J. F. Riemenschneider bestand die Prüfung vor dem Ministerium in Bremen und wurde von Pastor Mallet ordiniert. Die feierliche Abordnung derselben nach Neu-Seeland wurde am 6. Oktober 1842 in der Dreifaltigkeitskirche zu St. Georg von Pastor Rautenberg vollzogen. Eine ihnen mitgegebene Instruktion war mit großer Behutsamkeit abgefaßt, um nicht bei den gespannten Verhältnissen innerhalb der Missionskreise Anstoß zu erregen. Dennoch nahmen verschiedene Missionsvereine daran Anstoß, daß beide Missionare, von denen der eine auf die lutherischen Symbole, der andere auf den Heidelberger Katechismus verpflichtet sei, auf dasselbe Arbeitsfeld gesandt wurden. Die Generalversammlung in Altona in den Tagen vom 9. bis 13. Juni 1843 verhandelte über die Konfessionsfrage innerhalb der Missionsgesellschaft. Die Reformierten, deren Sprecher Pastor Mallet war, verstanden sich dazu, die Gesellschaft unter das Panier der ungeänderten Augsburgischen Konfession zu stellen. Dennoch trat nach einigen Jahren der Riß ein. Im Jahre 1848 wurde das Missionshaus von Hamburg nach Bremen verlegt und bald ganz geschlossen, nachdem eine Reihe von Mißhelligkeiten zwischen dem Inspektor und den Missionszöglingen stattgefunden. Eine Anzahl mecklenburger und hannöverscher Missionsvereine vollzogen ihren Austritt. Im Jahre 1851 wurde Bremen der Mittelpunkt der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Der Hamburger evangelische Missionsverein ist der Gesellschaft bis heute treu geblieben.

---

15. Die Entstehung einer lutherischen Freikirche in Hamburg.

Seit dem Jahre 1834 hatte man in Preußen ein förmliches System polizeilicher Verfolgungen gegen die sogenannten „Altlutheraner", die sich der Durchführung der Union widersetzten, eingeführt. Um den fortwährenden Drangsalierungen zu entgehen, entschlossen sich eine Reihe von Pastoren, mit größeren oder kleineren Teilen ihrer Gemeinden nach Amerika oder Australien auszuwandern, um dort ungehindert ihrem lutherischen Bekenntnis leben zu können. Unter ihnen befand sich der Pastor August Kavel, seit 1835 Pastor der lutherischen Gemeinde zu Klemzig bei Züllichau, der im Sommer 1838 mit seiner Gemeinde auf Oberländerkähnen nach Hamburg kam, um nach Australien auszuwandern. Während Pastor Kavel gleich nach England ging, um den Schiffskontrakt abzuschließen, blieben seine Gemeindeglieder noch längere Zeit in Hamburg. Ihre Morgen- und Abendandachten mit den feierlichen Gesängen, die sie auf ihren Kähnen im Hafen hielten, erregten vielfältige Aufmerksamkeit und Nachfragen. Eine Anzahl ernster, konfessionell gerichteter Lutheraner Hamburgs traten mit diesen Auswanderern in persönliche Beziehungen. Wie sie nun einerseits tief ergriffen wurden durch die Mitteilungen über die harten Bedrückungen der lutherischen Glaubensgenossen in Preußen, so wurde ihr Blick andererseits geschärft für die in der lutherischen Kirche Hamburgs unleugbar vorhandenen Mißstände, und es begann eine tiefe Beunruhigung der Gemüter über den Bekenntnisstand ihrer heimatlichen Kirche Platz zu greifen. Als nun im folgenden Jahre Pastor Grabau, der spätere Präses der Buffalosynode in Nordamerika, mit seiner Gemeinde in Hamburg eintraf und bis zum Herbst 1839 hier verweilen mußte, weil sich ihrer Abreise Schwierigkeiten in den Weg stellten, auch manche von diesen preußischen Lutheranern sich hier förmlich einmieteten und ihr Gewerbe betrieben, gestalteten sich die Beziehungen vieler Hamburgischen Lutheraner zu diesen von einer gewissen Märtyrerglorie umstrahlten Glaubensgenossen immer herzlicher. Pastor Grabau hielt sogar eine Zeitlang zahlreich besuchte Bibelstunden in der Dammthorstraße, in denen er das Wort Gottes mit großer Kraft verkündigte.

Schon einige Jahre vorher hatten eine Anzahl dieser konfessionell gesinnten Hamburgischen Christen, zu denen der Weinhändler J. M.

Heyn, der Vierländer Brandt, der Kornmakler Fittig, der Lederhändler Müller, der Maler Hellmers u. a. gehörten, ihren Austritt aus der am 9. April 1836 gegründeten Norddeutschen Missionsgesellschaft aus konfessionellen Gründen vollzogen und sich 1837 zu einem Hilfsverein der ebenfalls im Jahre 1836 gegründeten Dresdener (später Leipziger) evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft vereinigt. In einem Buche: „Die zur Union führende Mission", und in dessen Fortsetzungen: „Was ist die sogenannte evangelische Kirche für eine, wenn es keine lutherische und keine reformierte sein soll?" — und: „Die in das feine Netz der Union geratene evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg" schürte der Weinhändler Heyn, ein kraftvoller und origineller Mann, der sich in seinem Weinkeller an den ersten Vorsetzen mit seinen Gästen, Schiffskapitänen, Jollenführern und andern Bürgersleuten über bürgerliche und kirchliche Angelegenheiten unterhielt, und dem es mit dem Bekenntnis seines christlichen Glaubens voller Ernst war, das Feuer der Unzufriedenheit mit den bestehenden kirchlichen Verhältnissen in Hamburg. In seinen Schriften gab er Mitteilungen über die kirchlichen Vorgänge in Preußen und über die kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg, sowie Auszüge aus Erdmann Neumeisters Schriften, die in diesen Kreisen in hohem Ansehen standen und eifrig gelesen wurden. Heyn und seine Freunde lebten sich immer mehr in den Gedanken ein, daß das lutherische Bekenntnis in Hamburg nicht nur gefährdet sei, sondern die Hamburgische Kirche schon seit dem Jahre 1788, wo das neue Gesangbuch und die neue Agende eingeführt worden, aufgehört habe, eine lutherische Kirche zu sein.

Der Schleiden-Grapengießersche Handel mit den vergeblichen Bestrebungen der Anhänger des alten Glaubens, bei E. E. Ministerium und E. H. Rat einen wirksamen Schutz gegen die Übergriffe der Rationalisten zu erlangen, führte jenen Kreisen weitere Unzufriedene zu, unter denen es Leute gab, die mit wahrem Seelenschmerz den zunehmenden Verfall der lutherischen Kirche Hamburgs beklagten. Während des erwähnten Kampfes gegen Schleiden und Grapengießer hatte der Kaufmann Franz Klefeker eine „Bitte um Aufklärung" an die „Neue Hamburger Zeitung" gesandt. In dieser Bitte stellte er fünf Fragen, die ihm infolge der neuesten kirchlichen Vorgänge aufgedrängt und die er öffentlich beantwortet sehen möchte. Die erste Frage lautete: „Übernehmen die Geistlichen dieser Stadt eine Verpflichtung in Hinsicht der Lehre und des Bekenntnisses, und wie

lautet dieselbe?" Die dritte Frage: „Welcher Behörde steht es zu, darüber zu urteilen, daß die Lehre und das Bekenntniß im Einklange mit der etwa übernommenen Verpflichtung seien?" Die fünfte Frage: „Stehen den einzelnen Gliedern der Gemeinde verfassungsmäßig Mittel zu Gebote, und welche, um für ihr Teil die Erfüllung der etwa übernommenen Verpflichtung zu erwirken?" Die Zeitung nahm den Artikel auf, aber der Zensor Dr. Hermann Goßler strich denselben mit der Bemerkung: „Eignet sich nicht für dies Blatt, gehört vielmehr in eine theologische Zeitschrift." Klefeker erhob hiergegen Beschwerde, zuerst bei der Zensurkommission, sodann bei dem Senat, darauf bei dem Kollegium der Oberalten und endlich bei dem Kollegium der Sechziger, wurde aber überall abschlägig beschieden. Als Grund wurde die Notwendigkeit, der periodischen Presse die Erörterung theologischer und kirchlicher Streitigkeiten zu entziehen, angegeben. Klefeker und seine Freunde sahen hierin eine endgültige Abweisung ihrer Ansprüche auf Aufrechterhaltung des lutherischen Bekenntnisstandes der Hamburgischen Kirche.

Eine Anzahl jüngerer Christen aus diesen Kreisen gehörten dem von der „Gesellschaft christlicher Freunde" im Dezember 1834 gegründeten „Jünglingsverein" an. In dem Hause Kaakstwiete Nr. 6, wo auch die von derselben Gesellschaft gegründete „Christliche Leihbibliothek" unter Leitung des Herrn Ortlepp sich befand, hatte derselbe sein Versammlungslokal. Diese jungen Leute besprachen sich viel über Glaubenssachen und suchten sich gegenseitig im Bekenntnis der Wahrheit zu stärken. Der Hausvater Ortlepp war dabei ihr väterlicher Freund und Berater, der, wenn sich die Gemüter erhitzten, vor Ausschreitungen und fleischlicher Streitsucht warnte. Nun erschien vom Jahre 1839 an, ein von dem Advokaten Dr. Ulrich Hübbe herausgegebenes Blatt: „Der lutherische Pilger aus dem Norden, Denkblätter für Wahrheit und Recht," das mit andern religiösen Zeitschriften im Lokal des Jünglingsvereins auslag. Das Blatt besprach die kirchlichen Angelegenheiten im Sinne jener streng konfessionell gerichteten Kreise, betonte die Notwendigkeit der kirchlichen Lehrzeit und brachte Auszüge aus den Bekenntnisschriften und den alten lutherischen Erbauungsbüchern. Es bestand bis zum Jahre 1841. Ulrich Hübbe wanderte im folgenden Jahre nach Australien aus. Jene Jünglinge gehörten zu den eifrigen Lesern des Pilgers und wurden dadurch, sowie durch das Forschen in der Schrift und in dem Konkordienbuche in der Überzeugung bestärkt, daß die Hamburgische

Kirche tief krank sei. Einige von ihnen verkehrten auch in dem Hause des Vierländers Brandt im Breitenhof am Dovenfleth, eines frommen und sehr belesenen Mannes, der eine große Bibliothek auserlesener lutherischer Bücher besaß. Hier wurden schwierige Stellen der heiligen Schrift besprochen und darüber verhandelt, was bei der hiesigen kirchlichen Lage zu thun geboten sei.

Im Jahre 1840 kam Pastor Fritsche aus Schlesien mit seiner Gemeinde nach Hamburg, um auszuwandern. Fast gleichzeitig kam ein Pastor Krause, der schon 1838 nach Amerika ausgewandert war, wegen Erkrankung und aus andern Gründen nach Hamburg zurück. Die um Ortlepp und Brandt gescharten Kreise baten nun Fritsche, sie mit Wort und Sakrament zu bedienen, was derselbe ablehnte, da er nicht in ein fremdes Amt greifen wollte. Dagegen traten M. Heyn und seine Freunde, zu denen auch der Maurermeister Eduard Stammann gehörte, der oft leidenschaftlich aufgeregt war und wie im Reden und Poltern, so auch in andern Dingen nicht Maß zu halten verstand, mit dem Pastor Krause in Verbindung. Man versuchte vom Senior Rambach die Erlaubnis zu erwirken, daß Krause in einer der Hamburgischen Kirchen predigen dürfe, und als dies abgeschlagen wurde, begann Krause in einem Hause auf dem Mönkedamm zu predigen. Der sehr begabte, aber fanatische Mann zog durch seine Predigten viele heran, denen allen er die Hoffnung auf eine Besserung der Landeskirche nahm und die völlige Trennung von derselben zur Gewissenspflicht machte. Am Ostertag 1841 teilte er nach vorausgegangener Privatbeichte das heilige Abendmahl aus, an welchem mehrere, namentlich von den jüngeren Leuten teilnahmen. Von dem Hauptpastor D. Strauch zur Verantwortung gezogen, mußte Krause auf Befehl der Polizeibehörde Hamburg verlassen. Er hielt sich noch eine Zeitlang in Altona auf, wo ihn seine Hamburger Freunde besuchten. Im Mai 1841 kehrte er nach Amerika zurück, nachdem er in einer Schmähschrift: „Wer ist der Pastor Krause, und was ist das Hamburgische Ministerium“ seine Hamburger Erlebnisse veröffentlicht hatte. Weil das in Hamburg gedruckte Buch als Druckort „Milwauki, Wisc.“ angegeben hatte, wurden der Drucker Anthes sowie seine Freunde Heyn und Stammann zu einer Geldstrafe verurteilt.

Zunächst versammelten sich nun die durch Teilnahme an dem von Krause gespendeten Abendmahl aus der Gemeinschaft der Hamburgischen Landeskirche Ausgeschiedenen und ihre Freunde zu gemeinsamen Lesegottesdiensten mit Gesang und Gebet in einem befreundeten

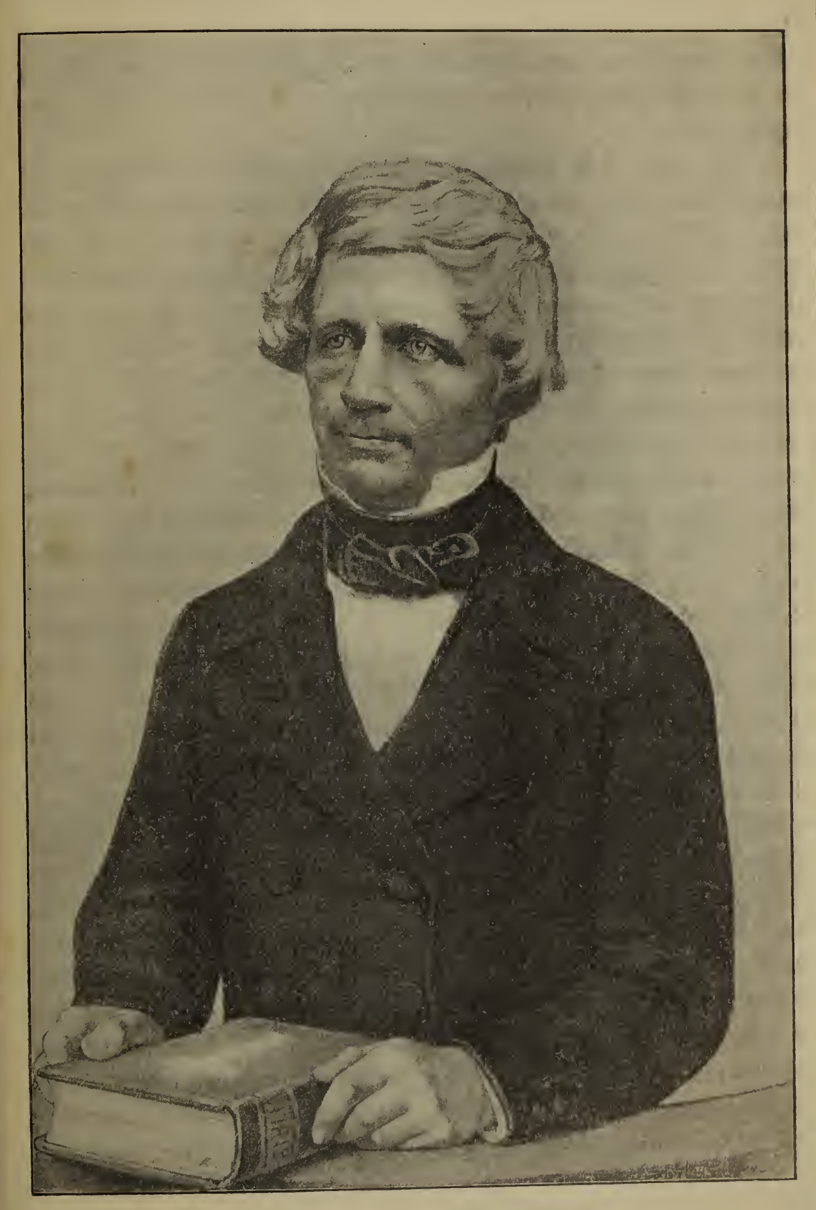
Hause. Dann ließen sie einen in Preußen ausgetretenen Pastor Wehrhan nach Hamburg kommen, der sich aber weigerte, ein Amt an diesem Kreise zu übernehmen, weil die Union in Hamburg nicht förmlich eingeführt sei. Dann richtete der Maurermeister Stammann auf seinem Grundstück an der Koppel zu St. Georg ein gottesdienstliches Lokal ein, wo aus guten alten Postillen eine Predigt vorgelesen und gemeinsame Lieder aus dem alten Hamburgischen Gesangbuch gesungen wurden. Die Leitung des Ganzen übernahm Stammann in Verbindung mit Heyn u. a. Dies dauerte bis zum Jahre 1844, wo plötzlich ein Mann, namens Utgenannt, den Stammann und seine Freunde berufen hatten, erschien, um eine Probepredigt zu halten. Dieser Utgenannt, der früher Schullehrer in Eisleben gewesen und dessen Ruf kein guter war, wurde ungeachtet des Widerspruchs vieler Besonnenen in jenem Kreise von Stammann unter Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche ordiniert und als Pastor der „echten evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde zu Hamburg" in sein Amt eingeführt. Utgenannt arbeitetete ein Gemeindestatut aus, das unter dem Titel: „Der echt evangelisch-lutherischen Kirche in Hamburg Restitutio in integrum", im Druck erschien. Utgenannt stellte sich hierin dar als der Reformator Hamburgs und erhob der Obrigkeit gegenüber Ansprüche auf das Kirchenvermögen und Salärierung. Utgenannt wurde aus Hamburg ausgewiesen. Sein Treiben hatte vielen die Augen geöffnet, und über die Hälfte der Mitglieder erklärte in öffentlicher Gemeindeversammlung ihren Austritt. Während nun Stammann und sein Anhang mehrere Jahre als „altlutherische Kirche zum Kripplein Christi" ihr Wesen fortsetzten, suchten die Ausgetretenen, stille, ernste Leute, die aus Gewissensgründen sich von der Hamburgischen Kirche getrennt hielten und sich von Männern wie Superintendent Katenhusen in Ratzeburg und Pastor Löhe in Neuen-Dettelsau beraten ließen, ein Kirchenlokal und einen Hirten. Nach manchen Anstrengungen und Enttäuschungen fand man im Jahre 1851 in dem Pfarrer Meinel aus Bayern den rechten Mann, unter dessen Leitung die „Zionsgemeinde" bis auf den heutigen Tag in Frieden sich erbaut hat.

---

16. Johann Hinrich Wichern.

Am 8. März 1824 schrieb ein angehender Student in Hamburg an seinen in Bonn studierenden Freund: „In den drei akademischen Jahren hoffe ich zu arbeiten, daß es kracht, dann aber nach Hamburg zurückzukehren, um in meiner Vaterstadt ausschließlich für unsern Glauben wirken zu können durch Lehre und That, durch That und Lehre. — Noch drei oder vier trübe Herbste, und es ist so weit. Wir alle, wir Freunde, noch jung in der Wahrheit, treten dann Hand in Hand in der Vaterstadt zusammen auf. Panier ist uns der Herr, und wir zittern nicht. Wir verkünden seinen Namen, wir, seine Kinder, und lieben uns herzlich und helfen einander, so viel wir können. Nicht wahr, Freund, Trauter, wird das nicht schon ein Leben sein wie im Himmel, wenn wir alle vereint, ausgerüstet mit Wissenschaft und vor allem mit Liebe, im Glauben so dastehen?" — Der Briefschreiber war Johann Hinrich Wichern. Ahnungsvoll klingt aus diesen Worten jugendlicher Begeisterung das Lebenswerk des Mannes heraus, den Gott dazu ausersehen hatte, durch „That und Lehre" der Vater und Herold der inneren Mission zu werden.

Johann Hinrich Wichern wurde am 21. April 1808 im „schwarzen Lamm" auf dem alten Steinweg als das älteste von sieben Kindern des Notars und beeidigten Übersetzers Johann Hinrich Wichern und seiner Ehefrau Karoline geb. Wittstock geboren. Der Vater war ein sprachgewandter Mann, der sieben lebende Sprachen beherrschte. Ernst und fleißig in seinem Beruf, suchte er seine Freude und seine Erholung im Schoße seiner zahlreichen Familie. Die Mutter war eine fromme, kluge und unermüdlich thätige Frau. Lachen konnte sie wie ein Kind und arbeiten wie ein Mann. Wicherns Kindheit fiel in die Drangsalszeiten der französischen Fremdherrschaft. Mancherlei Not und Sorge lastete auf den Eltern. Um Weihnachten 1813 mußten sie, wie unzählige andere Familien, Hamburg verlassen. Auf dem Gute Kulau bei Buxtehude fanden sie ein notdürftiges Unterkommen. Der kleine Hinrich empfing von diesem Aufenthalt Eindrücke von der Herrlichkeit des Landlebens, die ihm unvergeßlich blieben. Nach der Rückkehr nach Hamburg begann für den Knaben das geordnete Schulleben, zuerst in der Ehlers'schen Privatschule, später auf dem Johanneum. Auch im Klavierspiel ließ der Vater, der selbst ein großer Freund der Musik war, seinen Ältesten unterrichten.



Johann Hinrich Wichern.

Mit dem Vater verwuchs der Knabe aufs innigste. Er bekannte später: „Mein Vater war der einzige, der mich ganz verstand, wie ich war, mit allen meinen Gebrechen und auch mit allem, was in mir zum Licht emporstrebte.“ Um so tiefer war sein Schmerz, als er in seinem sechzehnten Lebensjahre, am 14. August 1823, den Vater verlor.

Der Tod des Vaters versetzte die Familie in eine sehr bedrängte Lage. Der Sohn machte zum erstenmal in seinem Leben die ernste, für seine Zukunft so wichtige Erfahrung der Armut. Er entschloß sich, seiner Mutter, die ein kleines Geschäft mit holländischen Waren eröffnete, durch Stundengeben zu Hilfe zu kommen. Bald waren alle Tage besetzt. Bis in die Nacht hinein mußte er dann bei seinen Schulaufgaben sitzen. Bei dem Kandidaten Wolters, dem nachherigen Pastor an St. Katharinen, empfing er nun auch Unterricht zur Vorbereitung auf die Konfirmation. Wolters, der zum freudigen Bibelglauben durchgedrungen war, wurde für Wicherns Glaubensleben von entscheidender Bedeutung. In seinem hohen Alter noch bekannte er: „Dieser Unterricht ist entscheidend für mein Leben geworden, ich danke ihm die Erkenntnis des Evangeliums.“ Am 12. Mai 1825 wurde er konfirmiert. Die bedrängte Lage der Mutter nötigte ihn, nach der Konfirmation noch weitere Privatstunden zu erteilen. Es blieb ihm nichts übrig, als nach Rücksprache mit seinem Direktor manche Schulstunde zu versäumen. Um so eifriger warf er sich aufs Privatstudium, das ihn in der Regel bis zwei Uhr nachts bei seinen Büchern festhielt. Der Sonntag brachte ihm die notwendige Erquickung. Dann saß er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern entweder in St. Katharinen unter der Kanzel seines geliebten Freundes und Lehrers Wolters oder in St. Georg unter der Kanzel Rautenbergs, dessen Predigten ihn mächtig anzogen. Besonders ergriffen wurde er von einer am Michaelisfeste 1826 gehaltenen Predigt Rautenbergs über die Kinder und über den Engelsdienst, den wir an den Kindern zu thun haben. Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Für meinen Umgang mit den Kindern soll diese Predigt mir unvergessen sein. Die Kleinen, die Geringen, die Schwachen hat Gott zu seinem Eigentum erwählt. Ich habe heute über mich und meine Zukunft ernstlich nachgedacht. O könnte die Menschenfischerei mein Handwerk werden mein Lebelang!“

Inzwischen war in Wicherns Leben eine bedeutsame Veränderung eingetreten. Eine Gönnerin, in deren Hause er Unterricht erteilte, hatte

ihm zu einer Anstellung als Gehilfe in dem vor dem Dammthor belegenen Knabenpensionat des Herrn Pluns verholfen. Diese Anstellung bedingte sein Ausscheiden aus dem Johanneum und aus der Häuslichkeit seiner Mutter. Wichern hatte sich ausbedungen, von der Anstalt aus das akademische Gymnasium zu besuchen und seine Privatstudien fortsetzen zu dürfen. Direktor Gurlitt trug den zwingenden Verhältnissen Rechnung und entließ Wichern am 31. März 1826 mit einem guten Abgangszeugnis. Schon am 28. Januar war derselbe in seinen neuen Wirkungskreis eingetreten.

An den erst Achtzehnjährigen traten nun sehr ernste Aufgaben heran. Außer einem erheblichen Teil des Unterrichts lag ihm die Beaufsichtigung der Knaben bei ihren Schulaufgaben und Spielen ob, wie er denn auch ihr gesamtes häusliches Leben unter Augen halten mußte. Die Knaben wuchsen ihm bald ans Herz. Da es aber unter ihnen neben reineren und edleren Naturen auch einige unbändige und störrische Geister gab, so stellte jeder Tag an seine erzieherische Weisheit und Geduld die größten Ansprüche. Um so mehr wurde er ins Gebet getrieben, und für diejenigen unter seinen Zöglingen, die ihm die schwerste Sorge machten, betete er am heißesten. Bei allem Ernst kam aber auch der jugendliche Frohsinn zu seinem Recht. Die Knaben hingen an ihrem jugendlichen Lehrer und schnitten seinen und ihren Namen in die Rinde der Buchen. Für sein eigenes Studium blieb ihm wenig Zeit. Erst abends, wenn die Knaben zur Ruhe gegangen, konnte er sich mit seinen Büchern beschäftigen. Vor ein oder zwei Uhr nachts suchte er selten sein Lager auf. Erst im Oktober wurde es ihm möglich, mehrmals wöchentlich nach Hamburg zu wandern, um einige Vorlesungen am Akademischen Gymnasium zu hören. Bei D. Gurlitt hörte er die Interpretation der Psalmen; bei Professor Hartmann die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte. Während er schon auf dem Johanneum von Gurlitts Rationalismus sich abgestoßen fühlte, zogen ihn die Vorlesungen Hartmanns, der mit seiner Überzeugung voll und warm im Evangelium stand, ungemein an. An Hartmann gewann Wichern einen väterlichen Freund. Nebenbei trieb er philologische Studien und las den Römerbrief, den er, ehe er zu Bett ging, kapitelweise abschrieb, um sich denselben besser einzuprägen. Seinem Tagebuch, das er in dieser Zeit zu führen begann, vertraute er noch in später Nachtstunde seine innigsten Empfindungen und Erfahrungen an. Jedes Heft trug als Motto das Wort Luthers: „Und soll dies mein Reim sein: Cedo nulli, das ist

beiseits aus, was im Wege ist. Hinfähret er daher, der niemandem weicht!"

Sein Verkehr mit dem Vorsteher Herrn Pluns, der ein aufrichtiger Christ war und in der von P. Rautenberg 1825 gegründeten St. Georger Sonntagsschule das Amt eines Oberlehrers übernommen hatte, war für Wicherns religiöse Entwickelung nicht ohne tiefere Anregung. Pluns führte seinen jungen Gehilfen zu der Erkenntnis, daß das bloße Wissen von Christo arm läßt, wenn man nicht das Gemüt seinem Heiland aufschließt und in Gehorsam und Liebe den eigenen Willen ihm opfert. Durch Pluns wurde Wichern auch mit den Bestrebungen des Grafen Adalbert von der Recke-Volmarstein bekannt, der zuerst 1819 in Overdyk und später in Düsselthal eine Erziehungsanstalt für verwaiste und bettelnd umherziehende Kinder gegründet hatte. Die Mitteilungen über diese Arbeit bewegten ihn aufs tiefste. Pluns selbst trug sich damals mit dem Plane, eine Anstalt für Waisen- und Verbrecherkinder anzulegen und besprach sich darüber mit Wichern. Auf Veranlassung von Herrn Pluns machte Wichern im Sommer 1826 mit zwei Zöglingen eine Reise nach Sahms in Lauenburg zu dem Pastor Johannes Claudius, einem Sohn des alten Wandsbecker Boten, einem Mann voll sprudelnden Geistes und vordringender Thatkraft, der in Wichern den Reichtum der Gaben und den Ernst des Strebens erkannte und ihn ermutigte und anfeuerte. Als Claudius später nach Hamburg kam, besuchte ihn Wichern. „Machen Sie sich frei," sagte ihm bei dieser Gelegenheit Claudius, „Sie müssen von Pluns fort, wenn Sie vorwärts wollen. Was sitzen Sie in Pöseldorf! Zur Universität müssen Sie! Sagen Sie Pluns womöglich noch heute: Ostern gehe ich auf die Universität! Punktum. Thun Sie das nicht, sondern bleiben Sie, so prophezeie ich Ihnen: Sie studieren nie! Ich kenne solche Fälle." Dies Wort beunruhigte Wichern sehr. Er sah aber vor der Hand noch keine Möglichkeit, ein Universitätsstudium zu beginnen.

Inzwischen hatte Wichern nach dem Recht eines damaligen Hamburger Gymnasiasten seine erste Predigt gehalten und zwar am 9. Sonntag nach Trinitatis, den 28. Juli 1826, in der Hammer Kirche über das Gleichnis vom ungerechten Haushalter. Mit Herzklopfen sah die Mutter den achtzehnjährigen Sohn in der Würde der Amtstracht die Kanzel besteigen. Die Predigt handelte von dem Zustand und Wesen derjenigen, die sich Christen nennen, sich aber scheiden in Kinder der Welt und Kinder des Lichts. Mit heiligem,

in die Gewissen dringendem Ernst ermahnte der junge Prediger seine „andächtigen Zuhörer," rechte, treue Haushalter der Gaben und Güter ihres Herrn zu sein und auf dem schmalen Wege in das Reich Gottes einzudringen. Die Predigt ist wiederholt gedruckt worden. Im Jahre 1897 wurde sie den Mitgliedern des 29. Kongresses für innere Mission in Bremen in einem Neudruck überreicht. Es fehlte dem jungen Wichern nicht an scharfem Tadel für seine scharfe, furchtlose Charakterisierung des Gegensatzes zwischen den Kindern der Welt und den Kindern des Lichts. Aber etwa um dieselbe Zeit sagte ihm der alte Schuhmacher Oswald, einer der „Stillen im Lande", in dessen Hause Wichern schon als Knabe manchen geistlichen Segen empfangen hatte: „Heinrich, Sie werden noch viel dulden müssen um des Kreuzes willen; man wird Sie belächeln und verspotten und beschimpfen und schelten. Halten Sie an am Gebet! Je größer die Schmach hier, desto herrlicher die Krone dort!" Wichern hat später oft dieser prophetischen Worte seines alten Freundes gedenken müssen.

Je länger, je mehr sehnte sich Wichern nach der Rückkehr in die Stadt, um ungestörter seinem Studium sich widmen zu können. Mit seinen Hamburger Freunden, namentlich den Pastoren Wolters und Mutzenbecher und dem Professor Hartmann, und auf deren Rat auch mit dem Senator Hudtwalcker, beriet er die Möglichkeit, seine Stellung im Pluns'schen Institut aufzugeben und in Hamburg sich auf das Universitätsstudium vorzubereiten. Die Freunde und Gönner ermutigten ihn zu diesem Schritt und stellten ihm ihre Beihilfe zur Erlangung von Stipendien in Aussicht. So verließ denn Wichern nach 21monatlicher Thätigkeit am 7. Oktober 1827 mit ehrenvollem Zeugnis die Plunssche Anstalt und siedelte nach Hamburg in die bescheidene Wohnung seiner Mutter in der Kurzenstraße über. In mehr als einer Beziehung war ihm die Pöseldorfer Zeit zu großem Segen gewesen.

Bei den Professoren des akademischen Gymnasiums fand er wohlwollende Aufnahme, obwohl er dem derzeitigen Rektor, Professor Großmann, gegenüber, der ihn vor den Gefahren des Mysticismus und der Orthodoxie warnen zu müssen glaubte, kein Hehl daraus machte, daß er aus voller Überzeugung an dem Wege des Heils, den die heilige Schrift lehre, festhalte, und darum auch gern sich den Namen eines Orthodoxen wolle gefallen lassen. Eine Anzahl guter Häuser öffneten sich dem geistig hervorragenden, nicht bloß in den Wissenschaften, sondern auch in der Musik begabten Jüngling. Neben

den Familien der Pastoren Wolters, John, Strauch, Hübbe und Mutzenbecher waren es die Häuser des Senators Hudtwalcker und des Steindruckers und Kunstfreundes Speckter, in denen Wichern geselligen Verkehr und mancherlei Anregung in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung fand. In dem Hudtwalckerschen Hause begegnete er auch zuerst dem geistvollen, glaubensinnigen Syndikus Sieveking, der ihm später ein so warmer, opferwilliger Freund und Gönner werden sollte. Auch Professor Hartmann öffnete dem Jüngling sein Herz und sein Haus. Unermüdlich erwies die Hartmannsche Familie Wichern in zartester Weise ihre Freundschaft, und jede Stunde, die er in diesem Hause zubrachte, war ihm eine Feierstunde. Mit den Söhnen des Speckterschen Hauses, Erwin und Otto, sowie besonders mit Ferdinand Mutzenbecher verband ihn eine innige Freundschaft. Während andere Jugendfreunde, wie Heinrich Reils und Ulrich Hübbe, bereits zur Universität abgegangen waren, deren begeisterte Briefe in Wichern das Verlangen mehrten, auch bald zu den Füßen ihrer großen Lehrer sitzen zu dürfen, schloß er sich mit den Hamburger Freunden zu einem Verein zusammen, zu dessen Mitgliedern außer den bereits Genannten die Gebrüder Huther, die Maler Milde und Vollmer, der Kaufmann Wilhelm Duncker u. a. gehörten. Das tiefste Band der Gemeinschaft bildete der Glaube an Christum und der Geist ernster Sittlichkeit. Aber auch alles, was Wissenschaft, Kunst und Litteratur Edles und Hohes darboten, zogen die jungen Leute in den Kreis ihrer Interessen. Schon damals hielt Wichern auf Grund der von ihm gemachten Beobachtungen im Verein einen bedeutsamen Vortrag über die sittliche Verwilderung der Jugend. Die Sorge der Armut, die ein steter Gast in seinem mütterlichen Hause war, trieb ihn unablässig ins Gebet. Er durfte auch herrliche Gebetserhörungen erleben und die bange Sorge der Mutter in helle Freude sich verwandeln sehen.

Das Jahr 1828 kam heran. Senator Hudtwalcker hatte Wichern ermuntert, sich um das Stipendium der Averhoffschen Stiftung zu bewerben. Direktor Kraft und Professor Ulrich gaben ihm bereitwilligst die dazu notwendigen Empfehlungen. Und nicht nur dies Stipendium im Betrage von 200 Mark Court., sondern auch andere Stipendien im Betrage von 150 und 100 Mark Court. für die ganze Dauer der Universitätszeit fielen ihm jetzt fast ungesucht zu. Er durfte nun allen Ernstes an seinen Abgang denken. Er schrieb in dieser Zeit in sein Tagebuch: „Mich erfüllt eine Glut nach

dem Studium. — Ich staune fast bei dem Gedenken der Zeit, die auf der Universität meiner wartet. Was muß sich da arbeiten lassen! Neben der Heiligung soll die wissenschaftliche Ausbildung meine erste Aufgabe sein. Aber was mir auch dieses Studium bringen mag, die Gnade Gottes ist fürs Leben doch das größte Geschenk und der reichste Becher, der uns immer zur Hand ist und nie leer wird." Im September rüstete Wichern sich zur Abreise. Der Abschied von Mutter und Geschwistern und von dem großen Kreise seiner Freunde und Gönner wurde ihm nicht leicht. Mitte Oktober reiste er von Hamburg ab. Die Freunde gaben ihm das Geleite bis Bergedorf. Am 21. Oktober traf er in Göttingen ein.

So war Wichern nun Student der Theologie. Während seiner Studienjahre kaufte er die Zeit mit unverdrossener Arbeit aus. In Göttingen zog ihn besonders Professor Lücke an. Im trauten Verkehr mit seinen Jugendfreunden Pehmöller, Köster, Eduard Huther u. a., in regem Briefwechsel mit seinen Lieben daheim und mit den Freunden und Gönnern fand er einen Ersatz für die Freuden des studentischen Lebens, denen er keinen Geschmack abgewinnen konnte. Von Zeit zu Zeit marschierte er mit Freunden wanderfroh in die schöne Welt hinaus, nach Mühlhausen, Nordhausen oder Kassel. Von Göttingen ging er Ostern nach Berlin. Hier war es besonders Schleiermacher, der ihn und seine Freunde zu ernster Gedankenarbeit anspornte. Bis in die Nacht hinein saßen sie oft disputierend beisammen. In der Persönlichkeit Neanders trat ihm die von ihm sehnsüchtig begehrte Einheit christlicher Wissenschaft und christlichen Lebens fesselnd entgegen. Wichern war oft sein Mittags- und Abendgast und begleitete ihn auf seinen Spaziergängen. Durch Neander wurde er mit dem edeln, frommen Baron von Kottwitz bekannt, der damals schon ein hochbetagter Greis war. Als von Kottwitz Wicherns Hand ergriff, als sein klares Auge liebevoll auf ihm ruhte und er zum Gebet die Hände mit ihm faltete, da war es Wichern, als empfänge er für sein Leben den Segen eines Vaters. Kottwitz führte ihn auch zu seinen Armen, und dem in Liebe brennenden Herzen des Jünglings that sich eine Welt der Barmherzigkeit auf. „HErr, laß mich so werden, so ergeben und so dir geweiht!" schrieb er in sein Tagebuch. Auch mit Dr. Julius, einem geistvollen Arzt, der vom Judentum zum Katholizismus übergetreten war und sich christlich-humanitären Studien, besonders dem Studium des Armen- und des Gefängniswesens hingegeben hatte, wurde Wichern durch Neander bekannt. Er empfing von Dr. Julius

tiefgehende Anregungen. Die Predigten Goßners, der 1829 als Pfarrer der böhmischen Gemeinde nach Berlin gekommen war, wurden Wichern zu großem Segen. Ernste innere Kämpfe blieben ihm weder in Göttingen noch in Berlin erspart. Seinen väterlichen Freunden in Hamburg, den Pastoren Wolters und John, schüttete er sein Herz aus und ließ sich von ihnen trösten und zurechtweisen. Im Sommer 1831 beendete er sein Studium, und am 2. September 1831 zog er dankerfüllten Herzens wieder in die Wohnung seiner Mutter in der Kurzenstraße ein.

Zunächst mußte nun Wichern für sein und der Seinigen Auskommen Sorge tragen. Es gelang ihm bald, eine genügende Anzahl Stunden zu bekommen. Sodann meldete er sich zum Kandidatenexamen, das er am 6. April 1832 vor den Hauptpastoren Rambach an St. Michaelis und Wolff an St. Katharinen bestand. Die Unterschrift der symbolischen Bücher vollzog er in dem Sinne, daß er in allen wesentlichen Stücken voll und ganz auf dem Grunde der heiligen Schrift und der Bekenntnisse stehen, in ihrem Geiste predigen und lehren, und was er predige und lehre, mit Gottes Hilfe durch seinen Wandel bestätigen wollte. So war er nun der „Kandidat Wichern,“ als welcher er, ehe ihm Titel und Würden eines Doktors der Theologie und Oberkonsistorialrats zufielen, Jahrzehnte lang in seiner Vaterstadt und weit darüber hinaus in der evangelischen Christenheit bekannt war. Sein sehnliches Verlangen, für den Bau des Reiches Gottes in seiner Vaterstadt thätig zu sein, sollte zunächst in und mit der von Pastor Rautenberg am 6. Januar 1825 gegründeten St. Georger Sonntagsschule erfüllt werden.

Schon während seiner Studienzeit hatte Wichern die Entwickelung der Sonntagsschule mit reger Teilnahme verfolgt. Unter dem Vorsitz von Pastor Strauch an St. Nikolai hatte sich am 27. Januar 1831 ein städtischer Sonntagsschulverein gebildet, an dessen Sonntagsschulen in sechs verschiedenen Bezirken neun Lehrer, darunter acht Kandidaten, zum Teil Jugend- und Studienfreunde Wicherns, thätig waren. An der St. Georger Stammschule hatte im Jahre 1832 der bisherige Oberlehrer Ewel sich genötigt gesehen, um seiner nächsten Berufspflichten willen sein Amt niederzulegen. Pastor Rautenberg dachte an Wichern als dessen Nachfolger. Schon längst hatte Rautenberg große Hoffnungen auf ihn gesetzt. Die Wahl des Oberlehrers lag in den Händen des freiwilligen Lehrerpersonals der Sonntagsschule. Wichern hatte am dritten Pfingsttage 1832 im Spinnhause die Predigt zu

halten. Rautenberg veranlaßte es, daß die Lehrer und Lehrerinnen in corpore sich nach der Spinnhauskirche begaben, um Wichern predigen zu hören. Es ging ein Pfingsthauch durch die Predigt, die Joh. 10, 1—11 zum Texte hatte. „Welche sind es, die zu der wahren Gemeinde des Herrn gehören?“ so lautete das Thema. Antwort: „1. Diejenigen, die zur rechten Thür eingehen. 2. Diejenigen, die in Liebe für das Reich Gottes wirken.“ Die Folge war seine einstimmige Wahl zum Oberlehrer. Bereits am 24. Juni führte ihn Rautenberg feierlichst in sein neues Amt ein.

Wichern richtete nun seinen ganzen Ernst und alle Kraft seiner Liebe auf das Blühen und Gedeihen der Sonntagsschule. Es bedurfte nach manchen Seiten hin einer Regelung der Verhältnisse. Die Klasseneinteilung, die Lehrstoffe, die Lehrmethode, sowie die Disziplin wurden neu geordnet. Wichern verstand es, in den monatlichen Konferenzen, die er mit ihnen hielt, die Lehrer und Lehrerinnen der Sonntagsschule zur Führung und Seelenpflege der Kinder mit neuem Eifer der suchenden Liebe zu erfüllen. Besonders legte er seinen Mitarbeitern die unablässig und mit gewissenhaftestem Ernst verfolgte pädagogische Führung der einzelnen Sonntagsschulkinder ans Herz. Er drang auf fleißige und regelmäßige Hausbesuche und übernahm selbst die schwierigsten Fälle. Je eifriger und sorgfältiger die Hausbesuche gemacht wurden, desto mehr Kinder meldeten sich zum Eintritt in die Sonntagsschule. Um das christliche Leben der Sonntagsschullehrer zu bereichern und zu vertiefen, richtete er regelmäßige Bibelstunden ein, in welchen er ihnen das beste gab, was er selbst aus Gottes Wort empfangen hatte. Am 25. Februar 1833 fand die Jahresfeier der Sonntagsschulvereine statt. Wichern hatte es, nicht ohne vielfachen Widerspruch, zu erreichen gewußt, daß die Feier in dem großen Tanzsaale des Schneideramthauses in der Filterstraße stattfand. Der Saal füllte sich über Erwarten bis auf den letzten Platz. Es waren über tausend Menschen aus den verschiedensten Ständen zugegen, darunter manche, die man sonst nicht in christlichen Versammlungen zu sehen gewohnt war. Wichern hatte an diesem Abend das Schlußwort. Er warb um mehr Lehrkräfte für die Sonntagsschulen und um Kleidung und Schuhzeug für die ärmsten der Kinder. Mit seinen tief aus der Seele quellenden, begeisternden Worten bewegte er die Herzen. Er selbst hatte hier, wie sechzehn Jahre später auf dem Wittenberger Kirchentage, das Bewußtsein, daß Gott ihm in außerordentlichem Maße die volle Kraft des Wortes

verliehen hatte. Unter denen, die sich zum Eintritt in die Sonntagsschularbeit meldeten, befand sich auch die Jungfrau Amanda Böhme, ein Beichtkind Rautenbergs. Sie war von Gott ausersehen, einst die Lebensgefährtin und treue Gehilfin Wicherns zu werden.

Um dieselbe Zeit, als Wichern die Leitung der St. Georger Sonntagsschule übernahm, war er dem Besuchsverein beigetreten, zu dessen Gründung Pastor Rautenberg bei dem Jahresfest der Sonntagsschule am 8. März 1830 die Veranlassung gegeben hatte. Nach einer Schilderung der haarsträubenden kirchlichen und sittlichen Zustände des Hamburger Volkslebens hatte Rautenberg ausgerufen: „Was hindert uns, gleich unsern Brüdern in London, Glasgow, New-York und mehreren großen Städten Englands und Nordamerikas Missionare zu werden für das mehr als heidnische Elend in unsern Mauern? Was hindert uns, hineinzugehen in die Hütten des Unheils, den Jammer mit eigenen Augen zu sehen und die armen Leute zu bitten und zu ermahnen, daß sie sich selbst, daß sie mindestens doch ihre unglücklichen Kinder retten lassen aus den Stricken des Todes? — Wäre es denn so schwer, dafür einen förmlichen Besuchsverein zu bilden, damit dies schöne Liebeswerk nach einer gemeinsamen Ordnung ins Leben träte?" — Noch in demselben Jahre war der Besuchsverein ins Leben getreten. Schlichte Leute aus verschiedenen Ständen gehörten ihm an, aber alle einig in der feurigen Liebe zum Herrn und in dem Drange, an der leiblichen und geistlichen Rettung der Armen zu arbeiten, — dreizehn bis vierzehn Männer, unter ihnen der Postsekretär Hachtmann, der Kondukteur Schuback, der Kaufmann Hüpeden, der Schullehrer Hoffmann und der Maler Porth. Der Verein stand mit den Leitern der städtischen Sonntagsschulen in naher Verbindung, mit den Kandidaten Pehmöller, Moraht, Reils, Köster, Brauer, Illiger u. a. Nun trat auch Wichern als Leiter der St. Georger Sonntagsschule dem Verein bei, und mit ihm kam neues, frisches Leben in den Verein.

Wichern wurde in der von wenigen gekannten oder auch nur geahnten Nachtwelt der Höfe und Gänge Hamburgs ein täglicher Gast. Die einen begrüßten ihn als einen Freund und Retter, die andern begegneten ihm mit Spott und Trotz. War ihm der traurige religiöse und sittliche Zustand weiter Kreise seiner Vaterstadt auch bisher nicht verborgen geblieben, so that er jetzt Blicke in den Abgrund des Verderbens, die sein Herz aufs tiefste bewegten. In einem Tagebuch, dem er den Titel: „Hamburgs wahres und geheimes

Volksleben" gab, verzeichnete er seine zum Teil erschütternden Erlebnisse. Neben der anstrengenden und aufreibenden Arbeit in der Sonntagsschule und im Besuchsverein führte er seine Unterrichtsstunden weiter, beteiligte sich an einem Bibelkränzchen im Hause einer Madame Gehlker, einer gläubigen, für alle Angelegenheiten des Reiches Gottes warm interessierten Frau, und predigte in verschiedenen Stadt- und Anstaltskirchen. Auch monatliche Missionsstunden hielt er in St. Georg.

Seine Erfahrungen an den Kindern des Volks drängten den Gedanken an die Gründung eines Rettungshauses, den er schon vor Jahren erwogen, wieder in den Vordergrund. Halbe Nächte brachte er darum im Bette wachend zu. Da war es am 8. Oktober 1832, als der Besuchsverein im Hause des Schullehrers Hoffmann seine Versammlung hielt. Mehrere schmerzliche Fälle von verwahrlosten Kindern kamen zur Sprache. Einer der Anwesenden warf die Frage hin, ob nicht der Besuchsverein ein Rettungshaus in Hamburg begründen könne. Das Wort war ausgesprochen, das Wichern längst im Sinne getragen. Die Freunde drangen in ihn, die Leitung einer solchen Anstalt zu übernehmen. Man hatte zwar kein Geld, aber um so inniger wollte man die Sache dem Herrn anheimstellen. Für Wichern folgten bewegte Wochen. All sein Fragen war: Herr, was willst du? In ihm arbeitete es Tag und Nacht. Eine Erstlingsgabe von 300 Mark Court. konnte ihm Freund Hachtmann einhändigen. Sie war ihm von einem Manne gebracht, der das Geld am liebsten für eine im Entstehen begriffene milde Stiftung angewendet sehen wollte. Senator Hudtwalcker, den man ins Einvernehmen gezogen hatte, schlug die Bildung eines Komitees für das zu gründende Rettungshaus vor und stellte als Vollstrecker des Gerckens'schen Testamentes eine Summe von 1500 Mark Court. in Aussicht, welche für die Errichtung einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder bestimmt sei. Mit freudiger Überraschung hörte Wichern von diesem Anerbieten. Er ging zu Hudtwalcker und beriet sich eingehend mit demselben über die innere Gestaltung der künftigen Anstalt. Eine Konferenz mit Freunden der Sache, zu denen auch Syndikus Sieveking gehörte, fand am 8. November bei Senator Hudtwalcker statt. Wenige Tage später, am 13. November, wanderte Wichern nach Hamm hinaus, um den Syndikus Sieveking zu besuchen.

Karl Sieveking, der Sohn des durch seine Intelligenz und vielseitige Bildung ausgezeichneten Kaufmannes Georg Heinrich Sieveking,

in dessen gastfreiem Landhaus einst die erlesenste Gesellschaft Hamburgs und viele Berühmtheiten des In- und Auslandes verkehrt hatten, gehörte zu den hervorragendsten Persönlichkeiten des damaligen Hamburg. Eine reichbegabte, ideal gerichtete Natur, hatte er nach Absolvierung seiner juristischen Studien seiner Vaterstadt in wichtigen diplomatischen Missionen gedient. Im Jahre 1821 zum Syndikus erwählt, lebte er mit seiner Gattin Karolina, geb. de Chapeaurouge, auf seinem Landsitz in Hamm, neben seinem Staatsamt vielseitigen wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen sich widmend. Sein Haus war zugleich der stille Herd, an welchem das heilige Feuer des Glaubens genährt wurde. Durch Merle d'Aubigné war ihm die volle Herrlichkeit des Evangeliums aufgegangen. Die Eltern der Frau Syndika, denen der Hammer Hof gehört hatte, hatten einst, von Pestalozzi angeregt, in ihrem Park eine kleine Erziehungsanstalt für arme Knaben errichtet. Nach dem Tode der Frau de Chapeaurouge (1827) beschlossen die Kinder, diese Anstalt, die niemals rechtes Gedeihen gehabt hatte, eingehen zu lassen. Und gerade an dem Morgen jenes 13. November 1832, als Wichern dem Syndikus seine Aufwartung machte, war der letzte Knabe entlassen worden. Als Wichern mit dem Syndikus über die neu zu errichtende Anstalt sich unterredete, war dieser tiefer bewegt, als Wichern ahnte. Die Wichernschen Gedanken und Pläne fanden bei ihm volles Verständnis; Wichern verließ das Sievekingsche Haus in der Überzeugung, in dem Syndikus und seiner Gemahlin warme Freunde und Förderer seines Werkes gefunden zu haben.

Zunächst traten allerlei Hemmungen ein. Das Gerckens'sche Testament wurde von entfernten Verwandten des Erblassers angefochten. Aber die Mitglieder des Besuchsvereins beschlossen, im Vertrauen auf die Verheißungen des Herrn dennoch unverzagt ans Werk zu gehen. Kandidat Brauer, der seit Beginn des Jahres 1833 die Redaktion des Christlichen Volksblattes „Der Bergedorfer Bote" übernommen, warb in diesem Blatte eifrig um Gaben für die Rettungsanstalt. Manche erfreuliche Gaben gingen ein. Man suchte nun nach einem passenden Hause, in welchem die Anstalt eröffnet werden konnte. Syndikus Sieveking bot auf seinem Grundstück am Peterskamp einen Bauplatz an. Aber der Platz erwies sich als ungeeignet. Da, an einem Sonntagmorgen, es war der 27. April 1833, erhielt Wichern von dem Syndikus einen Brief, in welchem ihm dieser mitteilte, er besitze in seinem Garten in Horn ein Häuschen, seit Menschengedanken „Ruges Haus" genannt, das sich in vielfacher Beziehung für die ge-

plante Anstalt eignen möchte. Unter seinem Strohdache habe es einige Zimmer, daneben liege ein von der schönsten Kastanie der ganzen Gegend beschatteter tiefer Brunnen; ein Garten, eine Koppel und ein Fischteich gehöre auch dazu. Wichern möge kommen und sehen. Am 30. April trat er mit dem Syndikus zum erstenmal über die Schwelle des Hauses. Es war ja die längst gesuchte Gabe und Hütte Gottes.

Nun wurden die Vorbereitungen beschleunigt. Ein aus den Mitgliedern des Komitees und andern angesehenen Männern bestehender Verwaltungsrat wurde gebildet. Derselbe genehmigte zunächst die von dem Syndikus auf Grund eines Wichernschen Statutenentwurfes verfaßten „Propositionen". Danach sollte die Rettungsanstalt verwahrlosten Kindern bis zur Konfirmation eine Zuflucht und diejenige Erziehung gewähren, welche die Stelle der elterlichen Fürsorge so viel als möglich ersetzen solle. Die Anstalt solle kein Waisenhaus, keine Armenschule, keine Strafanstalt für jugendliche Verbrecher und keine bloße Herberge für bettelnd herumstreichende Kinder sein, sondern eben eine Erziehungsanstalt für Kinder, die dauernd den Einflüssen einer entschieden verderblichen Umgebung entzogen werden mußten, im Sinne und Geiste des Evangeliums.

Am 12. September 1833 fand eine öffentliche Versammlung in dem großen Saal der Börsenhalle statt, in welcher über die bisherigen Schritte zur Errichtung einer Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder Rechenschaft abgelegt und die weiteren Maßregeln beraten werden sollten. Der Saal konnte die Herbeiströmenden kaum fassen. Syndikus Sieveking sprach das einleitende Wort. Darauf entwickelte Wichern in längerem Vortrag die Notwendigkeit und die Idee der zu eröffnenden Anstalt. Aus seiner Erfahrung heraus entrollte er erschreckende Bilder der Verwahrlosung, die er in der Armenwelt Hamburgs gefunden. Dann entwickelte er seine Gedanken darüber, wie das in der Familie dem Untergange verfallene Kind zu retten sei. Die zu begründende Anstalt solle dem Kinde die Familie ersetzen. Daher werde sie nicht so sehr das Leben einer Familie als das Zusammenleben mehrerer zusammengehöriger Familien darstellen. Der Geist aber, der in der Anstalt herrschen werde, sei der Geist des Glaubens an Christum, der durch die Liebe sich thätig, wirksam und geschäftig erweise. Wo dieser Geist wohne, da gebe es freie, fröhliche, gesunde und gottergebene Herzen und Sinne. Die geretteten Kinder wolle die Anstalt als Handwerks-

lehrlinge, als Dienstboten der Vaterstadt wieder zuführen und auch nach der Entlassung ihnen ein Halt und eine Stütze bleiben. Eine allgemeine, laute, freudige Zustimmung war die Erwiderung. Reiche Beiträge wurden noch an demselben Tage gezeichnet. Dieser 12. September 1833 ist der eigentliche Stiftungstag des Rauhen Hauses geworden.

Am 31. Oktober zog Wichern mit seiner Mutter und seiner Schwester Therese unter das Strohdach des kleinen Häuschens ein. Die heilige Schrift, Brot und Salz hatte der Syndikus zum Willkommen auf den Tisch legen lassen. Er selbst hieß sie am Abend an der geringen Stätte, deren Zukunft noch keines Menschen Auge schaute, willkommen. Am 8. November wurden die drei ersten Knaben aufgenommen. Es waren die drei schwierigsten und verkommensten Kinder aus der Sonntagsschule. Bis zum Jahresschluß waren zwölf Knaben im Alter von 5—18 Jahren gesammelt, sämtlich in gänzlicher Verwahrlosung und Verwilderung aufgewachsen, in allen Schandthaten geübt, von rohester, übermütigster Kraft, gepaart mit dem entschiedensten Willen, frei zu sein und vor den kühnsten Versuchen nicht zurückschreckend, sich diese Freiheit zu erwerben. Die Nachbarn schüttelten die Köpfe über diese Herberge voll Taugenichtsen. Aber Wichern war in der Kraft Gottes und in der Liebe Christi der Mann, um mit ihnen fertig zu werden. Er erteilte ihnen Unterricht, er ging ihnen voran in der Arbeit. Er ließ sich's nicht verdrießen, selbst die Bestellung des Gartens zu erlernen, um selbst wacker seine Jungen anleiten zu können. Selbst mußten dieselben schaffen lernen, was sie bedurften. In der einen Ecke des Stalles wurde eine Schmiedewerkstatt errichtet, in der andern eine Holzpantoffelmacherei. Bäume wurden gefällt, Wege ausgebessert, die Hausgeschäfte besorgt u. s. w. In den Morgen- und Abendandachten trat das Evangelium, und als Kern und Stern desselben der Sündenheiland den Kindern entgegen und erschloß ihnen eine neue Welt. Advent und Weihnachten wurden mit fröhlicher Feier begangen, und von den Lippen der Knaben ertönte zum erstenmal: „Wir wollen dir die Krippe schmücken!" Es war ein fröhliches Leben und Treiben. Am 11. März 1834 konnte schon der Grundstein zu einem neuen Kinderhause gelegt werden. Nun mußte sich Wichern nach Gehilfen umsehen. Der Verwaltungsrat genehmigte zunächst die Anstellung zweier Gehilfen. Wichern wandte sich an den Inspektor Zeller in Beuggen, durch dessen Vermittelung er den Schweizer Baumgärtner, der Wichern besonders nahe trat,

und den Hannoveraner Rickmeier als Gehilfen gewann. Um die Ausführung des Planes, auch verwahrloste Mädchen in die Anstalt aufzunehmen, zu ermöglichen, mußte im Frühjahr 1835 mit dem Neubau eines Ökonomiegebäudes, des sogenannten „Mutterhauses", begonnen werden.

Kurz vor dem Beginn des Neubaues konnte Wichern am 7. Mai seine Verlobung mit Amanda Böhme veröffentlichen. Schon um dieselbe Zeit, da man im Besuchsverein an die Gründung einer Rettungsanstalt zu denken begann, hatte Wichern in Amanda Böhme, der Jungfrau, die unter seiner Leitung an der Sonntagsschule unterrichtete, und aus deren Munde er staunend das Wort gehört, wie herrlich es sein müßte, verirrte Kinder auf den Weg des Lebens zu führen, die ihm von Gott beschiedene Lebensgefährtin erkannt. Unter Zustimmung des verwitweten Vaters, eines ernsten Christen, hatte Wichern sich mit ihr verlobt. Vor der Öffentlichkeit blieb diese Verlobung vorerst ein Geheimnis. Nun kam die Zeit, wo sie an die Gründung ihres Hausstandes denken durften. Der Tag der Einweihung des neuen Mutterhauses, der 29. Oktober 1835, wurde Wicherns Hochzeitstag. Pastor Rautenberg vollzog die Trauung. Gleich am Tage nach der Hochzeit übernahm die junge Hausfrau die innere Verwaltung des damals aus etwa fünfzig Personen bestehenden Hausstandes, sowie die Kassenverwaltung und die Buchführung. Im tiefsten Lebensgrunde waren die jungen Gatten eins. Beide stellten fortan ihr Leben rückhaltlos in den Dienst des ihnen anvertrauten Werkes.

In der weiteren Entwickelung des Rauhen Hauses bildete der Bau eines Arbeitshauses, dem Wichern den Namen: „der goldene Boden" gab, im Jahre 1836, und der Bau eines Betsaales im Jahre 1839 besondere Höhepunkte. Das „Bete und arbeite" kam in der Rettungsanstalt zu seinem vollen Recht. „Sind doch," so sagte Wichern, „Arbeit und Gebet wie zwei verschlungene Hände eines Mannes, die stets zusammen angreifen, und denen alles gelingen muß." Im Betsaal hielt Wichern die täglichen Hausandachten und die wöchentlichen Bibel- und Missionsstunden. Hier hob er aus der Tiefe des göttlichen Wortes Schätze des ewigen Lebens für seine stets wachsende Anstaltsgemeinde. Im Jahre 1841 wurde ein neues Familienhaus, „der Bienenkorb", errichtet. Die Brüder und Kinder des Hauses waren die Bauleute. Der große Brand Hamburgs im Mai 1842 gab dem Rauhen Hause Gelegenheit, der unglücklichen Vaterstadt ersprießliche Dienste zu leisten. Etwa sechzehn der stärksten

Knaben und sechs Brüder eilten mit den drei Fuhrwerken der Anstalt in die brennende Stadt und halfen in mustergültiger Ordnung und Beharrlichkeit am Rettungswerk. An dreißig obdachlose Männer, Frauen und Kinder fanden Aufnahme und Verpflegung in der Anstalt. Sechs Söhne armer, kranker Witwen wurden ganz in die Anstalt aufgenommen. Es mußte wieder gebaut werden. Ein Aufruf in den vaterstädtischen Blättern hatte den erfreulichsten Erfolg. 3400 Mark Court. waren in wenigen Tagen in Wicherns Händen. Es wurden von diesem Geld die „Schwalbennester" für die Mädchenabteilung der Anstalt erbaut. — Schon vor dem großen Brande hatte Wichern den längst gehegten Wunsch einer eigenen Druckerei in Erfüllung gehen sehen. Um Ostern 1844 wurde noch eine eigene Verlagsbuchhandlung, „die Agentur des Rauhen Hauses," gegründet. Angesehene Männer, wie Bunsen, Tholuck, v. Schubert u. a. wandten dem jungen Unternehmen schriftstellerische Arbeiten zu. Wichern selbst legte den Grund zu einer umfangreichen und vorzüglichen Volksschriftenlitteratur. Die Gründung einer Steindruckerei und Holzschneiderei ermöglichte die Pflege volkstümlicher christlicher Litteratur. Vom Jahre 1844 an erschienen auch die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause," die für Wichern das Organ wurden, durch welches er einerseits mit seinem Heroldsrufe auf die mitten in der Christenheit bestehenden geistlichen und sittlichen Notstände hinwies, und andererseits von den überall entstehenden Anstalten und Vereinen zur Abhilfe der Not Kunde gab. Um die ganze priesterliche Gottesgemeinde, die für das Himmelreich in dienender Liebe thätig sei, wollten die Fliegenden Blätter ein einigendes und stärkendes Band schlingen.

Inzwischen hatte Wichern seinen längst gehegten Plan der Gründung einer Brüderanstalt zur Ausbildung von Berufsarbeitern im Dienste der rettenden Liebe in Verbindung mit der Rettungsanstalt zur Ausführung bringen können. Wichern sah, wie überall in Stadt und Land Mangel war an Hausvätern und Gehilfen für Rettungshäuser, an den rechten Persönlichkeiten für den Dienst in den Gefängnissen, an christlichen Armenschullehrern, kundigen und besonnenen Armenpflegern, an Pastoren und Lehrern für die deutschen Auswanderer in Amerika, an Freunden und Beratern der wandernden Handwerksgesellen u. s. w. Schon in der Arbeit an der Sonntagsschule und im Besuchsverein hatte er die Überzeugung gewonnen, daß namentlich im Handwerksstande persönliche Kräfte vorhanden seien, die nur gesucht und ausgebildet werden müßten, um für das Rettungswerk an Armen

und Notleidenden, an Verirrten und Verlassenen aller Art bereit zu sein. Von Anfang an erschien ihm die Thätigkeit als Gehilfe in der Rettungsanstalt als eine geeignete Vorbildung für solchen Dienst, und schon in der von ihm vor der Eröffnung des Rauhen Hauses ausgearbeiteten Denkschrift hatte er auf die Möglichkeit hingewiesen, als Aufseher in der Anstalt junge Leute zu gewinnen, die in der Arbeit an den Kindern zu Armenschullehrern und für andere Zwecke christlicher Barmherzigkeit ausgebildet werden könnten. Der Verwaltungsrat verhielt sich zunächst völlig ablehnend gegen diesen Plan, aber Wichern beharrte auf seiner Überzeugung von der Notwendigkeit einer Brüderbildungsanstalt.

Zunächst schritt er dazu, die ihm von dem Verwaltungsrat für die stets wachsende Arbeit im Rettungshause bewilligten fünf Gehilfen auf eigene Hand für einen späteren selbständigen Beruf als Hausvater, Armenlehrer, Kolonistenprediger u. s. w. auszubilden. Im Jahresbericht der Rettungsanstalt über das Jahr 1837 gab Wichern zuerst Nachricht über das von ihm gegründete „Gehilfeninstitut," wie die Brüderanstalt in den ersten Jahren genannt wurde. Durch Aufnahme sogenannter „Pensionäre" wuchs die Zahl der Gehilfen auf neun. Bald konnten auch die beiden ersten ausgebildeten Brüder, der eine als Hausvater des Rettungshauses in Mitau, der andere als Hausvater des Waisenhauses in Narva, ausgesandt werden. Als nun im Jahre 1839 von Bremen aus durch den mit Wichern innig befreundeten Pastor Treviranus die Bitte um Lehrer und Prediger für die ausgewanderten Deutschen in Nordamerika erging, hielt Wichern den Augenblick für gekommen, an den Verwaltungsrat mit dem Antrag heranzutreten, derselbe möge seine unmittelbare Mitwirkung für das Gehilfeninstitut nicht länger versagen. In einem Promemoria erklärte er, die bisherigen Erfahrungen als einen göttlichen Ruf ansehen zu müssen, im Rauhen Hause dem Herrn Arbeiter für seine große Ernte vorzubereiten. Der Verwaltungsrat gab nun endlich Wichern die gewünschte Freiheit der Bewegung. Allerdings mußte er die volle Last der persönlichen und finanziellen Verantwortung für das Gehilfeninstitut auf sich nehmen. Doch Wichern ging getrosten Mutes ans Werk. Durch seine im Jahre 1842 veröffentlichte „Erste Nachricht über das Gehilfeninstitut als Seminar für die innere Mission unter deutschen Protestanten im Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg" rief er in den weitesten Kreisen der evangelischen Christenheit sowohl in Deutschland als im

Auslande die lebhafteste Teilnahme für seine Anstalt und deren Ziele hervor.

Es war ein gesundes, frisches und fröhliches Leben und Treiben, das in den beiden engverbundenen Anstalten des Rauhen Hauses, der Rettungsanstalt und dem Gehilfeninstitut, herrschte. Im Mittelpunkt des Ganzen stand die glaubensstarke und liebeswarme Persönlichkeit Wicherns. Ein Erzieher von Gottes Gnaden, fand er in der glücklichsten Vereinigung von Zucht und Freiheit das Mittel, den Willen seiner Zöglinge unter die von ihm für gut und heilsam erkannten Ordnungen zu beugen und dabei auch wieder die Einzelpersönlichkeit zu ihrem Rechte kommen zu lassen. In dem vom Geist des Glaubens und der Liebe getragenen Familienleben der Anstalt mit seinem regelmäßigen Wechsel von Arbeit und Spiel, Werktag und Feiertag fühlten sich die Kinder bald sehr wohl. Dem Gesange widmete Wichern eine ausgedehnte Pflege. „Ein Haus ohne Gesang," pflegte er zu sagen, „ist wie ein Wald ohne Vogellied." Auch der Humor kam im Verkehr Wicherns mit den Kindern zu seinem Recht. Die Rettung der Seelen zum ewigen Leben blieb ihm aber das große, herrliche Ziel aller Erziehungsarbeit. In diesem Sinne erzog und instruierte er auch seine Gehilfen, die Brüder, denen er nicht nur ein wohlwollender Lehrer, sondern Freund und Vater war. Mit der Zurüstung der Brüder ließ es sich Wichern ein heiliger Ernst sein. Christliche, für den opferreichen Dienst der Barmherzigkeit begeisterte und zur Drangabe ihres ganzen Lebens entschlossene Persönlichkeiten wollte er durch Gottes Gnade aus ihnen machen. Diesem Zwecke sollte auch die Form des genossenschaftlichen Lebens dienen, die er in den sogenannten Konvikten für die Brüder erfand. Hier sollten sie die Kunst der Selbsterziehung lernen als die notwendige Voraussetzung aller Erziehungsarbeit an andern. Für viele unter ihnen begann mit ihrem Eintritt in das Rauhe Haus ein neuer, von den Kräften der Einigkeit erfüllter Lebensabschnitt.

Die Brüderanstalt trug ihrer Natur nach keinen lokalen Charakter. Wie Wichern bei der Auswahl und Aufnahme seiner Gehilfen von vornherein über die Grenzen Hamburgs hinausging, so sollten auch die Brüder nach ihrer Ausbildung dahin gesendet werden, wo man ihrer sonderlich begehrte und bedurfte. Die ersten Brüder wurden in die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands entsendet. Je mehr die Brüdersache bekannt wurde, desto mehr Anfragen und Bitten um Überlassung von Brüdern gelangten an Wichern. Da bedurfte es oft

der persönlichen Beziehungen, und so mußte sich Wichern zu öfteren Reisen entschließen, die ihn auf kürzere und längere Zeit in die verschiedensten Gegenden Norddeutschlands, später auch Mittel- und Süddeutschlands führten. Wichern lernte auf diesen Reisen Land und Leute kennen. Für die kirchlichen und sozialen Notstände des Volkslebens hatte er einen offenen Blick, überall fand er die rechten Männer, die er für seine großen, auf die Wiedergeburt des christlichen Volkslebens gerichteten Bestrebungen zu gewinnen verstand. Hatte Wichern für diese Bestrebungen anfangs die Bezeichnung „inländische Mission" gebraucht, so vertauschte er seit dem Jahre 1842 diesen Namen mit dem der „inneren Mission", wie ihn um dieselbe Zeit sein verehrter Lehrer und Freund, Professor Lücke in Göttingen, in einem Vortrage über „die zwiefache, innere und äußere Mission der evangelischen Kirche, ihre gleiche Notwendigkeit und ihre notwendige Verbindung", gebraucht hatte.

In Bremen und Lübeck, an verschiedenen Orten Mecklenburgs und Hannovers entstanden auf Wicherns Anregung und unter seiner Mitwirkung Vereine und Anstalten der inneren Mission. Im Jahre 1844 kam Wichern nach Berlin. Eine amtliche Anfrage des Ministers des Innern und der Unterrichtsanstalten nach den Verhältnissen der Brüderanstalt und nach der Möglichkeit der Aufnahme junger Männer aus Preußen als Pensionäre in dieselbe, war die Veranlassung zu dieser Reise. Der Minister von Eichhorn ließ sich von Wichern die Sache der inneren Mission nach ihrer prinzipiellen und praktischen Seite ausführlich vorlegen. Auch dem Könige Friedrich Wilhelm IV., der mit großem Interesse von der Arbeit Wicherns Kenntnis genommen hatte, wurde er vorgestellt und durfte demselben Vortrag über die Brüdersache halten. Der Minister ließ den Wunsch durchblicken, Wichern ganz in den Dienst der preußischen Landeskirche, gewissermaßen als Organisator der inneren Mission zu ziehen. Aber Wichern konnte sich dazu nicht entschließen. Im Jahre 1846 reiste er abermals nach Berlin. Die gerade tagende Generalsynode gab ihm Gelegenheit, mit vielen bedeutenden Männern, wie Bethmann-Hollweg, Nitzsch, Dorner, Senfft von Pilsach u. a. bekannt zu werden und sich mit ihnen über die ihn bewegenden Gedanken und Pläne zu bereden. Auf der Berliner Pastoralkonferenz drang man in Wichern, das Wort zu nehmen. In zündender Rede legte er der Versammlung dar, wie der im Glauben erfaßte, lebendige Christus der Quell sei, aus welchem die Kirche neues Leben schöpfen müsse. Die königliche Herrschaft

Christi in Rat und That verkündigt, werde auch noch heute offenbar werden. Man rief Wichern begeistert zu, er müsse durch das Land ziehen und von Gemeinde zu Gemeinde seinen Weckruf tragen. Eine Reihe von Kandidaten meldeten sich bei ihm zur Mitarbeit im Rauhen Hause. Er selbst trennte sich von Berlin mit den besten Hoffnungen für die lebensvolle Weiterentwickelung der von ihm angeregten Gedanken.

Das Jahr 1848 kam heran. Im Beginn des Jahres brach der Hungertyphus in Oberschlesien aus. Wichern wurde von dem furchtbaren Elend bewegt und beschloß, mit seinen Brüdern an dem Rettungswerk sich zu beteiligen. Sämtliche dreißig Brüder erklärten sich wie ein Mann bereit, den Bedrängten zu Hilfe zu eilen. Wichern wählte zunächst acht Brüder aus und reiste mit denselben und einem Oberhelfer am 9. März nach Berlin. Berlin befand sich in fieberhafter Aufregung. Die Pariser Februarrevolution hatte wie ein elektrischer Schlag auf Deutschland hinüber gewirkt. Schon loderten die Flammen des Aufstandes in Baden, München, Dresden, und in Berlin gab es auch schon Maueranschläge, Volksversammlungen und andere Demonstrationen, die schlimmes befürchten ließen. Wichern sah die Dinge mit Besorgnis an. Zunächst beschleunigte er seine Reise nach Schlesien. In Charkow am Fuße der Karpathen fanden die Brüder unter mehr als hundert Waisenkindern das Feld ihrer Thätigkeit. Wichern eilte nach Berlin zurück, um sich zu der auf den 18. März festgesetzten Audienz beim Könige zu melden. Als er in Berlin eintraf, war die Revolution schon ausgebrochen. Tief erschüttert durchlebte er jenen Tag und die verhängnisvollen Ereignisse des folgenden Tages. Dann eilte er weiter nach Hamburg, wo seine Familie und seine Anstaltsgenossen seiner mit banger Sorge harrten.

In einem Artikel: „Die Revolution und die innere Mission" in den „Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause," den er unter dem Eindruck jener Märztage schrieb, lenkte Wichern mit herzandringendem Ernst den Blick aller Einsichtsvollen auf die Notwendigkeit der inneren Mission: „Der Tag der Entfaltung der inneren Mission ist jetzt angebrochen. Jetzt oder vielmehr nie hat sie die Veranlassung und den Beruf, sich in ihrer das ganze Volk erfassenden Kraft zu erheben. Die furchtbaren Thaten, welche der Allmächtige hat hervorbrechen lassen, sind eine Donnerstimme, welche auch die Tauben wecken, die Zweifler gewiß machen, die Trägen und bis dahin Mutlosen unter die Fahne rufen muß." Als unter den Nöten jener Tage der Gedanke entstand, auf einem Kirchentag in Wittenberg Männer jeden

Standes aus allen evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu gemeinsamer Beratung über die Notstände auf dem Gebiete der Kirche und des Volkslebens und die Mittel ihrer Abhilfe zu vereinigen, da stand auf der Einladung zum Kirchentag neben den Namen eines von Bethmann-Hollweg, Wackernagel, Stahl, Hengstenberg, Vilmar u. a. auch derjenige Wicherns. Er hatte als Bedingung für seine Teilnahme am Kirchentag gefordert, daß auf demselben auch über die Bedeutung der inneren Mission für die Kirche und das Volkswohl verhandelt werden sollte. Am 20. September traf Wichern von Oberschlesien, wohin er geeilt war, um die Arbeiten der Brüder zu besichtigen und entstandene Schwierigkeiten zu beseitigen, in Wittenberg ein. Am folgenden Tage trat in der Schloßkirche am Grabe Luthers der erste deutsche evangelische Kirchentag zusammen. Etwa 500 evangelische Männer aus allen Ständen und Berufen waren hier unter dem Präsidium v. Bethmann-Hollwegs und Stahls drei Tage brüderlich vereinigt, um über das Wohl und Wehe der Kirche sich zu beraten

Wichern vermißte bei seiner Ankunft in Wittenberg in dem Programm des Kirchentages die von ihm zur Bedingung seiner Teilnahme gemachte Verhandlung über die innere Mission. Er gab daher gleich am ersten Konferenztage eine Erklärung ab, in welcher er für die Verhandlung der inneren Missionsfrage das Recht und die Zeit beanspruchte. In der Nachmittagssitzung am 22. September nahm er alsdann das Wort, um seiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß die Kirche die innere Mission in die Hand nehmen müsse. Jetzt werde sie zum Teil mit bekümmertem Herzen betrieben, weil man von seiten derer, welche die Kirche vertreten, ihre Thätigkeit nicht als berechtigt anerkenne. Wenn nun der Kirchentag es ausspräche, daß der zu gründende Kirchenbund der Thätigkeit der inneren Mission Schutz und Förderung bieten werde, so werde ihrer Arbeit ein Stempel aufgedrückt, dessen sie bedürfe, und der ihr einen Gottessegen verbürgen werde. Die Versammlung wünschte nun, daß Wichern über die innere Mission einen Vortrag halte. Ohne darauf vorbereitet zu sein, hielt er, von der Wichtigkeit des Augenblicks ergriffen, den gewünschten Vortrag. Mit ergreifendem Ernst schilderte er die religiös-sittlichen Zustände im Volksleben, die einzelnen Thatsachen mit Citaten, Nummern und Zahlen illustrierend. Sodann wies er nach, wie unstreitig die Kirche Hilfe zu bringen habe, und zwar wesentlich durch Entfaltung der inneren Mission. Neue Wege seien zu betreten, um mit dem Worte Gottes zu den Volksmassen zu gelangen. Alle be-

stehenden Werke der christlichen Barmherzigkeit müßten mit neuem Eifer angegriffen und durch persönlich wirkende Kräfte zu gegenseitiger Handreichung verbunden werden. Die evangelische Kirche aber setze auf die Summa dieser Arbeit ihr Siegel und bezeuge: Die Arbeit der inneren Mission ist mein! Die Liebe gehört mir wie der Glaube.

Hatte Wichern bei diesem Vortrage selbst — wie einst bei dem Jahresfeste der Sonntagsschule — das sichere, ihn übermannende Gefühl, daß Gott ihm in diesem Augenblick in außerordentlichem Maße die Kraft des Wortes verlieh, so war auch der Eindruck seines Vortrages bei den Hörern ein gewaltiger. In allgemeinen Zurufen machte sich die Bewegung der Gemüter kund, und der Antrag Wicherns, daß unter die Gegenstände, mit denen es die konföderierte Kirche zu thun haben werde, auch die innere Mission aufgenommen werde, fand einstimmige Annahme. Der Hamburger Kandidat, der fünfzehn Jahre vorher drei arme Kinder in die strohgedeckte Hütte des Rauhen Hauses aufgenommen, war vor der evangelischen Kirche Deutschlands zum Herold der inneren Mission geworden, auf den Tausende mit Vertrauen blickten.

„Meines Herzens tiefster Wunsch und Gebet ist erfüllt," schrieb Wichern aus Wittenberg an seine Frau. „Mir ist zu Mute, als könnte ich hier den Beruf meines Lebens schließen. Eine höhere Feier als diese hat die innere Mission bis heute nicht erlebt." Am 26. September kehrte Wichern nach Hamburg zurück. Die große Aufgabe stand vor ihm, das fortzuführen, was durch sein Wort in Wittenberg angebahnt worden. Die erste Frucht des Wittenberger Tages sollte aber seiner Vaterstadt zu gute kommen. Es galt, die zerstreute christliche Kirche zum Zeugnis für die Wahrheit und zu vereinter Wirksamkeit für das Reich Gottes zu verbinden. In einer Versammlung von etwa 500 Männern und Frauen am 20. Oktober im Saale der patriotischen Gesellschaft, erstattete Wichern Bericht über die Verhandlungen in Wittenberg, legte die Notstände in Hamburg dar und regte die Begründung eines Vereins für innere Mission an. Er wies hin auf die Londoner Stadtmission und den großen Segen, der von ihr ausgegangen. Unter uns müsse freilich die Stadtmission in deutscher Eigentümlichkeit ins Leben treten. Am 27. Oktober fand eine zweite Versammlung statt, in welcher Wichern mit bestimmten Vorschlägen auftrat. Am Geburtstage Luthers, Freitag den 10. November, konstituierte sich alsdann der „Verein für innere Mission in Hamburg",

zu dessen Vorsitzenden auf Antrag von Senator Hudtwalcker Wichern einstimmig erwählt wurde.

Am folgenden Tage reiste Wichern nach Berlin, wo die schon in Wittenberg begonnenen Verhandlungen über die Bildung eines Zentralausschusses für die innere Mission zum Abschluß gelangten. Das an ihn gerichtete Verlangen, den Vorsitz im Zentralausschuß zu übernehmen, lehnte er auf das entschiedenste ab. Der Wahl der „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" zum Organ des Ausschusses stimmte er bei. Auf Wunsch der Mitglieder des Zentralausschusses übernahm Wichern die Abfassung einer Denkschrift, in welcher die Grundgedanken der inneren Mission und die Hauptrichtungen, nach welchen sie sich auszugestalten habe, dargelegt werden sollten. Die „Denkschrift für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche" erschien im April 1849. Sie ist von grundlegender Bedeutung für die gesamte Thätigkeit der inneren Mission geworden.

Mit dem Wittenberger Kirchentage hatte sich Wichern einen neuen, fast unübersehbaren Wirkungskreis eröffnet. Andererseits fühlte er sich in seinem Gewissen an die Arbeit im Rauhen Hause als an seine nächste Pflicht gebunden. In dieser Kollision der Pflichten fand sich ein Ausweg darin, daß sich Wichern unter Verzichtleistung auf sein Gehalt — wozu er durch die Güte eines auswärtigen kaufmännischen Freundes in den Stand gesetzt war — für die Zeit vom 1. Dezember 1848 bis 31. Dezember 1849 beurlauben ließ, um für die an ihn herantretenden, allgemeineren Arbeiten im Interesse der inneren Mission Zeit und Kräfte zu haben. Der Verwaltungsrat gewährte ihm seinen Wunsch. Für Wichern begann nun ein Wanderleben, in welchem eine Erkrankung, die erste in seinem Leben, eine Unterbrechung bildete, die ihn in eine für seinen inwendigen Menschen heilsame Stille führte. Wenn er zwischen seinen Reisen nach den verschiedensten Städten und Orten Nord- und Süddeutschlands, wo er überall bei Gründung von Vereinen und Werken der inneren Mission anregend und fördernd mitzuwirken hatte, für kurze Zeit im Rauhen Hause weilte, so stand er von seinem engen Arbeitszimmer aus in lebendigem Verkehr mit allen Gebieten des evangelischen Deutschlands. Mitte September 1849 fand in Wittenberg der zweite evangelische Kirchentag statt, mit welchem der erste Kongreß für innere Mission verbunden war. Wichern erstattete den Bericht über die Fortschritte der inneren Mission in dem verflossenen Jahre und hielt mehrere bedeutsame Vorträge. Schmerzlich berührte ihm die Gegner-

schaft konfessioneller Lutheraner gegen die innere Mission, wie sie namentlich in dem von Pastor Petri in Hannover geleiteten „Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche“ zum Ausdruck kamen. Wenn hier gesagt wurde, die innere Mission arbeite am Ruin der Kirche und sei das Schlinggewächs, welches dem Stamm des Kirchenbaumes alle Lebenskraft auszusaugen drohe, so thaten solche Angriffe Wichern, der sich bewußt war, mit der inneren Mission der Kirche einen notwendigen und heilsamen Dienst zu leisten, schmerzlich weh. Aber er schwieg in der Hoffnung einer späteren gerechteren Beurteilung seiner Bestrebungen.

Das Jahr, das sich Wichern für seine über das Rauhe Haus hinausgehende Thätigkeit im Interesse der inneren Mission ausbedungen hatte, ging zu Ende. Es zeigte sich aber die Notwendigkeit, Wichern noch länger eine derartige Thätigkeit zu ermöglichen, und der Verwaltungsrat des Rauhen Hauses ging bereitwilligst darauf ein. Unter Mitwirkung des Königs Friedrich Wilhelm IV. wurde eine Stiftung begründet, deren Zinsen Wichern in den Stand setzten, auch ferner auf sein Anstaltsgehalt zu verzichten.

Sodann wurde ein Inspektor berufen, der unter Wicherns Mitwirkung und Oberaufsicht die Anstalt leiten sollte. Der bisherige Oberhelfer, Kandidat Theodor Rhiem, übernahm am 1. Januar 1850 das Inspektorat. Für Wichern mußte nun ein neues Wohnhaus erbaut werden, das er am 8. Mai 1851 mit seiner alten Mutter, seiner Frau und seinen acht Kindern beziehen konnte. Inzwischen hatte Wichern sich nicht geschont. In Hamburg selbst hatte er die Abhaltung regelmäßiger Bibelstunden im großen Saale der patriotischen Gesellschaft begonnen. Am 24. November 1850 hielt er den ersten der vom Verein für innere Mission ins Leben gerufenen Abendgottesdienste in der Waisenhauskirche. Es hatte einer von 250 Bürgern und Einwohnern an den Senat gerichteten Supplik bedurft, um die Erlaubnis zur Abhaltung dieser Gottesdienste zu erlangen. Im Rauhen Hause selbst hatte Wichern die Freude, die Arbeit durch Gründung eines Pensionats für erziehungsbedürftige Söhne aus höheren Ständen sich erweitern zu sehen.

Auf Wunsch des Ministers des Inneren übernahm Wichern zunächst die Abfassung eines Promemoria über den Zustand der preußischen Gefängnisse. Es wurde auf Grund des von ihm gesammelten Materials eine Revision der Gefängnisse beschlossen, an welcher auch Wichern sich beteiligen sollte. Es wurde damit eine

Arbeit auf seine Schultern gelegt, von welcher er schrieb: „Sie ist die größte, die mir bis dahin in meinem Leben zuteil geworden.“ Nach seiner Rückkehr von Berlin, wo er an einer Ministerialkonferenz über die Sittlichkeitsfrage sich beteiligt hatte, rüstete er sich zu einer Reise nach England, um auf Wunsch des Zentralausschusses auf der Londoner Allianzversammlung über den Stand der inneren Mission in Deutschland Bericht zu erstatten. Im August 1851 trat er die Reise an, nachdem er am 3. Juni von der theologischen Fakultät in Halle zum Doktor der Theologie h. c. ernannt worden war. In London that er tiefe, erschütternde Blicke in das Leben der untersten Volksklassen. Andererseits lernte er auch die dortigen, großartigen Anstalten der christlichen Barmherzigkeit kennen. Außer auf der Allianzversammlung mußte Wichern auch in einer großen öffentlichen Versammlung in Exeter-Hall über die Wege und Ziele der inneren Mission in Deutschland reden. Nach seiner Rückkehr von England und vom Kirchentage in Elberfeld widmete er sich zunächst wieder mit voller Hingabe der Arbeit im Rauhen Hause. Hatte sich dasselbe von einer gewissen Tagespresse als Brutstätte der Muckerei, und er selbst sich als deren leibhaftige Personifikation schmähen lassen müssen, so waren ihm die Beweise der Teilnahme weitester Kreise an den Arbeiten des Rauhen Hauses tröstlich und ermutigend. Eine Reihe fürstlicher Persönlichkeiten, allen voran der König Friedrich Wilhelm IV. und seine Gemahlin, die Königin Elisabeth, beehrten die Anstalt mit ihrem Besuche. — Am 30. Oktober 1853 durfte das Rauhe Haus die Feier seines zwanzigjährigen Bestehens feiern. Wichern erbat sich in den Fliegenden Blättern eine Summe von 7000 Mark Court. zur Tilgung der Schulden der Anstalt. In wenigen Wochen war mehr als das Dreifache der erbetenen Summe in seinen Händen.

Inzwischen hatte er mehrfache Reisen zur Inspektion der Gefängnisse vorgenommen. Auf einer dieser Reisen kam er nach Herrnhut, wo er, wie noch niemals in seinem Leben erfuhr, was ein Gottesdienst und ein Gemeindegebet in einer lebendigen, geordneten Gemeinde bedeutet. Im Mai 1854 rief der König Wichern nach Berlin, um über das Ergebnis seiner Gefängnisreisen zu berichten. Zunächst wurde die Strafanstalt in Moabit bei Berlin einer Reform unterworfen, und eine königliche Kabinettsordre vom 5. Juli 1856 bestimmte, daß zugleich mit Einführung des Systems der Einzelhaft Brüder des Rauhen Hauses zur Gefangenenpflege in Moabit berufen werden sollten. 21 Brüder des Rauhen Hauses wurden am 31. Oktober in Gegenwart

des Kuratoriums und vieler Freunde der Anstalt feierlichst zum Dienst im Moabiter Zellengefängnis entlassen. Im Herbste dieses Jahres hielt Wichern auf dem Kirchentag in Lübeck einen Vortrag über „den Dienst der Frauen in der evangelischen Kirche", der vielfach Beachtung gefunden hat. Auch beschäftigten ihn in dieser Zeit allerlei Pläne über kirchliche Armenpflege in Verbindung mit der Aufrichtung eines eigenen kirchlichen Amtes für dieselbe, des Diakonats. Doch gelangten diese Pläne nicht zur Ausführung. „Aber die Zeit wird kommen," schrieb er, „in der dem kirchlichen Diakonat, ich fürchte nach schweren Erfahrungen, die ihm gebührende Stellung erobert werden wird, wenn auch ich sie nicht erlebe." Für den engeren Zusammenschluß der im Rauhen Hause ausgebildeten und von demselben entsandten Brüder war Wichern unausgesetzt thätig. Es entstanden die „Ordnungen der Brüderschaft des Rauhen Hauses", durch welche die Brüder untereinander und mit dem Mutterhause in zweckentsprechender Weise verbunden wurden.

Der Gedanke, Wichern ganz und dauernd für Preußen zu gewinnen, wie ihn schon 1844 der Minister von Eichhorn gehegt hatte, trat im Lauf der Jahre immer wieder auf. Der König selbst hatte in vertraulichen Unterredungeu mit Wichern den Wunsch ausgesprochen, ihn ganz in den Dienst des preußischen Staats- und Kirchenwesens zu ziehen. Nach heißem Ringen wurde Wichern innerlich dessen gewiß, daß keine noch so verlockende Aussicht ihn zu dem entscheidenden Schritte bewegen dürfe, wenn das Band, das ihn an das Rauhe Haus knüpfe, unverletzt erhalten und für die Zukunft gesichert bleiben sollte. Dem durch in die Öffentlichkeit gedrungenen Gerüchte beunruhigten Verwaltungsrat des Rauhen Hauses gab Wichern in diesem Sinne eine befriedigende Erklärung. Zu Anfang des Jahres 1857 erfolgte nunmehr Wicherns Ernennung zum vortragenden Rat im Ministerium des Innern und zum Mitglied des evangelischen Kirchenrates mit dem Titel eines Oberkonsistorialrates, unter der ausdrücklichen Zusicherung, daß er dadurch keineswegs seiner Wirksamkeit als Vorsteher des Rauhen Hauses, noch überhaupt seiner freien Thätigkeit auf dem Felde der inneren Mission entzogen werden solle. Der Verwaltungsrat des Rauhes Hauses glaubte hierin den Willen Gottes erkennen zu müssen, dem er nicht widerstreben dürfe. Man reichte einander die Hände in der Gewißheit, daß der gefaßte Entschluß zum Segen des Hauses gereichen werde. Wicherns Seele war voll Anbetung und Dank, daß der Herr ihm eine neue, weite Thür aufge-

than, und zugleich ihm die Stätte zu bewahren gewußt habe, wo die Quellen seiner Liebe für ihn und für so viele von seiner Hand so tief begraben seien. Im Hamburgischen Korrespondenten veröffentlichte der Verwaltungsrat eine Erklärung über die neu geordneten Verhältnisse.

Am 19. Februar reiste Wichern nach Berlin, wo sich ihm viele Freundeshände entgegenstreckten. Am 23. Februar leistete er im Ministerium des Innern dem König von Preußen den Eid der Treue. Tags darauf wurde er vom König auf das gütigste empfangen. Fortan hatte Wichern eine doppelte Heimat: Hamburg und Preußen. Im Winter weilte er vorzugsweise in Berlin, im Sommer im Rauhen Hause. Es ist dem Hamburger Wichern, dessen Lebensluft die Freiheit war, nicht leicht geworden, sich in die Gebundenheit der preußischen Büreaukratie zu schicken. Auch fand er seine Neider und Gegner, die ihm manchen seiner Schritte erschwerten. Aber er war entschlossen, seinen Weg trotz Hindernissen und Schwierigkeiten mit Gottes Hilfe zu gehen. An seine Frau schrieb er damals: „Ich denke auch ferner rechts und links zu sehen, als sähe ich nicht, aber alle meine Hoffnung für das tiefe Unten, das mir angewiesen ist, auf das Oben, den reichen Gnadenschatz voller Weisheit und Lebensquellen, zu setzen.“ —

Als vortragender Rat im Ministerium des Innern hatte Wichern die Angelegenheiten der Strafanstalten, der Korrektions- und Rettungshäuser zu bearbeiten und von deren Verwaltung und Zustände persönlich Kenntnis zu nehmen. Besonders lag ihm auch die Durchführung des Systems der Einzelhaft ob. Im Abgeordnetenhause kam es gleich im Jahre 1858 zu ernsten Verhandlungen über Wicherns Thätigkeit auf diesem Gebiet, aus denen sich in den Jahren 1861 und 1862 leidenschaftliche Kämpfe entwickelten, in denen Wichern sowohl auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses als litterarisch hart angegriffen wurde. Die letzten Gründe für diese Angriffe lagen in Wicherns religiöser Stellung. Es war sein „Pietismus“ den Gegnern ein Dorn im Auge. Die Brüderschaft des Rauhen Hauses wurde in einer Schrift v. Holtzendorfs als „ein protestantischer Orden im Staatsdienst“ geschmäht. Aber den Verunglimpfungen, welche Wichern von allen Seiten erfuhr, traten andererseits Männer, wie der Freiherr v. Vincke entgegen, die mit Wicherns religiösem Standpunkt keineswegs einverstanden waren.

Als Mitglied des evangelischen Oberkirchenrats setzte er seine volle Kraft daran, den Werken der inneren Mission in die Landeskirche und in die einzelnen Gemeinden hinein die Kanäle zu

graben. Daneben widmete er sich mit großem Eifer einer ebenso vielgestaltigen wie fruchtbaren, freien Wirksamkeit für die innere Mission. So entstand im Jahre 1858 auf seine Anregung hin das Evangelische Johannesstift in Moabit bei Berlin, eine Brüderanstalt nach dem Vorbild des Rauhen Hauses und mit demselben in engster Verbindung stehend. Auch die Anfänge der späteren Berliner Stadtmission durften unter seiner Pflege entstehen. Der Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges im Jahre 1863 veranlaßte ihn, die Felddiakonie durch die Brüder des Rauhen Hauses und des Johannisstiftes ins Leben zu rufen, eine Einrichtung, die in den Kriegen der Jahre 1866 und 1870—71 ihre weitere segensreiche Ausgestaltung fand. Im Jahre 1858 hatte Wichern, nach v. Bethmann-Hollwegs Ernennung zum Kultusminister, das Präsidium des Zentralausschusses für die innere Mission übernommen. Unermüdlich förderte er die Bildung selbständiger Provinzial- und Landesvereine für innere Mission. Auf den Kirchentagen und Kongressen für innere Mission hielt er einen bedeutsamen Vortrag nach dem andern. Auch auf andern kirchlichen Versammlungen diente er gern mit seinem anregenden, fruchtbaren Rat.

Wenn Wichern um die Pfingstzeit für die Sommermonate wieder ins Rauhe Haus einkehrte, waren es allemal Festtage für ihn und die Anstaltsgenossen. Er widmete sich alsdann der dortigen Arbeit mit einer Frische, als gäbe es für ihn kein Berlin. Am 12. September 1858 durfte er unter erhebenden Beweisen der Liebe und Teilnahme der weitesten Kreise die 25jährige Jubelfeier des Rauhen Hauses begehen, dem nach fünf Jahren das dreißigjährige Stiftungsfest folgte. In seinem Familienkreise wechselten Freud und Leid. Die Kinder wuchsen heran. Zwei Töchter verheirateten sich. Im Jahre 1861 ging die „alte Mutter“ heim, nachdem sie noch im Jahre vorher die silberne Hochzeit ihres Johann Hinrich hatte mitfeiern dürfen. Tiefbewegt hielt Wichern der teuren Entschlafenen die Leichenrede. Auch von den Freunden des Rauhen Hauses aus der Gründungszeit schied einer nach dem andern aus dem Leben. So am 1. März 1865 Pastor Rautenberg und am 16. August s. Jahres Senator Hudtwalcker, von dem Wichern rühmte: „Er ist mir in meinem Leben wie ein zweiter Vater gewesen.“ Durch Wicherns Seele zogen, mehr als viele es ahnten, Gedanken an sein eigenes Sterben. Von einem leichten Schlaganfall am 19. April 1866 betroffen, erholte er sich zwar wieder so, daß er scheinbar in alter Frische seine große Arbeit wieder aufnehmen

konnte. Ja, er nahm neue Arbeiten, wie den Kampf gegen die Prostitution und die mehr und mehr andrängende Arbeiterfrage auf. Als aber sein geliebter Sohn Louis infolge einer Verwundung in den Kämpfen bei Orleans am 5. Januar 1871 starb und auch sein Schwiegersohn, Professor Friedrichs, einem unheilbaren Leiden erlag, da war Wicherns Kraft gebrochen. Als er im Frühjahr 1871 ins Rauhe Haus zurückkehrte, erkrankte er in bedenklicher Weise. Seine Kräfte verließen ihn, seine Gedanken verwirrten sich; er war für jede Arbeit unfähig. Aber noch einmal schenkte ihm Gott eine Frist. Nach einer längeren Erholungsreise kehrte er nach Berlin zurück, um an der Oktoberversammlung teilzunehmen. Die Kraft versagte ihm aufs neue. Er konnte den von ihm übernommenen Vortrag nicht zu Ende führen. Durch die Versammlung ging die schmerzliche Ahnung, daß Wicherns Lebenskraft gebrochen sei. Er selbst empfand diese Erfahrung als eine ihm von Gott auferlegte Demütigung. Dennoch gönnte er sich keine Ruhe. Die Sommermonate des Jahres 1872 widmete er in besonderer Weise der Neubelebung des Anstaltslebens im Rauhen Hause, dessen Leitung er nach dem Rücktritt des Inspektors Rhiem wieder voll und ganz übernommen hatte. Er hatte die Freude, seinen Sohn Johannes in die Mitarbeit am Rauhen Hause einführen zu können. In sorgenvollen Tagen und schlaflosen Nächten, welche der Winter 1872 auf 1873 in Berlin brachte, reifte sein Entschluß, aus dem preußischen Staatsdienst zu scheiden, um mit der Kraft, die ihm noch geblieben, ungeteilt der Heimat, dem Rauhen Hause anzugehören. Zum definitiven Austritt kam es jedoch erst später. Inzwischen hatte er im Herbst 1873 die 40jährige Stiftungsfeier des Rauhen Hauses begehen können. Eine Ehrengabe von 12000 Thalern zum Bau eines Schulhauses im Rauhen Hause wurde in seine Hände gelegt. Auch sonst empfing er viele Zeichen der Liebe und Treue. Seinen Dank schloß er mit den Worten: „Auf dem Grunde des Glaubens an die Vergebung der Sünden, auf welchem das Rauhe Haus mit all seiner Erziehungsarbeit steht, will ich bleiben bis in den Tod.“

In der Nacht zum 5. April 1874 traf ihn ein Schlagfluß. Wicherns Arbeitsleben war zu Ende. „Ich kann nichts,“ schrieb er im Mai an seinen langjährigen Freund und Mitarbeiter Friedrich Oldenberg, „nur ganz einzelne lichte Augenblicke kommen mir; gewöhnlich bin ich dunkel und verwirrt.“ Zum 1. Januar 1875 erhielt er den erbetenen Abschied aus seinen preußischen Ämtern. Nun

folgten noch sieben schwere Jahre, in denen er an Leib und Seele unsägliches zu leiden hatte. Ein Gehirnleiden, die Folge übergroßer, rastloser Thätigkeit, vernichtete dies große, edle Leben für diese Welt. Es waren Wege im tiefsten Dunkel. Und dennoch war auch der Herr im Dunkeln sein Licht. Vier Jahre vor seinem Tode übergab er den Seinen ein geschlossenes Blatt, das sie nach seinem Tode öffnen sollten. Er beginnt mit den Worten: „Wenn Gott es beschlossen hat, mich zu sich zu nehmen, so sollt ihr, meine Lieben, es wissen, daß ich zu ihm komme und Frieden in ihm finde. Ich habe mich immer zu ihm bekannt, aber in großer Schwachheit. Er wird mir aber meine Sünden vergeben — darauf geht alle meine Hoffnung — um seiner Liebe und Liebesthat willen, um seines für mich vergossenen Blutes willen.“ — Am 7. April 1881 schlug endlich seine Erlösungsstunde. Am 11. April wurde seine Hülle auf dem alten Hammer Kirchhofe zur Ruhe bestattet. Vom Kaiser im Palast bis zum ärmsten Kinde im Rauhen Hause trauerte man um den dahingeschiedenen „Vater der inneren Mission.“ Auf seinem Grabstein steht das Wort, das er einst unter sein Bild geschrieben:

„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“
(1. Joh. 5, 4.)



Lehmann & Bernhard, Schönberg i. M.

Verzeichnis
der von dem Verfasser benutzten Bücher und Schriften.

1. Adelungk, H. W., Historische Beschreibung der Kaiserl. Fr. Reichs-Stadt Hamburg. Hamburg 1696.
2. Allgemeine deutsche Biographie, 45 Bände. Leipzig 1875—1900. (Die betr. Artikel.)
3. Bärmann, G. N., Hamburgische Denkwürdigkeiten. 2 Bände. Hamburg 1816 und 1820.
4. Behrmann, G., Monatsschrift für die evang.-luth. Kirche im Hamb. Staat. 1.—5. Jahrg. Hamburg 1881—1885.
5. Beleuchtung der neuesten kirchlichen Streitigkeiten in Hamburg. Von einem benachbarten Laien. Bremen 1840.
6. Beneke, O., Hamburgische Geschichten und Sagen. Hamburg 1854.
7. Derselbe, Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten. Hamburg 1856.
8. Derselbe, Ein Blick auf Hamburgs Vergangenheit. Hamburg 1868.
9. Bertheau, D. C., Johannes Bugenhagens Kirchenordnung für die Stadt Hamburg vom Jahre 1529. Hamburg 1885.
10. (Brauer u. a.), Der Bergedorfer Bote. 1.—15. Jahrgang. Hamburg 1832—1846.
11. Clemens, Fr., Hamburgs Gedenkbuch, eine Chronik seiner Schicksale und Begebenheiten. Hamburg 1844.
12. Der Kirche zu Hamburg von Alters her gebräuchliche Formularia und öffentliche Gebethe nebst der Ordnung der Vespern und des Gottesdienstes. Hamburg 1726.
13. Des Hamburgischen Ministerii pflichtmäßige Erinnerung an die demselben anvertrauten Gemeinden. Hamburg 1773.
14. Fabricius, J. A., Memoriarum Hamburgensium Vol. I—VII. Hamburg 1710—1730.
15. Feddersen, J. F., Christoph Christian Sturms Leben und Charakter. Hamburg 1786.
16. (Florencourt, Fr. v.), Philalethes und Dr. Schleiden. Hamburg 1839.
17. Fortmann, H., Chronik der St. Jakobi-Kirche. Hamburg 1825.
18. Gaedechens, C. F., Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg und ihrer nächsten Umgebung. Hamburg 1880.
19. Geffcken, D. Joh., Die Hamb. Niedersächsischen Gesangbücher des sechzehnten Jahrhunderts u. s. w. Hamburg 1857.
20. Derselbe, Das kirchliche Hamburg vor hundert Jahren. Hamburg 1860.
21. Derselbe, Johann Winckler und die Hamburgische Kirche seiner Zeit. Hamburg 1861.
22. Derselbe, Die große Michaeliskirche in Hamburg. Denkschrift zur ersten Säcularfeier derselben. Hamburg 1862.

23. Gleiß, C. W., Esdras Edzardus, ein alter Hamburger Jugendfreund. Hamburg 1871.
24. Hamburgische Biographien. (Sammelband der Hamburger Stadtbibliothek. Realkatalog K. D. Vol. I. p. 250.)
25. (Harleß), Die religiösen Kämpfe in Hamburg. Urteil eines auswärtigen Theologen. Hamburg 1841.
26. Herzog, D. J. J., und Plitt, D. G. L., Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche. 18 Bände. Leipzig 1877—188? (Die betr. Artikel.)
27. Heß, J. L. v., Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben. 3 Theile. Hamburg. 1. Auflage 1787—1792. 2. Auflage 1810—1811.
28. Heyn, J. M., Was ist denn die sogenannte evangelische Kirche, wenn es keine lutherische oder reformierte sein soll? Hamburg 1847.
29. Hoeck, H., und Müller, C. H., Historisch-Theologisches Denkmahl der in St. Georg neuerbauten Heiligen Dreieinigkeitskirche. Hamburg 1750.
30. (Hudtwalcker, Dr. M. H.), Betrachtungen eines Laien über das evangelisch-lutherische Glaubenssystem und über den Rationalismus mit besonderer Berücksichtigung auf Hamburg. Lübeck 1823.
31. Derselbe, Ueber den Einfluß des sogenannten Mysticismus und der religiösen Schwärmerei u. s. w. Hamburg 1827.
32. Derselbe, Was ist denn Wahrheit? Eine Frage an Herrn Dr. und Pastor Böckel in Hamburg. Kiel 1830.
33. Derselbe, Protest in Veranlassung der neuesten kirchlichen Ereignisse in Hamburg. Hamburg 1839.
34. Hübbe, J. H., u. Plath, J. C., Ansichten der freien Hansestadt Hamburg und ihrer Umgebung. Frankfurt, 1. Band 1824, 2. Band 1828.
35. Hübbe, H., Die Kaiserlichen Kommissionen in Hamburg. Hamburg 1856.
36. Janßen, Dr. J. A. R., Ausführliche Nach[illegible]hten über die sämmtlichen evang.-protest. Kirchen und Geistlichen der fr[illegible]n und Hansestadt Hamburg. Hamburg 1826.
37. Jöcher, C. G., Allgemeines Gelehrten-Lexicon. 4 Theile. Leipzig 1750—51. (Fortsetzungen und Ergänzungen von J. C. Adelung, Band 1—7, 1784—1879.) (Die betreffenden Artikel.)
38. (Klefeker), Sammlung der Hamburgischen Gesetze und Verfassungen. 12 Theile. Hamburg 1765—1774. (Band 8: Geschichte des Kirchenwesens u. s. w.)
39. Koch, E. E., Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. 6 Bände. Stuttgart 1866—1869.
40. (Köster u. a.), Der christl. Hausfreund. 1.—4. Jahrgang. Hamburg 1834—37.
41. Kunhardt, L. H., Hamburgs evangelische Jubelfreude zur 3. Säcularfeier der Augsburger Confession. Hamburg 1830.
42. Löwe, Lic. F. A., Denkwürdigkeiten aus dem Leben und Wirken des Joh. Wilh. Rautenberg, Pastoren zu St. Georg in Hamburg. Hamburg (1866).
43. Mahling, Beiträge zur Geschichte der Entwickelung der Inneren Mission mit besonderer Beziehung auf Hamburg. Hamburg 1898.
44. Melle, Dr. W. v., Die Entwicklung des Armenwesens in Hamburg. Hamburg 1883.
45. Meusel, J. G., Lexikon der in den Jahren 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. Leipzig 1808.

46. Meyer, Domherr F. J. L., Blick auf die Domkirche in Hamb. Hamb. 1804.
47. Mönckeberg, C., Die St. Nikolai-Kirche in Hamburg. Hamburg 1846.
48. Derselbe, Bugenhagens Hamburgische Kirchenordnung. Hamburg 1861.
49. Derselbe, Hamburg unter dem Druck der Franzosenzeit. Hamburg 1864.
50. Derselbe, Die Bibel in Hamburg. Hamburg 1865.
51. Derselbe, Joachim Westphal und Johann Calvin. Hamburg 1865.
52. Derselbe, Matthias Claudius. Ein Beitrag zur Kirchen- und Literar-Geschichte seiner Zeit. Hamburg 1869.
53. Derselbe, Herm. Sam. Reimarus u. Johann Christian Edelmann. Hamb. 1867.
54. Derselbe, Geschichte der Freien und Hansestadt Hamburg. Hamburg 1885.
55. Müller, H. J., Ueber Sonntagsschulen für die Jugend in besonderer Beziehung auf Hamburg und die Vorstadt St. Georg. Hamburg 1827.
56. Nachricht von den jetzigen Streitigkeiten zwischen E. E. Rathe und dem E. Dom-Capitul u. s. w. Hamburg 1726.
57. Neddermeyer, Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg. Hamb. 1832.
58. (Neudorf, J. J.), Christl. Unterricht f. d. Jugend u. s. w. Hamb. o. J. (1727.)
59. Oelze, E., Balthasar Schuppe. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hamburg o. J. (1862.)
60. Oldenberg, F., Johann Hinrich Wichern, sein Leben und Wirken. 2 Bände. Hamburg 1884 und 1887.
61. Ordnung des Gottesdienstes in den Hamb. Kirchen u. s. w. Hamburg 1788.
62. Orlich, E. L., Das pflichtmäßige Verhalten christlicher Gemeinden in Absicht ihrer Gotteshäuser. Predigt am Tage der Einweihung der großen und neuen Hauptkirche zu St. Michaelis. Hamburg 1772.
63. Perthes, C. T., Friedrich Perthes Leben. 3 Bände. Gotha 1855—56.
64. (Poel, E.), Denkwürdigkeiten aus d. Leben v. Amalie Sieveking. Hamb. 1860.
65. Rambach, A. J., Johann Jakob Rambach nach seinem Leben, Charakter und Verdienst. Hamburg 1818.
66. Rautenberg, J. W., Beruhigende Nachrichten über die Hamburgische Sonntagsschule. Lübeck 1827.
67. Reinhold, C. W., und Bärmann, G. N., Hamb. Chronik. 2 Thle. Hamb. 1820.
68. Reincke, J. Th., Lebensbeschreibung des ehrenwerthen Ernst Georg Sonnin. Hamburg 1824.
69. Röpe, Dr. G. R., Johann Melchior Goeze. Eine Rettung. Hamburg 1860.
70. Schleiden, Dr. H., Die protest. Kirche und die symbol. Bücher. Hamb. 1840.
71. Schmidt, Hanseatisches Magazin. Band V, darin: Proben einer Bildergallerie Hamburgischer Männer des 18. Jahrhunderts. Bremen 1801.
72. Schröder, Klose und andere, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller, 8 Bände. Hamburg 1851—1883. (Die betreffenden Artikel).
73. Sengelmann, H., Der Hauptgottesdienst in Hamb. sonst u. jetzt. Hamb. 1855.
74. Derselbe, Die Gegenwart der evangelisch-lutherischen Kirche Hamburgs dargestellt, aus ihrer Vergangenheit erklärt und nach ihren Forderungen für die Zukunft gedeutet. Hamburg 1862.
75. Derselbe, Zum Gedächtnis J. W. Rautenbergs. Hamburg o. J. 1865.
76. Staphorst, Nik., Historia ecclesiae Hamburgensis diplomatica, d. i. Hamburgische Kirchengeschichte. 1. Theil, 1.—4. Band, 2. Theil, 1 Band (mehr ist nicht erschienen). Hamburg 1723—1729.

77. (Steltzner, M. G.), Versuch einer zuverlässigen Nachricht von dem Kirchlichen und Politischen Zustande der Stadt Hamburg in den älteren Zeiten u. s. w. 5 Bände. Hamburg 1731—1739.
78. Strauch, L. C. G., Zur Berichtigung des Urteils über die hier gehaltene und im Druck erschienene Rede zur Empfehlung des Vernunftgebrauchs bei dem Studium der Theologie. Hamburg 1823.
79. Derselbe, Stephan Kempes wahrhafter Bericht, die Kirchensachen in Hamburg vom Anfang des Evangelii betreffend. Hamburg 1828.
80. (Theveny u. a.), Der Friedensbote. 1.—5. Jahrg. Hamburg 1821—1825.
81. Thieß, J. O., Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg. 2 Bände. Hamburg 1780.
82. Derselbe, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften aus und mit Aktenstücken. Hamburg. 1. Theil 1801, 2. Theil 1802.
83. Über Mysticismus (Sammelband der Hamburgischen Stadtbibliothek. Realkatalog K. D., Vol. III, p. 170).
84. Voght, Freyherr v., Gesammeltes aus der Geschichte der Hamburgischen Armen-Anstalt während ihrer 50jährigen Dauer. Hamburg 1838.
85. Wagner, F., Der gerechte Feuer-Eifer Gottes über Hamb. u. s. w. Hamb. 1750.
86. Wendt, H. H., Geschichte des Thurmes der St. Katharinen-Kirche. Hamb. 1852.
87. Derselbe, D. Philipp Nikolai, Hauptpastor zu St. Katharinen in Hamburg. Hamburg 1859.
88. Wichmann, E. H., Hamburgische Geschichte in Darstellungen aus alter und neuer Zeit. Hamburg 1889.
89. (Winckler, J. D.), Nachrichten von Niedersächsischen berühmten Leuten und Familien. 2 Bände. Hamburg 1768 und 1769.
90. Wohlwill, Prof. Dr. A., Hamb. während d. Pestjahre 1712—1714. Hamb. 1893.
91. Wolfrath, F. W., Charakteristik edler und merkwürdiger Menschen u. s. w. Halle 1791.
92. Wolters, K. J. W., Die kirchlichen Zustände vor 200 Jahren (Separat-Auszug aus: Hamburg vor 200 Jahren. Gesammelte Vorträge. Hamburg 1892.
93. Derselbe, Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Wiedereinweihung der St. Petrikirche am 7. Mai 1899.
94. Witte, J., Zuverlässige Nachrichten von den evangelisch-lutherischen Predigern und Kirchspielen der Stadt Hamburg. Hamburg o. J. (1759.)
95. Wurm, C. F., Leonhard Wächters historischer Nachlaß. 2 Bände. Hamburg 1838 und 1839.
96. Zeitschrift d. Vereins für Hamb. Geschichte. 1.—10. Bd. Hamb. 1841—1896.
97. Ziegra, M. Chr., Sammlung von Urkunden, Bedenken u. s. w. als Grundlage zur Hamb. Kirchenhistorie neuerer Zeiten. 4 Theile. Hamb. 1764—1770.
98. Zimmermann, F. G., Neue Chronik von Hamburg vom Entstehen der Stadt bis zum Jahre 1819. Hamburg 1820.
99. Zwei Jahrhunderte der Hammer Gemeinde. September 1893.

Außerdem noch zahlreiche kleinere Broschüren, Predigten, Jahresberichte und Zeitungsartikel.

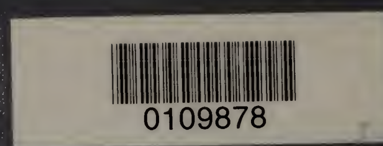
Inhaltsverzeichnis.

IV. Aus dem neunzehnten Jahrhundert.








0109878